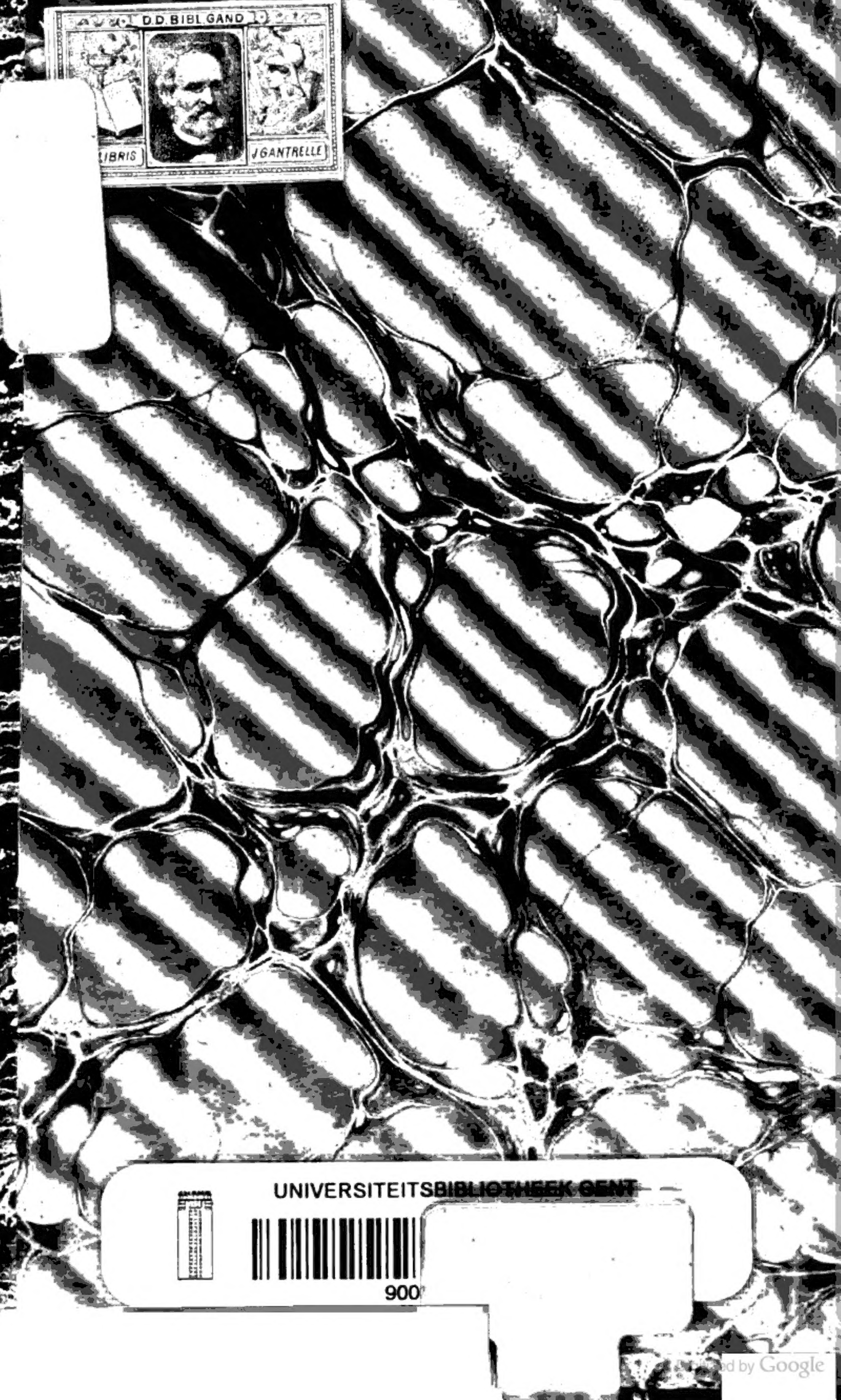

D.D. BIBL. GAND
LIBRIS
J GANTRELLE
UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900
d by Google

Digitized by Google

3.-L. 10719.

B.L 10,719

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

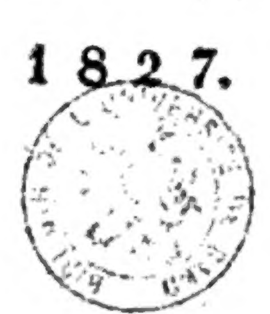
Umständlichere Erzählung der merkwürdigen Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte.

Für den ersten Unterricht in der Geschichte, besonders für Bürger- und Landschulen.

Von G. G. Bredow.

Neunte vermehrte und verbesserte Auflage.

Reutlingen,
Verlag der J. J. Mäcken'schen Buchhandlung.
1827.



Digitized by Google

Digitized by Google

Abgekürzte Vorrede

zur ersten Auflage.

Als ich im vorigen Jahre das Rektorat der hiesigen Schule übernahm, wünschte der Lehrer der dritten Klasse, Herr Georgi, ein passenderes Buch für den ersten Geschichtsunterricht zu haben, als Schröcks Weltgeschichte, die er beim Antritt seiner Stelle vorgefunden hatte. Ich ließ alle die größeren und kleineren Bücher kommen, die zu diesem Zweck gedruckt sind; allein keines entsprach unsern Wünschen. Die meisten enthielten kurze allgemeine Andeutungen aus der Staatengeschichte und der Geschichte der Erfindungen; überall fast vermißten wir die belebende Darstellung des Einzelnen. Ein Buch machte eine rühmliche Ausnahme, Beckers Weltgeschichte für Kinder und Kinderlehrer. Hier fanden wir die Auswahl einzelner wichtiger und für Kinder anziehender Begebenheiten; hier eine reiche Sammlung treffender und unterhaltender Züge aus dem Leben merkwürdiger Menschen; und die harten Urtheile, die zuweilen, besonders in einzelnen Ausdrücken, uncedle Sprache sind kleine Flecken, die ein Lehrer leicht beim Unterricht auslöschen kann, und die Herr

Becker gewiß auch in einer zweiten Auflage tilgen wird *). Der Einfalt der Kinderherzen gebührt eine scheuvolle Schaam, die den zarten Grund ihres Gemüths nicht zerreißt, und sie nicht in großstädtische Dreistigkeit verwildert. — Allein dies Beckersche Buch besteht bereits aus sechs Theilen, und wenigstens vier werden noch folgen. Dann ist es ein Werk von zwölf Thalern, und kann also von dem dürftig besoldeten Lehrer einer Land- oder Bürgerschule nicht angeschafft werden. Und der Schüler bleibt ganz ohne Leitfaden. Auch hat Herr Becker selbst sein Buch nicht für Land- und Bürgerschulen bestimmt. So faßte ich den Gedanken, ein solches Buch zu entwerfen: ein kleines für den Schüler, ein größeres für den Lehrer; denn es läßt sich nicht erwarten, daß auch der geschicktere Lehrer alle die Merkwürdigkeiten gerade kennt, die der Verfasser eines Lehrbuches aushebt. Ich habe größtentheils nur gesammelt; wo ich eine Begebenheit so erzählt fand, daß sie für den Zweck

*) Diese Erwartung ist nicht getäuscht worden. In der neuen Auflage des ersten Theiles ist manches harte Urtheil gemildert, und in vielen Stellen der dreiste Ton gemäßiget, so daß ich es jetzt noch zuversichtlicher empfehlen kann. Leider hat der Verfasser, der ein liebenswürdiger Mensch war, das Werk nicht vollenden können: der Tod hat ihn übereilt. 9 Theile sind von ihm noch gearbeitet. Jetzt wird es von Herrn Johann Gottfried Woltmann in Berlin fortgesetzt. 1809 ist der 10. Theil erschienen. Der leichte rasche belebende Ton, der Beckers Eigenthümlichkeit war, fehlt, wiewohl man anderseits durch gediegenere gehaltvolle Zusammenstellung entschädigt wird.

Digitized by Google

dieses Buches passend schien, habe ich sie wörtlich entlehnt, und da hat mir das Beckersche Buch oft gute Dienste geleistet.

Der Titel giebt bestimmt den Zweck des Buches an: für Bürger- und Landschulen. Ich habe daher auf solche Dinge mehr Rücksicht genommen, die eigentlich in eine Geschichte der Technologie, des Handels, des Ackerbau's gehörten; die Geschichte der genannten Gegenstände ist dem Bürger und Landmann eben so wichtig, als dem Gelehrten die Geschichte der Gelehrsamkeit; und es knüpft sich dabei der Vortheil für den Unterricht an, daß er durch sinnliche Gegenstände unterstützt und belebt werden kann, und daß er auf die umgebende Gegenwart hinführt und ihr Werden entwickelt.

Nur Geographie mußte ich voraussetzen, und einige Landkarten. Nothwendig sind indeß nur eine Karte der ganzen Erde, eine wo möglich etwas größere Karte von Europa, die dann alle Karten der einzelnen Länder entbehrlich machen kann, und eine Karte von Deutschland. Denn das Land, wo wir leben, bleibt uns doch immer das wichtigste; daher ich auch aus der Geschichte Deutschlands verhältnißmäßig mehr ausgehoben habe, als aus der Geschichte anderer Staaten. Die Erdtheile, die sämmtlichen Staaten Europa's in ihrer Lage nach den Himmelsgegenden, die wichtigsten Länder der übrigen Erdtheile muß der Lehrer seinen Schülern geläufig machen; Gelegenheit zu wiederholen wird sich dann bei diesem Buche oft finden.

Der Lehrer muß nun bei dem Unterricht so verfahren: Er muß den Schüler erst einen Abschnitt des kleinen Buches halb oder ganz vorlesen lassen; dann muß er die einzelnen Sätze erklären, und in diese Erklärung die umständlichere Erzählung einmischen, so daß die Erzählung zum Theil Gespräch bleibt. Kinder behalten bei längerem zusammenhängenden Vortrage die Aufmerksamkeit nicht. Ist so ein Abschnitt erklärt: dann werde er noch einmal gelesen, und mit einem andern Schüler die wichtigsten Punkte der Erklärung wiederholt. Lehrerklugheit erfodert es, dies größere Buch dabei nicht so zu gebrauchen, daß daraus abgelesen wird; sondern vor Kindern muß freier lebendiger Vortrag der Rede seyn. — Dann in der nächsten Stunde werde wiederholt, und nicht mit Einem Schüler, sondern mit mehrern; und diese Wiederholungen müssen mitunter immer einmal wieder von vorn anfangen; man muß nur Ueberdruß verhüten.

Auf diese Weise, hoffe ich, wird dies Buch Nuzzen stiften, und manche wichtige und unterhaltende Kenntniß wird dadurch allgemeiner verbreitet werden. Guter Rath und Beiträge zur Vervollkommnung des Buches werden mir sehr willkommen seyn, besonders von Männern, die es etwa selbst beim Unterricht gebrauchen möchten. Eutin, den 26. Sept. 1803.

G. G. Bredow.

In dieser zweiten Auflage sind einige Irrthümer, auf die ich aufmerksam gemacht worden bin, oder die ich selbst bemerkt habe, verbessert, und einige Zusätze beigefügt worden, die mir für den Jugendunterricht in Bürgerschulen zweckmäßig und unterhaltend schienen, z. B. die kurze Beschreibung der Dampfmaschinen. Sollten Lehrer sonst bei diesem Buche etwas wünschen oder vermissen; so bitte ich um Mittheilung ihrer Gedanken.

Helmstädt, den 6ten December 1805.

Auch diese neue Auflage hat Verbesserungen und Zusätze erhalten: besonders ist der 58ste Abschnitt über England und Ostindien zum Theil neu bearbeitet. Möge das Buch fortdauernd Nutzen stiften, und möge es besonders dazu beitragen, in der aufwachsenden Jugend den Sinn für Gerechtigkeit und Edles aufzuregen, sie zur Uebung der Kraft und des Muthes zu ermuntern, in der hellen Ausbildung des Geistes ihren Ruhm zu suchen, und dadurch mitzuwirken zur Erhaltung und Ehre des deutschen Namens und Vaterlandes. Frankfurt an der Oder, den 14ten September 1809.

Eine langwierige Krankheit hat den Verfasser gehindert, die vierte Auflage mit derjenigen Sorgfalt und Genauigkeit durchzugehen, die er ihr unter günstigern Umständen geschenkt haben würde. Er hat sich begnügen müssen, einem Freunde die Durchsicht zu übertragen, und dieser sich darauf beschränkt, die Rechtschreibung

gleichförmiger zu machen, einzelne Stellen, meist in Absicht des Ausdrucks, zu berichtigen und die neuesten Ereignisse kurz nachzutragen. Sollte eine neue Auflage nöthig werden, so wird der Verfasser nicht unterlassen, dasjenige selbst nachzuholen, was er jetzt hat aufgeben müssen, und sein Buch überhaupt der Vollkommenheit näher zu bringen, die zu erstreben ihm um so mehr obliegt, je günstiger die Aufnahme gewesen ist, die es erfahren hat. Breslau, den 27. December 1811.

Herrn Rector Manso.

Ihnen, verehrter Freund! bin ich es in meinem und des Publikums Namen schuldig, für die Aufmerksamkeit, die Sie diesem Buche gewidmet haben, in einer Zeit, wo mir unmöglich war, es auch nur zu lesen, hier öffentlich Dank zu sagen, da Sie den vorstehenden Worten zur vierten Auflage Ihren Namen nicht untergesetzt haben. Auch dieser Worte freue ich mich, da sie das sagen, was man ungern von sich selbst sagt, und da sie beweisen, daß unsere Freundschaft das ist, was jede Freundschaft seyn sollte, eine gegenseitige Unterstüzzung des Strebens nach dem Vollkommeneren. Ihre mündlichen Bemerkungen werden Sie daher auch in dieser fünften Auflage benutzt finden, und finden Sie nicht darin, womit Sie mich in den letzten Wochen mehrmalen beschäftiget trafen, die Entwickelung der deutschen

Städte-Verfassung; so liegt die Schuld nicht an meinem guten Willen, sondern an der Sache: ich habe weder auf so bestimmte allgemeine Data, noch auch zu so vollständigen hinreichend belehrenden Geschichten einzelner Städte kommen können, wie sie für ein solches populäres Buch gehören. Und da wir jetzt vom hoffentlich nahen Frieden doch erst eine veste bürgerliche Verfassung bei uns in Deutschland wieder zu erwarten haben; so mag es vielleicht auch gut seyn, diesen Zeitpunkt des ruhigen Lebens abzuwarten, um was dann aus aller Zeit zur Erklärung und Belebung bestehender Einrichtungen, Formen und Namen am passendsten scheint, auszuwählen und zusammenzustellen. Fahren Sie fort mir mitzutheilen, wodurch nach Ihrem Urtheil und Ihrer Erfahrung diese Sammlung für ihren Zweck nützlicher werden kann: ist ja doch das Buch nun zum Theil Ihr Buch. Und sogar dürfen Sie sich seiner nicht schämen. Daß Schriften dieser Art für die eigentliche Literatur keinen besondern Werth haben, das wissen wir beide; und von Ihnen könnte ich gelernt haben, wenn ich vorher keine Ahndung davon gehabt hätte, was literärischen Werken Werth giebt: allein, darum bleibt es doch immer auch ein Verdienst, ein für das Leben wahrhaft nützliches Buch geschrieben zu haben. Je mehr ich jetzt fast täglich sehe und erfahre, wie viele Menschen von jedem Alter, Geschlecht und Stande dies unser Buch mit Nutzen gebrauchen: desto lieber wird es mir, und fast schäme ich mich jetzt, Ihnen zu bekennen, daß

ich mich dieses Buchs lange geschämt habe, und daß ich für mich allein es schwerlich je geschrieben hätte. Der Hr. Georgi in Eutin und — meine Frau haben mich dazu getrieben; und wer kann der Mutter mit dem ersten Knaben im Arm etwas abschlagen? Der Verleger wünschte, daß ich meinen Namen davor setzte, der auf dem ursprünglichen Titelblatt zur ersten Auflage nicht stand. Ich habe ihm nachgegeben, und wenn er meint, daß der Name zur Empfehlung des Buches beigetragen habe: so muß ich dagegen die Uneigennützigkeit meines braven Freundes rühmen, durch die er gewiß ein nicht Geringes zu der allgemeinen Verbreitung dieses Buches beigetragen hat; denn er verkauft 41 Bogen groß Oktav um 2 fl., um welchen Preis jetzt kein ähnliches Buch von gleichem Umfange verkauft werden dürfte.

Sollten nun künftig noch neue Auflagen nöthig seyn; so bleibe, auch wenn ich sie nicht mehr sollte besorgen können, dies Blatt stehen, zum Gedächtniß meiner dankbar Sie verehrenden Freundschaft und Ihrer herzlichen, mir während einer dreijährigen Krankheit erwiesenen thätigen Theilnahme: gemeinsamer Eifer für Literatur und Schulwesen hat uns einander genähert, unsere Herzen gewannen sich lieb, und Liebe, auf solchen Grund gepflanzt, kann nur wachsen. Geschrieben zu Breslau im J. 1814 den 24sten April, unter Kanonendonner und Glockengeläute zur Feier des Dankfestes für den Sieg der verbündeten Truppen vor Paris.

G. G. Bredow.

Sechste Auflage. Es war dem Verfasser dieses Geschichtbuches nicht vergönnt, diese neue Auflage selbst zu erleben. Da ein früher Tod ihn bereits am 5. September 1814 der Welt entriß, so mußte dieser neue Abdruck von Freundeshand besorgt werden. Das Buch selbst blieb daher unverändert, und es ist, ausser einigen einzelnen Berichtigungen, blos noch die Geschichte der neuesten Zeitereignisse nachträglich hinzugefügt worden. Gern hätte ich eine vollständige Schilderung des deutschen Mittelalters, und eine kurze Erzählung der schweizerischen und niederländischen Freiheitskriege in diese neue Auflage eingeschaltet, allein die Sache unterblieb, weil das Buch dadurch eine zu veränderte Gestalt oder doch einen zu bedeutenden Umfang erhalten haben würde. Möge es denn nun auch so in seiner unveränderten Gestalt immer mehr Freunde finden, und den Namen des um das deutsche Vaterland, wie um die deutsche Jugend, hochverdienten Verfassers in freundlichem Andenken erhalten.

Breslau, am Johannistage 1816.

Dr. J. G. Kunisch.

Siebente Auflage. Der Herausgeber hat es für seine Pflicht gehalten, bei Gelegenheit dieser neuen Auflage das Ganze nochmals durchzusehen, einzelne Fehler, die hie und da stehen geblieben, zu berichtigen, und den Abschnitt über das Mönchthum so

umzuarbeiten, wie es die unbefangenere Ansicht gegenwärtiger Zeit erforderte. Sonst ist in Plan und Anordnung des Ganzen nichts geändert, und blos noch am Schlusse eine kurze Uebersicht der neuesten Zeitereignisse nachträglich hinzugefügt worden. Breslau, am Schluß des Jahres 1818.

Dr. J. G. Kunisch.

Achte und neunte Auflage. Die achte und neunte Auflage dieses Werkes hat der Unterzeichnete, (Schwiegersohn des Verfassers) von neuem durchgesehen, einzelne Angaben an nicht wenigen Orten berichtigt, einige öffentlich geäußerte Wünsche berücksichtigt, und die Darstellung der Ereignisse bis zum Jahre 1824 kurz fortgeführt, ohne doch im Ganzen das Werk wesentlich zu verändern. Breslau, am 18. Juli 1825.

Prof. Dr. G. A. H. Stenzel.

Inhaltsanzeige.

1. Was lernt man aus der Geschichte? . . . S. 1
2. Bildung der Gestalt unsers vesten Landes. . . 6
3. Schöpfung der Gewächse, Thiere und Menschen. . 15
4. Lebensweise der ersten Menschen und erste Erfindung. . 22
5. Erfindung des Ackerbaues und der dazu nöthigen Werkzeuge. 29
6. Erfindung des Brodbackens, der Mühlen und künstlicher Getränke. 37
7. Erste Mittel, Feuer zu erhalten, zu kochen, Metalle zu bearbeiten, Häuser zu bauen. 45
8. Bildung der verschiedenen Sprachen auf der Erde; Zerstreuung der Menschen. 54
9. Bildung der Staaten. 64

10. Ungewißheit der ältern Geschichte. Aegypten. Seine natürliche Beschaffenheit und merkwürdigen Erzeugnisse. Obelisken. Piramiden. . . . . . S. 73
11. Die ägyptischen Kasten. Priester, Inhaber aller Gelehrsamkeit. Zeitberechnung. Feldmessen. Thierdienst. Labyrinth. Psammitich. . . . . = 86
12. Abraham. Joseph. Moses. . . . . . = 97
13. Simson. Saul. David. Salomon. . . . . = 107
14. Schifffahrt. . . . . = 118
15. Handel. Münzen. . . . . = 127
16. Handel, Schifffahrt, Kolonien und Erfindungen der Phönizier. . . . . = 137
17. Allgemeine Uebersicht der Reiche, welche einen beträchtlichen Theil der Erde beherrscht haben. . . . = 149
18. Semiramis. Sardanapal. . . . . . . = 156
19. Cyrus. Krösus. Solon. . . . . . . = 161
20. Kampf der Griechen gegen die drohenden Angriffe der Perser. Marathon. Miltiades. Salamis. Themistokles. . . . . = 170
21. Einrichtungen und Sitten der Spartaner. Liebe der Athener zu Werken der schönen Künste. . . . = 181
22. Krieg zwischen Athen und Sparta. Alcibiades. Athen gestürzt. . . . . = 192
23. Sokrates. . . . . = 200
24. Alexander. . . . . = 207
25. Sitten und Heldenthaten der ältesten Römer. . . = 221
26. Pyrrhus, Fabricius, Kurius. . . . . . = 227
27. Kampf Roms mit Karthago. Hannibal. . . = 231
28. Fortsetzung. Eroberung Siciliens. Hannibal. Zerstörung Karthagos. . . . . = 240
29. Innerer Zustand Roms. Julius Cäsar. . . . = 247
30. Augustus. Antonius. Kleopatra. Oktavia. Livia. = 257
31. Deutschland vor 2000 Jahren. . . . . . = 266
32. Ausbreitung des Christenthums. Zerstörung Jerusalems. Konstantin. Mönchswesen. . . . . = 277

33. Umfang des römischen Reiches. Theilung desselben. Völkerwanderung. Zerstörung des abendländischen Kaiserthums. . . . . S. 285
34. Justinian. Seidenwürmer in Europa. . . . 294
35. Arabien. Mahomed. Eroberungen der Araber. . 300
36. Das Christenthum in Deutschland durch Bonifacius. Wachsende Macht des Pabstes. 311
37. Karl der Große. Das fränkische Reich. . . . 318
38. Uhren. 331
39. Heinrich I. und Otto I. 342
40. Gregor VII. Heinrich IV. von Deutschland. . . 350
41. Kreuzzüge. 364
42. Kreuzzüge. Fortsetzung. 373
43. Ostindische Produkte. Handelswege, auf denen sie nach Europa kommen. Hansa. 382
44. Seeweg nach Ostindien um die Südspitze Afrika's, durch die Portugiesen entdeckt. 396
45. Entdeckung Amerika's durch Kolumbus. . . . 404
46. Weitere Entdeckungen in Amerika. 417
47. Weitere Entdeckungen der Portugiesen in Ostindien, und wechselnde Beherrscher Ostindiens. . . . 429
48. Entdeckung des Schießpulvers, der Kanonen und Feuergewehre. 437
49. Erfindung des Leinenpapiers, der Formschneidekunst, der Buchdruckerei und des Buchbindens, der Kupferstecherkunst, der Brillen, der Fernröhre. . . 445
50. Sinken der päbstlichen Macht. Wiklef. Johann Huß. Griechen in Italien. 468
51. Luther. 476
52. Dreißigjähriger Krieg. 494
53. Dreißigjähriger Krieg. Fortsetzung. 505
54. Heinrich IV. 521
55. Ludwig XIV. 529
56. Peter der Große. 536

57. Preußen Friedrich II. . . . . S. 553
58. Englands Meerherrschaft, Handel und Fabriken. James Kook. 568
59. Nordamerika. Franklin. 592
60. Frankreichs Revolution und ihre Folgen. Napoleon. 603
Anhang. Chronologische Folge der wichtigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte. . . 635

1.

Was lernt man aus der Geschichte?

Es haben vor unserer Zeit viele Menschen gelebt, die sich als Helden im Kriege, als Staatsmänner, Künstler, Gelehrte, Handwerker und Ackerbauer merkwürdig gemacht haben. Sie haben sich merkwürdig gemacht entweder durch gute Handlungen, wodurch Segen über die Menschheit gekommen, und ihr Name berühmt geworden ist, z. B. durch wohlthätige Erfindungen, dadurch, daß sie Wohlstand, Kenntnisse und Sittlichkeit unter ihren Mitbürgern verbreiteten — oder sie haben sich merkwürdig gemacht durch böse Handlungen, so daß ihr Name berüchtigt ist, z. B. durch Grausamkeit gegen ihre Mitmenschen, durch Zerstörung wohlthätiger Einrichtungen, durch Unterdrückung der Wahrheit, durch Einführung schlechter Sitten. — Oft aber sind auch Menschen bloß dadurch merkwürdig, daß sie sonderbare Schicksale erlebt haben, daß sie in ihrem Leben außerordentliches Glück oder außerordentliches Unglück erfahren, oder daß ihr Leben eine Kette der abwechselndsten, bald frohen, bald trüben Erfahrungen war.

Es haben sich ferner viele Begebenheiten auf der Erde ereignet, die so groß und so wunderbar sind, daß ihr Andenken sich lange, lange unter den Menschen erhalten hat und erhalten wird. Staaten, die anfangs klein waren, wurden durch Kriege, durch Handel, durch geistvolle und kunstreiche Ausbildung ihrer Kräfte groß und mächtig, und mächtige Königreiche wurden geschwächt durch Kriege, stürzten durch Uebermuth sich selbst ins Verderben, oder

sanken durch Untüchtigkeit ihrer Vorsteher und durch Verweichlichung der Unterthanen. — Sandigte oder felsigte Gegenden, wo sonst kein Halm, kein Strauch wuchs, sind durch den Fleiß der Menschen angebaut, und durch ihre Fruchtbarkeit sogar berühmt geworden. (Brandenburg, Schlesien.) Dagegen sind fruchtbare und angebaute Gegenden durch Kriege, durch harte Unterdrückungen, durch Stumpfheit und Unwissenheit der Bewohner verödet und zu Wüsteneien geworden. (Theile der Türkei, Spaniens.) — Ja die Erde selbst hat hier und dort ihre Gestalt verändert; Theile derselben sind vom Wasser überschwemmt worden; und in noch mehreren Gegenden ist das Meer zurückgetreten, oder hat Land angespült. (Aegypten, Norddeutschland.) Und viele dieser großen Begebenheiten giengen von einem kleinen Anfange aus; was weit von einander getrennt schien, ward auf einem uns unsichtbaren Wege als Ursache und Wirkung zu einander geführt, als Grund und Folge mit einander verbunden, so daß der Mensch, der dies Alles betrachtet, mit frommem Staunen die im Stillen so mächtig wirkende, allweise Vorsehung anbeten muß.

Viele Einrichtungen unseres bürgerlichen Lebens kannten unsere Voraltern nicht. Denn nicht von jeher bestanden die Gesetze und Einrichtungen, die Staatsverwaltungen und Obrigkeiten, unter deren Schutz jetzt unser Eigenthum und unsere Ruhe gesichert sind. Nicht zu allen Zeiten bestanden Schulen und Kirchen, wo die Menschen belehrt wurden über das, was ihnen nützlich, was heilig und was gut sey. — Und eben so wenig ist unser jetziges häusliches Leben von ewigen Zeiten her. Die Bauart, die Kleidung, die ganze Lebensweise, welche unter uns herrschend ist, war zum Theil unsern Voraltern nicht bekannt. Säen und Pflanzen, Backen und Brauen, Mauern und Zimmern, und alle anderen Arbeiten des Landmanns, der Handwerker und Künstler waren vor Jahrhunderten nicht so vollkommen, und giengen nicht so leicht von statten. Tausend Erfindungen sind nach und

nach gemacht worden, welche die Geschäfte des Ackerbaus und aller Gewerbe erleichtern (Säe- und Spinn-Maschinen, Mühlen), welche das Leben der Menschen aufheitern (Mahlerei, Musik); tausend Entdeckungen haben uns nach und nach die Kräfte der Natur richtiger kennen und passender benutzen gelehrt, (zu Spritzen, Gewitterstangen, Luftbällen); und überall zeigen sich die Spuren der allweisen Vatergüte, die allmächtig und allgegenwärtig Alles, was geschieht, herbeiführet und lenkt.

Diese mannichfaltigen Veränderungen auf der Erde, die Begebenheiten ganzer Staaten und einzelner merkwürdiger Menschen, die Entdeckung neuer Länder, wie die Erfindung neuer Instrumente, umfaßt in einer Reihe von Erzählungen **die Geschichte**. Ihr Name verspricht zwar eigentlich eine Erzählung alles dessen, was je **geschehen** ist. Da der Mensch aber

1) **nicht Alles wissen kann**, was geschehen ist; denn von vielen Begebenheiten, von der Erfindung vieler Werkzeuge haben wir gar keine Nachrichten, besonders aus jenen ältesten Zeiten, wo die Menschen noch nicht schreiben konnten; und da

2) auch **Alles zu wissen uns weder nützlich noch nothwendig ist**, z. B. alltägliche Kleinigkeiten aus dem Leben eines Menschen, daß er den Garten gebaut, Hunde geliebt habe u. s. w.; so schränkt sich **die Geschichte** bloß auf **die wichtigsten Begebenheiten und Menschen** ein, und deren giebt es schon eine unendliche Menge.

Wichtig aber ist

1) was sehr viele und weit angebreitete, gute oder böse Folgen hat; was auf viele tausend Menschen, auf mehrere Länder, auf längere Zeiten hinaus, wohlthätig oder nachtheilig wirkt, wenn es vielleicht oft auch an sich nur eine Kleinigkeit, eine unbedeutende Sache seyn mag; oder

2) wozu vielfache und große Anstrengungen erfordert

wurden, um es hervorzubringen, wenn gleich seine Wirkungen nicht ausgebreitet waren.

So ist es eine der wichtigsten Entdeckungen, daß eine stählerne Nadel, die mit einem Magneten bestrichen worden ist und frei hängt, in der nördlichen Erdhälfte immer mit einer Spitze nach Norden, und in der südlichen Erdhälfte nach Süden hin zeigt a). Denn eine Folge der Bekanntschaft mit dieser Magnetnadel war es, daß die Schiffe, die sonst nur am Ufer hin fuhren, sich aufs offene Meer wagten; weil die Schiffenden jetzt auch bei einem mit Wolken bedeckten Himmel, wenn kein Stern zu sehen war, die Richtung ihres Laufes bestimmen konnten. Eine Folge davon war, daß die südliche Hälfte Afrika's, die man bis 1418 gar nicht kannte, nach und nach aufgefunden wurde; ja daß man einen ganzen neuen Welttheil, Amerika, 1492 entdeckte.

Unbedeutend für die Weltgeschichte scheinen uns einige Tonnen Kartoffeln: dennoch waren die Kartoffeln, welche der Engländer Franz Drake 1586 aus Amerika, als die ersten Kartoffeln nach England brachte, so wichtig, daß sie noch nach mehr als 200 Jahren häufig erwähnt werden. Denn da sich die Kartoffeln mit so großer Leichtigkeit in jedem Boden fortpflanzen, verbreiteten sie sich bald durch England, und von da aus über das ganze Europa, seit 1700 auch in Deutschland, so daß sie jetzt vielen Millionen Menschen zu einer gewöhnlichen und nicht kostbaren Nahrung dienen, und in Jahren des Kornmangels viele Menschen schon vom Hungertode errettet haben.

a) Den Erfinder der Magnetnadel kennt man nicht. Die Europäer erhielten sie von den Arabern um 1300. In den neuesten Zeiten hat man bemerkt, daß um den Aequator auf der Erde die magnetische Kraft am schwächsten wirke (daher hier die Magnetnadel wohl nicht immer so ganz genau nach Norden und Süden zeigt), daß sie aber gegen die Pole hin zunehme, daher hier die Magnetnadel in der Regel gerade nach Norden und Süden gerichtet ist.

Von einer andern Seite ist die Ausbreitung der **Blattern** (Pocken) eine wichtige Begebenheit, da sie schon über 1100 Jahre durch Europa wüthen a), und so vielen tausend Menschen Leben, Gesundheit und Wohlgestalt geraubt haben; und nicht weniger wichtig die Entdeckung und vorzüglich durch D. Jenner bewirkte Verbreitung der Kuhblatternimpfung, wodurch dieses häßliche Uebel nach und nach gänzlich aus der Menschheit ausgerottet werden kann.

Endlich ist eine Begebenheit schon darum wichtig, weil sie große Vorbereitungen erforderte. Vor 300 Jahren war **Spanien** der mächtigste Staat in Europa. **Philipp II.** (er regierte von 1556 bis 1598), ein finsterer, menschenfeindlicher und harter König, wollte 1588 England erobern; er wandte dazu mehr als 50 Millionen Thaler auf; er ließ eine Flotte ausrüsten von 130 der größesten Kriegsschiffe, wie stark keine neuere Flotte gewesen ist; diese Flotte führte 2630 metallene Kanonen in einer Zeit, wo Kanonen im Landkriege und auf Kriegsschiffen noch bei weitem nicht so häufig waren, als sie es jetzt sind; und im sicheren Vertrauen einer glücklichen Ausführung seines Plans nannte er sie **die unüberwindliche Flotte**. Allein die Flotte wurde durch kleine Gefechte geschwächt, durch Sturm gänzlich zerstreut, und die nachbleibenden Schiffe waren zu fernerem Dienst unbrauchbar: England wurde nicht erobert. Dennoch bleibt diese ungeheuere Anstrengung aller Kräfte eines großen Reiches eine wichtige Begebenheit in der Geschichte, gesetzt auch, sie hätte nicht mit dazu beigetragen, daß Spanien, welches seine Kräfte überspannte, seit dieser Zeit seine Herrschaft zur See, und dadurch seine Obergewalt in Europa verlor.

Aus solchen wichtigen Begebenheiten, Entdeckungen und Menschen, von denen die Geschichte uns erzählt, wol-

a) Ums Jahr 700 kamen die Pocken mit den Arabern nach Spanien, und breiteten sich von da über ganz Europa aus.

len wir hier einige der wichtigsten ausheben, und besonders solche, die euch, liebe Kinder, für euer künftiges Leben zu wissen am nützlichsten und nothwendigsten seyn, und die zugleich euern innern Sinn aufheitern und erheben mögten. — Um euch selbst die Wiederholung zu erleichtern, merket euch die vier Fragen, die ihr an euch selbst thun könnt, und bei deren Beantwortung ihr erkennen werdet, ob ihr in den Hauptbegebenheiten das Wichtigste behalten habt:

1) Was ist geschehen?
2) Wer hat es gethan oder vorzüglich dabei gelitten?
3) Wann?
4) Wo ist es geschehen?

2.

Bildung der Gestalt unseres vesten Landes.

Das erste Buch Moses, die älteste uns überlieferte Schrift, beginnt mit dem Satze: Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde, d. h. es gab eine Zeit, wo diese Erde, auf welcher wir leben, diese Sonne, dieser Mond und dieses zahllose Heer von Sternen durch Gottes Willen und Allmacht ihr Daseyn erhielten. Dies geschah im Anfange. Wann aber dieser Anfang war, vor wie vielen Jahrtausenden die Erde geschaffen wurde, das dem menschlichen Geschlechte zu offenbaren, hat Gottes Weisheit nicht für gut befunden, so wie auch die Kenntniß davon zur Frömmigkeit und Glückseligkeit der Menschen keinesweges nothwendig ist. Spätere Gelehrte indeß haben gemeint, nach den Zahlen der Lebensalter der Patriarchen in der Bibel berechnen zu können, daß die Erde 4000 Jahre ihre gegenwärtige Gestalt gehabt habe, als Christus gebohren wor-

den, und daß sie also jetzt beinahe 6000 Jahre dauere. a) Naturforscher dagegen, welche die Werke Gottes in der Natur betrachtet, die vielen auf einander ruhenden Steinlagen der Gebirge, und besonders die in fruchtbare Erde verwandelte Lava auf dem Feuerspeienden Berge Aetna in Sicilien und andern Orten untersucht haben, glauben, daß die Erde viel älter seyn müsse, als 6000 Jahre, wenn vielleicht auch noch nicht länger als 6000 Jahre Menschen auf dieser Erde leben mögten.

Im Anfange war die Erde wüste und leer; was wir jetzt Erde nennen, war eine roh durch einander gewirrete Masse, in welcher Land und Wasser, wie in einem Teige, vermischt waren, und eine trübe Flut umschloß das Ganze. Da konnte kein Gewächs haften in dem schlammigen Wesen, das jeden Augenblick fast seine Lage änderte; da fand sich keine Nahrung für lebende Geschöpfe; es war alles wüste und leer.

Was im Innern unsers Erdkörpers eingeschlossen ist, und vom Anbeginn der Welt her eingeschlossen war, wissen wir zwar nicht vollständig; allein wir erkennen aus den noch fortdauernden Veränderungen auf der Oberfläche der Erde, daß Feuer dort unaufhörlich fortbrennt, oder von Zeit zu Zeit sich aufs neue wieder entzündet; daß dieses Feuer Theile des Erdkörpers ausbrennt, so daß sie einsin-

a) Die Juden zählen die Jahre nach Erschaffung der Welt, so daß ihnen das Jahr 1826 nach Christi Geburt das 5586ste Jahr von Erschaffung der Welt ist. Abkömmlinge der alten Israeliten, aber gemischt mit andern asiatischen Völkern, sind die Samaritaner, deren jetzt etwa noch 200 in 30 Familien getheilt zu Sichem und Jaffa in Palästina leben. Salomo, ihr Priester, datirte einen Brief vom 15. Juli 1808 nach Chr. — im Jahre 6240 von Adam, 3246 vom Auszuge aus Aegypten, Donnerstag den 3. des Dschumadi (Name eines Monats im Mahomedanischen Jahre) im Jahr der Hegira 1223. Vergleiche §. 11.

ken, andere Theile in die Höhe schleudert, so daß sie über der Erdfläche hervorragen. Durch die Wirkung dieses inneren Feuers geschah es wahrscheinlich, daß auf der wüsten und leeren Erde hier große Höhlen einsanken, in welche das Wasser abfloß, dort Höhen emporgehoben wurden, die über der Wasserfläche hervorstanden. — Doch konnten die gesammelten Wasservorräthe sich nicht erhalten, so lange sie kein vestes Ufer umschloß. Ein heftiger Sturm empörte das Meer, und die empörte Flut drang in die lockere Erde, höhlete Busen aus, riß Theile als Inseln ab, und spülte das erhöhete Land wieder auseinander. Es mußten sich erst harte Theile setzen; aus dem schlammigen Wasser senkten sich die Erden auf den Boden; was jetzt schon im Wasser gedeihen und leben konnte, als Pflanzen, Schnecken, Fische, wurde vom Wasser mit einer verhärtenden Rinde umzogen, und senkte sich Lagenweise übereinander; Schmelzungen aller Art, die das Feuer im Innern der Erde hervorbrachte, läuterten die gesenkten Massen von ihren Beimischungen, und es entstanden nach und nach veste unerschütterliche Felsen, die der Wuth der Stürme und des Meeres widerstanden. Diese Felsen (Steinmassen von Granit, Urgebirge) sind gleichsam das Gerippe der Erde, und müssen also viel älter seyn, als die jetzige Erdgestalt und das jetzt auf der Erde lebende Menschengeschlecht. Denn erst nach der Senkung dieser Felsen erhielt das Land gleichsam einen Rückhalt, dem Meere wurden jetzt seine Gränzen bestimmt, es konnte nicht mehr so frei mit dem Lande spielen, noch dasselbe bald so, bald anders umgestalten.

Daß aber auf diese Weise das veste Land sich gebildet habe, und daß die ganze Erde ehemals mit Wasser bedeckt gewesen sey, dafür finden sich noch jetzt viele Beweise, besonders die unzählbaren Muscheln und Meereskörper, die man theils auf hohen Gebirgen, theils beim Nachgraben in der Erde, in Stein verwandelt und Schichtenweise übereinander antrifft. Auf den hohen Alpen der Schweiz sieht man häufig große Lagen versteinerter Seemuscheln; die

Gebirge Schwedens und Norwegens sind voll davon; und manche Inseln bestehen fast ganz aus versteinerten Korallen a). Ja selbst Abdrücke von Seefischen und Seepflanzen findet man im Schiefer, welches offenbar beweiset, daß dieser Stein lange muß unter dem Wasser gestanden haben. — Auch in Deutschland, besonders in den nördlichen Gegenden an der Nord- und Ostsee, finden sich häufig Reste von versteinerten Seethieren und Seepflanzen, am gewöhnlichsten die sogenannten Ammonshörner, Donnerkeile u. s. w.

Nachdem nun die Felsen sich im Wasser gesenkt hatten, kam einst ein Orkan, ein so mächtiger gewaltiger Sturm, wie ihn das Menschengeschlecht noch nie wieder erfahren hat. Dieser wüthende Orkan kam aus Südwest, und würde alles Land dorthin geworfen und in Bergen aufgethürmt haben, wo jetzt Eisgebirge die Erde bedecken und das kalte Sibirien liegt, wenn nicht die Felsen Widerstand geleistet hätten. In der südlichen Erdhälfte hatten sich wahrscheinlich wenig Felsen gesetzt, daher wurde von dort alles Land weggeschleudert, und ist jetzt gegen den Südpol hin Alles mit Eis und Meer bedeckt. Das meiste Land dagegen ward nach Nordosten hingeworfen, Asien. — Selbst Afrika würde nicht seyn, wenn nicht seine südlichste Spitze, das Vorgebirge der guten Hoffnung, auch diesem Sturme unbesieglich gewesen wäre. Nur diese Spitze rettete das Land; ringsherum ward alle Erde auf beiden Seiten abgerissen, und was vielleicht wegen der Schwere eigener Gebirgsmassen nicht weit fortgeschleudert werden konnte, blieb seitwärts in der Nähe, nach Osten zu, liegen. So die Insel Madagaskar. — Auf eben diese Weise läuft Amerika südlich in eine Felsenspitze aus, um die herum jener Orkan

a) Korallen sind Pflanzenthiere, d. h. sie sehen aus wie Pflanzen, haben aber Empfindung, willkührliche Bewegung und die Art der Ernährung wie die Thiere. Sie bestehen aus einem weichen, gallertartigen Wesen, von der Größe eines Tröpfchens Milch, wohnen in einer Art Muschelschale, und leben nur im Wasser, meist an Felsen-

alles Land wegriß. Asien hat gleichfalls in Süden mehrere hervorragende Bergspitzen, zwischen denen das Meer hineinstürmte; auf der Ostseite aber liegen mehrere losgerissene und fortgeschleuderte Erdstücke, die ostindischen Eilande. Und Neu-Holland, die größte unter den Inseln, welche zusammen den fünften Welttheil ausmachen, hat im Westen einen großen Busen, südlich eine Spitze, ostwärts zwei Inseln (Neu-Seeland). — Eben so läuft auch Europa südlich in ein Vorgebirge aus; von diesem Vorgebirge an ist das Land nordöstlich zurückgeschleudert, und so weit keine Felsen waren, weggerissen; auch wo dazwischen nicht Gebirge widerstanden, drang das Meer tiefer ein und höhlete den biscayschen Busen zwischen Spanien und Frankreich, den Kanal zwischen Frankreich und England, die Nordsee und die Ostsee a).

a) Aus dieser Idee eines Orkans von Südwest, der unserem vesten Lande die gegenwärtige Gestalt gab, erklären sich manche Erscheinungen, die wiederum jene Idee begründen. Die meisten Gebirge der Erde sind an der Süd- und Südwestseite jäh und schrof, haben aber an der Nord- und Nordostseite eine gelinde Abdachung und große Strecken aufgeschwemmter Erdschichten. Die Pyrenäen sind an der spanischen Seite jäh und steil; senken sich aber in Frankreich unter gelinden Abstufungen bis zu den Ebenen. Und etwas weiter nordwärts in Touräne sind 18 bis 20 Fuß tiefe Lagen von Konchyliengehäusen und Fischgräten, welche einen Umfang von 3 Meilen unter der Erde einnehmen. Die Alpen sind an der italienischen Seite jäh, und verflächen sich sanft gegen die Schweiz und Deutschland. Der Harz hat gegen Süden steile Höhen, und senkt sich in schrägen Richtungen gegen Norden, und bis in Holland und Westphalen sind aufgeschwemmte Erdschichten mit Trümmern der Urwelt. — Das Meer der südlichen Erdhälfte ist sehr tief; das nördliche Eismeer dagegen seicht und flach; wahrscheinlich weil durch jenen Orkan Erdreich und Abraum aus dem Süden und Südwesten nach Norden hingeschleudert worden. — In den aufgeschwemmten Erdschichten findet man im nördlichen Theile der Erdkugel allerlei Ueberreste von Pflanzen und Thieren, die nur in

So gewaltsame und ausgebreitete Veränderungen gehen nun jetzt zwar nicht weiter auf der Erde vor; indeß bleibt ihre Gestalt doch immer noch wandelbar, und die erste Schöpfung der Erde dauert in kleinen Umgestaltungen einzelner Theile noch immer fort.

Höhen sinken ein. Borge, ein adeliger Hof bei Friedrichshall in Norwegen, sank 1702 den 5. Februar 600 Fuß tief, und an seine Stelle trat ein gegen 800 Fuß langer und 400 breiter See. — Ein Berg in Norwegen von 1200 Fuß Höhe spaltete; anfangs war die Oeffnung klein; nach und nach ward sie breiter, so daß man nicht mehr darüber schreiten konnte, und endlich 10 Ellen weit. Dabei sank der eine Theil, und liegt jetzt an 16

warmen Ländern gedeihen und ihren Unterhalt finden können; so z. B. sind ganze Gerippe von Elephanten, Nashörnern, Löwen in Deutschland und Frankreich gefunden worden; (in der Gailenreuter Höhle im Baireuthischen fand man Schädel, Zähne, Kinnbacken und Gerippe von Löwen, Leoparden und Eisbären.) — Und die umgestürzten Bäume, die man nicht selten in den Torfmooren z. B. in Holland findet, liegen fast alle mit dem Gipfel nach Nordost, mit den Wurzeln gegen Südwest. — Daß die Erde vor dieser letzten Umgestaltung früher schon mehrere ähnliche Revolutionen erfahren habe, durch die alles Lebendige und Leblose sein Daseyn verloren, beweisen die sogenannten Flözgebirge, welche auf die Urgebirge schichtweise über einander (in horizontalen Lagen) gelagert sind, aus Schiefer, Thon, Erden und Steinen bestehen, und Gewächse und Thiere versteinert und verkalkt in sich enthalten, die man jetzt auf der Erde nicht mehr antrifft. So hat man in Sibirien Knochen gefunden, größer als Elephantenknochen, und ein vollständiges Skelett von einem vierfüßigen Thiere zusammengebracht, dem man den neuen Namen Mamuth gegeben, weil unter den bekannten lebenden Wesen auf der Erde keines ihm gleicht. In zahlloser Menge findet man die Ammoniten, jetzt nicht mehr vorhandene Schaalthiere, versteinert, und manche von der Größe eines Wagenrades.

Fuß tiefer als der andere. — Im Jahre 1758 versanken plötzlich mehrere kleine türkische Inseln ins Meer.

So wie einige Oerter sinken, so erheben sich andere. In Italien bei Pozzuoli entstand 1538 in der Nacht vom 19. zum 20. September ein Berg, von mehr als drei Meilen im Umfange, 2400 Fuß hoch, genannt der neue Berg, und verschiedene kleinere in der Gegend umher. — In England trennte sich 1571 eine Strecke Landes von mehr als 20 Tonnen von dem übrigen Felde, verrückte sich in 3 mal 24 Stunden ohne Geräusch nach einer andern Gegend, und schwoll dann plötzlich zu einer ansehnlichen Höhe auf. — 1638 und 1720 entstanden unter den azorischen Inseln (im atlantischen Meere, westwärts von Portugall) zwei neue; und 1783 erhob sich nahe bei Island eine neue Insel. — Auch Flugsand, der so fein ist, daß er gleichsam fliegt, und vom Winde wie Schnee getrieben wird, überdeckt manchmal Gegenden und erhöhet sie. Vor 1666 ward im nördlichen Frankreich bei der Stadt Saukt Paul ein Ort bewohnt, der jetzt höher als 20 Fuß mit Flugsand bedeckt ist. 1722 konnte man noch Thürme und Schornsteine sehen. Sct. Paul selbst ist in Gefahr, so verschüttet zu werden; und es ist dort ein Hauptgeschäft der Polizei, den hineingeweheten Sand fleißig von den Gassen wegführen zu lassen. — In Afrika sind durch solche Sandfluthen ältere und neuere Städte begraben worden.

Land wird überschwemmt. In Preussen hatte man um das Jahr 1300 auf der Stelle, wo der Heidenbekehrer Albrecht im Jahre 997 erschlagen ward, eine Meile vom Meere eine Kirche erbaut, deren Trümmer noch vorhanden sind, aber jetzt kaum tausend Schritt vom Meere liegen. So viel Land hat hier das Meer weggerissen und überschwemmt. — An der Nordküste Frankreichs ist in 300 Jahren ein Strich Landes von 1000 Fuß breit verloren gegangen; und wo jetzt in Holland die Südsee ist, lagen sonst Städte und Dörfer.

Doch spülen Flüsse und Meer mehr Land an, als sie wegreißen. Bei Aegypten bildete das Meer sonst einen tiefen Busen; und jetzt ragt Aegypten über die benachbarte Küste hervor: so viel Land hat der Nil nach und nach angeschwemmt. Der arabische Busen (das rothe Meer in der Bibel genannt) so wie der persische werden kleiner und seichter. Schweden gewinnt mit jedem Jahre an Land; mehrere Städte, die ehemals dicht an der Ostsee lagen, liegen jetzt 1 bis 4 Meilen vom Ufer entfernt; und wo jetzt Seestädte liegen, war sonst Wasser. — Ostfriesland und Holland haben dem Meere große Strecken Landes abgewonnen.

Viele dieser Veränderungen sind eine Folge der schrecklichen Naturerscheinung der Erdbeben, die meist, durch unterirdische Feuer erzeugt, furchtbare Zerstörungen auf der Oberfläche der Erde anrichten. Eines der bekanntesten, am weitesten verbreiteten und furchtbarsten Erdbeben ist dasjenige, welches 1755 den ersten November Lissabon größtentheils zerstörte. Schon das ganze Jahr hatte man in den verschiedensten Gegenden der Erde Erschütterungen, heftige Orkane und sonderbare Lufterscheinungen gehabt. Den ersten November aber Vormittags gegen 10 Uhr hörte man in Lissabon ein unterirdisches Rollen, wie wenn Lastwagen über Steine fahren. Es erfolgten zwei heftige Erschütterungen, die Erde ward hoch aufgeworfen, der größte Theil der Häuser umgestürzt, und mehrere tief in die Erde versenkt. Ein Berg am Ufer, Marvano, stürzte in die See; ein anderer im inneren Lande, Estrella, ward gespalten und versank zum Theil. St. Yves, eine Stadt am Meere, wurde fast gänzlich vertilgt. Und die See stürmte mit solcher Wuth, daß sie große Lastschiffe 24 Fuß hoch über Mauern warf. — Portugall und besonders die Gegend um Lissabon traf die volle Wuth dieses Erdbebens: doch empfand man es durch die ganze Westhälfte Europa's und Afrika's, durch Deutschland, die Schweiz, Italien, längs der ganzen Nordwestküste Afrika's; und alle Schiffe, die an diesem Tage auf dem atlantischen Meere zwischen Eu-

ropa und Amerika waren, empfanden die Erschütterung sehr heftig; ja sie erstreckte sich bis Grönland, im nördlichsten Amerika.

Ihr sehet, welche große Veränderungen ein Erdbeben hervorbringen kann; und könnt es euch daraus erklären, wie durch mehrere solcher weitausgebreiteten Erderschütterungen nach einigen Jahrtausenden die Erde scheinen kann, eine neue Gestalt bekommen zu haben. Besonders sind in Europa, Italien und Sicilien, wo die beiden Feuerspeienden Berge, Vesuv und Aetna, liegen, diesen Schrecknissen ausgesetzt, und manche im Alterthum berühmte Stadt (Herkulanum, Pompeji) liegt um den Vesuv her unter Schutt und Lava begraben.

Anm. Die Insel Sicilien hat noch einen ganz sonderbaren Vulkan, der hier eine Erwähnung verdient. Er liegt nahe bei der Stadt Girgenti, und heißt Macaluba. Es ist ein ganz unfruchtbarer Thonberg, der sich über das umherliegende Thal nur etwa 150 Fuß erhebt. Auf seinem ziemlich geräumigen Gipfel sieht man in der trockenen Jahreszeit mehr als hundert kleine Kegel von Thon. Jeder Kegel hat einen Trichter, aus welchem, wenn der Berg ruhig ist, von Zeit zu Zeit ein grauer thonichter Schlamm langsam überfließt. Naht aber die Zeit eines Ausbruchs, so hört man unter der Erde ein Getöse, das den stärksten Donner übertrifft; ein Erdbeben erschüttert die umliegende Gegend auf 2 bis 3 Meilen, und einer jener Trichter erweitert sich zu einem Schlunde. Aus diesem steigt eine Art von Dampfwolke auf, welche weit umher einen starken Schwefelgestank verbreitet, und in welcher man oft einen Feuerschein bemerkt, mit einem Auswurf von Schlamm und Steinen, die bis 200 Fuß in die Höhe geschleudert werden. Dadurch wird das ganze umliegende Land sechs und mehrere Fuß hoch mit weichem Thon bedeckt, alle Thäler werden mit dieser Materie ausgefüllt, und einige Meilen umher hört man fortdauernd unter der Erde eine heftige Bewegung großer Massen, und ein Getöse, wie das des tobenden Meeres. Es giebt noch einige ähnliche Hügel in Sicilien, die ebenfalls Schlamm auswerfen; doch sind ihre Ausbrüche schwächer, als die des Macaluba.

3.
Schöpfung der Gewächse, Thiere und Menschen.

Nachdem der Boden Vestigkeit und bestimmte Bildung gewonnen hatte, konnte er durch die ihm von Gott verliehene Kraft Gewächse hervorbringen. Die ganze Erde ist voll von ihnen, Hügel und Thäler, die Gipfel der Berge und die Abgründe des Meeres; ihre Mannichfaltigkeit ist unendlich und nie hören sie auf; jedes Gewächs pflanzt sich durch Saamen in seiner Art, wie vom Anbeginn der Erde bis auf unsere Zeiten, so ins Unendliche fort. — Ja, groß und freundlich ist der Herr! und die Erde ist voll seiner Güte. Bemühet euch, liebe Kinder, diese Gewächse um euch her kennen zu lernen; ihr werdet so oft euch freuen über die schöne Gestalt, die schöne Farbe und den mannichfaltigen Nutzen.

So scheinen euch die Moose vielleicht ein gleichgültiges unnützes Gewächs; allein betrachtet sie näher, und ihr werdet finden, welch einen sonderbaren Bau, und wie große Mannichfaltigkeit der Bildung sie haben. Sehr groß aber ist ihr Nutzen und allgemein verbreitet: die dürresten Plätze und nacktesten Felsen werden durch Moose nach und nach fruchtbar; sie nehmen den vom Winde herbeigeführten Saamen anderer Gewächse auf, der in ihnen wie im Erdboden Wurzel faßt; sie schützen die Bäume gegen Frost. Und das isländische Moos benutzt man in Island, wie wir in unsern Gegenden das Getreidemehl; man bäckt Brod davon, und es ist so nahrhaft und sättigend, daß auch stark arbeitende Leute sich damit allein begnügen. Es wächst aber nicht bloß in Island, sondern auch in Lappland, wo man es bis vor einigen Jahren höchstens als Viehfutter gebrauchte; bei einer großen Hungersnoth zeigte ihnen ein dort reisender Fremder den wohlthätigen Gebrauch dieses Mooses, und viele tausend Menschen wurden errettet. Auch in Deutschland findet man es, besonders am

Harz. Bei uns gebrauchen es die Aerzte als ein leicht verdauliches und stärkendes Nahrungsmittel in der Schwindsucht und Abzehrung. — Auch das sogenannte Hexenmehl, das man beim Wundwerden der Kinder und zur Verbesserung der Weine braucht, das, durch ein Licht geworfen, blitzt, und im Wasser nicht naß wird, ist der Saame einer Moosart, Wolfsklau genannt.

Ins Auge fallender ist der Nutzen der Gräser, wohin nicht bloß die eigentlichen Futtergräser gehören, sondern auch alle Gattungen Korn, Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Hirse, Reis; so wie auch alle Rohre und Binsen, z. B. das treffliche Zuckerrohr, woraus unser Zucker gepreßt und gesotten wird.

Gleich nützlich und unzählbar sind die Pflanzen und Kräuter, die Kohlarten, Rüben, Kartoffeln, Zwiebeln, Bohnen, Erbsen, Linsen, mit ihren zum Theil herrlichen Blüthen, Flachs, Mohn; und wen erfreute nicht die schöne Mannichfaltigkeit der Blumenbeere? Erkennet, Kinder, wie ein gütiger Vatergeist über uns Menschen waltet! Nicht bloß leben sollten wir; nicht bloß Nahrung und Kleidung sollten wir haben: Er, der Alliebende, schuf uns die Erde als einen Garten, wo rings um uns die freundlichen Blüthen und Blumen mit ihren prachtvollen und lieblichen Farben unser Auge erfreuen, und durch ihren gewürzigen Duft erquicken.

Und welch einen herrlichen Anblick gewähren Bäume, seyen es Fruchtbäume oder Waldbäume, und einen wie mannichfaltigen Gebrauch! Lasset denn auch uns das Unsrige thun, daß wir diese wohlthätigen Geschenke ehren und redlich benutzen. So wie wir von unsern Voraltern Obstgärten und Wälder erhalten haben: so wollen wir auch für die Künftiglebenden pflanzen und das Aufwachsende pflegen. Auch lohnet sich nichts reichlicher, als der Obstbau. Im nördlichen Deutschlande wird er noch immer nicht mit dem regen Eifer getrieben, den er verdient: wie viel leere Plätze giebt es auf den Feldern, an den Land-

stra-

straßen, in den Dörfern selbst, die sehr gut könnten bepflanzt werden, und die bepflanzt die Gegend verschönern würden. In der Normandie, einer Provinz des nördlichen Frankreichs, sieht man Obstbäume sogar auf den Kornfeldern, und man bemerkt nicht, daß das Getreide unter demselben schlechter steht, als im Freien. Und wenn dies auch wäre; so kann der Ertrag von einem guten Fruchtbaum den etwanigen Verlust an dem in seinem Umkreise stehenden Getreide reichlich ersetzen. Im südlichen Deutschlande, besonders in der Pfalz, wird das Obst weit fleißiger gebaut. Das Dorf Handschuheim bei Heidelberg zählt etwa 1500 Menschen: diese bebauen zusammen nur 2000 Morgen Landes a). Davon nähren sie sich selbst, und verkaufen außerdem noch jährlich für 6000 Gulden Kirschen. Durch ihren ausnehmenden Fleiß haben sie es auch dahin gebracht, daß ein Morgen Acker bei ihnen mit 1200 Gulden bezahlt wird.

Nachdem Gewächse die Erde bekleideten, welche großentheils die Nahrung der lebenden Geschöpfe ausmachen, erschuf Gottes Allmacht auch Thiere von der mannichfaltigsten Größe, Gestalt und Bildung; und kein Theil der Erde sollte leer seyn von Wesen, die des Lebens sich freueten; überall ist die Schöpfung mit regem Weben von Thieren belebt. Da wo unser bloßes Auge nichts mehr zu unterscheiden vermag, wimmelt, durch ein Vergrößerungsglas gesehen, eine kleine Welt von Thierchen: so in einem Wassertropfen. Und unzählbar sind schon die Gattungen, die unser Auge erreicht: unzählbar das kleine Gewürm, das im Wasser, in der Erde, auf den Gewächsen, an größern Thieren, ja am Steine selbst lebt; unzählbar das Geflügel der Lüfte, und die Fische der Meere. Ja von

a) Ein pfälzischer Morgen hat 160 Quadratruthen, jede zu 16 Fuß Rheinländisches Maaß.

wie unendlicher Mannigfaltigkeit sind schon die Thiere, welche die Kunst des Menschen zum Hausgebrauche gezähmt hat. — Nicht so zahlreich finden sich große Thiere: aber um so lebhafteres Staunen ergreift uns auch bei dem Anblick oder der Abbildung des ungeheueren Wallfisches, der 60 bis 70 Fuß lang, 40 bis 50 Fuß dick, auf 1000 Centner schwer ist; der Giraffe, die 18 Fuß groß, so hoch wie ein zweistöckiges Haus emporragt, und des Elephanten, der ihr oft an Größe gleich kömmt. Staunen ergreift uns bei den Beschreibungen von der furchtbaren Gewalt des Haifisches, des Löwen und Tigers: sie morden und verschlingen Menschen, Pferde, Ochsen. In dem Magen eines Hai, der 15 Fuß lang war, fand man einen Mann und zwei Tunfische, die 4 bis 7 Fuß lang werden, und bei einem andern gar ein ganzes Pferd. Der Löwe zerschmettert mit einem Schlage seiner Tatze den Rückgrat eines Ochsen oder Pferdes; und man hat ihn ein getödtetes Rind ohne sichtbare Anstrengung im Rachen forttragen sehen. Dennoch wird selbst der Löwe im plötzlichen Ueberfall oft von der ungeheuern Gewalt und grimmigen Wuth des Tigers besiegt. Staunen der Weisheit Gottes ergreift uns bei Betrachtung der wirksamen Kunsttriebe auch kleiner Geschöpfe, des Bibers, der Biene, des Seidenwurmes, der Spinne; und Nachdenken muß es erwecken, wie von dem Pflanzenthiere an, das auf der Meerklippe wurzelt, ein allmähliges Fortschreiten der Besonnenheit und der Seelenkräfte in der thierischen Schöpfung sich findet bis zu dem auch durch Größe und Kraft so merkwürdigen Elephanten, bis zum Hunde, Affen und Ourangoutang, der sich zugleich durch seine aufrechte Gestalt dem Menschen nähert, so daß flüchtige Küstenfahrer getäuscht werden konnten, Heerden von Ourangoutangs für eine behaarte und nur etwas sonderbar gestaltete Menschengattung anzusehen.

Nachdem nun Gewächse und Thiere erschaffen worden, die Erde also gleichsam vorbereitet war zum Wohnort für vollkommenere Wesen: wurde der Mensch erschaffen,

der Herr der Schöpfung a). Gewächse und Thiere sollten ihn nähren, kleiden, erheitern, sollten ihm Stoffe zu Arbeiten des Bedürfnisses und der Kunst, Stoffe zum Nachdenken und zur Ausbildung seines Verstandes geben. Sie mußten also erst da seyn, ehe der Mensch leben konnte: und bald zeigte ihm seines Geistes freies Nachdenken, wie er alles Geschaffene für sich benutzen, wie er es vervielfältigen und veredeln könne. Er ward der Herr der Erde, Gottes Ebenbild, gleichsam Gottes Stellvertreter auf Erden. Bedenket, Kinder, wie hoch der Mensch, wie hoch also auch ihr von Gott gestellt seyd. Alles, was euch umringt, Kräuter, Gesträuche und Bäume, Gewürm, Geflügel, Thiere des Landes und der Gewässer sollt ihr nach Gottes Absichten benutzen, ihre Anlagen ausbilden, entwickeln und veredeln. Nichts ist umsonst da; nichts, das der Muthwille des Menschen sich zu eitler Lust zerstören sollte; Alles gehört zu Gottes großer Welt, und strebet hin zu seinem Zweck. Ist dieser Zweck auch unserm blöden Auge nicht immer klar; so lasset uns Acht geben, daß wir ihn erforschen und befördern.

Es wurde zuerst Ein Menschenpaar geschaffen; denn Gottes Weisheit thut nichts Ueberflüssiges. Hätte auch seine Allmacht gleich mehrere Menschenpaare schaffen

a) Daß vor der letzten Revolution, welche der Erde ihre gegenwärtige Gestalt gab, schon Menschen auf der Erde gelebt hätten, ist unwahrscheinlich. Unter den Versteinerungen in den Erd- und Steinschichten finden sich durchaus keine Spuren von Menschenknochen, keine Spuren von Werken menschlicher Arbeit. Die Meinung also, welche ein französischer Gelehrter, Isaak Peyrere, 1655 aufstellte, daß es schon vor Adam Menschen gegeben habe, Präadamiten, und die er durch Paulus Brief an die Röm. 5, V. 12. u. 13 bestätiget glaubte, diese Meinung ist wohl irrig; aber darum hätte man doch sein Buch nicht verbrennen, noch ihn selbst in ein hartes Gefängniß setzen sollen, er ward nicht eher wieder frei, als bis er seine Meinung abgeschworen hatte.

können; doch erkannte seine Weisheit, daß von diesem Einen Paare die ganze Erde nach und nach bevölkert werden könnte. Die Bibel nennt diese beiden ersten Menschen mit hebräischen Wörtern Adam und Eva, das heißt deutsch: Mann und Frau.

Damit aber dieses erste Paar nicht durch Mangel und Unfälle leiden möchte, sondern um so sicherer der Erde erhalten würde, und sich leicht fortpflanzen könnte: ward es in eine Gegend versetzt, die reich war an freiwilligen Erdfrüchten, daß der Mensch sich mit Leichtigkeit nähren konnte; die eine hohe freie Lage, heitere freie Luft hatte, daß er nicht so leicht von Krankheiten ergriffen werden konnte; die reich war an Naturschönheiten, daß seine Sinne auf mannichfaltige Art erheitert und gereizt würden. Wahrscheinlich war dieser erste Wohnort der ersten Menschen im höhern südöstlichen Asien, auf der Gränze Persiens, Indiens, in der Gegend des heutigen Kaschmirs. Die Schönheiten, welche man ihm in den spätern Erzählungen gab, und die er gewiß auch zum Theil gehabt hat, veranlaßten, daß man ihn Eden, d. h. Vergnügen oder Paradies nannte, welches in Persien der Name der königlichen Lustgärten war, in denen man alle Lieblichkeiten der Natur zu vereinigen suchte.

Von diesem ersten Menschenpaare stammen alle Menschen auf der Erde ab; die fernsten Völker in Asien und Amerika sind unsere Brüder, wie die Nachbarn unserer Stadt oder unseres Dorfes. Luft, Nahrungsmittel und Gewohnheit haben zwar manche Veränderungen unter den Menschen veranlaßt: doch keine ist von der Art, daß eine andere Luft und andere Gewohnheit sie nicht wieder umändern könnte. Denjenigen, die in dem heißen Himmelsstriche wohnen, den Mohren und Negern in Afrika, brannte die Sonnenhitze nach und nach die Haut schwarz, machte sie das Kopfhaar kürzer und krauser: uns ließ die kühlere reinere Luft eine rothe, weiße Haut und ein fließenderes Haar — Die chinesischen Frauen haben kleine Füße, weil seit

mehreren Jahrhunderten in China die häßliche Sitte herrscht, den eben gebornen Mädchen die Füße zusammenzupressen, um einen kleinen, das ist nach ihrer Meinung, einen schönen Fuß zu bekommen: jetzt werden sie gewöhnlich schon mit kleinen Füßen geboren. So findet man bei andern Nationen spitzige Köpfe, weil es dort Sitte ist, den Kindern gleich bei ihrer Geburt den Kopf spitz zu drücken. Wir dürfen nicht mitleidig hierüber lächeln; denn es war ja bei uns auch Sitte, und ist es vielleicht noch hier und da, ein zartes neugebornes Kind in Windeln steif einzuschnüren, wodurch manches Glied verrenkt und verdreht worden ist, wenigstens dem Kinde auf mehrere Wochen der freie wohlthuende und übende Gebrauch seiner Gliedmaßen geraubt ward. Es war und ist vielleicht noch hier und da Sitte, durch Schnürleiber den Leib zusammenzupressen, um schlank gewachsen zu scheinen. Und ist die Gewohnheit nicht noch häufig unter uns, Kindern den ganzen Kopf in Mützen zu verhüllen, und die Mützen unter dem Halse vest zuzuschnüren, wodurch die Ohren, die der Natur nach vom Kopfe abstehen sollten, gegen den Kopf angepreßt werden, und das Gehör an Schärfe verliert? — Von gleichen Voraltern stammen ab die in träger Einfalt ihr Leben verträumenden Einwohner auf dem Feuerlande im südlichen Amerika, und die verständigsten, kunstreichsten, erfahrensten Völker Europa's. Auch unsere Vorfahren vor 2 bis 3000 Jahren glichen vielleicht jenen Menschen, deren Unverstand und Faulheit uns jetzt bedauernswürdig scheint. Nur nach und nach bildet der Mensch seinen Körper und Geist; und oft halten Beschaffenheit der Luft, Nahrungsmittel, fehlerhaftet Körperbau, der sich fortpflanzt (wie bei den Kakerlaken), herrschende Gewohnheiten, Aberglaube und harte Unterdruckung den Menschen auf lange Zeit tief in Rohheit und Barbarei darnieder: so wie dagegen erheiternde Luft, schöne Gegenden, gesunde, doch leichte Nahrungsmittel, günstiger Körperbau, große Naturerscheinungen, zufällige Entdeckungen, einzelne ausgezeich-

net geistvolle Menschen, freie Lebensweise ein Volk ungewöhnlich schnell zum Nachdenken, Erfinden und Schaffen aufreizen können. — Endlich sind wir alle, wie verschieden wir auch an Geisteskräften, Stand und Vermögen seyn mögen, alle von einem Menschenpaar, alle unter einander Brüder; der Sohn des ärmsten Tagelöhners ist eben so wohl unser Bruder, als der Sohn des Edelmannes und des mächtigsten Fürsten; sie alle ehren dieselben Urväter, sind Menschen wie wir; und wir wollen also eben so wohl den Dürftigen mit Menschenfreundlichkeit behandeln und nie mit Verachtung oder Härte ihm begegnen, als wir dem Fürstensohn die ihm gebührende Hochachtung ohne kriechende Schmeichelei zugestehen. Ehre, dem Ehre gebühret; allen Menschen aber wohlwollende Liebe und Freundlichkeit!

Wir sind, nicht mehr nicht minder,
Sind alle Gottes Kinder,
Und sollen uns wie Brüder freun.

4.

Lebensweise der ersten Menschen und erste Erfindungen.

Damit die ersten Menschen vor Unfällen bewahrt blieben, waren sie in eine fruchtbare und angenehme Gegend versetzt worden. Sie und ihre nächsten Nachkommen lebten daher ohne Arbeit von dem, was die Erde freiwillig, von sich selbst hervorbrachte. Baumfrüchte fielen ihnen wohl zuerst ins Auge; und es ist eine herrschende Erzählung im Alterthum, daß die Früchte des Feigenbaums den erstgeschaffenen Menschen eines der ersten Nahrungsmittel gewesen seyen. Gewiß aber ward auch bald von den ersten Menschengeschlechtern die nach allen ihren Bestandtheilen nutzbare Kokospalme beachtet. Sie hat einen prachtvollen schlanken Wuchs, fünf Ellen lange Blät-

ter, und trägt Früchte, Kokosnüsse genannt, die eiförmig und gros wie ein Kinderkopf, gewöhnlich an zehn Pfund wiegen. Jede Nuß enthält von der sogenannten Kokosmilch so viel, daß zwei Personen ihren Durst damit löschen können. Das Mark und die weichen Holzfasern des Gipfels werden als Palmkohl gegessen; aus der Blumenkolbe wird Palmwein (und daraus Zucker, Arrack, Essig) gewonnen; aus der Milch und dem Kern Palmöl (auch als Arznei brauchbar) bereitet. Aus den grosen und langen Blättern macht man Körbe, Fächer, Hüte, Matten; aus den Nußschalen Gefäße, Trinkgeschirre, Löffel; aus den Fasern elastische Taue u. s. w. Der Weinstock wächst einzig wild in Mittelasien. Die Aprikosen, Aepfel, Birnen, Pflaumen stammen von dort. — Auch die verschiedenen Kornarten, die jetzt unsere tägliche Nahrung sind, findet man in diesen Gegenden zum Theil wie bei uns das gemeine Gras. Alte Naturkundige erzählen, daß in den Bergländern hinter dem kaspischen Meere die Gerste wild wachse; ein neuerer fand in Baschkirien (im russischen Gouvernement Orenburg) das Korn wild wachsen. Gewiß wächst es in den Gebirgen von Kaschmir, in Tibet, im Norden von China viele Jahre lang ohne Saat und Anbau. — Eben so finden wir fast alle zahmen Hausthiere, die sich leicht an den Menschen gewöhnen, und als die Gefährten des häuslichen Lebens von den Menschen bei ihren Auswanderungen mitgenommen wurden, wild in den Ländern ostwärts vom Euphrat und vom kaspischen Meere. — Dazu kennt man in diesen Gegenden unsern Winter nicht; die Felder sind immer grün, jedes Jahr umfaßt zwei Aerndten, und in unaufhörlichem Fortgange reift eine Frucht nach der andern; ja die Kokospalme hat Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit. So konnten die ersten Menschen, wie jetzt noch ganze Völker in diesen glücklichen Erdstrichen, ohne Arbeit von dem freiwilligen Ertrage des Bodens leben; und so lange ihre Anzahl noch klein, war kein Mangel für sie zu fürchten.

Das erste Menschenpaar wurde nackt geschaffen; und in einer warmen Luft sehnte es sich auch wohl für den Anfang nicht nach Kleidern. Da indeß der Mensch nicht, wie die Thiere, von der Natur mit einer schirmenden Bedeckung begabt ist; so mußten ihm doch Stürme und Regengüsse, die besonders in den Wintermonaten jener Gegenden gewöhnlich sind, bald empfindlich werden, daß er wohl auf Bekleidung zu denken anfing. — Auch ist die Schaamhaftigkeit als eine der schönsten Empfindungen in unsere Natur gepflanzt, die als sanft warnende Hüterin uns vor Sünde und Unrecht bewahrt, und zugleich zu demjenigen hinführt, was anständig und schön ist. Daher erzählt uns die Bibel, daß die ersten Menschen einen Schurz von Feigenblättern getragen hätten, die in jenen südlicheren Gegenden noch etwas größer wachsen als bei uns: denn sonst scheinen die breiten langen Palmblätter zu diesem Zwecke passender. War nur der erste Anfang mit der Bedeckung eines Theiles des Körpers gemacht; so ging man bald nach und nach weiter: man heftete mehrere Baumblätter an einander; und wenn man erst Thiere schlachtete, so boten Thierfelle die passendste Bekleidung, die aber roh, wie sie waren, ohne weitere Zubereitung oder Anpassung umgehangen wurden. — Noch jetzt findet man nicht blos in den wärmern Erdstrichen, sondern selbst in kälteren Gegenden, z. B. auf dem Feuerlande, unten am südlichen Amerika, ganze Völker, welche nackt gehen, doch ohne daß die Eitelkeit, ihren nackten Körper auszuzeichnen und zu schminken, darum ihnen fehlte: sie salben sich mit Oel, bemahlen sich den ganzen Leib mit den buntesten Farben, und schminken sich besonders die Gesichter; ja sie brennen und schneiden sich Zierrathen ein, zerstechen sich Wangen und Lippen, durchbohren sich Ohren und Nasen, um Ringe hineinzuhängen. Auch findet man noch häufig bei wilden Völkern die leichte Bedeckung eines bloßen Schurzes um die Mitte des Leibes, oder einen kurzen Ueberwurf von Baumblättern, Baumbast, oder von Thierfellen.

Eben so dachten die ersten Menschen nicht daran, sich Wohnungen zu erbauen: das Laub der Bäume schützte sie gegen die Hitze der Sonnenstrahlen; und war die Glut zu heftig, kamen Regenströme: so hatte die vorsorgende Natur Höhlen gewölbt, in die der Mensch sich flüchten konnte, und wo er sicheren Schutz fand. Wahrscheinlich währete es ziemlich lange, ehe der Mensch anfing sich Hütten zu bauen.

So lebten die Menschen in einer Unthätigkeit, welche die späteren Geschlechter, oft schwer gedrückt von mühseliger Arbeit, als eine glückliche Unthätigkeit priesen, der sie Unschuld der Sitten, Reinheit des Herzens beigesellten, und die sie zur goldenen Zeit der Welt erhoben. Allein wer je darauf geachtet hat, welche herrliche große Kräfte im Menschen liegen, und was der Mensch zu leisten fähig ist; in wem auch nur leise der Trieb sich regte, diese Kräfte zu stärken und zu üben, der wird es gefunden haben, daß des Menschen Glückseligkeit nicht in Unthätigkeit besteht; daß Arbeit, Uebung seiner Kräfte, Fleiß im Guten die höchste Seligkeit sey, die der Mensch genießen könne. „Dies habe ich mir mit meiner sauern Mühe erworben," sagt der Landmann als Greis, und sieht mit freudigem Stolz auf sein Haus und seine Felder. — „Nach langem Nachdenken und vielfachen Versuchen ist mir dies schöne Werk gelungen, das meinen Mitmenschen Wohlseyn und Aufheiterung gewähren wird," preiset der glückliche Künstler. — und damit diese beglückenden Empfindungen dem Menschengeschlechte nicht fremd blieben: mußten seine Sinne zum Aufmerken gereizt werden; lebhafte Bilder der Sinnlichkeit mußten seinen Geist wecken; er sollte nachdenken und arbeiten, von Andern lernen und selbst erfinden.

Was die Menschen zuerst zum Nachdenken mag gebracht haben, war vielleicht irgend eine große, furchtbare Erscheinung in der Natur, ein Gewitter z. B.: der rings in Nacht gewölkte Himmel, der brausende Sturm, der

blendende Blitzstrahl, der bald krachende, bald rollende Donner mußte die Sinne erschüttern, die Aufmerksamkeit wecken und den Geist reizen, daß sie dunkel sich fragten: woher kömmt dies? — Lebhafter vielleicht noch reizte die Noth. Es ist der Spruch eines alten Weisen: Noth ist die Mutter der Weisheit, und ein nicht unwahrer Spruch. Die Menschen haben in der That einige Neigung zur Trägheit und zum Müssiggange; bei sehr vielen wird nur Noth das Mittel, das sie zur Thätigkeit fortstößt; und je roher, ungeschickter und unverständiger ein Mensch ist, desto stärker ist sein Hang zum Nichtsthun. Die Natur hat indeß dafür gesorgt, daß der Mensch aus diesem herabwürdigenden Zustande der Trägheit emporgehoben würde. Er ward von Thieren angegriffen, und in die Nothwendigkeit gesetzt, sich zu wehren. Seine ersten Waffen waren seine Fäuste, Nägel und Zähne. Da diese aber, wie er bald bemerken mußte, nicht ausreichten zu seinem Schutze, ergriff er einen Baumast, einen umgestürzten jungen Stamm, das nahende Wild schon in der Ferne abzuhalten. Diesen Ast oder Baumstamm machte er sich durch spitze Steine auf der einen Seite dünner, um ihn bequemer fassen zu können, und ließ ihm an dem andern Ende seine Dicke; so entstand die Keule, wahrscheinlich die älteste aller von Menschenhänden bereiteten Waffen. Auch in der Bibel wird sie als die älteste genannt; Kain erschlägt seinen Bruder Abel mit einer Keule. — Oder man hielt den gefundenen Stamm der Länge nach dem anrennenden Thiere entgegen, daß das Wild anliefe, spitzte dazu vorn das Holz, und erfand die Lanze. In spätern Zeiten, als man Metalle kennen und gebrauchen lernte, beschlug man die Keule unten mit Erz, und fügte dem hölzernen Schaft der Lanze eine eiserne Spitze an. — Auch mit Steinen werfen scheint ein natürliches, also schon früh gebrauchtes Mittel gewesen zu seyn, wodurch die Menschen sich gegen Angriffe vertheidigten oder selbst auch angriffen: und da sie bald bemerken mußten, daß der Schwung dem Steine eine größere Ge-

walt gab; so führte sie dies auch wohl in schon frühen Zeiten auf die Erfindung der Schleuder, wozu sie anfangs vielleicht Baumblätter, Bast, später Riemen von Thierfellen gebrauchten. So erlegte David den Goliath durch einen Steinwurf aus einer Schleuder. — Bei diesen Vertheidigungen gegen Wild, die man allmählig wohl lieb gewann, und woraus also Angriffe gegen dasselbe wurden, mußten zuweilen Thiere erschlagen oder gefangen werden. Der natürliche Trieb des Menschen, als eines von der Natur zum Fleischessen eingerichteten Geschöpfes, konnte ihn darauf führen, von dem erschlagenen Thiere zu kosten; auch sah er, daß andere Thiere das Fleisch gefallener oder getödteter Thiere verzehrten. Man fürchte nicht, daß das rohe Fleisch ihm zu zähe oder zu hart war. Uns hat die Kochkunst verwöhnt und unsere Zähne abgestumpft. Wie jetzt noch rohe wilde Völker so scharfe Zähne haben, daß sie rohes Fleisch ohne Mühe kauen und essen; so hatten gewiß auch die ersten Menschen, die unverwöhnten Kinder der Natur, eine gleiche Schärfe der Zähne. Gesetzt aber die thierische Kost wäre ihnen nicht wohlschmeckend gewesen, daß sie Obst, Korn, Gemüse vorgezogen hätten; so konnte es auch wohl einmal an der gewohnten Nahrung der Früchte mangeln; die Menschen konnten nicht immer und nicht alle in dem glücklich gepriesenen paradiesischen Lande der Urväter bleiben, sie mußten nach allen Gegenden hin auswandern, um sich zu nähren; und da lehrte die Noth bald, wann andere Nahrung fehlte, dasjenige wohlschmeckend finden, was man früher vielleicht nicht geachtet hatte; man aß Thierfleisch, und fand es gewiß bald so wohlschmeckend und stärkend, daß es das Hauptnahrungsmittel wurde, und man Thiere häufiger tödtete. So ist Jagd wahrscheinlich eine der frühesten Beschäftigungen der Menschen geworden, welche den Körper übte und stärkte, und besonders durch die damit verbundenen Gefahren zugleich den Geist aufreizte, aufzumerken, nachzudenken und zu erfinden.

Auch die Beobachtung, daß einige Thiere minder wild sich dem Menschen leicht anschlössen, und sobald sie nur Nahrung bei ihm fanden, gern ihm folgten, muß in sehr früher Zeit gemacht worden seyn; denn schon Abel wird in der Bibel ein Hirt genannt. Der Mensch sammelte die minder wilden Thiere um sich, Schaafe und Ziegen, Rinder und Esel; nährte und wartete sie, und benutzte sie nachher wiederum, ihr Fleisch zur Nahrung, ihr Fell zu seiner Bekleidung; und auch Sehnen und Knochen wurden wohl schon frühzeitig gebraucht, jene zum Aneinanderbinden, diese zur Schärfung der hölzernen Waffen. — Auch mußte der Hirt, der sich zuweilen an einem Orte, wo reichliche Weide war, längere Zeit aufhielt, darauf kommen, sich eine Wohnung einzurichten, da er nicht überall von der Natur gewölbte Höhlen fand. Die erste künstliche Wohnung bestand aber wohl schwerlich aus etwas anderm, als aus zusammengebogenen und durch einander geschlungenen Zweigen nahstehender Bäume, die eine Art von Laubdach bildeten, und aus seitwärts eingesteckten Stämmen, die man als Pfähle unten zuspitzte. Dann behing man sie an den Seiten mit Fellen, deckte oben Felle über, knüpfte durch Sehnen einige Felle zusammen, machte sich eine größere Decke, die man weit überbreiten konnte, und erfand so das erste rohe Zelt.

Wie der Mensch schon vorher, ehe er als Hirt Thiere um sich hatte, nicht auf einem Fleck des Erdbodens blieb, sondern, wenn hier keine Früchte mehr waren, dorthin zog, wo er andere sah, oder einen andern Ort suchte, wo er neue Früchte fände: so mußte noch weit nothwendiger der Hirt diese herumziehende Lebensart fortsetzen, da eine Gegend leicht von einer größern Anzahl Vieh gänzlich konnte abgeweidet werden. Er trieb dann seine Heerde weiter zu einem neuen Weideplatz; und zog, gewöhnlich wohl die Flüsse entlang, nach andern Gegenden, die bis dahin vielleicht noch keines Menschen Fuß betreten hatte. Die Zelte machten dabei keine Schwierigkeiten: die aneinan-

der gebundenen Thierhäute waren leicht zusammengerollt, und bei einem neuen Weideplatz fanden sich leicht einige Pfähle, die man in der Erde befestigte, oder auch wohl gerade passend stehende Bäume; über diese ward die Thierdecke hergebreitet, unten am Boden rings befestiget, und das neue Zelt stand aufgerichtet da. — Noch jetzt leben ganze Völkerschaften, besonders im mitleren Asien, um den kaspischen See und weiter nach Morgen hin, auf eben diese Weise blos von ihren Heerden und ziehen mit diesen umher. Man nennt solche umherziehende Hirtenvölker Nomaden, und sagt von ihnen, sie führen ein nomadisches Leben.

5.

Erfindungen des Ackerbaues und der dazu nöthigen Werkzeuge.

Doch bei keiner dieser Lebensarten konnten die Menschen in Ruhe die von der Natur ihnen geschenkten Kräfte vollkommen ausbilden. Der Jäger mußte bei seinem grausamen Geschäfte des Mordens verwildern; sein Körper wurde abgehärtet und rauh; seinen Verstand gebrauchte er nur, um Listen zu ersinnen; seine Freude war Uebung roher Körperkraft, die, in der Jagd auf Thiere gestärkt, bald sich auch am Menschen mit Uebermuth zeigen wollte; und die sanftere Empfindung der Menschlichkeit kam in ihm nicht auf. Auch den herumziehenden Hirten hinderte sein unstätes Leben, die Anlagen seines Geistes und die edleren menschlichen Empfindungen auszubilden. Er lebte mehr unter Thieren als unter Menschen; und wie jetzt Viehhirten, obgleich in der Nähe von gebildeteren Menschen, leicht in eine Plumpheit des Körpers und des Geistes herabsinken: so läßt sich noch viel weniger erwarten, daß jene früheren

Menschen, die unerfahrenen rohen Kinder der Natur, sich über Essen, Trinken, Kleiden, Obdach und Viehwarten sollten erhoben haben. Dazu kömmt, daß sich der Hirt sehr leicht an eine gewisse träge Schlaffheit gewöhnt, die lebendigeres Aufmerken und Nachdenken zurück hält, wozu den Jäger oft seine wilde und gefahrvolle Lebensweise aufreizt. Dafür dürfen wir aber beim Hirtenleben häusliche Einrichtungen erwarten, die der Jäger nicht kennt: Vater und Kinder leben mehr bei einander; manche zufällige Entdeckung kann besser benutzt werden; und wie auch in unseren Zeiten mitunter dem Hirten gerade seine Einsamkeit und Ruhe Veranlassung zum Nachdenken wird: so mag auch die Menschheit im Ganzen den Hirtenvölkern der früheren Welt mehr gute und wohlthätige Erfindungen und Einrichtungen danken, als dem wilden, zerstörenden Muthe der jagenden Nationen. Manche stille häusliche Fertigkeit ward hier vielleicht erworben; und wer weiß, ob nicht schon vor den Zeiten des Ackerbaus eine aufmerksame nachsinnende Hirtenfrau das S p i n n e n erfand, das wenigstens in so frühen Zeiten erfunden worden ist, daß die alten Völker, die Griechen und Römer, die Erfindung desselben einer ihrer Göttinnen (der Minerva) zuschrieben. — Alle diese Erfindungen aber blieben unvollkommen; und wurden dem menschlichen Geschlechte nicht allgemein nützlich, so lange einzelne Familien mit ihren Heerden von einem Orte zum andern zogen: manche schon gemachte Erfindung mußte dabei wieder verloren gehen; in größere Gesellschaften konnten sich Hirten nicht vereinigen, da jede einzelne Familie für ihre Heerden einen großen Raum zur Weide haben mußte; es fehlte ihnen also gerade ein Hauptmittel, Erfindungen und Einrichtungen zu vervollkommnen: gegenseitige Mittheilung im Verein der Gesellschaft. — Erst mit der Erfindung des Ackerbaus beginnt die wahre Ausbildung des Menschengeschlechts. Wir wissen nicht, welches Volk oder welcher Mensch zuerst auf den Gedanken gekommen ist, kleine Körner in den geöffneten

Boden zu streuen, diese wieder mit Erde zu bedecken, und es abzuwarten, daß aus diesen zerstreueten Körnern neue Frucht aufwachse. Uns scheint dieses Verfahren so einfach, weil wir es von Kindheit an sehen; allein das ist es an sich selbst nicht. Der rohe Mensch ist wie das Kind; er will unmittelbaren Genuß von seinem Thun; er will nicht Wochen, nicht Monate warten, bis er ärndten könne, was er heut gesäet hat. Dazu gehört schon eine ruhige vorschauende Besonnenheit, ein durch wiederholte Erfahrung geübtes Nachdenken. Glaubt es mir, liebe Kinder: wenige unter uns, wären wir bei jenen herumziehenden Hirtenvölkern geboren, mögten die Schärfe der Beobachtung, den in die Zukunft schauenden Blick, die ruhig abwartende Geduld gehabt haben, die dazu erfordert werden, um jene Entdeckung zu machen. Dennoch muß sie in sehr frühen Zeiten gemacht worden seyn. In der Bibel wird Kain schon ein Ackerbauer genannt. Zu Abrahams Zeit blüht der Ackerbau in Aegypten. Und die alten Griechen und Römer nennen Gottheiten als Erfinder desselben (jene die Ceres, diese den Saturn), was immer ein Zeichen ist, daß man unter den Menschen, von denen die Geschichte erzählt, den Urheber einer Entdeckung nicht mehr auffinden kann; daß die Entdeckung also wahrscheinlich in die allerfrühesten Zeiten der Welt gehört.

Was die Menschen auf die Erfindung des Ackerbaus mag geführt haben, können wir blos vermuthen. Gewiß hatte Gottes vorsorgende Weisheit und Güte auch hier der Menschen nicht vergessen, und führete scheinbare Zufälligkeiten zu einander, welche die Aufmerksamkeit der Menschen weckten, und dem aufmerkenden Geiste die Erfindung erleichterten. Denket euch, daß eine Hirtenfamilie in eine rings von Gebirgen umschlossene Ebene hinab zog, wo sie Weide für ihr Vieh fand, und wo auch andere Nahrungsmittel für den Menschen reichlich wuchsen. Gewöhnlich folgt bei diesen Hirtenvölkern eines dem andern: so konnte leicht dem voraufgezogenen Schwarm ein nachfol-

gender den Rückweg sperren. Jenen Eingeschlossenen aber fehlte es bald an Früchten, und sie mußten einsehen, daß wenn sie blos von ihren Heerden leben sollten, diese sich in Kurzem sehr verringern würden. Auch waren ihnen Früchte wohl schon eine so angenehme Speise geworden, daß sie ihrer ungern entbehrten. So von nahender Noth gedrängt, beobachtete oder erinnerte sich vielleicht Einer, früher beobachtet zu haben, daß von dem Getreide oder den Früchten, die sie zuweilen in Erdgruben verwahrt hatten, Keime in die Erde gegangen, daß diese aus dem Boden hervorgedrungen wären, daß daraus sich endlich neue Früchte gleicher Art gebildet hätten. Was wahrscheinlich Tausende achtlos gesehen hatten, das faßte ein nachdenkender Mann auf; machte nach, was er von Ungefähr stehen sah; streuete jetzt das erstemal mit Absicht einige Saamenkörner in den gelockerten Boden; und siehe da! sie keimeten, brachten Früchte. — Vielleicht führete Andere auch, ohne daß sie durch Noth gedrängt wurden, die Freude an einer Gegend, die Schönheit und der Wohlgeschmack der Früchte, und die reichliche Aerndte derselben auf den Gedanken, was ein nachdenkender, beobachtender Mann gelegentlich bemerkt hatte, hier mit Absicht zu versuchen, Fruchtkörner auszustreuen, um neue Früchte gleicher Art sich zu gewinnen. — So haben wahrscheinlich mehrere Völker und mehrere Menschen in verschiedenen Gegenden der Erde auf verschiedenen Wegen die künstlichen Mittel den Acker zu bauen gefunden; und eine Reihe zufälliger Umstände, die wir aber größtentheils nur vermuthen können, hat die erste rohe Erfindung nach und nach so vervollkommnet, wie wir sie von unsern Vorfahren empfangen haben. Gewöhnlich werden die Aegypter, eines der kunstreichsten Völker im Alterthum, als die Erfinder des Ackerbaus genannt: wenigstens scheinen sie ihn ausgezeichnet vervollkommnet, und besonders nach andern Ländern verbreitet zu haben.

Denn, wie sich leicht denken läßt, die älteste Art, den Acker zu bestellen, war äußerst unvollkommen: man

kann-

kannte alle die Werkzeuge und Kunstmittel nicht, welche uns jetzt die Arbeit erleichtern und den Acker zu reichlicherem Ertrage zwingen. Die Kraft der Arme und ein Stück Holz leisteten wahrscheinlich alles das, was jetzt mehrere Werkzeuge leisten. — So hatten die Einwohner von Peru im südlichen Amerika, als 1528 die Spanier zuerst dorthin kamen, weder Pflug noch Lastthiere, und baueten dennoch das Land. Sie durchwühlten den Boden mit hölzernen Schaufeln, machten dann Löcher mit einem Stock, und streueten darein das Getreide. — Die Neger am Senegal, auf der Westküste Afrika's, zerschneiden das Feld mit ihren Degen; und die alten Einwohner der kanarischen Inseln, nahe an der Westküste des nördlichen Afrika im atlantischen Meere, gruben die Erde mit Ochsenhörnern um. — In Aegypten indeß findet man den Pflug schon früh, und auch bei den Chinesen soll er eine der ältesten Erfindungen seyn. Er war anfangs sehr einfach, ohne Vorderpflug, ohne Räder, ohne Streichbrett; und bestand blos aus einem krummen Ast oder aus einem langen Stück Holz, das an einem Ende umgebogen war. Der gekrümmte Theil, etwas zugespitzt, ging in die Erde; und an das andere gerade Ende wurden die Ochsen gespannt. Blos eine Handhabe war daran, damit der Führer des Pflugs ihn lenken konnte. — Nachher machte man den Pflug aus zwei Stücken; aus einem langen Holze, woran man die Ochsen spannte, und einem kurzen, das unter jenem angeheftet zur Pflugschaar diente. Da diese beim Pflügen am stärksten abgenutzt wurde; so wählte man dazu unstreitig das härteste Holz, und suchte auch Mittel das Holz zu härten, wie die Chinesen, durch Feuer. Erst in spätern Zeiten beschlug man sie mit Metall; und noch jetzt hat man in vielen Ländern blos hölzerne Pflüge: denn Metalle zu verarbeiten ist keine der ältesten und leichtesten Künste. —

So ist dies Werkzeug zu seinem Zwecke, das Land umzustürzen, und die von der Himmelsluft mit Frucht-

barkeit gesättigte Erde in die Tiefe zu wenden, wohin der Saame fällt, nach und nach passender eingerichtet worden. Und vielleicht giebt es noch manche Erfindungen, die den Pflug vervollkommnen können. So hat ein Herr Arndt in Schlesien einen Pflug mit 4 Schaaren erfunden, den man in einigen Gegenden mit Nutzen gebraucht; denn im leichten Boden kann man mittelst dieses Pfluges mit 2 Ochsen so viel ausrichten, als bei dem gewöhnlichen Pfluge mit 8 Ochsen; und im schweren Boden leisten doch 4 Ochsen so viel, als sonst 8.

Auch die Egge, welche die Erde wieder über das ausgestreute Korn wirft, ist eine alte Erfindung: sie wird schon im Buch Hiob Kap. 38. V. 10. genannt. — Und die künstlichen Mittel, der Erde neue Fruchtbarkeit zu geben, das Düngen, Bewässern, gehen ebenfalls in so frühe Zeiten hinauf, daß man Götter als Erfinder derselben nennt.

War endlich das Getreide reif; so raufte man anfangs die Aehren mit den Händen ab, wie noch jetzt viele Völker thun. Indeß scheint die Erfindung eines Werkzeugs, das mehrere Aehren auf einmal abschneidet, sehr nahe zu liegen, und ist auch in der That sehr alt. Es brauchten nicht gleich metallene Sensen oder Sicheln zu seyn. Die Einwohner von Paraguay, im südlichen Amerika, schnitten ihr Korn mit den Rippen von Kühen und auf ähnliche Weise mögen sich andere Völker vor Bearbeitung der Metalle beholfen haben.

Um die Körner von den Aehren zu sondern, da man es bald zu langweilig finden mußte, aus jeder Aehre die Körner mit den Fingern zu pflücken, hat man in verschiedenen Ländern verschiedene künstliche Mittel. In Moses Zeitalter war das Gewöhnlichste: man schlug in freier Luft einen ebnen Platz fest, die Tenne genannt, breitete auf diesem die abgeschnittenen Aehren oder Garben aus, und ließ gewöhnlich Ochsen, aber auch andere Thiere darüber hinlaufen, daß sie das Korn austraten. Da es nun

nicht verhindert werden konnte, daß der dreschende Ochse zuweilen von der Tenne einige Aehren aufnahm und fraß, mancher habsüchtige Herr aber dies seinem Thiere durch allerhand grausame Mittel mochte zu wehren suchen; so gebietet Moses den Juden in seinen Gesetzen, im 5. Buch 25. Kap. 4. V.: „Du sollst dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden.“ — Eine andere Dreschmaschine haben die Türken: sie machen ein Paar dicke Bretter durch Steine oder Eisen scharf, nach Art einer Feile geriffelt, und ziehen diese, wohl noch mit einer Last beschwert, über das Getreide mehreremal hin und her. — In China rollt man unpolirten Marmor über die Aehren. — Der bei uns gewöhnliche Dreschflegel ist keinesweges durch ganz Europa in Gebrauch. In Italien und Frankreich bedient man sich an mehrern Orten einer Art Karren oder Schlitten zum Dreschen. Auch scheint unser Dreschflegel keinesweges das passendste und vollkommenste Werkzeug, um die Körner von den Aehren zu sondern: die Arbeit ist äußerst langweilig, und erfordert viel Zeit. Dennoch findet sich unter unsern Landwirthen äußerst selten Bekanntschaft mit den neuesten Erfindungen, um diese Arbeit abzukürzen; und noch seltener die Neigung, Gebrauch davon zu machen. So gab ein Herr Vogt im Jahre 1700 eine Dreschmaschine an, womit 3 Menschen so viel ausdreschen konnten, als 18 in eben der Zeit mit Dreschflegeln. Um 1786 machte Herr Planaza in Paris eine Dreschmaschine bekannt, mit welcher 2 Arbeiter so viel dreschen können, als 64 in gleicher Zeit mit Dreschflegeln. Diese Erfindung kennt man nicht, oder benutzt sie nicht. Prüfet Alles und das Beste behaltet. — Man hört oft die Menschen zur Rechtfertigung ihrer Trägheit sagen: ja, so haben es Vater und Großvater und Urgroßvater gemacht, so wollen wir es denn auch nur machen! Diese Menschen aber schlagen sich mit ihren eigenen Worten. Wären unsere Voraltern eben so träge und gleichgültig gegen das Neuere und Bessere gewe-

seyn; wären sie immer beim Alten geblieben: so hätten wir entweder noch gar keinen Ackerbau, oder pflügten noch mit Ochsenhörnern und mäheten mit Stierrippen. Nein, unsere Vorfahren waren weiser und thätiger als wir; sie erfanden Neues, nahmen erfundene Verbesserungen auf, verbreiteten sie, und überlieferten sie vervollkommnet ihren Kindern und Nachkommen. Wahrlich, wenn unsere Aeltervater, die vor 2 bis 300 Jahren starben, jetzt wieder auferstehen sollten: ich fürchte fast, sie würden sich nicht so sehr über die gemachten Verbesserungen wundern, als vielmehr darüber, wie man seit ihrer Zeit doch nicht so gar viel weiter gekommen sey; ich fürchte, sie möchten über die Schlaffheit ihrer Enkelkinder zürnen, die nicht gleich ihnen erfinden, ja selbst neue erfundene Verbesserungen nicht annehmen, sondern mit Gleichgültigkeit zurückweisen, und sie nicht einmal mögen kennen lernen.

Wissen wir ihre Namen auch nicht, auch namenlos wollen wir sie ehren, die nicht beim Alten blieben, sondern zuerst den Acker baueten, und die dazu gehörigen Werkzeuge nach und nach erfanden: sie wurden die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes. Der Ackerbauer blieb gerne ruhig auf seinem Platze, und lernte eine Gegend, von der er mehreremal Früchte geärndtet hatte, zumal wenn sie eine fruchtbare Gegend war, liebgewinnen; denn Gewohnheit wird zur andern Natur. Auch war die Veränderung des Wohnorts ihm schwieriger: um das gesammelte Getreide zu bewahren, genügten Erdgruben nicht; darinnen litt es bald von Nässe, oder schoß in Keimen auf; man mußte darauf denken, ihm einen trockenen Platz zu geben. So errichtete man anfangs eine rohe Hütte mit untergelegten Brettern und darüber geflochtenen Baumzweigen, unter denen man es barg; man bauete, da man länger blieb, die eigene Wohnung fester und bequemer: man erfand manche kleine Bequemlichkeit des häuslichen Lebens. Lag man vorher auf der Erde oder häufte man Rasen: so ward jetzt die erste rohe Bank, der erste

Tisch mit Unebenheiten aller Art, eben nicht vest, aufgestellt. Es fanden sich gehöhlete Steine, die zum Zubereiten der Speisen passend schienen. Und da das umgehangene Fell bei der Arbeit des Ackerbaues unbequem seyn mußte, sann man auf eine anschließendere Kleidung: man schnitt Löcher für die Arme, und band das Fell mit Riemen. So war alles zwar unbehülflich und roh; aber überall doch der Anfang zu dem bequemeren häuslichen Leben, dessen wir uns jetzt freuen. Ein besonders wichtiger Vortheil des Ackerbaues war, daß mehrere Familien näher bei einander wohnen konnten. Erst von dem Zeitpunkt fängt die eigentliche Geschichte und die wahre Bildung des Menschen an, wo der Mensch dem Menschen sich nähert, wo mehrere sich zu einer größeren Gesellschaft vereinigen, und mit der vesten Wohnung Eigenthum entsteht. Bedürfniß, Habsucht, Wunsch nach Bequemlichkeit und Vergnügen treiben zu neuen Erfindungen, um den möglichst größten Genuß des Eigenthums zu erhalten. Die Vereinigung mit Andern reibt gleichsam den Menschen am Menschen, regt Ehrbegierde auf, und selbst die unreinen Triebe der Eifersucht und des Neides werden hier dem menschlichen Geschlechte wohlthätig. Einer sucht den andern zu übertreffen, strengt alle Kräfte des Körpers und Geistes an; und nach und nach gehen Verbesserungen im Einzelnen hervor, die das Leben erleichtern, die den Geist fröhlicher wecken, und die Kräfte der Natur, die Anlagen des geistigen Menschen immer fruchtbarer und glänzender entwickeln.

6.

Erfindung des Brodbackens, der Mühlen, und künstlicher Getränke.

Der allgemeinste Gebrauch, welchen wir jetzt vom Getreide machen, ist: daß wir Brod daraus backen. Denkt

indeß nicht, daß man so schon in den frühesten Zeiten das Korn zu benutzen verstand. Zu diesem Zwecke muß das Korn erst in Mehl verwandelt seyn; man muß also künstliche Mittel kennen, das Korn zu zerreiben; man muß Mühlen haben. Das Mehl muß mit Wasser vermischt zu einem Teige geknetet werden; der Teig muß einen Zusatz von Sauerteig erhalten, um aufzugehen und dem Brode Wohlgeschmack zu geben; und endlich muß der Teig gebacken werden. Man mußte also das Feuer allgemein kennen und fortzupflanzen wissen, was den frühesten Menschen eben so wenig, als jetzt völlig rohen Völkern bekannt ist; man mußte Oefen zu bauen verstehen. Alle diese Erfindungen wurden aber, wie ihr leicht denken könnt, nicht auf einmal gemacht, sondern folgten nur allmählig eine nach der andern: unsere ältesten Vorfahren hatten weder so wohlschmeckendes und gesundes Brod, noch verstanden sie selbst ihr unvollkommenes auf eine leichte Art zu bereiten.

Anfangs wurden die Getreidekörner vermuthlich, wie Obst und andere Feldfrüchte, roh gegessen. So scheint es selbst noch häufig in Christi Zeit geschehen zu seyn. Lukas erzählt nehmlich Kap. 6. V. 1.: Christus gieng mit seinen Jüngern durch das Getreide; die Jünger aber rauften Aehren aus, rieben sie mit den Händen, um die Körner von den Hacheln loszumachen, und aßen.

Zunächst kam man vielleicht darauf, die Körner, die hart geworden waren, wenn sie eine Zeit lang gelegen hatten, in Wasser zu werfen, um sie zu erweichen. Auf diese Weise bereitet diente das Getreide den Griechen und Römern in den ältesten Zeiten zur täglichen Kost. Kannte man das Feuer schon; so kochte man die erweichte Masse, und aß das Getreide wie einen Brei, wie wir den Reis essen.

Dann findet man im Alterthum fast bei allen Völkern die Sitten, das Getreide zu rösten oder über

dem Feuer zu dörren. Noch jetzt ist in einigen Gegenden Afrika's gebrannte Gerste die tägliche Nahrung. Und die Kalmucken in Asien lassen erst die Gerstenkörner einige Zeit im Wasser weichen, drücken sie dann, um sie von der Schaale loszumachen, setzen sie darauf in Kesseln ohne Wasser ans Feuer, bis die Körner wohl geröstet sind, und essen sie aus der bloßen Hand als ihr tägliches Brod.

Das Dörren des Getreides erleichterte wahrscheinlich die Erfindung, die Körner in Mehl zu zermalmen. Anfangs zerrieb oder zerschlug man das Getreide mit einem Stein oder hartem Holze, wie sich noch jetzt die Peruaner im südlichen Amerika die Gerste zur täglichen Speise bereiten: sie rösten sie, reiben sie zu Mehl, und essen dieses ohne weitere Zubereitung mit Löffeln. Andere kochen es mit Wasser vermischt zu einer Art Brei; und in den Zeiten vor Christi Geburt war bei den Griechen und Römern dieser Mehlbrei die vornehmste tägliche Kost.

Näher unserem Brodbacken kam die Bereitung des Mehls bei den ältesten Juden. Als nehmlich den Abraham drei von Gott gesandte Männer 1 Mos. 18, 6. besuchten, befiehlt er seiner Frau Sara, feines Mehl mit Wasser zu vermischen und diesen Teig zu backen. Die daraus bereiteten Brode waren eine Art dünner und breiter Kuchen, die man leicht mit den Händen zerbrechen konnte. So backte man sie selbst noch zu Christi Zeit: daher es auch ein im neuen Testamente so häufig vorkommender Ausdruck beim Essen ist: und er nahm das Brod und brach es. das Backen selbst aber geschah sehr roh: man breitete den Teig aus, und bedeckte ihn mit heißer Asche. So machen es noch jetzt Völker in Amerika. Und in Norwegen, in Arabien und in mehreren Gegenden Afrika's bäckt man den Mehlteig zwischen zween heißen Steinen, und ißt das Gebackene sodann heiß, wie man es aus der Asche oder den heißen Steinen nimmt. — Ja selbst Sauerteig unter das Mehl zu mischen war, wenn auch nicht zu Abrahams Zeit, doch schon vor Moses den Juden bekannt;

Moses aber lebte 1500 Jahre vor Christi Geburt, also 3300 Jahre vor unserer Zeit. Moses gebietet nehmlich den Israeliten, das Osterlamm nicht mit dem gewöhnlichen gesäuerten Brode zu essen, sondern wie sie es bei ihrem Auszuge aus Aegypten gegessen hatten, mit ungesäuertem, 2. Buch Mos. 12, 15. 34. 39. — Wahrscheinlich verdanken wir diese glückliche Erfindung der Sparsamkeit einer sorgsamen Hausfrau, vielleicht einer Aegyptierin, welche das von einem Teige Uebriggebliebene nützen wollte, und, ohne die Vortheile davon voraus zu sehen, dies mit dem neuen Teige vermischte. Wie mag sie erstaunt seyn, als sie bemerkte, daß dies Brod, worunter sie ein Stück des sauern widerlichen Teiges gebracht hatte, nicht blos höher auflief, sondern auch weit wohlschmeckender ward.

Dennoch war auch das beste Brod der Alten nicht mit dem unsrigen zu vergleichen; weil im ganzen Alterthum die Kunst, das Getreide in Mehl zu verwandeln, und das feinere von dem gröberen zu sondern, unvollkommen und äußerst mühsam blieb. Denn kannte man auch schon ziemlich früh, wenigstens in Moses Zeitalter, Mühlen (2. Mos. 11, 4. 5. 5. Mos. 24, 6.) das heißt, hatte man bereits auch die Erfindung gemacht, auf einem ruhenden Steine einen andern Stein umzudrehen, so daß das Getreide dazwischen zermalmt wurde: so verstand man doch noch nicht, die Kräfte des Wassers oder des Windes oder der Gewichte zu benutzen, um einen oberen Mühlstein umzudrehen; sondern man hatte blos Handmühlen, Menschenhände mußten den oberen Stein drehen. Die ganze Mühle daher konnte nur klein seyn; und es war eine der beschwerlichsten Arbeiten, wozu man im Alterthum auch nur die gemeinsten und verachtetsten Sklavinnen gebrauchte. So sagt Moses im 2. B. 11, 4. 5.: „Alle Erstgebohrnen der Aegypter sollen sterben, von dem Erstgebornen Pharaos, der auf dem Throne sitzt, bis auf den Erstgebornen der Magd, die den Mühlstein dre-

het in der Mühle." Und ein alter griechischer König, Odysseus, der vor 3000 Jahren lebte, hatte zwölf Frauen, die ihm täglich Weizen- und Gerstenmehl, das Mark der Männer, mahlen mußten. Später gebrauchte man statt der Menschenhände Pferde. Erst um Christi Geburt findet man hin und wieder Wassermühlen, mit unterschlächtigen Rädern, nach dieser Zeit wurden sie allgemeiner bekannt und gebraucht. Die oberschlächtigen Mühlen, welche weit weniger Wasser erfordern, weil sich alles Wasser auf das Rad ergießt, sind eine späte deutsche Erfindung. — Weit jünger, als die Wassermühlen, sind die Windmühlen: in Europa sind sie noch nicht über 700 Jahre bekannt, und in allgemeinem Gebrauche kaum seit 300 Jahren. Auch sieht man leicht, daß, um eine so zusammengesetzte Maschine zu bauen, schon viele andere Erfindungen vorausgegangen seyn mußten, und daß nur ein kenntnißreicher, kunsterfahrner und nachsinnender Mann darauf kommen konnte, dünne Bretter von leichtem Holze wie Flügel an einem beweglichen Balken oder Rade zu bevestigen; diesen Balken so mit einem Mühlsteine zu verbinden, daß dieser durch die vom Winde umgeschwungenen Flügel umgedreht wurde; eine Einrichtung zu treffen, daß das Getreide immer von selbst zwischen die Mühlsteine kam, und das Gemahlene wieder von selbst dazwischen herausfiel; endlich der ganzen Mühle die Bewegbarkeit zu geben, daß sie jedesmal eine solche Stellung erhalten konnte, daß der Wind mit seiner vollen Kraft die Flügel zu fassen im Stande war. Ihre gegenwärtige Vollkommenheit haben die Mühlen erst in den letzten 200 Jahren erhalten. Die holländischen Windmühlen, die unten wie ein Haus gebaut sind, und an denen nur das Dach mit den Flügeln und deren Axen sich drehen läßt, sind 1650 von einem holländischen Künstler erfunden worden. Und gewiß lassen sich hier noch manche Erfindungen machen. — In dem Städtchen Lempsal, in Liefland, hat der Schmidt Heine eine Wassermühle verfertiget, die, ohne an einem Bach

oder Fluß zu stehen, immerfort mahlen kann. Die Mühle besteht aus einem großen Wasserrade; über demselben ist ein bretternes mit einer kleinen Schleuse versehenes Wasserbehältniß, welches acht bis zehn Tonnen Wasser faßt. Zieht man die Schleuse auf: so fällt das Wasser in das Rad und setzt es in Bewegung; sammelt sich aber unter dem Rade wieder in einem andern Wasserbehältniß. Das Wasserrad treibt nun nicht blos das Kammrad, welches den Mühlstein umdreht; sondern die eiserne Achse dieses großen Wasserrades ist wie ein Zickzack nach beiden Seiten ausgebogen: diese herausragenden Spitzen greifen in Stangen ein, welche zu acht Pumpen gehören; und indem diese Stangen von dem sich drehenden Wasserrade aufgehoben werden, pumpen sie das herabgefallene Wasser aus dem unteren Behälter wieder in die Höhe und gießen es in das obere Gefäß zurück. Den Abgang des Wassers dabei zu ersetzen, gießt man von Zeit zu Zeit ein Paar Eimer Wasser zu. — Ihr müßt einsehen, daß diese Mühle sehr sinnreich ausgedacht ist, und daß die Erfindung besonders für solche Gegenden wichtig wäre, wo es an Wasser mangelt: denn dem Winde kann man nicht zu wehen gebieten. Gern möchte ich euch daher auch sagen können, daß diese Mühle irgendwo wirklich im Gebrauch wäre; allein ich wiederhole es euch hier in einer andern Absicht: Prüfet Alles! lasset euch nicht durch das Scheinbare des Neuen täuschen; sondern untersuchet, vergleichet, erkundiget das Urtheil erfahrner Männer. So scheint diese Mühle mehr zu versprechen, als vielleicht je eine Mühle leisten kann. Denn wenn ihr bedenkt, welche Gewalt dazu gehört, ein Rad so in Umschwung zu erhalten, daß es einen Mühlstein dreht; so erkennet ihr wohl bald, daß dies Rad nicht viel Kraft abgeben kann. Und welche Kraft gehörte dazu, acht Pumpen in immerwährender Bewegung zu erhalten, und das Wasser so hoch wieder herauf zu pumpen, wie das Rad hoch ist!

Mehr vielleicht leisten die Gewichtmühlen, der-

gleichen in neueren Zeiten einige erfunden worden sind. Vor etwa 30 Jahren bot ein französischer Mechanikus, Musy, eine Maschine zum Verkauf aus, die alle 24 Stunden einmal aufgezogen ward, und jede Art von Mühlen in Bewegung setzen konnte, ohne Wasser und ohne Wind. Es ist von dieser Maschine hin und wieder Gebrauch gemacht. Auch zeigte 1792 ein Italiener, Marozzi, eine ähnliche Maschine, durch die er ohne Wasser und Wind in einer Stunde vier Scheffel Getreide zu dem feinsten Mehl zermahlte.

Eine neue Einrichtung einer Mühle machte 1803 ein Müller, Scharbow, nicht weit von Eutin, ein äußerst verständiger, nachdenkender und bescheidener Mann. Er hatte eine Wassermühle, der es aber oft an dem hinreichenden Wasser fehlt, und die dann still stehen muß. Er ist daher auf den Gedanken gekommen, oben auf dem Hause der Wassermühle eine Windmühle mit horizontalen Flügeln anzulegen, das heißt so, daß die Flügel nicht von oben nach unten und so wieder herum von unten nach oben umlaufen, sondern so, daß sie wie in einer queren Fläche im Kreise umgehen. Damit die volle Kraft des Windes aufgefangen werde, sind die Flügel mit einem beweglichen Schirme umkleidet, den man an der Seite öffnet, wo der Wind herkömmt; an der entgegengesetzten Seite aber wird ein Zugloch gemacht, damit der Wind um so stärker ziehe. Diese aufgesetzte Windmühle treibt dasselbe Werk, welches auch vom Wasser getrieben werden kann. Ist Wind: so wird mit der Windmühle gemahlen und das Wasser geschützt; ist kein Wind: so wird mit dem in der Zwischenzeit gesammelten Wasser gemahlen. — Mit einer andern Windmühle mahlt eben dieser Scharbow den ganzen Winter durch; sie ist rings ummauert, so daß man gar kein Rad sieht.

Ferner wird das Getreide, besonders Gerste und Weizen, hin und wieder auch Hafer, vorzüglich gebraucht, um Bier daraus zu brauen. Unsere Zubereitung die-

ses Getränkes ist sehr zusammengesetzt und künstlich: die Gerste wird erst in ein Faß gelegt, um aufzuquellen; ist sie genug aufgequollen, so bringt man sie auf einen abhängigen Boden, daß das Wasser abfließen könne, und läßt den Keim auswachsen; will dieser eben grün werden, so läßt man sie an der Luft oder durch die Ofenhitze dörren (darren). Diese gekeimten und gedörrten Körner heißen Malz, welches, von den Keimen gereinigt, in der Mühle vorsichtig zu Schrot gemahlen wird. Das geschrotene Malz wird unter beständigem Umrühren im Wasser gekocht, dann mit Hopfen vermischt; nachdem es abgekühlt ist, der Gährung überlassen; und hat es ausgegohren, so ist es unser Bier. — Wiewohl nun unsere ältesten Vorfahren diese künstliche Zubereitung des Biers nicht gekannt haben; so war doch den ältesten Deutschen wie den alten Aegyptern ein ähnliches Getränk nicht unbekannt: und nach demjenigen, was ich von den früheren Arten, das Getreide zu behandeln, angeführt habe, um Brod daraus zu gewinnen, lag die Erfindung eines Bierähnlichen Getränkes sehr nahe. Man erweichte das Getreide in Wasser, man dörrete es, man kochte es mit Wasser zu einem Brei. Das Flüssige dieses Breies mußte Bierartig seyn: und so konnte, wenn der Geschmack behagte, leicht einer darauf kommen, durch einen größeren Zusatz von Wasser und durch stärkeres Kochen die ganze Masse in eine Flüssigkeit aufzulösen. Freilich wird auch diese Art von Bier noch immer keine der ältesten Erfindungen seyn: indeß bereitete man doch schon lange vor Christi Geburt aus geröstetem Korn ein Getränk, das in Geruch und Kraft wenig vom Wein unterschieden war.

Das früheste Getränk nächst dem Wasser war wohl Saft aus Beeren und Trauben: wenigstens ist ohne Bedenken der Wein älter als das Bier. Denn um Wein zu erhalten, braucht man nur die Trauben auszudrücken, was mit der Hand geschehen kann. Und wie die Juden schon den Noah als Erfinder des Weinstocks rühmen: so schrei-

ben die Griechen auch die Erfindung der Kelter einem ihrer Götter, dem Bacchus, zu. — Ueberhaupt aber finden wir bei fast allen, auch den rohesten, Völkern, daß sie sich mit dem natürlichen Getränke des Wassers nicht genügen lassen, sondern irgend ein zusammengesetzteres oder den Geschmack doch mehr reizendes Getränk erfunden oder angenommen haben. So trinken viele Völker Milch, Honig, Thierblut; die Leute, welche auf den Alpen die Steinböcke und Gemse jagen, unterlassen es nie, sobald ein Thier erlegt ist, das Blut desselben zu trinken: denn, meinen sie, nichts stärke mehr, als dieses ganz warm getrunkene Blut. Und so wie unsere Kunst, leider nicht zum Wohlseyn der Menschen, aus dem Korn ein geistiges Getränk zu destilliren gelehrt hat, den berauschenden Brannt-wein: so bereiten sich die Tartarn in Asien ein ähnliches Getränk aus sauerer Pferdemilch; ja die Türken gebrauchen das Opium, und die Lappländer den giftigen Fliegenschwamm, um einen berauschenden Trank zu erhalten. — Ein Engländer, John Savage, zeichnet es daher mit Recht als eine seltene Eigenthümlichkeit der Neuseeländer aus, daß sie eine Abneigung gegen starke oder geistige Getränke haben, und daß man bei ihnen nichts finde, was zur Berauschung dienen, oder auch nur die Lebensgeister in starke Bewegung setzen könnte. Nur einmal, erzählt er, habe er sie bei heftiger Kälte dahin gebracht, etwas Wein zu trinken, den sie aber nur als Arznei gegen die Kälte genommen hätten. Dennoch sind die Neuseeländer Menschenfresser.

7.

Erste Mittel, Feuer zu erhalten, zu kochen, Metalle zu bearbeiten, Häuser zu bauen.

Ungeachtet es uns so natürlich und fast durchaus nothwendig scheint, mit der Natur des Feuers bekannt zu seyn;

so stimmen doch alle Erzählungen der Alten darin überein, daß die ersten Menschen die Mittel, Feuer zu machen, nicht gekannt haben. Und wir werden uns darüber um so weniger wundern, wenn wir hören, daß die Einwohner der marianischen Inseln (sie liegen nicht weit von der östlichen Küste Asiens, bei den Karolinen), als diese 1521 von dem Portugiesen Magellan entdeckt wurden, keinen Begriff vom Feuer hatten: sie staunten wie über ein Wunder, als sie Magellan und seine Schiffsgenossen Feuer anmachen sahen; und hielten die Flamme für ein Thier, das sich an das Holz hänge und davon nähre. Einige traten näher und verbrannten sich; dadurch geriethen alle die übrigen so in Schrecken, daß sie es nicht wagten, nahe zu kommen, sondern nur von fern standen und das Feuer ansahen: aus Furcht, wie sie sagten, gebissen zu werden, und damit dies fürchterliche Thier durch seinen gewaltsamen Hauch sie nicht verletzen möchte. — Und diese Einwohner der Marianen sind nicht die einzigen Menschen, von denen man weiß, daß sie das Feuer nicht kannten. Mehreren Völkern Amerika's war es vor der Ankunft der Europäer gleich fremd a).

Indeß haben die Völker des Alterthums es doch unstreitig schon früh kennen und fortpflanzen gelernt. Bei den Juden findet sich gar keine Nachricht, daß zu irgend einer Zeit unter ihnen das Feuer nicht bekannt gewesen wäre: Kain und Abel verbrennen bereits ihre Opfer. — Die alten Griechen erhielten es wahrscheinlich durch einen Blitz, der einen Baum zündete, dessen Mark schwammartig war. In diesem Mark erhielt sich die Glut noch lange nachher, und dies führte einen klugen vorschauenden Mann auf den Gedanken, das Mark solcher Bäume als eine Art von

a) Noch im Jahr 1697 gab es auf einer Insel bei Schottland nur ein einziges Feuerzeug. Wer von dem Besitzer desselben Feuer verlangte, mußte ihm jedesmal dafür einen Vogel oder drei Vogeleier geben.

Zunder zu gebrauchen, und dadurch das Feuer zu bewahren und fortzupflanzen. Die Griechen erzählen dieses in ihrer dichterischen Sprache so: Prometheus, das heißt der kluge Vorausdenker, habe das Feuer vom Himmel geholt, in einem markigen Ferulstabe: einer großen Art Dill, Riesenfenchel genannt, die nur in den südlichen Ländern wächst, 10 Fuß hoch und höher, und deren Mark man noch jetzt in Italien als Zunder gebraucht. — Die bei uns gewöhnliche und bequeme Art, durch geschlagene Kiesel Feuer zu erhalten, war weder bei den Alten allgemein im Gebrauch, noch ist sie jetzt den Wilden bekannt: sondern herrschend war es und ist es noch, Stücke trockenen Holzes an einander zu reiben, die sich endlich bis zur Flamme erhitzen. Und dies war wohl in den meisten Gegenden die erste und älteste Art, Feuer zu erwecken.

Die Kenntniß, sich Feuer zu verschaffen, ist dem Menschen eine der wichtigsten und wohlthätigsten a): durch sie erst wird es ihm möglich, sich schmackhafte und leichter verdauliche Kost zu bereiten; durch sie erst wird ihm die Bearbeitung der Metalle möglich; und erst, wenn diese erfunden ist, können veste und schöne Gebäude aufgeführt, und zweckmäßiges und bequemes Hausgeräth gearbeitet werden.

Wahrscheinlich gebrauchte man das Feuer anfangs vorzüglich, wo nicht einzig, um sich Speisen zu bereiten. Die Art und Weise, wie man hierzu das Feuer benutzte, war manchmal wohl eben so sonderbar, als sie es noch jetzt bei vielen rohen Völkern ist, da es an den nöthigen Geschirren fehlet. So hat man Völker gefunden, welche die Schweine dadurch braten, daß sie glühende Steine in

a) Das fühlten gewiß auch die rohesten Völker. Daher entstand wohl die Sitte, daß man, um das Feuer nicht wieder zu verlieren, es Priestern zur heiligsten Pflicht machte, in den Tempeln gewisser Gottheiten, z. B. der Vesta, ein immerwährendes Feuer zu unterhalten.

ihren Leib legen. Andere gießen Wasser in die Höhlung eines Felsen und werfen so lange glühende Kohlen oder Steine hinein, bis das darin liegende Fleisch oder Gemüse gar zu seyn scheint. Das Gefühl der Unbequemlichkeit bei solchen Kochweisen und der Zufall führten dann wohl nach und nach in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Mittel, die Speisen passender und bequemer zu bereiten. So kochen einige Völker des südlichen Asiens den Reis in der Schaale einer Kokosnuß: sie stellen diese ans Feuer, und der Reis kocht, indem die Kokosschaale brennt; er wird aber gar, ehe die Schaale ganz verbrannt ist. — Eine Hauptverbesserung war, daß man Holz aushöhlte, um darin die Speisen zu kochen. Denn brannte auch anfangs das Holz in der Flamme an: so machte man doch unstreitig das Feuer am gewöhnlichsten auf der bloßen Erde, vielleicht auch in einem Loche in der Erde; und da konnte das hölzerne Gefäß leicht zufällig mit Erde oder Thon bedeckt werden und den Aufmerksamen das Mittel zeigen, wodurch das Holz gegen die Flamme geschützt werden könnte. Eine solche Beobachtung führte wahrscheinlich auf die Erfindung der Töpferkunst. Den Israeliten waren die irdenen Töpfe schon zu Mosis Zeit bekannt 3 Mos. 6, 28., vermuthlich aus Aegypten her. In Griechenland und Italien scheinen sie erst später bekannt geworden zu seyn.

Am wichtigsten und nützlichsten wurde das Feuer zur Bearbeitung der Metalle, einer der wohlthätigsten, aber auch kunstreichsten Erfindungen. Denn wenn man bedenkt, wie mannichfaltige und zusammengesetzte Vorarbeiten nothwendig sind, ehe die Metalle sich nach Willkühr gestalten lassen, wie man erst sie auffinden, von dem unmetallischen Zusatze reinigen, durch ein heftiges Feuer glühend machen, wie man Hammer, Zange und andere Werkzeuge haben muß, um das glühende erweichte Eisen in beliebige Formen bilden zu können: so geräth man in das lebhafteste Erstaunen, und mögte es unbegreiflich finden, wie der menschliche Verstand dies Alles habe ausdenken

fen können, und in so frühen Zeiten schon, daß bereits die ältesten Aegypter, Israeliten und Griechen bearbeitetes Metall kennen; wenn nicht auch noch in neuerer Zeit uns Erfahrung gelehrt hätte, daß die meisten Erfindungen und oft die kunstreichsten durch den von Gott geleiteten Zufall herbeigeführt würden, so daß der Mensch nur aufzumerken nöthig hatte, und daß zu den künstlichen Arbeiten in Metall das dringende Bedürfniß früher, als zu manchen andern, geführt zu haben schiene. — In der Bibel wird erzählt, daß bald einer der ersten Nachkommen Kains, Tubalkain, in Erz und Eisenwerk gearbeitet habe, 1. Mos. 4, 22. Die Griechen rühmten, daß eben der kluge Vorausdenker Prometheus, der das Feuer vom Himmel herabbrachte, zugleich mit dem Feuer die Kunst, in Metall zu arbeiten, unter den Menschen verbreitet habe. — Und rohe Völker unserer Zeit, z. B. die Hottentotten im südlichen Afrika, die Tungusen in Sibirien, die sonst eben keine Handwerke noch andere Kunstfertigkeiten besitzen, haben ihre Schmiede. Ein Haufe von Kieseln ist der Ambos des wandernden Schmieds bei den nomadisirenden Tungusen; an den Blasebalg von Seehundshaut macht er eine Röhre von Thon, setzt sich auf die Erde, und schmiedet mit unglaublicher Schnelle, und nicht ohne Geschick, Eisen zu Spaten, Lanzen, Messerklingen, Sägen, selbst zu kleinen Götzenbildern. — Indeß war dasjenige Metall, welches unter uns im allgemeinsten Gebrauch ist, das Eisen, im Alterthume nicht das bekannteste. Denn man findet das Eisen äußerst selten gediegen, fast immer mit Steinarten oder andern Metallen vermischt (in welchem Zustande man es Eisenerz oder Eisenstein nennt); dies Eisenerz ist nicht leicht zu erkennen; und unter allen Metallen erfordert das Eisen die heftigste Glut, um gereiniget und so erweicht zu werden, daß es sich in beliebige Gestalten formen läßt. Daher wurden Gold, Silber und Kupfer weit früher verarbeitet; und Kupfer scheint im höheren Alterthum so allgemein gebraucht zu seyn, wie jetzt das

Eisen: denn Kupfer findet man häufiger gediegen, und es läßt sich leichter in bestimmte Formen umbilden. So fand man in ägyptischen Bergwerken, die verschüttet in späteren Zeiten wieder entdeckt wurden, nichts als kupferne Werkzeuge. In Sibirien findet man in einigen Gegenden Spuren eines alten Bergbaus; und alle Werkzeuge, Keile, Messer, Dolche, Pfeilspitzen sind von Kupfer. Als 1492 Amerika entdeckt wurde, waren die Waffen und Geräthe der Amerikaner größtentheils von Kupfer, ungeachtet das Eisen sich ziemlich reichlich und nah an der Erdoberfläche fand. Noch jetzt sind in Japan, der großen Insel am östlichen Asien, fast alle die Werkzeuge, die wir von Eisen haben, aus Kupfer. Und was in der Bibel und bei den alten Griechen als das häufigste Metall genannt wird, das Erz, scheint großentheils Kupfer gewesen zu seyn. Auch sieht man nicht, daß zu dem Bau der Stiftshütte, die Moses in der Wüste aufrichtete, oder zu dem Tempelbau Salomons Eisen gebraucht wäre. Am frühesten scheint man in Aegypten die Metalle mit einiger Vollkommenheit bearbeitet zu haben; dorther lernten es wenigstens die Juden und die Griechen.

Wie mag man aber überhaupt auf die Erfindung gekommen seyn? wie entdeckte man zuerst Erzminen? — Ein Indianer in Peru, der einen Felsen hinankletterte, um ein ihm entlaufenes Lama (eine kameelartige Ziege) herabzuholen, hielt sich an einem Zweige, der aus der Ritze eines Felsens hervorwuchs. Der Zweig riß aus und der Indianer sah in der Ritze etwas glänzen; er untersuchte, und eine der reichsten Silberminen der Erde war entdeckt, die Silbermine zu Potosi im südlichen Amerika, im Jahre 1545, jetzt freilich fast ganz erschöpft. — Im Jahr 972 ritt ein Edelmann auf einem Berge bei Goslar: er stieg ab, um dort zu jagen, und band sein Pferd, welches Rammel hieß, an einen Baum. Als er zurückkam, sah er, daß sein Pferd mit dem Fuß in der Erde gescharrt und ein Erz entblößt hatte. Er suchte weiter nach, ent-

deckte einen Bleiglanz, und legte an dem Orte, den er von seinem Pferde Rammelsberg nannte, ein Bergwerk an, worin man noch jetzt Blei-, Kupfer- und Silbererze bricht. — Zufälligkeiten der Art entdeckten auch wohl in den ältesten Zeiten Metalle und Minen, und damals um so leichter, je näher der Erdoberfläche gediegenes Metall lag.

Doch wie erfand man das Schmelzen? wie lernte man durch Glühen die Metalle erweichen? — Schiffer wurden nach einer unbekannten Insel verschlagen: am Fuße eines Berges machten sie sich Feuer, stellten einige Steine nach Art eines Heerdes herum, und plötzlich fing an ein Strom von Silber zu fließen. — Ein spanischer Schiffshauptmann wurde, während einer Fahrt von Ostindien nach dem mittleren Amerika, gezwungen, auf einer Insel im großen Weltmeere zu landen. Er ließ den Ofen seines Schiffes an das Ufer bringen, um ihn auszubessern. Man legte einige Schichten von Erde, um einen Heerd zu machen. Als das Schiff nach Akapulko in Mexiko kam, fand man mit nicht geringem Erstaunen im Aschenloch des Ofens ein Stück Gold, welches durch das starke Feuer aus der Erde geschmolzen war. — So ist man auch wohl in den ältesten Zeiten durch Zufälle auf diese Entdeckung gekommen, besonders als man noch keine Geschirre hatte, sondern Felsstücke als Töpfe gebrauchte. Da kann es sich leicht einmal getroffen haben, daß durch die Hitze des Feuers, zu nicht geringem Schrecken und Erstaunen der Kochenden, ein steinernes Geschirr wie Wasser zerfloß, und nachher, wie es erkaltete, wiederum hart wurde. Bei diesem Zerfließen konnte es durch zufällige Rinnen in dem Boden oder durch herumliegende Steine eine besondere Gestalt erhalten haben: und so konnte ein nachdenkender Mann darauf geführt werden, dies mit Steinen und Felsstücken ähnlicher Art zu wiederhohlen, und durch eingedrückte Fugen dem zerfließenden Metall bestimmte gewählte Gestalten zu geben. — Auch der Auswurf Feuerspeiender Berge

konnte die Anwohner derselben auf die Entdeckung des Schmelzens führen, wenn bei der heftigen inneren Glut der Erde metallhaltige Felsen in Fluß geriethen, und nachher erkaltet sich wieder hart zeigten. Den Griechen wenigstens schien dies der natürlichste Ursprung der Schmiedekunst, so daß sie ihren Gott Vulkan, dem sie die erste Erfindung derselben zuschreiben, immer auf Inseln wohnen lassen, wo Feuerspeiende Berge sind, besonders an und im Aetna, auf der Insel Sicilien. Für den Anfang fehlte zur Bearbeitung der Metalle ein Hammerwerkzeug, der Hammer. Wahrscheinlich gebrauchte man dazu erst große und schwere Steine, bis man nach und nach erkannte, daß sich die Metalle selbst am bequemsten zur Bearbeitung der Metalle paßten. Aber auch diese waren nicht gleich so bequem gearbeitet wie unsere Hämmer, sondern roh, wie man sie bei den Einwohnern von Peru fand, welche mit einer Masse von Kupfer und Messing hämmerten, die viereckt, doch so beschaffen war, daß man sie mit der Hand umfassen konnte.

War die Schmiedekunst entdeckt, dann war ein wichtiger Schritt geschehen, um alles, was zum Bedürfniß des menschlichen Lebens gehört, leichter und vollkommner erhalten zu können: besonders war man nun im Stande, alle die Werkzeuge zu bereiten, welche zum Häuserbau und zu fast allen den Gewerben nothwendig sind, die jetzt unter uns blühen. Denn welch ein Haus kann man bauen ohne Eisengeräth, ohne Axt, Säge, Hammer, Meißel, Nägel? Die amerikanischen Völker bedienten sich statt einiger dieser Werkzeuge harter Steine, welche sie oft äußerst mühsam schärften.

Hatten sich mehrere Familien neben einander niedergelassen, um den Acker zu bauen; fühlten sie die Nothwendigkeit dichterer und vesterer Häuser: so entstand aus ihren rohen Nomadenhütten zunächst wohl eine Art hölzerner Buden, die rings von rohen Brettern umschlossen, mit Schilf und Rohr durchflochten, oder mit Häuten, mit Moos,

Rasen, Lehm, Thon, auch wohl mit blosem Koth bedeckt waren. Doch überall war nicht Ueberfluß an Holz: so in Aegypten, wo es daran fast gänzlich fehlte, und wo man schon von den ältesten Zeiten her genöthiget war, Stroh oder Stoppeln in den Oefen und auf dem Heerde zu brennen, 2. Mos. 5, 7. In der Gegend um Babylon, besonders aber in Aegypten, scheint man daher zuerst auf die Entdeckung gekommen zu seyn, vestere Häuser aus Stein aufzuführen. Da indeß das Behauen der Steine äußerst mühsam ist und auch schon einige Kunst erfordert; so mag, wo nicht älter, doch wenigstens gleich alt das Trocknen oder Brennen viereckigter Thonstücke seyn, vorzüglich in Gegenden, wo der Boden ganz aus Thon bestand: aus solchen Ziegelsteinen ward der Thurm zu Babel aufgeführt, 1. Mos. 11, 3. Bei den Aegyptern findet man keine andere Häuser als aus Ziegeln oder behauenen Steinen, auch nicht Nachricht von anderen aus den ältesten Zeiten. Die Beobachtung aber, daß Lehm und Thon mit Wasser angefeuchtet ein guter bindender Kitt werde, war wohl leicht und schon früh gemacht, und wurde jetzt benutzt, um Steine oder Ziegel dadurch auf einander zu befestigen. — Bei der äußerst mühseligen Arbeit, die Steine zu behauen, haben indeß die Aegypter gezeigt, was auch ohne große Kunst die Geduld des Menschen auszurichten vermag: sie haben in den frühesten Zeiten schon, weit über 1000 Jahre vor Christi Geburt, mehr als 3000 Jahre vor unserer Zeit, ungeheuere Gebäude ganz von behauenen Steinen ohne die Hülfe unserer künstlichen Maschinen aufgeführt; mehrere derselben haben sich erhalten, und erregen das Staunen der Reisenden. Am merkwürdigsten sind die sogenannten Piramyden, viereckte Gebäude, deren Steinmauern nach oben sich schreg neigen. Die größte darunter hat 2640 Fuß im Umfange, und ist jetzt noch 500 Fuß hoch, höher als irgend ein Thurm in Europa. — War man nun im Stande, bereits vor mehr als 3000 Jahren solche ungeheuere Bauwerke auszuführen;

so müßen die ersten Anfänge der Gebäude aus Stein in noch weit ältere Zeiten zurück gehen. — Auch die Israeliten scheinen von den Aegyptern die Kunst des Häuserbaus gelernt zu haben. Indeß erhielten sie in ihrem neuen Wohnorte Palästina Nachbaren, die Sidonier und Tyrier, unter denen wenigstens gleich geschickte Arbeiter in Stein und Holz waren, und die den Salomonischen Tempel in Jerusalem 1000 Jahre vor Christo erbaueten, 1. Kön. 5, 6. — Die schöne Baukunst danken wir den Griechen: ihre Tempel und Paläste, ihre Wohnhäuser selbst wurden den Römern um Christi Geburt die Muster zu Prachtgebäuden; von den nach griechischen Vorbildern in Italien aufgeführten Gebäuden lernten die neueren Europäer wiederum schön bauen, im 15ten Jahrhundert; und noch immer hat Italien, wie die größten Künstler im Mahlen und Bildhauen, so auch die geschicktesten Baumeister; und aus allen Ländern reisen Baumeister nach dem schönen Lande der Kunst, um hier an den Trümmern der alten Gebäude die schönen Verhältnisse, die richtige Anordnung der Theile und die geschmackvollen Verzierungen kennen zu lernen.

8.

Bildung der verschiedenen Sprachen auf der Erde; Zerstreuung der Menschen.

Wir müssen noch einmal bis zu dem ersten erschaffenen Menschenpaar und den Stammältern des Menschengeschlechts zurückgehen, um die Ausbildung einer der allgemeinsten und bewundernswürdigsten, der nützlichsten und schönsten Fertigkeiten im Menschen zu verfolgen.

Die ersten erschaffenen Menschen hatten keine andere Sprache, als die, welche vollkommnere Thiere noch jetzt haben, das heißt, sie stießen nur einen Laut aus, um ih-

ren Schmerz, ihr Wohlgefühl: ihr Staunen, ihr Schrekken auszudrücken: Töne, wie o! ho! ha! ah; hu! ei! ach! weh! die sich fast in allen Sprachen der Erde als Zeichen gleicher Empfindungen wiederfinden, waren wohl die ersten Anfänge aller Sprache. Doch der Mensch hatte eine Anlage, seine Vorstellungen von dem, was er sah, hörte, empfand, und seine Gedanken darüber durch Worte zu bezeichnen, d. h. nicht durch bloß gehauchte Töne, sondern durch solche Töne, denen Gaumen, Zunge, Zähne, Lippen, Nase genaue Bestimmung und Mannichfaltigkeit gaben; durch solche Töne, die man wieder in einzelne Töne auflösen kann. Das Thier haucht seine Töne bloß; der Mensch bildet und spricht sie.

Diese Anlage entwickelt der Mensch unter Leitung des ihm angeborenen Triebes der Nachahmung. Daher waren nächst jenen Ausrufungen, den unmittelbaren Ausdrücken der Empfindung, die ersten Anfänge der eigentlichen Sprache Wörter, die etwas Gehörtes nachtönten. So machen sich noch jetzt die kleinen Kinder ihre eigene Sprache, und bezeichnen Dinge nach den Tönen, die sie von diesen Dingen hörten; das Schaaf heißt ihnen Bä der Ochse Bu; und in der alten griechischen Sprache hieß wirklich der Ochse Bus. Unsere gegenwärtigen Sprachen haben freilich schon so unendliche Veränderungen erlitten, daß man in ihnen die Eigenthümlichkeiten jener Kindersprache der ersten Menschen nur noch selten auffinden kann; indeß haben sie sich doch nicht ganz verloren, und man hört es bei vielen Wörtern noch ganz deutlich, wie sie in Nachahmung des gehörten Tones gebildet worden sind: z. B. Donner, ein Wort, das sich in gleicher Bedeutung fast in allen Sprachen wiederfindet; Rollen, Rasseln, Krachen, Brausen, Sausen, Brummen, Zischen, alle diese Wörter, deren Zahl sich noch sehr vermehren läßt, sind deutlich alle den Tönen nachgebildet, die sie bezeichnen. — Der Mensch fühlte aber eben so sehr das Bedürfniß, auch Gegenstände, die er nicht hörte, die er

bloß sah, die er durch irgend einen andern Sinn empfand, mit Wörtern zu bezeichnen. Auch hier leitete der Trieb der Nachahmung; es ist uns allen von Kindheit an zur Gewohnheit geworden, die Eindrücke, die auf irgend einen der Sinne gemacht werden, in den übrigen Sinnen gleichsam nachzuempfinden, besonders durch das Gehör. Man wollte einem Blindgebohrnen begreiflich machen, was Scharlachroth wäre; nach langem Hin- und Hersprechen rief er aus; Ah! das ist, wie wenn einer mit der Trompete bläst. — Was lebhaft und stark auf unser Auge wirkt, das streben wir auch mit starken nachdrücklichen Tönen zu bezeichnen; was einen freundlichen, sanften Eindruck macht, dafür suchen wir milde, sanfte Töne; das Gefühl der Traurigkeit redet gern in dumpfen Lauten, die Freude in helltönenden. Nun werdet ihr leicht die Bemerkung machen, daß gewisse Buchstaben, als a, o, u, k, kr, p, pr, schr, Kraft, Nachdruck und Härte ausdrücken; u das Dumpfe und Trübe; ei, l, m, n das Helle, Leichte und Heitere andeuten. So hören wir in Liebe gleichsam die schöne und freundliche Gesinnung, welche durch diese Töne bezeichnet wird. Dumpfes Graun heult die Eule im Dunkel; wer diese Worte hört, auch ohne ihren Sinn zu verstehen, wird gewiß nicht an etwas Heiteres, Fröhliches erinnert; sondern er wird etwas Finsteres, Trübsinniges wenigstens dunkel ahnen. Ich gebe euch noch einige Beispiele, daß ihr es nur höret, wie die Menschen das, was sie hörten, sahen, empfanden und dachten, nach einer dunkeln Aehnlichkeit mit dem Gehör, in Tönen bezeichneten; Milde, heiter, Freude, froh, lachen, kichern, jauchzen, schreien; Wind, Sturm; weich, hart, stark; heil, krank, Geschwulst; hell, dunkel; weiß, rein, schwarz, schmutzig, wiegen, schaukeln, rumpeln. — Aehnliche Beispiele werdet ihr leicht mehrere finden.

Wir wissen nicht, welches die älteste Sprache gewesen seyn mag, von welcher nachher alle die übrigen ausgegangen sind. Die älteste, von welcher wir noch Reste übrig

haben, ist die hebräische, in welcher die Bücher Moses und die meisten Schriften des alten Testaments geschrieben sind. Indeß sind doch auch die ältesten Theile der Bibel nicht viel über 3000 Jahre alt. Lebt aber das Menschengeschlecht schon wenigstens an 6000 Jahre auf der Erde; so war vor jenen Büchern Moses schon an 3000 Jahre von Menschenzungen gesprochen worden. Wenn nun unsere gegenwärtige deutsche Sprache der Sprache, welche unsere Vorfahren in Deutschland vor 1000 Jahren redeten, kaum noch ähnlich sieht; so dürfen wir wohl nicht erwarten, daß die hebräische Sprache in Moses Schriften die unveränderte Sprache der ersten Menschen sei. Wenn ihr z. B. Folgendes leset:

Ewiges leothes sceffento,
Leoth er selb aller inti tak,
Naht noc einiga intfindanter,
Kapurt leohtes emazziges;
Giu intlazit pleichenti nahemu
Tage naht chumfti.

Wer sollte meinen, daß dies Deutsch wäre? Und doch war dies die Sprache, die man vor noch nicht 1000 Jahren in Deutschland allgemein sprach und schrieb. In unser gegenwärtiges Deutsch übersetzt heißt es:

Des ewigen Lichtes Schöpfer,
Du selbst ganz Licht und Tag,
Nicht einige Nacht empfindend,
Des Lichtes ewige Natur,
Schon weicht erbleichend vor des nahen
Tages Ankunft die Nacht.

Wiewohl in den folgenden Jahrhunderten die Sprache sich mehr dem heutigen Deutsch nähert; so werdet ihr doch auch in den folgenden Versen, die nicht über 800 Jahre alt sind, Vieles nicht verstehen:

Wir horten je dikke singen
Von alten Dingen,

Wi snelle helide vuhten,
Wi si veste burge brechen,
Wie sich liebin vuiniscefte schieden,
Wi riche Kunige all zegingen a).

Oder:

Sin guti bikannti vil un manig man:
Nu virnemit wi sini siddi warin gedan;
Offen was her sinir worte,
Vure dir warheite niemannin her ni vorte;
Als ein lewo saz her vur din vuristin,
Als ein lamb gin her untir diurftigin:
Den tumbin was her sceirphe,
Den gutin was her einste:
Weisin unti Widewin
Die lobitin wole sinin siddn b).

Aus diesen Veränderungen, die eine Sprache in einem und demselben Lande in so wenigen Jahrhunderten erleiden kann, könnet ihr schließen, wie viel größere und mannichfaltigere Veränderungen die erste Ursprache der Menschen in Jahrtausenden erleiden mußte, da ihre Nachkommen nicht alle bei einander blieben.

So wie nehmlich die Menschen sich vermehreten: so zwang sie die größere Zahl, sich von ihrem ursprünglichen Wohnorte aus nach allen Gegenden hin auszubreiten, und

a) Wir hörten so oft singen
Von alten Dingen,
Wie tapfere Helden fochten,
Wie sie veste Burgen zerbrachen,
Wie sich liebe Freundschaften schieden,
Wie reiche Könige ganz zergingen.

b) Seine Güte bekannte viel und mancher Mann:
Nun vernehmt, wie seine Sitten waren gethan.
Offen war er seiner Worte;
Für die Wahrheit fürchtete er niemand;
Als ein Löwe saß er vor den Fürsten,
Als ein Lamm ging er unter Dürftigen;
Den Bösen war er scharf,
Den Guten war er milde.
Waisen und Wittwen
Die lobten wohl seine Sitten.

eine Familie drängte da bald die andere. Da wanderte eine Schaar gegen Morgen, eine andere gegen Abend, eine dritte nach Mitternacht, eine vierte gegen Mittag. In allen diesen neuen Gegenden bekamen sie neue Gegenstände zu sehen: sie machten neue Erfahrungen, sie kamen auf neue Gedanken, andere Sitten wurden unter ihnen herrschend; es wurden hier diese, dort andere Erfindungen gemacht. Wenn nun schon ein und dasselbe Volk, das in seinem Lande bleibt, in einigen Jahrhunderten seine Sprache so ändert, daß die späteren Enkel sie kaum noch als die ihrige erkennen: wie mußten hier die Sprachen dieser verschiedenen Völker, die sich nach Osten, Westen, Norden und Süden zerstreut hatten, von ihrer Sprache im Urvaterlande abweichen! Wie verschieden mußten alle diese Sprachen unter einander seyn! Es ist also kein Wunder, daß so viele verschiedene Sprachen auf der Erde gesprochen werden: ein Wunder in der That wäre es, wenn am äußersten Ende Asiens dieselbe Sprache geredet würde, die wir Deutsche reden. Daß indeß unter denjenigen Sprachen, die sich eine aus der andern bildeten, Aehnlichkeiten blieben, das läßt sich leicht denken: so z. B. zwischen der Englischen und Deutschen. England wurde nehmlich 450 nach Christo von Sachsen und Angeln aus Holstein erobert und bevölkert: diese fanden zwar in England schon eine Sprache vor, die alte brittische, aus welcher sie auch einiges annahmen; der Hauptstamm aber blieb Deutsch, und wir erkennen noch viele Aehnlichkeiten. Dennoch haben sich die beiden Sprachen in so vielen Dingen ganz verschieden gebildet, daß, wer Deutsch lesen und sprechen kann, darum noch lange nicht Englisch versteht. — Ja versteht der Deutsche den Deutschen immer? Der Oesterreicher, Baier und Schwabe hat die äußerste Mühe nöthig, sich dem Brandenburger verständlich zu machen; und versteht den plattdeutsch redenden Holsteiner gar nicht. — Ihr erkennet es also, daß, so wie die Menschen sich vermehrten und nach verschiedenen Gegenden der Erde sich ausbreiteten, fast eben so viele

verschiedene Sprachen entstehen mußten, als Familien sich von einander trennten. Zu den übrigen Verschiedenheiten, die sich durch Volkscharakter und besondere Erfahrungen bildeten, kamen auch noch diejenigen, welche Luft und Beschaffenheit des Bodens veranlaßten. Ein gebirgigtes Land gab die Töne der Sprechenden gleich wieder zurück; der Gebirgsbewohner gewöhnte sich daher, kurz und abgestoßen zu sprechen; seine Sprache ward rauher. So die Sprache der Schweizer. Diejenigen dagegen, die auf einer heitern freundlichen Ebene in milder Luft lebten, hauchten die Töne gedehnter; und da kein hart abprallender Ton wieder zurücktönte, bildeten ihre Organe, d. h. ihre Sprachwerkzeuge, auch nicht Töne der Art, sondern ihre Sprache ward weicher und sanfter. So ist die Sprache des nördlichen Deutschlands, wo keine Felsen sind, weicher und milder, als im südlichen gebirgigten Deutschlande; und durch Volkscharackter, große Erfahrungen und aufreizende Beschäftigungen der Meerfahrt und des Handels, so wie durch Luft und Boden begünstiget, bildeten die alten Griechen an der Westküste Kleinasiens, schon 1000 Jahre vor Christi Geburt, eine der reichsten, beweglichsten und wohlklingendsten Sprachen. Unter den Sprachen, die jetzt in Europa geredet werden, mögten am wohlklingendsten seyn die italienische und die dänische. Unsere Muttersprache ist im Ganzen nicht so wohlklingend: sie hat besonders zu viel S und Z, und macht diese immerfort zischenden Buchstaben noch mißklingender durch Anhäufung mehrerer Konsonanten, als Schw, Schr, Str: doch hat sie dafür auch einen Schatz von ausdrucksvollen kräftigen Tönen; und wer sie ganz zu gebrauchen versteht, dem wird es auch für die sanfteren Empfindungen nicht an milderen Tönen fehlen; nur muß man sie suchen.

Bei allen den Verschiedenheiten in den mannichfaltigen Sprachen der Erde haben sich doch noch in einigen Wörtern Uebereinstimmungen erhalten, die merkwürdig genug

sind, euch einige davon anzuführen. — Wohin nehmlich die Menschen von ihrem ersten Wohnorte aus sich auch zerstreuten; gewisse Gegenstände und Verhältnisse blieben überall: für diese war also kein Grund, kein Bedürfniß, ein neues Wort zu erfinden. Wer nach Osten oder nach Westen zog, sah über sich den Himmel, unter sich die Erde, um sich die Bäume: die Namen dieser Gegenstände waren also anfangs wohl in allen Sprachen dieselben, und sind es ihrem Stamm nach vielleicht noch jetzt, nur daß wir nicht mehr im Stande sind, alle die mannichfaltigen Veränderungen der Wurzellaute zu verfolgen, und daraus zu erklären, wie das jetzt herrschende Wort sich bildete. Eben so mußten die Familienverhältnisse des Vaters, der Mutter, der Kinder unter allen Himmelsstrichen bleiben. — Ihr habt es vielleicht schon bemerkt, welchen Buchstaben ein kleines Kind zuerst ausspricht, oder vielmehr aushaucht. Es ist das A. Mit diesem A verbindet es dann Töne, wie ha, ba, aw, ab: gewöhnlich die ersten Kindertöne. Da diese Töne ihnen nicht vorgesprochen werden, da sie auch in ihrem Lebensalter auf solche flüchtige, vorübereilende Töne kaum zu achten die Kraft haben; so scheinen dies Laute der Natur zu seyn, die man bei allen Kindern auf der Erde wiederfinden wird. — Da nun das einjährige Kind um keinen Menschen mehr ist, als um Mutter und Vater; so deutete Aelternliebe diesen Ton auf sich selbst: und fast in allen Sprachen tönt noch, aller Veränderungen ungeachtet, in dem Namen des Vaters der Ton a, aw, wa. Im Hebräischen heißt der Vater Aw, im Griechischen Pater, im Lateinischen Pater, im Italienischen Padre, im Englischen fast wie im Deutschen Vater; daher auch Papa. — Ein anderer früher Ton der Kinder ist ist E, Em, Am, Mem, Mam. Und im Hebräischen heißt die Mutter Em; im Griechischen Meter, im Lateinischen Mater, im Italienischen Madre, im Französischen Mer oder Mama, im Englischen Modder, und in unserer Kindersprache Memme. — Und

unser Wort Sack findet sich fast unverändert mit gleicher Bedeutung in allen Sprachen.

Bewundernswürdig aber ist es, daß alle diese verschiedenen Sprachen und alle die unzählbaren verschiedenen Wörter einer jeden derselben ihren Hauptbestandtheilen nach nur aus etwas mehr als 20 Grundtönen, welche wir Buchstaben nennen a), zusammengesetzt sind. Betrachtet unsere Muttersprache, welche unendliche Mannichfaltigkeit in der Zusammensetzung dieser Töne zu Sylben und Wörtern sich findet.

Doch nicht bloß Wörter enthält eine Sprache: sie weiß diese Wörter auch aufs mannichfaltigste mit einander zu verbinden, und schmiegt sich oft durch die kleine Veränderung eines einzigen Buchstaben, durch die veränderte Wortstellung, jedem Gedanken, jeder Empfindung aufs gefügigste an. Oeffne die Thüre; hänge ich diesem Satze ein N an: Oeffne die Thüren, gleich ist der Gedanke verändert. — Kömmt er? fragt. Er kömmt, antwortet. — Der Hahn beißt die Henne; ein Buchstabe geändert: den Hahn beißt die Henne; und der ganze Gedanke ist geändert. — So genaue Bestimmungen des Gedankens giebt die Sprache in ihren kleinsten Zeichen. — Will ich einem andern oder mir selbst etwas erklären; will ich, was ich in mir denke, außer mir klar und deutlich darstellen: die Sprache giebt mir die bestimmtesten und klarsten Wörter, und die passendsten Verbindungen der Wörter. — Und wer seine Sprache ganz versteht, wer ihren Wörterschatz inne hat, die mannichfaltigen Verbindungen der Wörter kennt, wer auf Wohlklang zu achten gelernt hat: der kann als Red-

a) Man leitet das Wort von den buchenen Stäben ab, in welche man zu Anfange der Buchdruckerei die Lettern oder Buchstaben schnitt. Wahrscheinlich ist aber das Wort schon älter als die Buchdruckerei.

ner (z. B. der Prediger, der Lehrer) durch die Sprache andere belehren; der kann Herzen rühren, daß seinen Worten Thränen folgen; der kann die Menschen aufreizen zum Guten, abhalten vom Bösen; der kann erheitern und schrecken, Geist und Herz des Menschen, wie ein Zauberer leiten. Und welchen Wohlklang kann der Dichter in Versen der Sprache geben: wie froh kann er uns singen, wie traurig! Wie uns entzücken in Schmerz und Freude! — Wohl euch, ihr jungen Bürger der Welt! noch liegen große Schönheiten euern Augen verhüllt, noch große Freuden habt ihr zu erwarten, wenn ihr nun nach und nach alle die schönen Werke werdet kennen und genießen lernen, die der Menschen Geist durch das Mittel der Sprache schuf. — Benutzet denn auch treu dieses schöne Geschenk Gottes; bemühet euch, stets klar und deutlich zu sprechen; haltet es euch für eine Schande, in eurer Muttersprache euch nicht bestimmt so ausdrücken zu können, daß jeder Deutsche euch verstehen könne; achtet es euch zur Schande, die Gesetze des richtigen Sprechens nicht zu kennen und nicht zu beobachten. Leset daher fleißig, was euch als gut und schön von Aeltern und Lehrern empfohlen wird; lernet auswendig die kraftvoll gesagten Sprüche der Bibel und anderer weiser Männer, die schönen Verse Herzerhebender Lieder: sie werden eure Sprache bilden; aber noch mehr, sie werden, ein Schatz in eurem Gedächtniß, oft eurem Geiste Licht, eurem Herzen Aufmunterung, Trost und Freudigkeit schenken.

Denn nicht bloß zu sprechen weiß der Mensch diese Töne: er erfand Zeichen, um sie zu **schreiben**; er schnitt diese Zeichen in Holz, goß sie in Metall, machte Formen der Buchstaben, reihte diese zu Sylben und Wörtern an einander, und kann so in kurzer Zeit dasselbe vielmal **abdrucken**. Diese Erfindung der Buchdruckerei, die noch nicht 400 Jahre alt ist, ist eine der wohlthätigsten Erfindungen für die Menschheit. Belehrungen aller Art, neue, große und gute Gedanken können jetzt mit Leichtigkeit

verbreitet werden; sie gehen nicht so leicht verlohren, als wenn sie blos dem Gedächtniß anvertraut oder einmal aufgeschrieben sind; man liest wieder und wieder alles das Große, Gute und Schöne, das schon einmal uns erhob, erweckte, erheiterte, und es belebt uns abermals. So hat die Menschheit ein Mittel mehr errungen, welches hindert, daß sie nicht so leicht das Erfundene und Gedachte vergessen, und in jenen Zustand der gedankenlosen wilden Barbarei zurücksinken könne, aus der sie sich seit einigen Jahrhunderten in einem großen Theile Europa's zum zweitenmal hervorgearbeitet hat.

9.

Bildung der Staaten.

Die ersten Menschen lebten gesondert von einander in einzelnen Familien; erst nach Erfindung des Ackerbaus vereinigten sich mehrere derselben. In einer Familie hat in der Regel der Hausvater die größte Kraft und daher auch das größte Ansehen; die Kinder und alle schwächeren Hausgenossen müssen ihm gehorchen. Nur bei einigen wilden Völkern findet man es, daß die Hausfrau die oberste Gewalt hat. — Schon unter denjenigen Horden, die als Jäger, Hirten oder als Fischer lebten und umherzogen, mußten häufig Streitigkeiten entstehen. Denn nicht alle Menschen lieben und thun, was Recht ist: die Hoffnung eines Vergnügens, die Begierde, etwas zu haben, reizt und verführt sie, etwas, das einem Andern gehört, ihm wegzunehmen; und will dieser es nicht zulassen, ihn zu mißhandeln, zu schlagen, ja in der Wildheit der Leidenschaft ihn wohl gar zu tödten. Beleidigungen der Art fielen wohl nicht selten vor, und mußten sich vervielfältigen, je näher die Menschen einander kamen, je näher sich ihre Habe und Güter berührten. Die Unsicherheit, welche hieraus entstand, die unaufhörliche Furcht, welche die Eigenthümer

be-

beunruhigte, mußte die Menschen reitzen, sich von diesem quälenden Zustande zu befreien, und sich Sicherheit gegen unrechtmäßige Angriffe Anderer zu verschaffen. Außer diesem sinnlichen Streben nach Ruhe und Sicherheit leitete den Menschen aber auch das von der göttlichen Vorsehung ihm eingepflanzte Gefühl von Recht und Unrecht, die Stimme des Gewissens, die vor jedem Unrecht warnt, und bei jeder Uebertretung mit Vorwürfen und Unruhe straft. Dies führete die Menschen auf den allgemein unter ihnen herrschenden Sinn: es darf kein Mensch Anderen ihr Eigenthum wegnehmen; es darf keiner dem Andern an Leib oder Leben schaden; es darf keiner den Andern beschimpfen. Wer dennoch den Andern bestiehlt, beschimpft, mißhandelt, der verdient Strafe. So wie diese Gedanken schon früh im 3 – 4jährigen Kinde erwachen, so waren sie auch schon in den frühesten Jahrhunderten der Welt herrschend. Kain erschlug seinen Bruder; aber bald ergriff ihn die Reue, und er flehete zu Gott: meine Sünde ist größer, als daß sie mir vergeben werden könne, 1. Mos. 4, 13 — Dieses lebhafte Gefühl erzeugte Gewohnheiten, die sich von Aeltern auf Kinder fortpflanzten, den Guten zu ehren, den Verbrecher auszustoßen; diese Gewohnheiten erlangten mit der Zeit großes Ansehn, und wurden endlich Gesetze. — Allein waren diese Gesetze bloß in den Herzen der Menschen, sollte also ein jeder selbst der Richter und Rächer des Unrechts seyn, das er glaubte erlitten zu haben; so mußte es sich oft treffen, daß der Beleidigte nicht die Macht oder das Ansehen hatte, dem Andern zu vergelten, oder daß er härter strafte, als Recht und Billigkeit gefordert hätten, oder daß er sich auch nur beleidiget glaubte und einem Unschuldigen wehe that. In diesem Zustande der Natur hatte derjenige das größte Recht, der die größte Gewalt hatte: die übrigen mußten sich gefallen lassen, was er that; denn ihre Kraft war zu gering, sich zu widersetzen. So kann sich denn vielleicht in einigen Gegenden der Erde ein Mensch mit Gewalt zum Herrscher über seine Mitbürger erhoben haben.

Doch gewiß war dies nicht überall der Grund zur Oberherrschaft Einzelner: sondern das Streben nach eigener Sicherheit, das Gefühl der Unbequemlichkeiten in dem Zustande der ungebundenen Willkühr, brachten wohl zu der Einsicht, daß der Mensch nie zu dem Genuß einer höheren Freiheit gelangen könne, wenn zugleich einem jeden die Freiheit bliebe, ungestört seinen Launen und Leidenschaften folgen zu können. — Auch litten einzelne kleine Gesellschaften oft von den Angriffen anderer Schaaren. Hier mußten sie es ebenfalls fühlen, wie nothwendig es sei, Aller Kraft zu Einem Zweck zu vereinigen, Eines Willen zu gehorchen; und wie sehr die Tapferkeit Eines die Uebrigen zu Muth aufreize. So unterwarfen sich die Menschen freiwillig einem Oberhaupte, einem Fürsten, Könige, der sie gegen Beleidigungen von Anderen schützte: entweder gegen Beleidigungen ihrer Mitbürger, indem er Recht sprach, und die Schuldigen strafte; oder gegen die Angriffe auswärtiger Völkerschwärme, indem er sich an die Spitze ihres Heerzuges stellte, die Feindseligkeiten mit Muth und Verständigkeit abzuwehren. Dies scheint der Ursprung der Vereinigung der Menschen zum Staate unter Einem Oberherrn gewesen zu seyn, und einzelne Beispiele aus der Geschichte bestätigen diese Gedanken.

Nimrod, so erzählt Moses 1. B. 10, 8., sey der Erste gewesen, welcher angefangen habe, mächtig zu seyn auf der Erde; fügt aber hinzu, daß er ein geschickter und berühmter Jäger gewesen. — Unstreitig hatte sich Nimrod in den häufigen Jagden gegen das Wild, wovon in jenen frühen Zeiten die Wälder sehr voll waren, durch Tapferkeit und Klugheit ausgezeichnet; er hatte die Gegend von Sinear, wo später Babel erbaut wurde, vor zerstörenden Anfällen wilder Thiere mehreremal geschützt; und die Umwohnenden dort hatten sich gern unter ihm versammelt, und auf diesen Jagden seinen Befehlen gehorcht. Das Gefühl der eigenen Schwäche, das dankbare Gefühl der gewonnenen Sicherheit, das Anstaunen einzelner Heldenthaten er-

zeugten Hochachtung und Vertrauen zu dem gewaltigen Jäger; man gewöhnte sich, seinem Befehle auch außer der Jagd zu gehorchen, und es war der Grund zur königlichen Herrschaft gelegt.

Die Meder, ein rohes kriegerisches Volk, das nordwärts über Babylon nahe am kaspischen Meere wohnte, machten sich um 800 vor Christo von der Herrschaft der assyrischen Könige in Ninive frei, und lebten mehrere Jahre ohne irgend eine Art von Regierung, jeder nach seiner Willkühr. Es währte nicht lange, so herrschten die größten Unordnungen unter ihnen: es war keine Sicherheit, kein Schutz, kein Recht. Bei den vielfachen Streitigkeiten, die oft blutig entschieden wurden, wandten sich einige an einen Mann, Dejoces, der ehrwürdig durch seine Jahre, und als ein verständiger und wohlwollender Mann allgemein bekannt war. Er hörte die Klagen und entschied. Seine Weisheit und Gerechtigkeit im Urtheilen erwarben ihm bald die Hochachtung des ganzen Landes, so daß Rechtsuchende aus allen Gegenden sich an ihn wandten, und er seine Ackerarbeiten, die ihn ernährten, versäumen mußte. Er wollte daher nicht weiter Schiedsrichter seyn. Da wählte man ihn freiwillig zum König, Recht und Gesetze vorzuschreiben, und auf deren Beobachtung zu halten; zugleich ward geordnet, daß Andere, was er zum Unterhalt bedürfe, ihm arbeiteten, oder zusammen von ihrem Erarbeiteten ihm abgaben. So ward Dejoces ums Jahr 700 vor Christo König der Meder.

Doch waren diese Königreiche nur Wahlreiche. Starb derjenige, dem das Volk sich unterworfen hatte, ihnen Recht zu sprechen und sie zum Kriege zu führen; so wählten sie einen Andern, dem sie Weisheit und Tapferkeit zutraueten. Da aber die Wahl hier manchmal streitig werden mußte; da zu herrschen dem Menschen etwas Angenehmes und Wünschenswürdiges ist: so traf es sich wohl oft, daß nach dem Tode eines Herrschers sich mehrere um die Herrschaft bewarben, daß daraus Parteien entstanden, und

oft blutige Streitigkeiten. Dagegen ging leicht das Ansehen eines geehrten Mannes auf seine ganze Familie über; man ehrte den Vater im Sohn; und gewöhnte sich daran, die Nachkommen einer bestimmten Familie als Herrscher zu ehren und ihrem Befehle sich zu unterwerfen: das Königthum ward erblich. Alterthum hat ein großes Ansehn, und Gewohnheit beherrscht des Menschen Geist und Willen oft auf eine sonderbare Weise.

Diese ersten Königreiche der Welt waren aber nur klein: jede Stadt, jedes Dorf hatte seinen König. In dem kleinen Thal Sodom waren zu Abrahams Zeiten 5 Könige, 1. Mos. 14, 8. Und auf dem Zuge von Aegypten nach Palästina, in einer Strecke von kaum 80 Meilen, besiegen und tödten die Israeliten 70 Könige, Richter 1, 7. — Auch war die Macht dieser Herrscher nicht so uneingeschränkt, wie die eines jetzigen Königs: waren Angelegenheiten zu entscheiden, die das ganze Volk angingen; so versammelte sich das ganze Volk, um zu hören und Rath zu geben; und der König nahm an, was die Menge beschlossen hatte. — Die ältesten größeren Königreiche waren in Assyrien (Ninive und Babylon) und in Aegypten. Und der älteste durch bestimmte kraftvolle Gesetze geordnete Staat scheint Aegypten gewesen zu seyn; in Assyrien herrschte wilde Willkühr.

In dieser Vereinigung der Menschen zum Staate wurden auch die Familienverbindungen, die vorher willkührlicher und loser gewesen waren, heiliger und vester. Sonst kümmerte sich der Vater eben nicht so sorgfältig um seine Kinder; er verstieß nach Gefallen Mutter und Kind. Jetzt legten feierliche Eheverbindungen dem Vater und der Mutter die Pflicht auf, sich nicht einander zu verlassen, und treu für das Leben und die Erziehung ihrer Kinder zu sorgen; es wurde den Kindern heilige Pflicht, ihre Aeltern zu ehren. Und wie das ganze Menschengeschlecht dadurch gewann, daß mehrere Menschen im Staate ihre Kräfte zu gleichem Zwecke mit einander verbanden: so ward auch das

häusliche Familienleben dadurch veredelt, und grösseres Wohlseyn unter den durch Gesetze sicheren Menschen verbreitet.

Wurde der Staat grösser; so konnte der Fürst nicht mehr allein die Geschäfte besorgen: musste Gehülfen haben, die in seinem Namen den Unterthanen Recht sprachen. Dazu wählte er die Weiseren, Unterrichtetsten, Aeltesten im Volke; auch hier ging leicht das Ansehen des Einen verdienten Mannes auf das ganze Geschlecht über, und starb der Vater, so trat der Sohn an seine Stelle. So entstanden Rathsfamilien, die Stammväter der vornehmeren Stände, des Adels. — In einigen Ländern entstand der Adel auch so: ein Völkerschwarm zog aus und überfiel ein andres Land. Die Einwohner desselben wurden besiegt. Die Sieger theilten sich in das Land, und zwangen die ursprünglichen Besitzer, den Acker für ihre neuen Herren zu bearbeiten und ihren Befehlen zu dienen. Die Dienenden wurden Sklaven, Leibeigene; die Gebietenden wurden Gutsbesitzer, Adlige, Herren von dem oder dem Grundstücke: daher das Von vor den Namen der Adligen.

Ein Staat, wo ein Einzelner das Recht hat, Gesetze zu geben und auszuüben, heisst eine Monarchie; und man sagt: ein solcher Staat hat eine monarchische Verfassung, wie jetzt die meisten Staaten Europa's haben. Haben mehrere Personen die höchste Gewalt in ihrer Hand, so heisst ein solcher Staat eine Republik.

Herrschen die Adligen oder die Reichsten, haben sie das Recht, Gesetze zu geben und auszuüben, allein, ohne dass weder ein Einzelner als unabhängiges Oberhaupt an der Spitze steht, noch das übrige Volk Theil an der obersten Gewalt hat; so heisst ein solcher Staat eine Aristokratie, und man sagt, er hat eine aristokratische Verfassung. Von der Art war vor 1000 Jahren die Verfassung in vielen Staaten Europa's: die Länder waren in viele kleine Herzogthümer, Grafschaften, Fürstenthümer,

Herrschaften vertheilt, von denen jede ein bloßes Rittergut war; und die Besitzer derselben machten zusammen den Staat aus. Die letzten Aristokratieen in Europa waren Venedig und Genua im nördlichen Italien, die erst seit 1797 aufgehört haben, da sie von den Franzosen erobert wurden. — Diese Staatsverfassung ist nicht so wohlthätig, wie die Monarchische, und kann oft sehr hart und drückend werden. Denn theils sind viele Köpfe leicht uneins: und ist das Haupt mit sich nicht einig, was soll dann aus den übrigen Gliedern des Staatskörpers werden? theils kann eine Aristokratie nie so leicht, so schnell und so wirksam ihre Kräfte vereinigen, wie eine Monarchie. Dann ist der Wunsch, sich zu bereichern und seine Macht zu vergrößern, den Menschen zu gewöhnlich, als daß nicht unter einer Gesellschaft von 100 Regierenden wenigstens 50 seyn sollten, von denen ein jeder nur nach Vergrößerung des eigenen Vermögens und der eigenen Gewalt strebt. Sind diese einig, so werden die Unterthanen hart gedrückt und gemißhandelt; sind sie uneinig, so müssen ihre Untergebenen, mit Blut und Habe, der Herren Sache vertheidigen, und werden am Ende das Opfer der Versöhnung.

Eine andere Form der republikanischen Staatsverfassung ist diejenige, wo das Volk, Mann für Mann, das Recht hat, seine Stimme zu einem Gesetze, einem Urtheil, einem Beschlusse zu geben; wo das Volk sich selbst Gesetze giebt, sich selbst richtet, und sich seine Obrigkeiten wählt. Man nennt sie eine demokratische Verfassung, und der Staat, der sie hat, heißt eine Demokratie. — „Das ist eine treffliche Staatsverfassung! Da kann sich jeder selbst Gesetze geben! Da ist man sein eigener Herr!" — Solltet ihr so sprechen, liebe Kinder; so würde man es euerer Unerfahrenheit verzeihen; doch sollt ihr bald von diesem raschen Jubel zurückkommen und es einsehen, daß es für das Familienwohl, für die allgemeine Ruhe und Sicherheit keine verderblichere Verfassung giebt, als eine republikanische in einem großen Lande.

— Es sei unter uns eine Republik; jeder Bürger, jeder Bauer habe das Recht über die öffentlichen Staatsangelegenheiten mitzusprechen. So muß ja auch wohl jeder Bürger und Bauer etwas davon verstehen. Versteht nun der Schmidt, der Schuster, der Weber, der Kuhhirt zu beurtheilen, was jetzt gerade dem Staate nützt oder schadet? versteht er Leute zu verhören, nach den Gesetzen und der Billigkeit Urtheil zu sprechen? der Schmidt hat gelernt das Eisen zu schmieden, das versteht er. Vom Schuster lassen wir uns gern Stiefeln und Schuhe anmessen: aber der Schuster bleibe bei seinem Leisten. Denn so wie wir den Gelehrten verlachen, der Eisenstangen schmieden will, was er nicht gelernt hat: so kann sich auch der Handwerker und Landmann nicht anmaßen, über Recht und Gesetz urtheilen zu wollen, was er nicht versteht. — Und verstände er es auch; er hat die Zeit nicht dazu: er müßte sein Handwerk, seinen Hammer, seine Scheere, seinen Pflug liegen lassen, seine Arbeit versäumen, die ihm Unterhalt und Kleidung erwerben soll; und hungern oder betteln oder sich Geld schenken (bestechen) lassen, um jeden Tag fremde Rechtsachen entscheiden zu helfen. Doch das Schlimmere folgt noch. In einer Demokratie ist jeder Herr, jeder frei und dem andern gleich. Also meint auch ein jeder, er könne Gesetze geben, und handelt willkührlich und ausgelassen. Wie oft werden da die Berathschlagungen durch Rechthaberei in Zänkereien ausarten! Wie oft die Zänkereien mit blutenden Köpfen endigen; denn jeder ist ein freier Herr! — Und endlich ist die große Menge immer ein wenig kurzsichtig, schwach und ohne eignes Urtheil: Ansehen, Gewohnheit, Vorurtheil beherrschen den gemeinen Haufen und führen ihn oft wie am Narrenseil; ein schlauer Kopf kann auch die Verständigeren täuschen, und sie zu seinem Sinne bereden. Aussicht auf sinnlichen Genuß, ein scheinbarer Vortheil, ein glänzender Gedanke besticht sie, und sie beschließen im Taumel der Freude ihr eignes Verderben. Morgen zwar ändern sie vielleicht ihren Beschluß: ein wohl-

wollender und verständiger Bürger zeigt ihnen die Ueberei- lung und die Gefahr. Aber übermorgen schwatzt sie ein dritter wieder herum; und während sie ihre Gewerbe ver- säumen, werden sie ein Spiel der Launen und Begierden Anderer, und bringen das allgemeine Wohl des Staates in Gefahr. Daher entstanden fast in allen Republiken zu- letzt allgemeine Bürgerkriege, die den Staat zerrütteten und allen besseren Bürgern als das einzige Rettungsmittel aus ihrem Elende Monarchie wünschenswürdig machten: Monarchie, wo Einer die Macht des Ganzen in sich ver- einigt, der die Ausgelassenheit der Aufrührerischen und Muthwilligen in die Schranken der Ordnung zurückführen kann, der den ruhigen Bürger zu schützen im Stande ist, der Treue und Verdienst zu ermuntern und zu belohnen ver- steht, der weise und gute Bürger des Staates zu Rathge- bern um sich versammelt, und sie als Stellvertreter seiner Macht mit seinem Ansehen bekleidet. Willig bringt hier der gute Bürger Gehorsam gegen die gegebenen Gesetze, Ach- tung gegen diejenigen, welche sie verwalten, als das Opfer seiner Dankbarkeit für den Schutz und die Sicherheit, welche sie ihm gewähren. — Nur in den einsamen abgeschiedenen Bergthälern der Schweiz hat die Welt ein Beispiel von wah- ren Republiken. Dies Beispiel aber lehrt uns, daß, wenn eine Republik dauern soll, sie nicht aus vielen Bürgern bestehen darf, daß sie mit der übrigen Welt in so wenige Verbindung als irgend möglich kommen muß, und daß jener alterthümliche, ernste, veste Biedersinn herrschend bleibe, wie er in jenen glücklichen Thälern der Schweiz herrschte. Aber wie selten ist das möglich! wie selten wird sich dies zusammen finden! wie selten also eine Re- publik dauernd seyn! —

10.

Ungewißheit der älteren Geschichte. Aegypten. Seine natürliche Beschaffenheit und merkwürdigen Erzeugnisse. Obelisken. Piramyden.

Von dem, was in den ältesten Zeiten auf der Erde vorgefallen ist, wissen wir nur weniges, und auch dies Wenige nicht gewiß. Denn in jenen Zeiten konnten die Menschen nicht schreiben: bloß mündliche Erzählung überlieferte die Begebenheiten, und das Gedächtniß ist eine untreue Hüterin. Wie daher eine Erzählung von Mund zu Mund ging, setzte, auch ohne die Absicht, es zu wollen, dieser etwas zu, ließ jener etwas aus; man fügte Vermuthungen ein, die von Anderen für ausgemachte Wahrheiten angenommen wurden; und was schon an sich groß und merkwürdig ist, pflegt die menschliche Bewunderung gar zu gern mannichfach auszuschmücken. So entstanden Erzählungen von den ältesten Begebenheiten auf der Erde, die, wenn auch nicht völlig erdichtet, dennoch durch Zusätze, Weglassungen, Ausschmückungen so verändert sind, daß wohl kaum noch möglich seyn wird, das, was wirklich geschehen ist, darin zu unterscheiden. Wie viel wird von Friedrich dem Großen erzählt, was doch nicht wahr ist! — Daher muß ich euch warnen, so sehr euch das Wunderbare alter Geschichten gefallen mag, sie nicht rasch weg für wahr zu halten. Auch zu zweifeln ist Weisheit: man erfährt dadurch oft, was man nicht wissen kann, und bewahrt sich vor unnützem Suchen.

Die frühesten Begebenheiten, von denen wir mit einiger Gewißheit Nachrichten haben, gehen nicht weit über 1000 Jahre vor Christi Geburt zurück. Was jenseit dieser Gränze liegt, ist entweder ganz Fabel, oder so mit Fabeln vermischt, daß man nur nach Vermuthung angeben

kann, was darin wohl wahres seyn mag a). Nur ein Land hat uns Denkmäler erhalten, die älter sind, und die auch stumm und ohne Buchstaben uns mehr sagen, als ein

a) So ist, wenn gleich wahrscheinlich, doch nur Vermuthung, daß die ältesten Menschengeschlechter bei der ersten Zerstreuung von ihrem ursprünglichen Wohnsitze, den Gebirgen des mittleren Asiens, den großen Strömen gefolgt seyen, die von diesen Gebirgen herabströmen: diese sind ostwärts der Hoangho, der nach China; südwärts der Ganges, der nach Indien, und der Indus, der nach Indien und Persien führt. Mithin mögten China und Indien wohl, nächst der Gegend um Kaschmir, die am frühesten bevölkerten und angebauten Länder der Erde seyn. Ihre Geschichte, die aber fast ganz auf Sagen beruht, geht auch nach den Zahlen von Jahren in ein sehr hohes Alter zurück, enthält aber fast nur Namen und Zahlen, wenig Begebenheiten, und diese wenigen so durch Fabeln entstellt, daß man zu glauben geneigt werden kann: es sey diese vorgeblich alte Geschichte in späteren Zeiten erdichtet. Von den Familien, welche westwärts des Indus herabzogen, breiteten sich die Nachkommen bei anwachsender Menge durch die Ebenen Persiens aus, und kamen so an den Tigris und Euphrat. Dies weitere Fortziehn der Völker nach Westen scheint besonders veranlaßt zu seyn durch eine große Ueberschwemmung, von welcher uns in der Bibel erzählt wird unter dem Namen der Noahischen Sündflut, und von der auch die Chaldäer, die Indier und andere ihnen benachbarte Völker Asiens alte Sagen haben. In allen diesen Sagen heißt es, die ganze Erde sey überschwemmt worden: denn der ungebildete Mensch kennt wenig Länder und wenig Völker; diese wenigen Länder hält er für die ganze Erde, diese wenigen Völker für das ganze Menschengeschlecht; und diese kleine Erde ist ihm eine runde Fläche, wie es dem Ansehen nach zu seyn scheint, rund wie eine Scheibe, und abhängig gegen den äußeren Umkreis. Ist also das dem kindischen Menschen bekannte Land, so weit er sehen kann, von Wasser bedeckt, so steht ihm die ganze Erde unter Wasser; und kommen alle die Menschen, die er kennt, in dieser Flut um, so ist ihm das ganze Menschengeschlecht umgekommen. Wird er der Einzige aber gerettet: wie kann das anders

Buch uns sagen könnte. Dies Land ist Aegypten in Afrika, eben so merkwürdig durch seine natürliche Beschaffenheit, als durch die uralten Denkmäler menschlicher Kunst, die es enthält.

Aegypten wird von der südlichen Grenze bis zur nördlichen vom Nil durchströmt, der in einem engen Thale fließt, das meist nur 2 bis 3 Meilen breit ist, und gegen Osten von hohen Felsen, im Westen von dürren Sandwüsten begränzt wird. Dieser Strom hat die merkwürdige Sonderbarkeit, daß er im Winter, wo alle andere Flüsse hohes Wasser haben, am niedrigsten fließt, und im Sommer, wo die Hitze austrocknet und andere Flüsse seicht werden, nicht bloß hohes Wasser hat, sondern sogar austritt und das ganze Nilthal überschwemmt. Diese Erscheinung hat einen doppelten Grund: erstens entspringt der Nil südlich über Aegypten in den sehr hohen Gebirgen von Abyssinien; auf diesen schmilzt der Schnee in den Sommermonaten, und giebt dadurch dem Flusse eine Fülle von Wasser, welche in den Wintermonaten fehlt, wo Kälte und Frost diesen Zufluß hindern. Zweitens weht in den Sommermonaten im mittelländischen Meere fast unaufhörlich der Nordwestwind; dieser steht gerade auf die Mündung des Nil, und hält dadurch das Wasser, welches ausströmen will, zurück. So tritt der Strom im August über, und bleibt an

als durch wunderbare Fügung Gottes geschehen seyn! Vom Vater auf den Sohn pflanzt sich die Erzählung fort von der fürchterlichen Wasserflut, von der wunderbaren Errettung; unwillkührlich setzt der Erzählende in staunender Verwunderung, in dankbarer verehrender Anbetung hier etwas zu, läßt er dort etwas aus; und gar verändert geht die Erzählung auf die Nachwelt über. — Nach dieser Flut baueten sich Familien an zwischen Tigris und Euphrat (Babel); andere gingen über den Euphrat (Abraham); und wahrscheinlich früher schon waren größere Schwärme von Indien aus nach Afrika, nach Aegypten gezogen, und hatten hier Kenntnisse und Kunstfertigkeiten verbreitet.

zwei Monate bis in den October auf den Feldern stehen. — Diese Ueberschwemmung ersetzt den in Aegypten seltenen Regen, macht es zugleich zu einem der fruchtbarsten Länder der Erde, und erleichtert gar sehr den Ackerbau. Denn tritt der Nil wieder in sein Bette zurück, so läßt er auf dem Lande einen fetten Schlamm, der den Boden so trefflich düngt, daß der Mensch nur zu säen und zu ärndten braucht. Da nun Aegypten zugleich eine warme, oder vielmehr heiße Luft hat; so sind zweifache, ja dreifache Aerndten von einem und demselben Felde in einem Jahre nicht ungewöhnlich. — Diese Wohlthat der Ueberschwemmung schenkt indeß die Natur nur dem Nilthale: es hat daher die Kunst der Menschen, die sich in Aegypten am frühesten in sinnreichen Erfindungen zeigte, schon länger als 1000 Jahre vor Christi Geburt, das ganze Land mit Kanälen durchschnitten, um auch die entfernteren Theile Aegyptens zu bewässern. Und wahrscheinlich haben sie schon früh die Wasserschraube gekannt, wodurch man Wasser selbst auf Anhöhen hinauf leiten kann.

Der nördliche Theil Aegyptens wird eine breitere Fläche, durch die der Nil sonst mit sieben Armen strömte, und das ganze wie eine dreieckigte Insel umschloß. Dieses Dreieck nennt man wohl mit dem Namen eines griechischen Buchstaben, Delta, weil auch dieser wie ein Dreieck gestaltet ist, Δ. Dieses ganze Delta, erzählt die Sage, soll vor mehreren Jahrtausenden nicht gewesen, sondern erst nach und nach durch den Schlamm und Sand, den der Nil mit sich führt, angeschwemmt worden seyn. Dies ist nicht unwahrscheinlich: wir erfahren es noch immer fort, daß Flüsse auf diese Weise ihre Mündungen verschwemmen und Land vor sich anspielen. So macht es die Donau, die durch das südliche Deutschland, Ungarn und die Türkei ins schwarze Meer sonst durch sieben Mündungen ausfloß; jetzt sind kaum noch zwei fahrbar: so die Rhone in Frankreich, die unten, bei Lion vorbei, südwärts in das mittelländische Meer strömt; sie hatte sonst eine weite Mündung,

jetzt kann fast kein Schiff mehr hinein. In der Türkei, etwas oberhalb des Meerbusens von Lepanto, fließt der Aspro, sein alter Name war Achelous, südwestlich ins mittelländische Meer aus: sonst lagen vor seiner Mündung mehrere kleine Inseln; jetzt sind sie alle mit dem vesten Lande verbunden, und den Raum dazwischen hat der angespülte Schlamm des Flusses angefüllt. Der Ganges, der größte Fluß Ostindiens, setzt immerfort neues Land vor seiner Mündung an.

Dieser nördliche, niedrigste Theil Aegyptens ward im Sommer ganz überschwemmt, und war daher mit dem Nilthale einer der fruchtbarsten Erdstriche. Als Jakob in Palästina bei einer allgemeinen Hungersnoth Mangel litt, schickte er nach Aegypten, das allen Völkern umher seinen Vorrath verkaufte. Um Christi Geburt nannte man es in Rom das Kornhaus von Italien; und noch mehrere Jahrhunderte nach Christi Geburt holten die griechischen Kaiser in Konstantinopel viel Getreide aus Aegypten. — Jetzt ist es nicht mehr so fruchtbar, wiewohl Getreide, sonderlich Reis, noch immer sehr reichlich geärndtet wird. Denn theils überschwemmt der Nil nicht mehr so wie sonst das ganze Land, sondern mehrere seiner Mündungen sind jetzt verstopft: er fließt fast nur durch eine einzige bei Damiette aus, wodurch besonders den nordöstlichen Theilen Aegyptens die Wohlthaten der Ueberschwemmungen entzogen werden, so daß diese jetzt großentheils dürres Land sind. Dann hat man die Kanäle, die vor 3000 Jahren das Land durchschnitten, gänzlich zerfallen lassen, und die Menschen, welche jetzt das Land bebauen, Kopten und Araber, sind rohe, hart gedrückte Sklaven, welche Tag und Nacht arbeiten müssen, um der Habsucht ihrer Herren zu genügen, der türkischen Mamelucken, die gewöhnlich den Titel Bey führen. Sklaven thun gewöhnlich nur was sie müssen, wozu sie die Strafe oder die Furcht vor der Strafe zwingt; und ihre Herren wollen nur schwelgen: die sind zu unwissend und zu träge, um auf Verbesserungen bedacht zu seyn.

Eine bekannte merkwürdige Staude erzeugte dies fruchtbare Land sonst sehr häufig, den Papyrus, wovon unser Papier den Namen hat. Es war eine Art Schilfrohr, mit einem nährenden Mark im Stengel, welches die armen Leute als tägliches Brod aßen; die Rinde des Stengels war flachsartig, so daß man Stricke daraus drehen konnte; und aus der Zwiebel oder der Wurzel wurden Blätter bereitet, worauf man schrieb. Die Zwiebeln bestehen nehmlich aus mehreren dünnen Häuten oder Blättchen: die löste man aus einander, legte sie als dünne Streifen auf einer Tafel erst in die Länge, dann in die Queere, und so mehrere Lagen kreuzweise übereinander; diese leimte und schlug man vest, und nannte sie dann mit dem Namen der Pflanze, von der die Häute genommen waren, Papyrus. — Wie aber jenes ägyptische Papier nicht unser aus Lumpen bereitetes Papier war, das erst seit 5 bis 600 Jahren bekannt und im Gebrauche ist: so waren auch die Materialien, womit man schrieb, nicht Feder und Dinte, Bleistift oder Rothstein; sondern eiserne und beinerne Griffel (stilus im Lateinischen) a), unten spitz und oben breit, mit denen man dasjenige, was man schreiben wollte, einritzte b). Auch hatten die alten Aegypter nicht Buchsta-

a) Daher nennen wir noch jetzt die gute oder schlechte Schreibart, die Art, seine Gedanken schriftlich auszudrücken, Stil (zu unterscheiden von Stiel).

b) Denn die ältesten Schreibmaterialien waren harte Körper. Moses zehn Gebote waren in Stein gegraben: die ältesten Gesetze der Römer waren in Erz geritzt; die Gesetze des griechischen Weisen Solon in Holz geschnitten. Gewöhnlich schrieben die alten Griechen auf Thierhäute, späterhin auf die äußere Schaale einer Pflanze, Biblos, daher sie auch ein Buch Bibel nannten, woher wir noch das heiligste Buch vorzugsweise Bibel, das ist Buch, nennen. Die Römer schrieben auf Baumbast, und nannten daher auch das Aufgeschriebene oder ein Buch Bast, lateinisch liber. Später schrieb man auf Tafeln, die mit Wachs überzogen waren. In Indien schreibt man noch jetzt auf Kokosblätter.

ben wie wir, sondern eine Art Zeichenschrift. — Anfangs nehmlich, als die Menschen zuerst auf den Gedanken kamen, etwas durch Linien und Umrisse auf einer Fläche auszudrücken, malten sie das Ding oder die Begebenheit, welche sie bezeichnen wollten, selbst hin. Dies kann man aber keine Schrift nennen; es waren rohe Anfänge zu geschichtlichen Gemälden, die man ohne mündliche Erklärung nicht verstehen konnte. Darauf als die Menschen Eigenschaften an den Dingen bezeichnen, als sie ihre Gedanken zur Mittheilung an andere auf Flächen ausdrücken wollten, wählten sie Bilder, die ihnen mit den Gedanken Aehnlichkeit zu haben schienen. Später kürzte man diese Bilderschrift noch ab, zeichnete bloß einige in die Augen fallende Eigenschaften, um dadurch das Ganze anzudeuten, und es entstand Zeichenschrift. Diese hatte fast für jedes Wort ein eigenes Zeichen; daher die altägyptische Sprache schreiben und lesen zu können eine nicht kleine Kunst war. Nur die Gelehrtesten unter den Aegyptern verstanden es; dies waren die Priester, die heiligen Männer: daher bekam diese Schriftart den Namen der heiligen, oder mit einem griechischen Worte, der hieroglyphischen, und man sagt, die Aegypter hatten nicht Buchstaben, sondern Hieroglyphen. Zwei Menschenfüße im Wasser bedeuten einen Walker; eine Sturmleiter die Belagerung einer Stadt; ein Auge Vorsicht; eine vorgestreckte gebende Hand Güte und Mittheilung; eine hohle flache Hand das Empfangen; ein Krokodill bedeutet die Verschwiegenheit oder den unnennbaren Ewigen; eine Schlange, die sich in den Schwanz beißt, die Zeit oder den Kreislauf eines Jahres; ein Pfauenschwanz die Vergänglichkeit der Schönheit: und schön bezeichneten sie einen gerechten Richter durch einen Mann, der in richterlicher Tracht auf einem Stuhle sitzt mit zur Erde geheftetem

und in Göttingen ist eine ganze Bibel auf 5376 Palmblätter geschrieben. Vergl. §. 49.

Blicke und abgehauenen Händen, damit er ohne Ansehen der Person sein Urtheil sprechen und keine Geschenke nehmen könne. — Ungeachtet diese Art zu schreiben sehr weitläuftig und unvollkommen war; zeigte doch auch hier die Gewohnheit ihre erleichternde aber auch erschlaffende Kraft: denn auch als die Buchstabenschrift erfunden war, behielten die Aegypter noch immer neben der Buchstabenschrift die Hieroglyphenschrift. Ihre Obelisken, die Wände ihrer Tempel und Grabmäler sind voll von solchen Bildern: da steht wohl manche Geschichte, manche am Himmel und auf der Erde gemachte Beobachtung, manches fromme Gebet aufgeschrieben; aber wir können es nicht lesen weil wir die Bedeutung der meisten Zeichen nicht kennen und weil ihre Verbindung mit einander durch nichts angedeutet ist, also ganz der Willkühr überlassen bleibt. Die Erfindung der Buchstabenschrift daher, welche Zeichen für die Töne aussann, ist, wie die Alten rühmeten, eine wahrhaft göttliche Erfindung, von unschätzbarem Werthe für das ganze Menschengeschlecht. Durch sie erst ist es möglich geworden, daß wir jetzt noch lesen können, was vor Jahrtausenden geschah oder gedacht wurde; es stirbt nicht mit dem einzelnen Menschen das Andenken vieler Weltbegebenheiten, es gehen nicht mit Einem die Einsichten für Tausende ins Grab. Die Schrift bewahret sie auf, pflanzt sie fort von Geschlecht zu Geschlecht, verbreitet sie von Land zu Land. Mit Bewunderung und mit Dank daher wollen wir, wenn der einzelne Mensch uns auch unbekannt ist, das Volk stets verehren, dem wir diese Erfindung danken: dies sind die kunstreichen Phönizier (von denen §. 14. 15. 16.). Veranlassung gab ihnen dazu die ägyptische Hieroglyphenschrift, die Töne unterschieden die Phönizier zuerst; zur Bezeichnung derselben aber wählten sie abgekürzte ägyptische Figuren von sinnlichen Gegenständen, deren Namen in der phönizischen Sprache mit dem Ton anfingen, den sie bezeichnen wollten, und das Zeichen dieses Tons nannten sie mit dem Namen des dafür gewählten Bildes.

Z. B.

z. B. um den Ton A auszudrücken, wählten sie einen Ochsenkopf; denn der Ochse hieß phönizisch Aleph, und nun nannten sie auch den Buchstaben selbst Aleph. — Beth hieß ein Haus; die rohe Figur eines ägyptischen Hauses ward Zeichen des Tones B, und erhielt auch den Namen Beth. — Gimmel oder Gammel ist das Stammwort für unser Kameel; der lange Hals des Kameels ward Zeichen des Tones G, und erhielt den Namen Gimmel, u. s. w. Die Griechen lernten das Schreiben von den Phöniziern; daher in den ältesten Zeiten die griechischen Buchstaben aussahen wie die phönizischen, später auch immer einige Aehnlichkeit behielten, und mit wenigen Veränderungen in der Aussprache dieselben Namen führten. Das Aleph nannten sie Alpha; Beth änderten sie in Betha, Gimmel oder Gammel in Gamma: und wie wir die gesammten Buchstabenzeichen mit den Namen der drei ersten deutsch das Abc nennen, so nennt man es auch wohl mit den griechischen Namen der beiden ersten Buchstaben das Alphabet. (Daher sagt man: ein alphabetisches Register, in welchem Namen oder Wörter nach der Folge der Buchstaben im Abc geordnet sind.) Von den Griechen lernten die Römer schreiben, von den Römern die Deutschen. Aber wie haben sich auf der langen Wanderung die Gestalten verändert! Unsre heutige Schrift sieht der Schrift, welche Luther und seine Zeitgenossen vor 300 Jahren schrieben, kaum noch ähnlich; was Wunder also, daß wir in unserm A, B, C, die Aehnlichkeit mit einem Ochsenkopfe, einem Giebelhause, einem Kameelhalse nicht mehr erkennen. Gelehrte Männer aber haben gezeigt, wie sich nach und nach die Gestalt der Buchstaben abgeändert. — Indeß diese herrliche Erfindung verdanken wir, wie gesagt, den Phöniziern: die Aegypter machten sie ihnen streitig: allein darum, weil die Phönizier mit ägyptischen Zeichen die von ihnen entdeckten einfachen Töne bezeichneten, können doch die Aegypter nicht die Erfinder der Buchstabenschrift heißen. Die Aegypter ha-

ben ihre eigenen Verdienste, und haben nicht nöthig, sich mit fremden Federn zu schmücken.

So ist der ägyptische Flachs berühmt, durch die feine Leinwand, welche die Aegypter schon in frühen Zeiten daraus verfertigten: die einzelnen Fäden sollen so fein gewesen seyn, daß man sie einzeln kaum sah; zusammen aber gaben sie dem Gewebe eine außerordentliche Dichtigkeit. Diese köstliche Leinwand hieß Byssus, und war auch außerhalb Aegypten eine Tracht der Reichen. (Luk. 16, 19.) Ein römischer Kaiser soll eine Jägerwand zur Jagd der wilden Schweine, aus diesem Flachs verfertiget, besessen haben, welche man nebst den dazu gehörigen Schnüren, wenn sie zusammengewickelt war, durch einen Fingerring ziehen konnte.

Außer der großen Fruchtbarkeit aber, welche Aegypten den Ueberschwemmungen des Nil verdankt, erzeugt eben dieser Nilschlamm eine Menge bösartiges Ungeziefer, besonders Schlangen. Wie indeß in der Natur selten ein Uebel ohne ein Gegenübel ist: so findet sich auch hier ein storchartiger Vogel, Ibis, der die Schlangen und andere Thiere, die aus dem Nilschlamm entstehen, frißt. Die Dankbarkeit der Aegypter hat daher diese Vögel göttlich verehrt, und sie begraben, wie man die Menschen in Aegypten begrub. Man balsamirte sie nehmlich ein mit wohlriechenden und solchen Spezereien, welche die Fäulniß abwehren, überzog sie äußerlich mit einer härtenden aber durchsichtigen Materie, und setzte sie so in Gewölben bei. Man nannte solche einbalsamirte Leichname Mumien, von dem Namen eines persischen Erdharzes, Mum; und noch jetzt haben sich mehrere derselben erhalten. Einige sind auch nach Deutschland gebracht, und man findet eine in Darmstadt, eine andere in Gotha u. a. a. O.

An Holz und Metallen fehlt es in Aegypten fast ganz: einen um so größern Vorrath von Steinen dagegen boten die östlichen Felsen an der arabischen Gränze. Alle Wohnungen waren daher aus gebrannten Ziegelsteinen oder aus

behauenen Felsstücken; und ich habe vorher schon angeführt, daß die Aegypter wohl mit das älteste Volk waren, welches veste Häuser zu bauen verstand. Indeß hatten sie deswegen nicht gleich alle die Werkzeuge, die wir jetzt zum Häuserbau gebrauchen: Menschenhände und geduldige Beharrlichkeit mußten die Instrumente ersetzen. Dadurch haben sie in einer Zeit, die über alle unsere Nachrichten hinausgeht, die Obelisken und die Pyramyden aufgeführt.

Obelisken sind viereckigte oben spitzzulaufende Säulen: jede Seite hat unten 5, 10, 20 bis 25 Fuß. Hoch waren sie 50, 60, 100 bis 180 Fuß, und jede, auch die höchste von 180 Fuß, bestand aus einem einzigen Stein, aus dem härtesten Granit. Ein solches Felsstück mußte von vielen tausend Arbeitern, mit Meißeln und Hämmern, die weit unvollkommener waren als die unsrigen, aus den östlichen Felsen ausgehauen, auf allen Seiten mit anderen Steinen glatt gerieben, in die Kanäle des Nils gebracht, auf Flößen fortgeschifft, und endlich am Nil, vor Tempeln, Gärten, Palästen oder auf öffentlichen Plätzen aufgerichtet werden, als Denkmal merkwürdiger Begebenheiten oder als Zierde, und später auch als Sonnenzeiger. — Und zu den ungeheueren Arbeiten, die hierbei nöthig waren, fehlte es fast gänzlich an Maschinen und Kenntnissen, die uns jetzt eine solche Arbeit erleichtern: man findet z. B. keine Nachricht von künstlichen Winden; das alles ersetzte die Menschenmenge: auch sollen an dem größten Obelisk von 180 Fuß 20,000, oder wie einige glauben, gar 120,000 Menschen gearbeitet haben. Der römische Kaiser Augustus, unter dem Christus geboren worden ist, ließ mehrere dieser Obelisken von Aegypten nach Rom bringen, und dort, in der Hauptstadt der damals bekannten Welt, auch diese Wunder des menschlichen Kunstfleißes aufstellen. Einige Kaiser nach Augustus ließen noch einige von Aegypten bringen und in Rom aufrichten: als aber ums Jahr 400 nach Christo wilde barbarische Völker ganz

Italien und auch die Hauptstadt des Landes, Rom, verheereten und ausplünderten, wurden die Obelisken umgestürzt und zerbrochen. So lagen diese Felsstücke über 1000 Jahre mit Schutt und Erde bedeckt, bis sie ums Jahr 1084 der Pabst Sixtus V. wieder aufgraben ließ: ein berühmter italienischer Baumeister, Domeniko Fontana, kittete den größten Obelisk, der in drei Stücke zerbrochen war, wieder zusammen, und richtete diesen nebst drei andern Obelisken wieder vollständig auf. Mit diesen Arbeiten brachte er vier Jahre zu; der eine Obelisk wog beinahe 7000 Zentner, und um ihn aufzurichten brauchte man die künstlichsten Maschinen, die durch 800 Menschen und 186 Pferde in Bewegung gesetzt wurden. — Ein fünfter liegt noch, in sechs Stücke zerbrochen, unaufgerichtet in Rom. — Noch jetzt gebraucht man kleinere Obelisken, die nach dem Bilde der alten ägyptischen, meist aber aus mehreren Felsstücken zusammengesetzt sind, zur Zierde von Palästen und Gärten: auch haben gewöhnlich die Meilenzeiger die Gestalt der Obelisken.

Ungeheurer waren die Pyramyden, deren ich schon vorher erwähnt habe. Man findet jetzt noch an vierzig von verschiedener Größe: sie sind aus Kalksteinen erbaut, die, ohne allen Kitt oder Mörtel, auf einander gelegt bloß durch ihre Schwere zusammenhalten. Auch dazu mußten die Steine aus den östlichen Felsen gehauen, auf Flössen durch den Nil und die Kanäle des Nil fortgebracht, und endlich an dem bestimmten Platz bis zu der ungeheuern Höhe von 500 oder 800 Fuß aufgethürmt werden. Und diese Gebäude wurden aufgeführt, nicht auf Ebenen, sondern auf Hügeln, die der Nil bei seinen Ueberschwemmungen nicht erreichen konnte. Eine Anhöhe von gegen 1500 Schritt im Umfange mußte geebnet, ein Damm angelegt werden, die Felsstücke den Hügel hinaufzubringen: auf dem Hügel mußte man Erdterrassen aufwerfen, statt der Gerüste, um auf die untere Lage von Felsstücken eine neue zu legen, diese Terrassen allmälig bis zum Gipfel erhöhen,

dann, war die Pyramyde fertig, die Terrassen auf allen vier Seiten wieder abtragen; und unter der größten Pyramyde findet man den Hügel tief ausgegraben, unter der Erde Gemächer gebaut, und durch einen Kanal unter dem Boden weg den Nil bis in die Tiefe dieser Pyramyde eingeleitet. — Man staunt bei der bloßen Erzählung über die ungeheueren Werke, bewundert die Kraft und Beharrlichkeit der Menschen, die dies auszuführen im Stande waren; aber begreift nicht, wozu solche Steinmassen, zwar mit Gängen und Gemächern, aber ohne Thüren und Fenstern, so ungeheuer groß aufgeführt wurden. Man erzählt, sie seyen zu Begräbnissen bestimmt gewesen. Der Geist und Charakter der ägyptischen Nation weicht so ganz von unserer Denkweise und unseren Sitten ab, daß wir uns freilich da gar nicht hineindenken können. Indeß beweiset Mehreres, daß die Aegypter eine ganz ausgezeichnete Achtung gegen Todte hatten: sie balsamirten die Leichname mit großem Kostenaufwande ein und bewahrten sie als Mumien; sie stellten beim Gastmal die Mumie eines Freundes neben sich: sie reichten hölzerne Bilder von Todten bei Tische herum; und hielten es für den größten Schimpf, nicht feierlich begraben zu werden. (Es war nehmlich in Aegypten ein sogenanntes Todtengericht, welches aus vierzig Richtern bestand, und, ehe ein Todter begraben wurde, alle Klagen gegen den Verstorbenen anhörte und darnach entschied, ob er durch einen guten Lebenswandel die Ehre eines Begräbnisses verdient habe oder nicht. Selbst die Könige waren von diesem Gericht nicht frei; und mancher ägyptischer Herrscher, der im Leben schlecht regiert hatte, ward von seinem Volke verurtheilt, unbegraben zu bleiben.) Auch hatten sie den irrigen Glauben, daß mit dem erhaltenen (wenn auch todten) Körper die Seele erhalten werde. Denken wir uns nun hinzu, was die Thorheit der Mode auch unter uns vermag, und wie der Ehrgeitz in dem, was man einmal groß und schön achtet, Andere zu übertreffen bemüht ist; so wird es uns

vielleicht erklärbarer, wie die ägyptischen Könige zu so ungeheueren Bauwerken, die sie sich zu Grabmälern aufführen ließen, ihre Unterthanen gebrauchen oder vielmehr mißbrauchen mogten.

11.

Die ägyptischen Kasten. Priester, Inhaber aller Gelehrsamkeit. Zeitrechnung. Feldmessen. Thierdienst. Labyrinth. Psammitich.

Die Könige von Aegypten führten den Titel Pharaonen. Ihr Macht war sehr eingeschränkt durch die Priester: diese erzogen den König, sie waren seine Rathgeber, sie die Richter des Volkes, und die einzigen Gelehrten im Lande. Nächst ihnen waren am geehrtesten die Krieger. Priester und Soldaten waren die einzigen, welche Grundeigenthum haben durften; alle übrigen Unterthanen, also alle Kaufleute, Handwerker, Ackerbauer und Hirten waren jenen untergeordnet und wenig geachtet; ja die Hirten wurden wie unehrlich von der Gemeinschaft mit den übrigen Aegyptern gänzlich ausgeschlossen. Dies war auch ein Grund mit, warum die einwandernde Familie Josephs, die einzig von der Viehzucht lebte, einen von den übrigen Aegyptern ganz abgesonderten Wohnplatz erhielt. Dabei war das sonderbare Gesetz in Aegypten, daß die Kinder nicht von der Lebensweise ihrer Väter abweichen durften: der Sohn des Kaufmanns mußte wieder Kaufmann, der Sohn des Webers wieder Weber, des Hirten wieder ein Hirt werden, wie ausgezeichnete Geschicklichkeit er auch zu einem andern Gewerbe haben mogte. Diese so streng von einander gesonderten Stände nennt man, mit einem portugiesischen Worte, Kasten oder Zünfte. Die unteren waren hart gedrückt; und damit sie nie den blinden

Gehorsam gegen Befehle aller Art verlernen mögten, war das strenge Gesetz von den Priestern gegeben, daß kein Aegypter sein Vaterland verlassen, und kein Fremder in Aegypten reisen durfte, sie lebten wie abgeschieden von der ganzen Welt. Durch diese Beschränkung kam eine Stumpfheit und ein Geist des Trotzes unter die Nation, der unter den jetzigen ungleich härter bedrückten Einwohnern des Landes noch herrschen soll, so daß der Aegypter sich für dumm hält, wenn er seine Abgaben ohne Zwang und Prügel entrichtet.

Bei diesem allgemeinen Charakter der Nation könnt ihr leicht urtheilen, daß, wenn sie auch den Acker fleißig bauten und große Gebäude aus Stein aufführten, darum doch auch die Gelehrtesten unter ihnen, die Priester, nicht ausgezeichnet geistvolle Männer gewesen seyn mögen, sondern daß sich bei ihnen wohl Alles mit steifer Anhänglichkeit am Alten ohne merkliche Veränderungen vom Vater auf den Sohn wird fortgepflanzt haben. Auf die Weise konnten sie eine Menge Beobachtungen sammeln, aber schöne und große Gedanken haben sie gewiß äußerst wenige erfunden.

So findet man unter den ägyptischen Priestern schon sehr früh Aerzte erwähnt, und zwar hatten sie eigene Aerzte für jede Krankheit, für Augenkrankheit, Kopfschmerz, Zahnweh u. s. w. Allein die Aerzte durften bei der Heilung nicht nach ihrer besten Einsicht und der Beschaffenheit des Kranken verfahren; sondern die Regeln der Arzneikunst waren in gewisse heilige Bücher zusammengetragen, nach denen sich der Arzt streng richten mußte. Richtete er sich nicht darnach und starb der Kranke; so wurde der Arzt selbst mit dem Tode bestraft. So war es ihnen auch Gesetz, dem Kranken nicht vor dem vierten Tage der Krankheit eine Purganz zu geben.

Gewöhnlich schreibt man den Aegyptern die erste ziemlich richtige Beobachtung des Sonnenjahres zu, und vielleicht nicht mit Unrecht. Die Ueberschwemmun-

gen des Nil kehren immer nach einem bestimmten Zeitraum wieder. Da von diesen ihr Unterhalt und ihr Wohlseyn abhing; so zwang sie die Noth, die Zahl der Tage von einer Ueberschwemmung bis zur andern zu beobachten. Dabei bemerkte man, daß die Sonne bei dem Anfange der Ueberschwemmung immer denselben Stand am Himmel habe, ihnen beinahe gerade über dem Kopfe stehe; und gewiß bemerkten sie es schon früh, daß um diese Zeit der strahlendste Stern am Himmel, der Hundsstern oder Sirius, sich des Abends (in der dämmernden Stunde) zu zeigen anfange. So zählten sie die Tage, beobachteten den Sonnenstand, und besonders den Aufgang des Hundssternes, um darnach die Zeit vorauszusehen, wann der Nil übertreten mögte, und gegen die Zeit Alles vorbereitet und in Sicherheit gebracht zu haben. Daher fing auch das alte ägyptische Jahr nicht mit unserm ersten Januar, sondern in unserm August mit den Ueberschwemmungen des Nil an. — Auch gebrauchten sie später die Obelisken als Sonnenzeiger zur Zeitmessung: sie maßen um Mittag den Schatten, der bis zum 22sten Juni, dem Tage der Sonnenwende, immer kürzer ward, bezeichneten diese Gränze des kürzesten Mittagsschattens, wie die Gränze des längsten, den 21sten December, beobachteten nach und nach mehrere Punkte, und konnten so auch an den Schatten der Obelisken die Zeit der Ueberschwemmungen vorhersehen, und diese als eine Art Kalender gebrauchen. — Nach und nach kam man auch wohl auf eine Vergleichung des Sonnenjahres mit den Mondwechseln, und versuchte beide mit einander in Uebereinstimmung zu bringen. Man mußte bald finden, daß dies nicht so leicht gehe, daß das Sonnenjahr mehr als 12, und weniger als 13 Mondwechsel umfasse. Nach fortgesetzter Beobachtung scheinen indeß die Aegypter schon den Satz gefunden zu haben, daß nach 19 Sonnenjahren die Mondwechsel wieder in gleicher Ordnung aufeinander folgen: das heißt, wenn in diesem Jahre der Vollmond auf den ersten Januar fällt; so fällt er nach 19

Jahren wieder auf den ersten Januar. Doch mußte ihre Rechnung nicht ganz richtig werden; weil sie nur 365 Tage auf ein Sonnenjahr rechneten. Erst die Griechen und Römer gegen die Zeit von Christi Geburt beobachteten den wahren jährigen Umlauf der Sonne genauer, und setzten ihn auf 365¼ Tag; und ein berühmter Römer, Julius Cäsar, verordnete, 46 vor Christi Geburt: ein gemeines Jahr sollte 365 Tage enthalten, aber jedem 4ten Jahre sollte man einen Tag einschalten, daß es 366 Tage enthielte. Der von ihm so angeordnete Kinder heißt nach seinem Namen der **Julianische** a). Nach und nach aber fand man, daß auch diese Einrichtung noch nicht genau mit dem wahren Sonnenlaufe zusammentreffe, daß der

a) Durch ihn ist auch die Folge und Tagzahl der Monate so vestgesetzt worden, wie wir sie jetzt noch haben. In uralter Zeit hat man aber in Rom, wie noch heutiges Tages in Kamtschatka, das Jahr nicht in 12, sondern in 10 Theile geschieden. Damals war der März der erste Monat; der Julius also der Fünfte, wie er auch bei den alten Römern hieß, Quintilis (Julius dem Julius Cäsar zu Ehren), der August (dem Kaiser Augustus zu Ehren so genannt) der Sechste oder römisch Sextilis; und daher heißen noch in unserm Kalender die folgenden Monate September (d. i. der 7te), October (der 8te), November (der 9te), December (der 10te). Als man später das Jahr in 12 Theile schied, setzte man den vorhandenen zehn den Januarius voran, als den dem Gott Janus geweiheten Anfangsmonat des Jahres, welcher Gott mit zwei Gesichtern abgebildet die Vergangenheit und Zukunft überschaut und beide an einander knüpft; den Februarius aber stellete man als den Söhnmonat, der von allen Sünden des verflossenen Jahres reinigen (februare) sollte, an das Ende. Daher ward es Sitte, im Schaltjahre dem Februar als dem letzten Monate den Schalttag anzuhängen; und als nachher dem Februar die zweite Stelle unter den Monaten gegeben wurde, behielt man es bei, ihm als dem kürzesten Monat in Schaltjahren den Schalttag anzuhängen.

Sonnenumlauf etwas weniger als ¼ Tag oder 6 Stunden über 365 Tage betrage: der Ueberschuß beträgt nemlich nur 5 Stunden, 48 Minuten, 48 Sekunden; die vom Julius Cäsar zu viel gerechneten 11 Minuten, 12 Sekunden auf jedes Jahr betrugen in 128 Jahren einen ganzen Tag — und in 1257 Jahren, seit dem die Kirchenversammlung zu Nicäa 325 nach Christi Geburt diesen Kalender angenommen hatte, 10 Tage; — man bemerkte, daß z. B. der längste Tag nicht mehr auf den 21. Juni, sondern früher und immer früher fiel. Daher beschloß 1581 der Pabst Gregor XIII., diese 10 Tage im Jahre 1582 wegzulassen, und nach dem 4ten Oktober statt des 5ten gleich den 15ten zu schreiben; und machte es dabei zur Regel, daß zwar gewöhnlich alle 4 Jahre ein Schaltjahr seyn sollte, da aber auf diese Weise nach 400 Jahren 3 Tage zu viel seyn würden, (wie ihr das durch Rechnung finden könnt) so sollten 3 Jahre, die nach jener Regel Schaltjahre seyn würden, keine Schaltjahre seyn; und dazu könnte man am passendsten die Hunderte nehmen, die durch 4 dividirt nicht aufgingen. So blieb 1600 nach der Regel ein Schaltjahr: 1700 und 1800 aber, die nach dem Julianischen Kalender Schaltjahre seyn sollten, waren es nicht, 1900 wird auch kein Schaltjahr seyn; aber 2000 wieder. Doch auch dieser sogenannte gregorianische Kalender stimmt noch nicht völlig genau mit dem Sonnenlauf, sondern nach 3200 Jahren wird wieder ein Tag zu viel seyn. Da wird man sich indeß leicht zu helfen wissen, man wird auch das vierte hundertste Jahr kein Schaltjahr seyn, sondern nur aus 365 Tagen bestehen lassen. — Das vollkommenste Jahr hatte schon vor 700 Jahren ein Volk, bei dem man es nicht erwarten sollte, ein Stamm Türken in Asien: dort war nicht jedes 4te Jahr ein Schaltjahr; sondern ward 6 bis 7mal dem 4ten Jahre ein Tag eingeschaltet; so ward dann einmal dem 5ten Jahre erst ein Tag eingeschaltet; so stimmen ihre Tage immer ganz genau mit dem

Sonnenstande. Wann die Einschaltung im 5ten Jahre geschehen müsse, bestimmen die gelehrten Sternkundigen. Diesen vollkommeneren Kalender hatten auch die Franzosen 1793 angenommen; allein sie haben wohl gethan, daß sie ihn seit 1806 wieder aufgegeben. Denn die Jahrrechnung greift tief in das tägliche bürgerliche Leben ein; alle bürgerlichen Einrichtungen aber müssen den einfachsten Regeln folgen, und nicht abhängig seyn von wissenschaftlichen Untersuchungen und Beobachtungen, die hier ihrer Natur nach von verschiedenen Gelehrten angestellt zu verschiedenen Resultaten führen müssen, mithin die Zeitrechnung verwirren können. Dies ist aber ein Hauptgewinn der neueren Geschichte, daß der größte Theil von Europa einer und derselben Jahrrechnung folgt; und diese Uebereinstimmung hatte der republikanische Kalender der Franzosen (der vom 22. September 1792 bis zum 31. December 1805 bestanden hat) unangenehm und ohne weiteren Gewinn gestört: denn, wie gesagt, die Abweichungen des Sonnenstandes von den Tagen eines Jahres zum andern sind bei dem Gregorianischen Kalender unbedeutend. Es ist nur zu bedauern, daß der gregorianische Kalender noch nicht überall in Europa eingeführt ist. Anfangs nahmen ihn bloß die Katholiken an: die Protestanten weigerten sich, und blieben bei dem alten Irrthum, wiewohl sie einsahen, daß die Neuerung richtig sei; weil sie es für unwürdig hielten, von ihren Gegnern eine Wahrheit anzunehmen. In diesem verkehrten Sinne beharreten sie bis zum Jahre 1700; ja in Schweden nahm man den neuen Kalender erst 1753 an; und in Graubünden und Rußland hat man noch jetzt den alten julianischen. Hier sind sie daher jetzt 12 Tage hinter uns zurück: und als wir den Neujahrstag 1825 feierten; lebten die Russen noch im alten Jahre, und hatten noch nicht einmal Weihnachten: sie schrieben da erst den 20sten December 1824. — Die Türken in Konstantinopel, wie alle Muhamedaner, zählen Mondjahre von 354 Tagen, 8 Minuten, 48 Sekunden, doch so, daß im-

mer unter 30 Jahren eilf Schaltjahre von 355 Tagen sind; und fangen ihre Jahre an zu zählen von der Flucht Mahomeds aus Mekka nach Medina; vom 16ten Juli des Jahres 622 nach Christi Geburt.

Den	26. Jan. 1811	fiel	der	erste	Tag	ihres	1226	Jahres;
„	16. Jan. 1812	„	„	„	„	„	1227	„
„	4. Jan. 1813	„	„	„	„	„	1228	„
„	24. Dec. 1813	„	„	„	„	„	1229	„
„	14. Dec. 1814	„	„	„	„	„	1230	„
„	3. Dec. 1815	„	„	„	„	„	1231	„
„	21. Nov. 1816	„	„	„	„	„	1232	„
„	11. Nov. 1817	„	„	„	„	„	1233	„
„	31. Oct. 1818	„	„	„	„	„	1234	„
„	20. Oct. 1819	„	„	„	„	„	1235	„
„	9. Oct. 1820	„	„	„	„	„	1236	„
„	28. Sept. 1821	„	„	„	„	„	1237	„
„	18. Sept. 1822	„	„	„	„	„	1238	„
„	7. Sept. 1823	„	„	„	„	„	1239	„
„	26. Aug. 1824	„	„	„	„	„	1240	„
„	16. Aug. 1825	„	„	„	„	„	1241	„

Eine andere Entdeckung, die man gewöhnlich den Aegyptern zuschreibt, ist die Kunst, *den Inhalt eines Feldes auszumessen*, und man erzählt, daß die Aegypter auch hierauf durch die Ueberschwemmungen des Nil geführt seyn sollen. Ehe der Nil austrat, wurde gesäet. Nachdem das Nilwasser wieder abgelaufen war, wollte jeder die Aerndte seiner Saat haben. Waren auch Gränzsteine oder Pfähle gesteckt worden, die konnten leicht weggeschwemmt werden. Es blieb daher kein anderes Mittel, als daß jeder vor dem Austritt des Nil durch obrigkeitliche Personen förmlich sein Feld ausmessen ließ, so daß, wenn es nachher streitig wurde, er durch dieses aufgenommene Maaß sein Eigenthum rechtfertigen konnte. Um ein Feld auszumessen, muß man aber rechnen können, Meßstäbe haben, und die Einsicht, daß man den Inhalt eines viereckigten Stück Landes erfährt, wenn man die

Länge und Breite mißt, und diese beiden Maaße mit einander multiplicirt.

Eine Menge Sonderbarkeiten enthält endlich der ägyptische Götzendienst. So wie die großen Wunder der Natur, das Daseyn einer Welt, die weise verhältnißmäßige Anordnung aller Kräfte in derselben, so wie der Geist und das Herz, die in uns denken und empfinden, uns allen zurufen: Es ist ein allmächtiger, allweiser Schöpfer und Erhalter der Welt, ein Herr Himmels und der Erden, ein gütiger Vater der Welt und seiner Menschenkinder, Ein Gott, der unsichtbar in uns und um uns und über uns waltet! — so weckte schon in den ersten geschaffenen Menschen der Schrecken des Donners, des Sturms die Vorstellung einer unendlichen Macht, die unsichtbar irgendwo da sey; es führte die Freude des Sonnenscheins, der Genuß wohlschmeckender Früchte, das Wohlgefühl wiedergeschenkter Gesundheit nach schmerzhafter Krankheit auf ein unsichtbares Wesen oben im Himmel, das diese Sonnen scheinen, diese Früchte reifen ließ, das von dem Schmerz erlösete. So verehrten die Menschen der Vorzeit nicht Einen Gott, wie wir; sondern sie hatten viele Götter: einen Gott des Donners, einen Gott des Windes, der Sonne, des Gedeihens der Früchte, der Heilung von Krankheiten: kurz Alles, was ihnen furchtbar oder wohlthätig wurde, dem dachten sie sich ein unsichtbares Wesen mit übermenschlicher Kraft vorgesetzt, und verehrten diese Wesen, die sie in menschlicher Gestalt und mit menschlichen Leidenschaften sich in Stein, Farben und Worten vorbildeten, als Götter, durch Gebete und Opfer. — So finden wir es fast bei allen Völkern des Alterthums. Die Aegypter hatten ebenfalls solche Götter, die sie in menschlichen Gestalten, aus Marmor oder anderem Stein gebildet, anbeteten. Aber außerdem hatten sie auch eine Menge von Thieren, denen sie göttliche Verehrung erwiesen, solchen besonders, die ihnen äußerst nützlich oder außerordentlich schädlich wurden. — So habe

ich schon vorher den storchartigen Vogel, Ibis, genannt, welchen sie göttlich verehrten, weil er die aus dem Nilschlamm erzeugten Schlangen fraß. — Aus einem entgegengesetzten Grunde verehrten sie den Krokodil. Dies Thier sieht aus wie eine Eidechse, nur daß es viel länger ist; es wird über 20 Fuß lang. Seine schuppigte Haut ist so hart, daß kein Flintenschuß sie durchdringt; es hat ganz kurze Füße, und einen sehr langen Schwanz, womit es kleine Schiffe umwerfen und Menschen tödten kann. Es lebt im Wasser und auf dem Lande, läuft sehr schnell, und schießt wie ein Pfeil auf seinen Raub los: da es sich aber nur mit Mühe umwenden kann, so entgeht man ihm leicht durch einen Seitensprung. Seine Stimme ist brüllend, doch hört man sie meist nur bei Nacht. Wahrscheinlich hat diese Furchtbarkeit des Thieres es veranlaßt, daß man ihm göttliche Verehrung widmete. — Es wurden zu dem Ende kleine Krokodile gefangen und zahm gemacht, in geweiheten Behältnissen verwahrt, mit goldenen Bändern ausgeschmückt, und auf öffentliche Kosten von den Priestern mit den leckersten Speisen gefüttert, mit den kostbarsten Oelen gesalbt, und mit den wohlriechendsten Spezereien umräuchert. Starb ein Krokodil, so wurde er einbalsamirt und in den Begräbnissen der Könige beigesetzt. An diese Thiere richtete man wie an Götter seine Gebete, that ihnen Gelübde; und wer sie fütterte und pflegte, war im Volke hoch geehrt. Doch wie sie den furchtbaren Krokodil vergötterten, so verehrten sie auch den Feind der Krokodile, den Ichneumon, auch Pharaons-Ratze genannt, der die Krokodil-Eier im Sande aufsucht und verzehrt, und überhaupt viel schädliches Ungeziefer vertilgt. — Ausgezeichnet verehrten sie die Katzen: diese wurden mit der äußersten Sorgfalt gefüttert, mit Brod und Milch, mit Fischen und Fleisch; alles ward ihnen in goldnen und silbernen Gefäßen vorgesetzt; sie lagen auf den reichsten Decken und Polstern. Starb eine Katze in einem Hause, so beschoren sich alle Hausgenossen die Au-

genbraunen; die todten Körper der heiligen Thiere wurden balsamirt, in köstliche Leinwand gewickelt, und in heiligen Särgen beigesetzt. Wer eine Katze absichtlich oder aus Versehen tödtete, mußte sterben. Ein römischer Soldat, der dieses Gesetz nicht kannte, hatte zufälliger Weise in Aegypten eine Katze umgebracht: sogleich versammelte sich das Volk um das Haus, worin er war, und weder die Bitten der Priester noch die Furcht vor den Römern konnten es bewegen, dem Menschen das Leben zu schenken. — Das verehrteste Thier aber war ein Ochse, im Aegyptischen Apis genannt. Er mußte am ganzen Leibe schwarz seyn, und vor der Stirn einen weißen viereckigten Fleck haben. Er ward, wie die übrigen Thiere, auf das sorgfältigste gepflegt: starb er, so legte ganz Aegypten eine allgemeine Trauer an, und sein Leichenbegängniß ward mit einer unglaublich verschwenderischen Pracht gefeiert. Diese Trauer währte, bis ein neuer Apis gefunden war: dann feierte ganz Aegypten den neuen gefundenen Gott mit Festen und Freudensbezeugungen. — Freilich ist diese Verehrung der Thiere nicht vernünftig und des Menschen unwürdig: allein die Uebertreibung auf der einen Seite erinnere uns dagegen andererseits, auch nicht grausam gegen die Thiere zu seyn, und besonders Thiere, die uns nützlich werden, die wir bei unseren Arbeiten gebrauchen, zu schonen und zu pflegen.

Von dem, was in Aegypten in den ältesten Zeiten vorgefallen ist, wissen wir wenig: denn Fremde durften nicht in das Land kommen, und die Priester, welche die vorgefallenen Begebenheiten aufzeichneten, schrieben in Hieroglyphen, welche von den anderen Völkern nicht gelesen werden konnten. Erst von der Zeit an, seit fremde Völker nach Aegypten kamen, und die Aegypter mit der übrigen Welt bekannter wurden, wissen wir einige Begebenheiten. Eine der frühesten davon ist folgende:

Nach langen Unordnungen in Aegypten vereinigten sich um das Jahr 700 vor Christi Geburt zwölf Fürsten, welche das ganze Land in zwölf Theile unter sich theilten,

und um Frieden und Eintracht zu erhalten, sich durch Wechselheirathen verbanden. Ihre Regierung zu verewigen, beschlossen sie ein Gebäude aufzuführen, welches die ungeheuern Bauwerke ihrer Vorfahren noch an Größe und Pracht übertreffen sollte. Sie baueten daher zwölf große Paläste an einander, 6 gegen Norden, 6 gegen Süden; darin waren 3000 Gemächer, 1500 über der Erde, und 1500 unter der Erde. Nur in die oberen führte man Fremde, und diese sollen aufs kostbarste mit edlen Steinen und künstlichem Bildwerk geziert gewesen seyn. In den unteren, erzählten die Priester, standen die Leichname der zwölf Könige, und die Särge der heiligen Krokodile. Jetzt liegt dies ungeheure Gebäude in Trümmern. Man nannte es das Labyrinth, wie man jedes Gebäude nennt, welches viele Kammern und Stuben durch einander enthält, so daß man sich leicht darin verirren und nicht wieder herausfinden kann. Im Alterthum war nächst dem ägyptischen das berühmteste Labyrinth auf Kreta, der großen Insel im mittelländischen Meere unterhalb der Türkei; sie heißt jetzt Kandia: in diesem war, wie die Fabel erzählt, ein Ungeheuer, halb Mensch, halb Stier, eingesperrt, das diejenigen verschlang, die sich nicht wieder herausfinden konnten. Jetzt nennt man auch andere Dinge, aus denen man sich nicht herausfinden kann, z. B. eine Menge verwirrter Gedanken, ein Labyrinth.

Gleich im Anfange ihrer Regierung wurde den zwölf Königen geweissaget — und Weissagungen vertraute man damals sehr zuversichtlich, weil man sie für göttlich hielt: — daß derjenige unter ihnen, welcher einst in einem ehernen Becher einem ihrer Götter opfern würde, die Alleinherrschaft erlangen sollte. Einst, als die zwölf Könige an einem Festtage in einem Tempel beisammen waren, und zum Beschlusse des Festes ein Trankopfer sprengen wollten, brachte ihnen der Oberpriester goldene Schaalen, doch aus Versehen nur eilf: Psammitich, welcher als der letzte stand, bekam keine. Da ihm indeß der andere Priester,

wel-

welcher das Eingießen des Weines besorgte, schon nahe gekommen war, griff Psammitich in der Eile nach seinem ehernen Helm, und hielt den hin. Er dachte dabei nichts Arges; aber die anderen Könige wurden sogleich bestürzt; denn ihnen fiel die Weissagung des Gottes ein, und sie verbanneten daher ihren Mitherrscher in die morastigen Gegenden des nördlichen Aegyptens. Mißmuthig fragte der Verstoßene weissagende Priester um Rath, und erhielt die Antwort: die Rache wird kommen, wenn eherne Männer aus dem Meere heraufsteigen. Psammitich ging ungetröstet hinweg. Doch nicht lange nachher kamen die ihm treu gebliebenen Diener und erzählten: Herr, am Ufer sind Männer gelandet, ganz mit Erz bedeckt, vom Kopf bis zu den Füßen. Es waren Schaaren griechischer Seeräuber, die alles in Schrecken setzten, weil man bis dahin in Aegypten noch nie einen ganz geharnischten Mann gesehen hatte. Psammitich zog die Leute durch Versprechungen an sich, vertrieb mit ihrer Hülfe die eilf andern Könige, und ward Alleinherrscher über ganz Aegypten. — Ist in dieser Erzählung wohl alles so ganz wahr? — Seit dieser Zeit kamen häufiger Griechen nach Aegypten. Psammitich und seine Nachfolger begünstigten sie, gaben ihnen Plätze, wo sie sich anbauen konnten, und ließen die Kinder durch Griechen unterrichten. Aegypten bekam jetzt Handel, und ägyptische Schiffe fuhren auf dem mittelländischen Meere und auf dem arabischen Busen.

12.

Abraham. Joseph. Moses.

Aus einer Ueberschwemmung, die einen großen Theil Asiens traf, rettete sich ein frommer und weiser Mann, Noah, mit seiner Familie, in einem schon ziemlich künstlich gezimmerten Fahrzeuge. Unter seinen nächsten Nachkommen ist am berühmtesten Abraham, der von den Juden noch jetzt als Stammvater ihres Volkes geehrt wird.

um 2000 vor Christi Geburt

Er lebte als Nomade mit seinen Heerden und seinen Knechten zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris. Beide werden in der Bibel oft genannt, und gehören zu den größten Flüssen Asiens: besonders der Euphrat. Er entspringt oben nicht weit vom schwarzen Meere in den armenischen Gebirgen. Berge in Norden zwingen ihn, seinen Lauf nach Süden zu nehmen, und der Abhang des Landes führt ihn nach Südwesten, als ob er sich gerade ins mittelländische Meer ergießen wollte. Nachdem er sich aber ihm schon ziemlich genähert hat, treten abermals Berge seinem Laufe in den Weg, und er muß seinen Strom nach dem niedrigen Lande gegen Südosten umbeugen, wo er sich dann in den persischen Meerbusen ergießt. Oestlich von ihm fließt beinah von gleicher Höhe herunter aber gerade nach Süden der reißende Strom, Tigris. Beide, doch vorzüglich der Euphrat, haben die Merkwürdigkeit, daß sie wie der Nil jährlich das Land überschwemmen: und damit dem ganzen Lande zwischen den beiden Flüssen (es heißt Mesopotamien) diese Wohlthat zu Theil werde, hat man hier wie in Aegypten Kanäle gezogen, die aus dem Euphrat in den Tigris führen. Dieser aber hat ein niedrigeres Bett, und dadurch hat der Euphrat nach und nach so an Wasser verloren, daß er jetzt nicht mehr in den persischen Busen, sondern bereits 15 Meilen oberhalb desselben in den Tigris einfließt, und mit diesem zu einem Flusse vereinigt (Schat ül Arab) ausströmt. — Zu Abrahams Zeiten muß Mesopotamien entweder nicht vorzüglich fruchtbar oder sehr bevölkert gewesen seyn: denn er verließ dies Land und ging mit seinen Heerden und Knechten über den Euphrat nach dem fruchtbareren Kanaan oder Palästina; a) und als auch dort ein Getreidemangel entstand,

a) Die Kanaaniter nannten ihn daher den Von jenseit d. i. den Fremden, Hebri; woher alle seine Nachkommen Hebräer genannt wurden. Von seinem Enkel heißen sie auch Israeliten; und weil unter des

zog er weiter nach dem schon damals durch seine Fruchtbarkeit berühmten Aegypten. Er kam bereichert aus Aegypten nach Kanaan zurück, so daß das Land, wo er bisher mit seinem Brudersohne Lot zusammen die Heerden geweidet hatte, es nicht mehr ertragen konnte, daß sie bei einander wohnten. Darum sprach er zu Lot: Lieber, laß nicht Zank seyn zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten, denn wir sind Verwandte. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber scheide dich von mir. Willt du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willt du zur Rechten, so will ich zur Linken. 1. B. Mos. 13, 8. 9. Und Lot wählte den fruchtbaren Boden des Thales Siddim, wo die Städte Sodom und Gomorra lagen; Abraham aber zog nach einer andern Gegend. — Doch dem Lot hätte die fruchtbare Gegend fast sein Verderben gebracht. Der Boden war sehr fett, harzig und voll von Bergöl-Quellen: solch ein Boden entzündet sich leicht. So ward auch das Thal um Sodom und Gomorra wahrscheinlich durch einen Blitz entzündet, oder wie es in der Bibel ausgedrückt wird: Gott ließ Feuer vom Himmel regnen; das ganze Thal stürzte ein, und es trat an dessen Stelle ein See, das todte Meer, auch der Salzsee genannt, aus welchem nachher noch Erdpech quoll. Lot wurde von dem Verderben, das diese Gegend traf, gerettet.

In der Familie Abrahams war nicht, wie unter den übrigen Völkern des Alterthums, die Sitte, mehrere Götter zu verehren; sondern die Abrahamiten glaubten, daß Ein Gott sey, unter dessen Schutz ihre Familie ganz insbesondere stehe. Sie nannten diesen Gott Jehovah, und sein Name ward für so heilig gehalten, daß ihn kein Jude aussprechen durfte, ohne eine Sünde zu begehen;

sen 12 Söhnen der Stamm des Juda der mächtigste wurde, weil von diesem David, Salomo und eine lange Reihe von Königen abstammte, nannten sie sich späterhin auch Juden.

nur dem Hohenpriester war es erlaubt, diesen geweiheten Namen zu nennen. Diesem Schutzgott war auch Abraham mit unbegrenztem Vertrauen ergeben; in dem Glauben, daß Jehovah seinen Sohn Isaak zum Opfer verlangte, war er bereit, selbst diesen seinen Liebling am Altare zu tödten. Aber Gott verhinderte diese That: denn er, der Heilige, verlangt keine Opfer, sondern ein reines Herz und einen frommen Lebenswandel.

Isaak war herumziehender Hirte wie sein Vater; doch wird 1. Mos. 26, 12. erzählt, daß er auch schon einen Acker besäet und reiche Aerndten erhalten habe. — Er hatte zwei Söhne, Esau oder Edom, und Jacob oder Israel, die beide als Stammväter eigener Völkerstämme genannt werden. a)

Israel hatte zwölf Söhne: die Erwachseneren hüteten die väterlichen Heerden; die beiden jüngsten aber, Joseph und Benjamin, behielt der alte Vater als seine Lieblinge gern bei sich zu Hause, und zeichnete sie auf mancherlei Weise vor ihren Brüdern aus: z. B. ließ er dem Joseph einen bunten Rock machen. Ihr wißt es vielleicht schon, wie leicht der Neid erwacht; und könnet hier aus dem Beispiele der Brüder Josephs lernen, wie weit diese häßliche Leidenschaft das menschliche Herz führen könne, und wie sehr man sich also zu hüten habe, daß sie im Menschen nicht Raum gewinne. — Freilich scheint sich auch Joseph wie ein verzogenes Söhnlein betragen zu haben: er ließ es sich oft merken, daß er wohl noch unter allen seinen Brüdern der vornehmste werden mögte, daß sie sich

a) Abraham, Isaak und Jakob werden von den Juden als die Urväter, Erzväter, oder mit griechischem Worte als die Patriarchen ihres Geschlechtes verehrt; und weil sie noch als wahre Naturkinder höchst einfach und kunstlos lebten, so nennt man auch jetzt noch eine ähnliche einfache und ungekünstelte Lebensart eine patriarchalische.

alle vor ihm beugen würden; und ließ sich auch gern zum Aufpasser seiner Brüder gebrauchen. Als diese daher ihm einmal allein kommen sahen; reizten Unwille und Neid sie zu dem Gedanken, ihn zu tödten: nur sein ältester Bruder Ruben rettete ihm das Leben und rieth, ihn in eine Regengrube zu werfen. Man kannte nehmlich in jenen frühen Zeiten noch nicht die Kunst Brunnen zu graben; drum machte man Gruben, das Regenwasser darin zu sammeln und brauchte in den Gegenden, wo es an Quellen, Seen und Flüssen mit trinkbarem Wasser mangelte, dies Wasser zum Trinken für Heerden und Menschen. Man nennt solche Regengruben auch Zisternen. Hatte es aber eine Zeitlang nicht geregnet, so standen sie wohl trocken; und so scheinen sie damals gewesen zu seyn, als die Brüder den Joseph in eine solche Zisterne werfen wollten. Doch kam es nicht dazu; sondern da gerade eine Karawane, das heißt eine Gesellschaft reisender Handelsleute, vorüberzog, verkauften sie ihn dieser als Sklaven, und diese verkaufte ihn wieder in Aegypten an einen der vornehmsten Hofbedienten, Potiphar. Hier mußte der israelitische Hirtenknabe in einem Lande, wo Ackerbau herrschte, wo man in steinernen Häusern wohnte, in Seide sich kleidete, von goldenem und silbernem Geschirre aß, wo ein König mit vielen Bedienten ein großes Land regierte, viel Neues sehen und hören. Doch sollte er auch hier noch erst neues Unglück erfahren, um in seiner Frömmigkeit geprüft zu werden. Die Frau seines Herrn wollte ihn zu bösen Handlungen verführen; und da er ihr nicht gehorchte, wandelte sich ihre Liebe zu ihm in Haß: sie brachte mehrere erdichtete Gottlosigkeiten, die Joseph gethan haben sollte, bei Potiphar an, so daß dieser ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier fand Joseph den Bäcker und den Mundschenken des Königs. Beide von Furcht vor der ihnen drohenden Strafe geängstiget, hatten in einer Nacht böse Träume; Joseph deutete sie ihnen, und seine Deutung traf ein: der Bäcker wurde gehangen und der Mundschenke begnadigt. — Ei-

nige Zeit nachher hatte der damalige Pharao von Aegypten jenen bekannten Traum von den sieben magern Kühen und den sieben fetten Kühen, von den sieben versengten und den sieben vollen Aehren, 1. Mos. 41, 1 ff. Der König von Aegypten hielt sich einige Traumdeuter unter seinen Priestern. Doch dießmal wußte keiner den sonderbaren Traum zu deuten. Da fiel dem Mundschenken ein, wie richtig der im Gefängniß sitzende Joseph ihm und dem Bäcker ihre Träume gedeutet hatte: er erzählte dies dem Könige; Joseph ward sogleich geholt, und deutete die sieben fetten Kühe durch sieben fruchtbare Jahre, welche von den sieben magern Kühen, sieben unfruchtbaren Jahren, würden aufgezehrt werden: zugleich fügte er den nützlichen Rath bei, daß man also in den sieben fruchtbaren Jahren Getreide aufkaufen müßte, um in den sieben unfruchtbaren Jahren nicht Mangel zu leiden. Dem Pharao gefiel des Joseph Deutung und Rath so wohl, daß er ihn für dies Geschäft anstellte, Vorrath von Korn zusammenzukaufen, und ihn als den Zweiten im Reich, gleich nach dem Könige, zu ehren befahl.

Der vorhergesagte Kornmangel traf ein, und auch Israel mit seinen Söhnen litt daran. Da sie hörten, daß in Aegypten Vorrath an Getreide wäre, zogen die Söhne hinab, dort Getreide zu kaufen: nur der jüngste Bruder Benjamin blieb bei dem Vater zurück. Joseph erkannte seine Brüder; und wiewohl er kein böser Mensch war, wiewohl er ein gefühlvolles Herz hatte, hielt er es dennoch nach den roheren Sitten der damaligen Zeit nicht für unerlaubt, sich durch einige Neckereien an seinen Brüdern zu rächen. Auch findet der alte hebräische Erzähler dieser Begebenheiten darin nichts Tadelnswürdiges. Erst läßt Joseph seine Brüder ins Gefängniß werfen, als ob sie feindliche Kundschafter wären. Darauf läßt er neune los, und behält den zehnten als Geissel zurück, ihm ihren jüngsten Bruder Benjamin zu bringen, zum Zeichen, daß ihre Rede wahr sey. Sie ziehen zurück nach Kanaan, erzäh-

len ihrem Vater, und als im nächsten Jahre der Kornmangel sie abermals drückte, trennte sich Israel mit tiefbetrübtem Herzen auch von seinem zweiten Lieblinge, Benjamin, und sie kamen abermals zu Joseph. Er fragte sie freundlicher: ist das euer jüngster Bruder, da ihr mir von sagtet? Und sie antworteten ihm: er ist es. Da ward das Herz Josephs bewegt, er eilte hinweg, und ging in seine Kammer, und weinete daselbst. Und da er sein Angesicht gewaschen hatte, ging er wieder heraus, und ließ ihnen eine Mahlzeit bereiten. Und man trug ihm, dem Herrn des Hauses, besonders auf, und den Aegyptern seines Hauses auch besonders, und den Israeliten auch besonders; denn es schien den Aegyptern ein Gräuel, das Brod zu essen mit Fremden, besonders mit den so tief verachteten Viehhirten. 1. B. Mos. 43, 29 — 32. Und Joseph befahl, jedem, wie auch das erstemal geschehen war, sein Geld wieder in seinen Kornsack zu legen, und in den Sack des Benjamin seinen silbernen Becher. Kaum waren sie fort, so ließ er ihnen nachsetzen, und sie als Diebe anhalten. Sie rechtfertigten sich und schwuren: bei wem der Becher gefunden wird, der sey des Todes; dazu wollen wir übrigen des Herrn Knechte seyn. Die Säcke wurden geöffnet, und zum Schrecken der Brüder fand sich der Becher in Benjamins Sack. Da zerrissen sie ihre Kleider (das Zeichen der größten Traurigkeit bei den alten Juden), luden ein jeglicher ihre Säcke wieder auf die Esel, und zogen zur Stadt zurück. Sie kamen vor Joseph, und erzählten ihm, wie ihr Vater den Benjamin liebe; wie er sterben würde, wenn er jetzt auch diesen zweiten Sohn verlöre; und wie die Schuld seines Todes auf ihre Häupter fallen müßte. Ach, wie könnten wir hinaufziehen zu unserm Vater, wenn der Knabe nicht mit uns ist? Wir könnten den Jammer nicht sehen, der unsers Vaters graues Haar in die Grube brächte! — Da konnte sich Joseph nicht länger halten, er weinete laut und sprach: Ich bin Joseph, euer Bruder; also lebet mein Vater noch? — Und

die Brüder erschracken. Doch Joseph beruhigte sie: Sorget nicht, als ob ich euch zürnete, daß ihr mich hieher verkauftet; Gott hat mich vor euch her gesendet in dies Land, um euch und vielem Volke durch mich das Leben zu erretten: ihr gedachtet es böse mit mir zu machen; aber Gott gedachte es gut zu machen. Gehet hin und bringet mir meinen Vater, daß er und ihr alle hier in diesem Lande wohnet. Und sie zogen hinauf und holeten ihren Vater, und
1800 vor Chr. Geb. wohneten in dem zwar sumpfigen, aber weidereichen fruchtbaren Lande Gosen, an der nordöstlichen Gränze Aegyptens, nahe an der obersten nördlichsten Spitze des rothen Meeres.

Doch Josephs Verdienste wurden nach seinem Tode bald vergessen; die Israeliten waren als ein abgesondertes Hirtenvolk nie geliebt worden, und ihre starke Vermehrung machte sie den Aegyptern furchtbar. Man wollte sie daher zwingen ihre nomadische Lebensweise aufzugeben und sich veste Städte zu erbauen: man zwang sie Sklavendienste zu thun, und befahl endlich, alle israelitischen Kinder männlichen Geschlechts gleich nach der Geburt zu tödten. Dies empörte die Gemüther des ganzen Volkes, und es fehlte nur an einem Führer, der sich an die Spitze stellte, und die Kraft vereinigte. — Eine Israelitinn gebar einen Sohn, und um ihn nicht selbst zu tödten, setzte sie ihn in einer wasserdichten Kiste im Schilfrohr am Ufer des Nils aus. Hier fand ihn die Tochter des Pharao: sie erbarmte sich des Knaben, ließ ihn erziehen und in den Kenntnissen der Aegypter unterrichten, und nannte ihn Moses (d. h. der aus dem Wasser Gezogene). Als Moses erwachsen war, sah er einst, wie seine Brüder, die Israeliten, von einem Aegypter gemißhandelt wurden, und im Zorn erschlug er den Aegypter. Er floh aus Furcht in die arabische Wüste und zog am rothen Meere eine Zeit lang als Nomade umher, stets in Gedanken an das unglückliche Schicksal seines Volkes. Endlich kehrte er begeistert zu seinem Volke zurück; staunend hören sie seine Reden, und werden be-

geistert wie er. Vor Pharao und dessen Dienern that er künstliche wundervolle Thaten: man staunte, ließ aber die Israeliten nicht ziehen, die man jetzt so brauchbar als Sklaven gefunden hatte. Endlich giebt Moses den Israeliten Befehl, sich in einer Nacht zur Abreise fertig zu halten: denn alle Erstgeburt in ganz Aegypten werde sterben, und
die Aegypter würden sie mit Gewalt zum Lande hinaustrei- 1500
ben. Es geschah, wie er gesagt hatte. Moses führte vor Chr. Geb.
sein Volk durch die ihm bekannte Wüste an das nördliche Ufer des rothen Meeres, und ging, da, wie man es erklärt, gerade Ebbe war, trockenes Fusses hindurch. Indeß war es den Aegyptern wieder leid geworden, daß sie die Israeliten hatten ziehen lassen: Pharao setzte ihnen nach mit Wagen und Reitern, und kam eben am diesseitigen Ufer des rothen Meeres an, als er die Israeliten jenseit sah. Er eilte ihnen nach, in das noch trockne Bette des Meeres hinein, als auf einmal die Flut wiederkehrte, und das hoch angeschwollene Wasser den Pharao mit allen seinen Reitern und Fußgängern, mit Wagen und Pferden ertränkte. Moses führte sein Volk nun weiter, doch nicht auf dem nächsten Wege nach Kanaan; denn dann hätte er sie da längst der Meerküste hinführen müssen; dort aber wohnten die kriegerischen streitbaren Philister, und die Söhne Israels waren durch den harten Druck in Aegypten sklavisch, furchtsam und feige geworden; und dabei zugleich äußerst eigensinnig und hartnäckig, so daß Moses manchen schweren Kampf mit ihnen hatte. Moses führte sie östlich herum, so daß sie von Osten her an den Jordan kamen.

Bis jetzt waren die Israeliten ein nomadisch umherziehendes Hirtenvolk: so zogen sie auch noch durch die Wüste, wo sie einen bequemen Weideplatz fanden, da blieben sie eine Zeitlang, und brachten daher auf diesem nicht gar langen Wege an 40 Jahre zu. Moses wollte diesen rohen Haufen ordnen, und in Aegypten hatte er Manches gesehen und gelernt, was er dabei nutzen konnte. Jeho-

Digitized by Google

vah, der Schutzgott ihrer Familie, sollte ihr unsichtbares Oberhaupt seyn; seine Ansprüche sollten ihre Gesetze werden; wer dieselben beobachtete, dem sollte es wohl gehen und er lange leben im Lande Kanaan, was die Juden damals für die höchste Glückseligkeit achteten; wer aber diese Gesetze überträte, an dem wollte der Zorn Gottes furchtbare Rache üben, und der Völker Missethat sollte an den Kindern bis ins zehnte Glied gestraft werden. Die Diener Jehovah's, die Priester (Leviten), sollten die göttlichen Befehle kund thun, und auch als Richter des Volks über ihre Vollziehung wachen. So gab Jehovah selbst, wie die Israeliten glaubten, ihnen einst während eines furchtbaren Gewitters die ersten und ältesten Gesetze, die wir noch übrig haben, die zehn Gebote. Als Hauptpflicht legt Moses ihnen dann besonders auf, ihre herumziehende nomadische Lebensart aufzugeben, und im Lande Kanaan den Acker zu bauen; doch sich von allen übrigen Völkern der Erde abzusondern. Demjenigen, der dies nicht beobachtete, waren harte Strafen gedroht. Zur Aufbewahrung der Gesetze bauete Moses ein Zelt, oder eine bewegliche Hütte, worin die Lade mit den Gesetztafeln (Bundeslade) stand. Zugleich war in diesem Zelte hinter einem Vorhange das Allerheiligste, wo nur der Hohepriester hineintreten durfte: denn hier, so hieß es, thront unsichtbar Jehovah, und ertheilt seine Aussprüche den obersten Priestern. Ein anderer Israelit durfte diesem Allerheiligsten nicht nahen: wer es dennoch that, der mußte sterben. Ungeachtet dieser und viel anderer sehr strengen Gesetze, die zum Theil auch noch von den heutigen Juden beobachtet werden, z. B. kein Schweinefleisch, am Sabbath kein gesäuertes Brod zu essen, die Gemeinschaft mit andern Völkern zu meiden, dauerten die Empörungen in dem unruhigen Volke doch immer fort: Moses war mehr als einmal in Gefahr ermordet zu werden; und nur die grausamsten Strafen, wo oft mehrere hundert auf einmal hingerichtet wurden, konnten das wilde Volk zähmen.

Moses erlebte es nicht, daß sie in das ihnen verheißene oder gelobte Land Kanaan kamen. Als sie endlich nach Moses Tode unter Josua einen großen Theil desselben erobert, die dortigen Einwohner vertrieben oder ermordet hatten; wurde das Land unter die zwölf Stämme der Israeliten vertheilt. Der dreizehnte Stamm, die Leviten, bekam keinen besondern Distrikt Landes, sondern wurde als der heilige Stamm der Priester durch alle zwölf Stämme vertheilt; sie treiben keinen Ackerbau, sondern bekamen den zehnten Theil des Ertrags aller Ackerfelder der übrigen Israeliten, und behielten auch das Fleisch der geopferten Thiere für sich. — Doch wurden nicht alle zwölf Stämme Ackerbauer; sondern gegen den Befehl Moses, blieben drittehalb Stämme auf der Ostseite des Jordan, wo fruchtbares Wiesenland war, und setzten dort ihr nomadisches Hirtenleben fort.

Anm. Bei diesem und dem folgenden Abschnitt müssen die vom Lehrer auszuwählenden Kapitel der Bibel vorgelesen werden, wo diese Begebenheiten zum Theil umständlicher erzählt sind.

13.

Simson. Saul. David. Salomon.

Doch hatten die Israeliten noch lange mit den alten Einwohnern des Landes Kanaan zu kämpfen, besonders mit den kriegerischen und tapfern Philistern an der südlichen Meergränze gegen Aegypten hin; und da sie oft von diesen Völkern besiegt und zu Abgaben gezwungen wurden, ließen sie sich dadurch mehrmalen verleiten, ihrem Schutzgotte Jehovah ungetreu zu werden, die Götzen der Nachbaren, als mächtigere und hülfreiche Götter, anzubeten, und sich gegen die mosaischen Gesetze zu empören. Dies veranlaßte, daß zuweilen einzelne Helden unter ihnen auf-

traten, welche den Götzendienst abschafften, die Kraft des Volkes auf einige Zeit wieder vereinigten, die fremde Obergewalt zurücktrieben, und dann auch im Frieden auf Recht und Gesetz unter dem Volke hielten. In der Bibel werden sie Richter genannt. Oder es erhoben sich weise gottesfürchtige Männer, Propheten, welche den Ungehorsam des Volks in öffentlichen Reden tadelten, ihnen die Strafen des Jehovahs drohten, wenn sie in ihrer Widersetzlichkeit beharrten, eine glückliche Zukunft aber ihnen verhießen, wenn sie umkehrten zur Verehrung ihres Gottes, und fromm und gut lebten.

1150 vor Christo. Einer der bekanntesten unter den Richtern ist Simson, der durch die Riesenstärke seines Körpers unter uns zum Sprüchwort geworden ist. Er soll einen jungen Löwen zerrissen, 30 Philister allein getödtet, mit einem Eselskinnbacken an 1000 Mann in die Flucht getrieben, die Thore einer Stadt auf einen Berg getragen, und endlich schon blind ein ganzes Haus, dessen plattes Dach voll von Philistern war, durch Umstürzung der stützenden Säulen eingerissen haben. Wie viel die Volkssage zu diesen Erzählungen hinzugesetzt haben mag, vermögen wir jetzt nicht mehr zu unterscheiden. Denn alle diese Erzählungen gingen erst lange im Munde des Volkes um, ehe sie so aufgeschrieben wurden, wie wir sie jetzt noch lesen. Wenigstens mag Simson den Philistern manche empfindliche Niederlage beigebracht haben.

Nach seiner Zeit ward Judäa aufs neue wieder von Feinden heimgesucht: die Israeliten wurden überall geschlagen, und selbst ihr Allerheiligstes, die Bundeslade, wurde von den Philistern als Beute weggeführt. Da trat Samuel auf,
1120. belebte wieder den Muth der verzagten Israeliten: die Angriffe der Philister wurden glücklich abgewehrt, und so lange Samuel mit Kraft im Lande richtete, wagten die Philister keinen neuen Versuch gegen Israel. Er verbreitete die fromme Verehrung Jehovah's wieder allgemein, dichtete Tempelgesänge, und unterrichtete junge Israeliten,

diese Lieder im Chor beim öffentlichen Gottesdienste und bei anderen festlichen Gelegenheiten zu singen. So beschützte, veredelte und erheiterte Samuel sein Volk.

Doch ruhete des Vaters Geist nicht auf den Söhnen. Als Samuel alt wurde, übertrug er ihnen das Richteramt. Bald machten sie sich durch Habsucht so verhaßt, daß, als zugleich auswärtige Völker dem Lande mit Krieg droheten, die Israeliten ihren greisen Ober-Richter und Propheten baten, ihnen einen sichtbaren König zu geben, der sie in den Krieg führte und im Frieden sie richtete, wie die Völker umher hatten: denn diese wären wahrscheinlich dadurch gegen sie so siegreich, weil Einer sie anführe. Samuel, der diese Abweichung von den alten mosaischen Gesetzen nicht wünschte, nach welchen Jehovah der unsichtbare Gott und König der Juden seyn sollte, mußte endlich nachgeben. Er wählte den Saul zum Könige, einen Hirtenknaben aus dem kleinsten Geschlechte des geringsten Stammes in Israel, des Stammes Benjamin, damit er stets seiner Niedrigkeit eingedenk nie in Wahrheit König wäre, sondern damit nach Moses Gesetz eigentlich doch der Hohepriester im Namen des Jehovah für ihn regierte. Saul, ein schöner wohlgewachsener Jüngling, gewann bald durch eine Menge von Heldenthaten und durch muthige Abwehr der Feinde das ganze Volk, so daß es ihn freudig als König anerkannte. Nur mit Samuel gerieth er in Streit: dieser wollte als Prophet, a) im Namen des Jeho-

um 1100 vor Christo.

a) Hoherpriester konnte Samuel nicht seyn, denn er war nicht vom Geschlecht Aarons, dessen Nachkommen einzig zu dieser Würde gelangen konnten; er war nicht einmal Priester, nicht vom Stamme Levi, allein sein prophetischer Geist, indem Gott durch ihn zu sprechen schien, gab ihm, der bloß Richter war, auch das Ansehen eines Hohenpriesters, so daß er die Opfer segnete, und für das Volk zum Jehovah betete. 1. Sam. 1, 1; 8, 20 ff. 7, 15 ff. 9, 12 ff.

vah, nach wie vor befehlen; Saul aber wollte König seyn, und ihm nicht gehorchen. Samuel sprach daher über ihn den Fluch aus: das Königthum soll bei deinem Geschlechte nicht bleiben! und salbte heimlich den David vom mächtigen Stamme Juda zum künftigen Könige. — Diese Behandlung machte den Saul mißtrauisch und schwermüthig, und seine folgenden Handlungen des Hasses und der Wuth verdienten eher Mitleiden und oft Entschuldigung, als strengen Tadel und Scheltworte. — David erlegte den gewaltigen Philister Goliath mit einem geschickten Schlenderwurf; und das Volk sang in einem Siegsliede: Saul hat tausend geschlagen; aber David, der größere Held, hat zehntausend geschlagen! Dadurch ward das Mißtrauen Sauls lebhafter aufgeregt: er sah die allgemeine Liebe des Volkes zu David, er hörte vielleicht von der heimlichen Salbung durch Samuel, und David ward von jetzt an der gefürchtete Hauptgegenstand seines Hasses. Vergebens suchte David durch sein schönes Harfenspiel den Trübsinn des Königes zu erheitern und sein Mißtrauen zu besiegen: in Anfällen von Wahnsinn, oder wie es in der Bibel heißt, wenn ein böser Geist über ihn kam, warf Saul selbst mit seiner Lanze nach David, und mehreremal stellte er ihn an die Spitze der Heere, daß er dort seinen Tod finden mögte. Da aber David, durch Gottes weise Güte beschützt, allen Gefahren glücklich entging, beschloß Saul ihn zu tödten, es sey auf welche Art es wolle. David indeß hatte einen treuen Freund an dem Sohne Sauls, Jonathan. Dieser entdeckte ihm das Vorhaben des Vaters, rieth ihm, sich eine Zeitlang verborgen zu halten, und suchte den Saul wieder mit David zu versöhnen. Dies gelang, doch nur auf kurze Zeit. Ein neuer glücklicher Kriegszug Davids gegen die Philister erweckte das alte Mißtrauen Sauls aufs neue, und David, von Jonathan gewarnt, floh aus dem Palaste des Königs. Auf seiner Flucht versammelten sich an 600 Israeliten zu ihm, mit denen er, ohne einen Gedanken, sich an Saul zu rächen,

Streifzüge gegen die Philister machte. Saul aber bildete sich ein, David trachte ihm nach Krone und Leben. Er machte sich auch auf mit 3000 Mann, ihn zu fangen und zu tödten. Einst ermüdet ließ Saul sein Heer lagern, und legte sich selbst in einer Felshöhle schlafen. In dieselbe Höhle hatte sich kurz vorher David mit wenigen Getreuen geflüchtet: seines Verfolgers Leben war itzt in seiner Hand, und die Freunde ermunterten ihn, den zu tödten, der seine Seele suche. David aber sprach: das lasse Gott ferne von mir seyn, daß ich das thun sollte, und meine Hand legen an meinen Herrn, den Gesalbten des Jehovah. Und er trat leise hinzu, und schnitt von dem Rocke Sauls einen Zipfel ab. Da aber Saul sich aufmachte aus der Höhle, ging David ihm nach und rief von hinten: Mein Herr und König! Und Saul sah sich um. David aber neigte sich mit dem Antlitz zur Erde, auf welche Weise man im Morgenlande die Könige und Vornehmen begrüßt, und sprach: Warum gehorchest du Menschenwort, die da sagen: David suchet dein Unglück? Siehe! der Herr hatte dich heute in meine Hand gegeben, und es ward gesagt, daß ich dich erwürgen sollte. Aber siehe mein Vater! (David hatte eine Tochter Sauls zur Gemalin gehabt) ich schnitt den Zipfel von deinem Rock, zum Zeichen, daß ich dich nicht erwürgen wollte. Erkenne, daß nichts Böses ist in meiner Hand, und keine Uebertretung. Ich habe an dir nicht gesündiget, und du jagst meiner Seele nach, daß du sie wegnehmest. Als Saul diese Worte hörete, weinete er und sprach: Ist das nicht deine Stimme, mein Sohn David? Ach, du bist gerechter denn ich: du hast mir Gutes erwiesen, ich aber habe dir Böses erwiesen. Der Herr vergelte dir Gutes für diesen Tag! Und Saul zog heim mit seinem Heere. — David indeß, der den mißtrauischen Sinn des Königes kannte, hielt sich entfernt von ihm an den Gränzen Judäas. Und sein Mißtrauen war nicht ohne Grund. Denn, wir wissen nicht, ob durch eine bestimmte Veranlassung aufs neue gereizt, Saul zog

mit seinem Feldherrn Abner und einem Heere abermals gegen David, ihn zu fangen. Einen Abend lagerte er sich vor der Wüste, in welcher David mit seinen Anhängern umherzog. In der Nacht ging David mit einem Diener heimlich in das Lager, und kam an den Ort, wo Saul und Abner auf der bloßen Erde schliefen. Da sprach der Diener: Soll ich deinen Feind jetzt mit dem Spieße durchbohren? David aber antwortete: Verderbe ihn nicht! Wer will seine Hand an den Gesalbten des Herrn legen und ungestraft bleiben? Nimm aber den Spieß und den Wasserbecher, und laß uns gehen. Und sie nahmen den Spieß und den Wasserbecher Sauls, und gingen fort; und es war niemand, der es sah noch merkte, sondern sie schliefen alle. Am Morgen aber, als sie erwacht waren, trat David auf die Spitze des gegenüberliegenden Berges, und rief: Abner! bist du nicht ein Mann, dem keiner gleichet in Israel? Warum hast du nicht behütet den König, deinen Herrn? Einer des Volkes ist hingegangen in der Nacht ihn zu verderben: siehe! hier ist des Königs Spieß und Wasserbecher, die zu seinem Haupte waren. Da erkannte Saul die Stimme Davids, und rief: Ich habe gesündiget; komm wieder, mein Sohn David! Ich will dir kein Leid fürder thun. Ach, ich habe thöricht und sehr unweise gehandelt! — David aber ließ Spieß und Wasserbecher auf dem Berge, und um sich vor Sauls Verfolgungen zu sichern, verließ er Judäa. — Saul, von Schaam und Reue tief gebeugt und gemartert, zog zurück: und als jetzt aufs neue die Philister in sein Land einfielen, gieng er ihnen entgegen voll böser Ahnungen, die eine Wahrsagerin, in der Bibel Hexe genannt, noch vermehrte und bestärkte. Muthlos kämpfte er: sein Heer ward geschlagen, Jonathan mit zween seiner Brüder fiel, und Saul tödtete sich selbst. Einer seiner Diener nahm dem Leichnam Krone und Armspangen, und eilte zu David mit der Nachricht von dem Tode Sauls, den er selbst getödtet zu haben vorgab, in Hoffnung einer reichlichen Belohnung. David

aber

aber ließ ihn sogleich von einem seiner Männer tödten, zerriß sein Kleid, nach der morgenländischen Sitte des Traurens, und beklagte in einem schönen Trauerliede Sauls und Jonathans Tod.

Der Stamm Juda, zu welchem David gehörte, rief ihn sogleich zum König aus. Die übrigen eilf Stämme aber wollten einen Sohn Sauls, Isboseth, zum König, und diesen unterstützte der berühmte Feldherr Abner. Doch beide wurden getödtet, und nach sieben Jahren war David von allen Stämmen als König anerkannt. Er erkundigte sich indeß sorgfältig, ob nicht noch jemand aus Sauls Geschlecht übrig sey: und als ihm zugesagt wurde, ein Sohn Jonathans, Mephiboseph, der lahm an beiden Füßen sey, lebe noch, ließ er ihn zu sich kommen, und behielt ihn als seinen Tischgenossen bei sich, so lange er lebte.

Davids erste Unternehmung war, die Jebusiten, welche noch unbesiegt mitten in Palästina wohnten, zu vertreiben. Es gelang ihm: er eroberte die Burg Zion, machte sie zu seiner Residenz, und bestimmte sie zum ewigen Wohnsitze der Bundeslade und der Gesetztafeln. Gewöhnlich wird sie nach der daran liegenden Stadt Jerusalem genannt. David erweiterte darauf das kleine jüdische Reich durch glückliche Kriege nach allen Seiten: im Süden durch die Besiegung der Philister bis an Aegyptens Gränze, durch Unterwerfung der Edomiter bis an den arabischen Busen, im Osten bis an den Euphrat, und nordwärts bis tief in Syrien hinein. Dadurch wurde David mächtig und reich, und das Land bevölkerter und blühender. Er wollte sich daher in Jerusalem einen prächtigen Königspalast aufführen; allein mit dem Reichthum kömmt nicht die Weisheit: die Juden verstanden nicht schön zu bauen. David schickte also nicht nach Aegypten, dort thürmte man nur Steinmassen auf, sondern nach Tyrus, einer berühmten Handelsstadt an derselben Küste des Mittelmeeres nordwärts über Jerusalem, und ließ von dort-

um 1050 vor Chr.

her Bauleute und Baumaterialien kommen. Er machte den Gottesdienst prächtiger und feierlicher, stellte öffentliche Sänger auf der Burg Zion an, und dichtete selbst sehr schöne Lieder, von denen mehrere in den Psalmen uns erhalten sind. — Doch war auch er nicht rein von Sünde; er ließ sich manche Ausschweifung und Grausamkeit zu Schulden kommen, die Zwist in seiner Familie, Unwillen im Volke erregten, und seinen Namen auf immer befleckt haben.

Absalon, der wegen der Ermordung seines Halbbruders Ammon eine Zeit lang hatte flüchten müssen, kehrte zum endlich versöhnten Vater, doch nicht mit versöhntem Herzen zurück. Salomo, ein jüngerer Halbbruder, war indeß zum Thronfolger bestimmt worden. Dies beleidigte den Absalon, und er faßte den verwegenen Gedanken, seinen Vater vom Throne zu stoßen. Er machte sich des Morgens frühe auf, setzte sich hin unter das Thor, wo bei den Juden die Richter zu sitzen pflegten, und fragte jeden, der zum Könige wollte oder eine Streitsache hatte, um seine Abkunft und seinen Streit. Ja, sprach er dann: deine Sache ist gerecht; aber du hast keinen, der dich beim Könige vertritt, und so wird dein Recht nicht anerkannt werden. O wäre ich Richter im Lande, daß jedermann zu mir käme, daß ich ihm zum Rechte hülfe! — Und wenn einer sich vor ihm, als dem Königssohne, niederwerfen wollte auf die Erde, streckte er seine Hand aus, hob ihn auf und küßte ihn. So that Absalon allen Männern von Israel; und da er zugleich ein Jüngling von schöner Gestalt war, gewann er sich bald die Herzen des Volkes. Er ließ sich endlich zum Könige ausrufen, viel Volk lief zu ihm, selbst mehrere Freunde seines Vaters traten zu ihm über, und David floh aus Jerusalem. Absalon eroberte die Königsburg, beschimpfte die Weiber seines Vaters, und stolz auf seine Siege verfolgte er das väterliche Heer. Doch Joab, Davids Feldherr, schlug ihn; Absalon floh, sein

Pferd rannte mit ihm unter Eichen hin, und sein schönes lang hinflatterndes Haar wickelte sich um die Aeste und Zweige. Er konnte sich nicht wieder losmachen, sein Pferd lief unter ihm weg, und so an seinen Haaren hängend fand ihn Joab, und durchstieß den ungehorsamen Sohn mit seinem Speer. Als David die Nachricht von dem Siege erhielt, fragte er: Geht es meinem Sohne Absalon auch wohl? Und da er dessen Schicksal hörte, ward er traurig und weinte: Mein Sohn Absalon! ach mein Sohn! wollte Gott, ich hätte für dich sterben können!

David übergab noch bei seiner Lebzeit das Reich seinem jüngsten Sohne Salomo. In den ersten Jahren dieser neuen Regierung ärndteten die Israeliten die Früchte der Kriege Davids: das Land war bereichert und besser angebaut; sie lebten bequemer und hatten einen prachtvollen Gottesdienst. Salomo erbauete den berühmten Tempel des Jehova bei Jerusalem, zu welchem schon David die Materialien gesammelt hatte: doch hatten die Juden noch immer nicht die Kunstfertigkeiten erworben, ein schönes Gebäude selbst aufzuführen. Salomo ließ daher dem Könige von Tyrus und Sidon sagen: Bei uns ist niemand, der das Holz zu behauen wüßte, wie die Sidonier; und Männer aus Tyrus und Sidon baueten den Tempel und neue Paläste, und halfen bei der Bevestigung Jerusalems. — Um für diese Prachtwerke mehr Schätze zu erhalten, baute Salomo Schiffe auf dem arabischen Meerbusen, die von den merkwürdigen Tyriern gesteuert nach einem fernen Lande in Süden, Ophir, schifften, und von dort Gold, Silber, Elfenbein, Edelsteine und andere Kostbarkeiten brachten. Dadurch ward das Volk reicher, alle Israeliten fingen an prächtiger zu leben, aber ihre Pracht ging bald in Verschwendung und üppige Schwelgerei über. Salomo selbst hielt sich tausend Frauen; und unter diesen waren viele Ausländerinnen, die das Ihrige dazu beitrugen, die Sitten zu verderben. Der bisherige Gottesdienst ward mit Leichtsinn verachtet; man wollte,

1000 vor Christo.

wie die anderen Völker, prächtige sichtbare Götzenbilder haben. Und Salomo, der seinem Volke so schöne Sittensprüche sammelte, konnte selbst verleitet werden, mit seinen Frauen und seinem Volke die fremden Götzen anzubeten. Die Priester erhoben laut ihre Stimme gegen diese Abgötterei: und da das Volk zugleich durch harte Auflagen und schwere Arbeiten bei den vielen Gebäuden gedrückt wurde, gelang es einem Europäer leicht, sich Anhang zu verschaffen und Unruhen zu erregen. Und wie der Anfang von Salomo's Regierung die höchste Blüthe Israels gewesen war: so war das Ende derselben der Anfang seines Untergangs; so daß eben der König, der in Gold und Seide gekleidet war, und der das Silber nicht achtete in seinem Lande, ausrufen mußte: Ach, es ist Alles eitel!

Zwar wurde nach Salomo's Tode seinem Sohne Rehabeam die Regierung angeboten; aber unter der Bedingung, daß er nicht so harte Dienste auferlegen sollte, als sein Vater gethan hatte. Da er aber die unbesonnene stolze Antwort gab: Mein Vater hat euch mit Ruthen gezüchtiget, ich will euch mit Skorpionen a) züchtigen; fielen zehn Stämme von ihm ab, erwähleten einen eigenen König, Jerobeam, und Palästina theilte sich von jetzt an in zwei Reiche, in das Königreich Juda, das aus zwei Stämmen bestand, mit der Hauptstadt Jerusalem; und in das Königreich Israel, das aus zehn Stämmen bestand, mit der später erbaueten Hauptstadt Samaria. Beide führten fast immerfort miteinander Kriege; beide, besonders aber Israel verfielen in Abgötterei; Mord und Verbrechen herrschten in den Königshäusern; und sie wären noch tiefer gesunken und noch früher gefallen, wenn nicht von
um 777 Zeit zu Zeit Propheten, wie Micha, Amos, Jesaias,

a) Skorpionen waren bei den Juden Peitschen mit Stacheln oder mit Eisendrath umflochten.

unter ihnen aufgetreten wären, welche durch lebhafte Schilderung des Unglücks, das ihren Gottlosigkeiten folgen würde, sie auf kurze Zeit zur Verehrung des wahren Gottes und zum ruhigen Gehorsam gegen seine Gesetze zurückgeführt hätten. — Selbst auswärtige Völker anzugreifen, erkühnten sich die Ohnmächtigen: besonders hatten sie mehrere Kriege mit dem nördlichen Gränzreiche Syrien. Oft aber verband sich auch der eine Staat mit Syrien wider einen andern Nachbarn, sich untereinander zu bekriegen. So währeten Kriege und innere Empörungen mehrere Jahrhunderte lang fort, bis Israel um
720 vor Christo von einem mächtigen assyrischen Könige, 720
Salmanasser, unterjocht, und die meisten Einwohner des Landes der zehn Stämme nach andern Gegenden fortgeführt wurden. Auch Juda mußte Tribut bezahlen: doch ward
es erst um 600 vor Christo von dem berühmten babyloni- 600
schen Eroberer Nebukadnezar gänzlich besiegt. Dieser führte fast alle Einwohner Palästinas aus ihrem Vaterlande fort, und trieb sie nach seinen östlicheren Ländern in Asien, wo sie zum Theil als Verbannte öde und unfruchtbare Gegenden anbauen mußten. Dies ist die sogenannte babylonische Gefangenschaft, in welcher die Ju-
den 70 Jahre lang bleiben mußten. — Um 530 erlaub- 530
ten ihnen die Perser, in ihr altes Vaterland zurückzukehren. Die, welche zurückkamen, (denn viele blieben in Oberasien,) erbaueten den zerstörten Tempel wieder; und
Esra und Nehemia stellten die mosaischen Gesetze und 444
den Gottesdienst wieder her. Doch jetzt entstanden Religionsparteien unter ihnen; und eine derselben trennte sich ganz, und bauete sich einen eigenen Tempel auf dem Berge Garizim bei Samaria. Die Anhänger derselben heißen Samariter, und wurden von den übrigen Juden
aufs bitterste gehaßt a). 333 wurde Palästina von dem 333

a) Noch jetzt haben sich in zween alten jüdischen Städten Nachkommen dieser strenggläubigen Samariter oder

großen Krieger Alexander erobert; und nach dessen
320 Tode ward es 320 Provinz von Aegypten. Von
den Aegyptern hart gedrückt, ergab es sich an Syrien,
200 welches damals ein großes mächtiges Reich war, um 200;
und als die Syrer ihnen ihre mosaische Religion ausrotten
wollten, machten sie sich auch frei von Syrien, und wurden
von eigenen Fürsten wieder regiert, den Makka-
168 bäern, seit 168 vor Christo. Doch in Kurzem entstan-
den abermals Empörungen und Parteien im Innern des
60 vor Christo. Landes: schon 60 Jahre vor Christi Geburt waren die
70 nach Christi Geburt. Juden den Römern zinsbar, und 70 Jahre nach Christi
Geburt wurde Jerusalem gänzlich zerstört, das Land verwüstet, und das Volk vertrieben und in alle Welt zerstreut. Denn jetzt findet man Juden in Deutschland, in Frankreich, Spanien, Portugal, so wie in der Türkei, in Tibet, in China, in Amerika.

14.

Schiffahrt.

Eines der zusammengesetztesten Kunstwerke, welches der Erfindungsgeist der Menschen zu Stande gebracht hat, ist ein größeres Kauffarthei- oder Kriegs-Schiff. Es muß Bewunderung und Staunen erregen, wenn man betrachtet, aus wie vielen einzelnen Theilen ein so ungeheures Gebäude zusammengesetzt ist, wie kunstreich alle diese Theile zu Einem großen Ganzen verbunden sind, und wie die Beobachtung und Erfindsamkeit des Menschen Mittel

Samaritaner erhalten; aber es sind ihrer kaum noch 200 Seelen in etwa 30 Familien. Und da sie von anderen Völkern und Religionsverwandten streng abgesondert, und unter schwerem Druck leben, werden sie wahrscheinlich nach einigen Geschlechtern ganz ausgestorben seyn.

Digitized by Google

ausgesonnen hat, dieses große Gebäude auf einem so unsichern Elemente, wie das Wasser ist, so geschickt zu bewegen und zu lenken. Da müssen erst die größesten Bäume von kernvestem Holze gefällt, zu Brettern durchgesägt, aufs passendste an einander gefügt, durch Nägel und eiserne Klammern bevestiget und verbunden werden; man muß die Form des Schiffes sorgfältig abmessen, man muß seinen innern Raum, wie sein Gewicht an Holz und Eisen kennen, um zu bestimmen, wie große Lasten zu tragen es im Stande sey. Dann muß es getheert werden, um nicht so leicht vom Wasser zu leiden und um alle Fugen dicht zu verstopfen, daß sich nirgendwo ein Leck finde, wo das Wasser eindringen könne. Es muß im Innern einen geräumigen Bauch haben, um eine Menge von Waaren oder Vorräthen aufzunehmen; einen bedeckten Raum, um gegen die Rauhigkeiten der Witterung einigermaßen zu schützen; Behälter für Lebensmittel, Küchen, Wohnungen (Kajüten), Anstalten für Waffen und Kriegsmaschinen. Dann müssen Masten aufgerichtet, und an Tauen Segel ausgespannt werden; doch so, daß, wenn ein heftiger Sturm sich erhebt, die Segel auch schnell eingerollt und die Masten niedergesenkt werden können. Es müssen Ruder da seyn, um bei Windstille und nicht zu tiefem Wasser auch durch Rudern das Schiff fortstoßen zu können; es müssen Steuer und sehr starke Steuer angebracht seyn, um der ganzen großen Maschine die nöthige Richtung zu geben; es müssen Anker da seyn mit starken Widerhaken, die man an langen Tauen bis auf den Meeresgrund herablassen kann, um das Schiff dadurch auf einer Stelle vestzuhalten. Und da man oft längere Zeit, ohne Land zu erblicken, auf der unabsehbaren Meeresfläche umherschwimmt; da man nicht bloß bei Tage schifft: so muß man die Sonne, den Mond und die Sterne beobachten, um nach ihnen und guten Seeuhren zu bestimmen, wo man ungefähr auf der Erde sey, und wohin man seinen Lauf zu richten habe. Man muß endlich Magnet-

nadeln haben, ihre Abweichung von der geraden Richtung nach Norden kennen, um hiernach, wenn alles Andere fehlt, auszumachen, nach welcher Gegend man das Schiff hinlenken müsse. — Schon nach dieser nur oberflächlichen Angabe der allerwichtigsten Theile eines Schiffes, und der unentbehrlichsten Kenntnisse, um ein Schiff zu bauen und zu lenken, mögt ihr euch leicht vorstellen, daß ein so künstlich zusammengesetztes Gebäude wohl keine der ältesten Erfindungen seyn könne. In der That ist die Kunst, Schiffe zu bauen, wie jetzt die Seefahrenden Nationen Europa's sie haben, und die Kunst, sie zu lenken, erst in den letzten 400 Jahren so vervollkommnet worden. Aber ein um so größeres Staunen erregt es, wenn man bedenkt, von einem wie kleinen Anfange man ausging, bis zu welcher bewundernswürdigen Größe man emporstieg.

Wie die Menschen sich auf der Erde vermehrten, und dadurch genöthigt wurden, nach allen Seiten hin auszuwandern, konnte es nicht fehlen, daß sie auch an breitere Flüsse kamen, die zu durchwaten oder zu durchschwimmen ihnen nicht möglich war. Drängte sie hier die Menge; so war es das natürlichste, daß sie theils den Fluß hinauf nach seiner Quelle zu, theils den Fluß hinunter nach seiner Mündung zu, weiter fortzogen. Zogen sie hinunter, so kamen sie ans Meer; und drängten nachfolgende Schaaren, so mußten sie auch von hier weiter. Indeß hatte ihr längeres Hinziehen an einem fließenden Wasser sie unstreitig bald auf Fischfang geführt. Anfangs trieben sie ihn vom Ufer aus: wie aber Gewohnheit ihnen die Kost lieblicher machte, so reizte Begierde bald den Geist, auf Mittel zu sinnen, wie man sich diese Speise häufiger verschaffen könnte. Ein ins Wasser gefallener Stamm trieb vor ihren Augen den Fluß hinab; Vögel, auch größere vierfüßige Thiere setzten sich darauf, und schwammen mit den Bäumen fort. Vielleicht gieng es selbst einem Menschen so: er stand zufällig auf einem ins Wasser gefallenen Baumstamm, unversehens riß der Strom den Baum fort,

und der Fischende, der darauf stand, schwamm daher und mußte sich halten, so gut er konnte. So zeigte vielleicht der Zufall dem Menschen die Möglichkeit, auf Bäumen die Ströme hinab zu schwimmen. Diese und ähnliche Zufälligkeiten können sich häufiger ereignet haben; und als man endlich mit diesen gemachten Erfahrungen bis an die Mündungen der Flüsse gelangt war und hier gedrängt wurde, schienen der Küste gegenüberliegende Inseln der passendste Zufluchtsort. Man hieb Bäume um, warf sie ins Wasser, verband vielleicht schon mehrere mit einander, erfand also Flösse, und schwamm so nach den Inseln hinüber.

Ist die oben angegebene Vermuthung gegründet, daß die Menschen bei ihrer ersten Zerstreuung dem Hoangho, Ganges und Indus folgten, und daß sie vom Indus weiter an den Tigris und Euphrat kamen; so möchten wohl in verschiedenen Gegenden und verschiedenen Zeiten an der Ostküste von China, an der Südküste von Indien und im persischen Meerbusen, die ersten Versuche gemacht worden seyn, Flösse zu bauen und unbekannt mit den Gefahren sich aufs Meer zu wagen. Und eine Sage erzählt uns wirklich, ein König, Erythras, am persischen Meerbusen habe hier die ersten Flösse verbunden, und sey damit von der persischen Küste nach einer gegenüberliegenden Insel geschifft.

Zu diesen Versuchen, so auf dem Meere zu schwimmen, mußten Insulaner und Küstenanwohner durch die Natur ihrer Lage häufiger gezwungen werden. Und da Noth und Gefahr die Mütter der Weisheit sind, da sie den menschlichen Geist am lebhaftesten aufreizen; so machte man unstreitig auch bei neuen Versuchen, durch Gefahren gereizt, neue Beobachtungen. Unter diesen war eine der wichtigsten Beobachtungen die, daß ein Floß sich durch Stangen fortstoßen, fortschieben lasse, (daher der Name Schiff, altdeutsch Schip, Skib von schieben, stieben), daß man ihm dadurch eine bestimmte Richtung geben könne, und sich nicht der Gewalt des Stromes über-

lassen dürfe. Wir wissen nicht, welch ein Zufall auf die Entdeckung der Ruder, besonders der Steuer, geführt haben mag, und ob die Sage vielleicht Wahrheit enthält, daß ein auf einem Stück Holz schwimmendes Thier, das mit seinem Schwanze das Holz lenkte, einen beobachtenden nachsinnenden Uferanwohner auf diesen Gedanken gebracht habe. Auch der schwimmende Fisch konnte ein Bild zum Schiffe geben: sein Kopf zum spitzzulaufenden Vordertheil, seine Floßfedern zu Rudern, die Bewegung seines Schwanzes zum Steuerruder. Hendrick, einer der geschicktesten Schiffbaumeister in Holland, hat nach den Verhältnissen des Skomber (auch Makrele genannt, ein Raubfisch von 1 bis 2 Fuß Länge) ein Schiff gebaut, das besonders gut segelte und leicht schwenkte. — Flösse mit Rudern blieben nun gewiß lange die einzigen Fahrzeuge auf Seen, Flüssen und Meeren, mit denen man aber bloß an der Küste hin schiffte, und sich nicht auf die Höhen der Meere wagen durfte.

Doch war dies eine äußerst unvollkommene und unbequeme Art zu schiffen: man konnte nie trocken bleiben, das Wasser schlug so leicht über. Um diesem Uebel abzuhelfen, kann wohl ein erfindsamer Kopf auf den Einfall gekommen seyn, an der Seite Stämme oder Bretter zu legen, um das Ueberschlagen des Wassers zu verhindern: und wenn es dennoch durch die Ritzen eindrang, es von außen mit Häuten zu umkleiden. — Vielleicht aber führte auch hier der Zufall den Menschen schneller zum Ziel. Bäume werden oft ausgehöhlt: so fallen sie ins Wasser, die hohle Seite nach oben gewandt. Von ungefähr saß ein Thier darin, und schwamm so völlig im Trocknen auf dem Wasser fort. Der Mensch suchte sich einen ähnlichen Baumstamm zu verschaffen, stieg ein, und das Wasser trug ihn. Da er aber nicht überall solche hohle Baumstämme fand, sann er darauf, durch Kunst sie zu höhlen, und bei den Völkern der Vorwelt, wie noch jetzt bei den Nationen, denen europäische Kunst fremd ist, war es und ist es das

herrschende Mittel, durch Feuer einen Stamm hohl zu brennen a). Doch fanden sich auch so dicke, dazu taugliche Stämme weder häufig noch überall: die Kunst mußte also darauf sinnen, dünnere Baumstämme mit einander zu verbinden, nach der Gestalt eines gehöhleten Baumes, wozu man vorzüglich Weiden gebraucht zu haben scheint, und diese mit Häuten oder anderen gegen das Eindringen des Wassers schützenden Materien zu umkleiden. Diese Erfindung war der erste Anfang eines künstlichen Schiffbaus; man schreibt sie den Phöniziern zu, dem kunstreichen Volke, das an der Küste des Mittelmeeres, in der Nachbarschaft von Palästina, die Städte Sidon und Tyrus bewohnte, das vom persischen Meerbusen her dorthin gewandert, und von nachfolgenden Völkerhorden auf einen so schmalen Küstenstreifen eingeschränkt worden war, daß es fast bloß Seestädte bewohnte. Indeß war auch im östlicheren Asien der Schiffbau nicht unbekannt, wie wir aus der Erzählung in der Bibel schließen können, daß Noah sich bei einer großen Ueberschwemmung bereits einen Kasten von ansehnlichem Umfange gebaut habe, der ihn und seine Familie rettete. Nur können wir zugleich aus dieser Nachricht schließen, daß der Schiffbau damals noch als eine äußerst wunderbare und nicht allgemein bekannte Kunst geehrt wurde: denn Gott selbst, heißt es in der Bibel, habe den Gedanken zu jener Arche dem Noah angegeben; also war es kein gewöhnlicher, kein alltäglicher Gedanke. Wäre dies gewesen, so hätten sich auch

a) Eine uralte Sage erzählt, Usous, ein Tyrier, sey der erste gewesen, der durch Feuer einen Baumstamm gehöhlt, und sich mit demselben auf das Meer gewagt habe. Da seine Kühnheit ihm gelungen sey, habe er angebetet das Feuer und den Wind, ihnen Opfer gebracht, und ihnen zwei Säulen errichtet, und nachdem längst das Geschlecht des Erfinders erloschen, habe man diesen beiden Säulen zu Ehren jährlich ein Fest gefeiert.

wohl mehrere Menschen solche Fahrzeuge gebaut und dadurch sich gerettet.

Noch blieb eine Hauptersindung nach, die Erfindung der Segel. Diese waren den Alten, so lange sie bloß an der Küste hinruderten, eben nicht nothwendig; ja sie konnten ihnen da oft schädlich werden: ein Sturm konnte sie gegen Klippen treiben, und ihre Kähne stranden oder scheitern. Indeß glaube ich doch, daß die Beobachtung schon ziemlich früh gemacht worden ist, daß etwas Aufgerichtetes oft Aufgespanntes, wenn der Wind darauf wehe, den Kahn schneller treibe. Und so dürfen wir wohl annehmen, wenn wir gleich keine bestimmten Nachrichten darüber haben, daß die Phönizier, das erste Volk im Alterthum, welches die Küste verließ und aufs offene Meer fuhr, diese Erfindung gemacht haben.

Die Alten hatten besonders zwei Arten von Schiffen, lange und runde. Jene, die im Verhältniß zu ihrer Länge ziemlich schmal waren, wurden zum Schnellrudern und im Kriege gebraucht; diese als Lastschiffe, da sich in dem größeren, runden und bauchigen Raume eine Menge von Waaren zusammenpacken ließ. Diese Schiffe waren ohne Verdeck und ohne Kajüte, doch mit Masten und Segeln; und rings am Rande lief eine Bank herum, auf welcher die Ruderer saßen, bei größern Boten fünfzig. Als die Kunst größere Fahrzeuge erbauete, als die Böte Schiffe wurden, und man größere Schnelligkeit verlangte, bauete man über der unteren Ruhebank noch eine zweite, eine dritte, und später eine vierte und fünfte Ruderbank, und besetzte diese alle rings umher mit Ruderern, so daß auf den Schiffen mit fünf Ruderbänken an 200 Menschen zugleich das Schiff fortschoben, und ihm dadurch eine große Schnelligkeit zu geben vermogten. — Statt der bei uns gebräuchlichen eisernen Ankerhaken gebrauchten sie schwere Steine, die sie an einem Seil vom Schiffe aus ans Ufer warfen; das Seil aber banden sie an dem Rande des Schiffes vest. Noch jetzt sind in Ostindien dergleichen stei-

nerne Anker gewöhnlich. Auch gebrauchten sie hölzerne; und unsere eiserne Anker sind den Alten ebenfalls nicht unbekannt; sie hatten sie theils mit Einem, theils mit doppeltem Widerhaken.

Diese Vervollkommnungen verdankt die Schifffahrt fast alle den Phönizieren, den Hauptseefahrern der alten Welt. Auch waren sie die ersten, die Nachtfahrten auf dem Meere wagten, die nach dem Stand der Gestirne ihren Lauf zu richten verstanden. Es giebt nehmlich für eine jede Gegend Sterne, die niemals untergehen, und die auch ungefähr immer dieselbe Stelle am Himmel behalten. Ihr kennt vielleicht schon sieben Sterne, von denen vier (besonders zeichnen sich drei durch Helligkeit aus) wie in einem Viereck stehen, und drei andere in einer schregen Linie davon sich herunterziehen. Man nennt sie zusammen den großen Bären, auch den Wagen. Sie stehen immer am nördlichen Himmel, gehen uns und den Gegenden Phöniziens nie unter, und bleiben Winter und Sommer ungefähr an derselben Stelle des Himmels. Die Völker des frühesten Alterthums kennen dieses Gestirn bereits, wie die neuentdeckten wilden Völker, und besonders auf Seereisen. Auch die Phönizier richteten sich darnach. Als man aber bei aufmerksamer Betrachtung des Himmels ein anderes, noch nördlicheres Gestirn beobachtete, dessen Sterne zwar minder hell sind, aber unverrückter immer fast dieselbe Stelle am Himmel behalten; so wählte man dies zum Leiter, und nannte es den kleinen Bären. Es ist uns durch zwei etwas hellere Sterne kenntlich, die von den drei hellen Stellen des großen Bären weiter hinauf nach Norden stehen. War aber der Himmel bedeckt: so fehlte ihnen auch dieser Leiter, und sie schwankten dann in der Irre: denn die Magnetnadel kannten sie noch nicht. Daher wagten sie sich auch nicht häufig auf das offene Meer, sondern ihre meisten Fahrten gingen an der Küste hin. — Die Kenntniß der Magnetnadel findet sich am frühesten bei den Chinesen und den Arabern; von diesen

lernten die Europäer um 1100 sie kennen, als sie nach Palästina zogen, um das heilige Grab von den mahomedanischen Türken wieder zu erobern; und um das Jahr 1300 kam diese Nadel, durch die Venetianer in Italien verbessert, in allgemeineren Gebrauch. Mit dieser Nadel gerüstet wagten sich die Europäer kühner auf offene und unbekannte Meere. Dies aber nöthigte sie auch, ihre Schiffe größer und vollkommener zu bauen. Bald entstand ein Wetteifer unter den Nationen, einander an Größe und Lenksamkeit der Schiffe zu übertreffen; und so wurden endlich die schwimmenden Läger, die schwimmenden Städte erbaut, mit denen sich in der That ein neueres Schiff der größten Art, und noch mehr eine Flotte vergleichen läßt, und denen die Menschen auf dem unsichersten Elemente das eigene Leben und die größesten Schätze anvertrauen. Zuerst haben in den neueren Zeiten die Venetianer, 1400 die Portugiesen und Spanier, seit 1600 die Holländer, seit 1648 mit vorzüglichem Glück die Franzosen, und in den neuesten Zeiten die Engländer den Schiffbau und die Schiffkunde sehr vervollkommnet, und sie zu großen Entdeckungen bis dahin unbekannter Länder benutzt. Von unberechenbaren Folgen ist neuerdings die Anwendung von Dampfmaschinen zur Fortbewegung von Schiffen. Dampfschiffe.

Anm. Die englische Seemacht und der Meerhandel Englands sind jetzt am größten und ausgebreitetsten in der Welt. England hat über 250 große Kriegsschiffe, jedes mit 60 bis 110 Kanonen besetzt, jedes im Durchschnitt eine halbe Million Thaler werth, und an 800 kleinere. Sein Meerhandel beschäftigt über 25,000 Schiffe; und in dem eine Meile langen Hafen Londons liegen oft an 2000 Seeschiffe.

15.

Handel. Münzen.

Am wichtigsten wurde die Schifffahrt für den Handel. Der Handel hat seinen Ursprung darin, daß einige Menschen an Dingen Ueberfluß hatten, die Anderen fehlten und von ihnen gewünscht wurden. Dieser hatte auf der Jagd Thiere erlegt; ein Anderer hatte auf seinem Acker Früchte gezogen. Jener wünschte Früchte; dieser das Fleisch oder die Haut der Thiere. So tauschten beide mit einander. Solcher Waarentausch war der Anfang alles Handels, und noch jetzt handeln viele nomadische Völker Asiens und Afrika's nur auf diese Weise. Hierbei hatte man aber keine Regel, wornach man den Werth der Waaren bestimmte; sondern ein ungefähres Schätzen, großer Ueberfluß auf der einen und dringendes Bedürfniß auf der andern Seite machten den Preis. Wie aber die Menschen als Ackerbauer in größeren Gesellschaften sich neben einander anbaueten; wie die Geschäfte und Bedürfnisse des täglichen Lebens mannichfaltiger und zusammengesetzter wurden; wie Liebe zu Pracht und Vergnügen sich allgemeiner verbreitete: mußte es auch ein Bedürfniß werden, den Werth seines Eigenthums und seiner Waaren genauer zu bestimmen. Man fing also an zu messen: zuerst hergenommen von Theilen des menschlichen Körpers, als eine Spanne, ein Fuß, eine Elle (von der äußersten Fingerspitze bis zum Ellenbogen), später Klaftern; Maaße für veste, aber körnerichte Körper, für Getreide, Obst, als Metzen, Scheffel, Tonnen. Man kam darauf, nach dem Gewicht den Werth der Waare zu schätzen, doch nur ungefähr; man schätzte nach der Kraft, die man anwenden mußte, um Körper aufzuheben; man wägte sie in der Hand. Uns wird auch schon von Abraham erzählt, daß er eine Waage gebraucht habe (1. Mos. 23, 6.); so bestand

diese doch wohl in jenen Zeiten noch nicht wie die unsrigen, aus Waagebalken, Zunge und Schaalen: sie war wohl nur ein roher Stock, oder höchstens ein Brett, an dem man ungefähr den Punkt bestimmt hatte, wo es gehalten und unterstützt im Gleichgewicht war: auf die eine Seite legte man dann die Waare, auf die andere das Gewicht. Auch scheint überhaupt die Verfertigung selbst dieser rohen Waage keineswegs eine der ältesten Erfindungen zu seyn, da es an Kenntniß von Gewichten fehlte, und es keines der ersten menschlichen Bedürfnisse ist, Verhältnisse von Gewichten vestzusetzen. Dies fühlte man wahrscheinlich zuerst bei der Bearbeitung der Metalle; und daher mögte die Waage wenigstens später erfunden seyn, als die Bearbeitung der Metalle. Auf die Beobachtung dagegen, daß eine Last, wenn sie im Mittelpunkte ihrer Schwere unterstützt werde, im Gleichgewicht ruhe, kam der Mensch unstreitig viel früher; und wie man jetzt noch bei den unwissendsten Völkern Leute sieht, die, ohne etwas weiteres dabei zu denken, große schwere Balken auf die Schulter nehmen, ungefähr im Mittelpunkte unterstützen, und so mit Leichtigkeit tragen: so führte auch wohl die ersten Menschen, besonders so lange sie keine Lastthiere gezähmt hatten, und keine Wagen zu zimmern verstanden, das Bedürfniß auf diese Beobachtung, wenn sie auch nicht in Worten das allgemeine Gesetz der Natur auszusprechen wußten.

In dem Tauschhandel mußte es sich oft treffen, daß dasjenige, was der Verkäufer gerade nöthig hatte, sich bei dem Käufer nicht fand: es gab dagegen eine Waare, die alle gleich hochschätzten, die alle gleich stark wünschten. So kam man nach und nach dahin, den Werth aller anderen Dinge im Verhältniß zu dieser allgemein geschätzten Kostbarkeit zu bestimmen. Das Kostbare ist in der Regel nicht gemein und häufig; es ist nicht so gar groß; man wählte dies also als allgemeinen Preisschätzer. Dazu brauchte man in einigen Gegenden eine Gattung von Muscheln,

scheln, a) gesuchte Früchte, Stücke kostbaren Holzes. Noch vor 800 Jahren war auf der Insel Rügen, in der Ostsee, oben am schwedischen (jetzt dänischen) Pommern, Leinwand das allgemeine Mittel des Handels, wie noch jetzt in Abyssinien, in Afrika über Aegypten, das Salz, und in Grönland die Fische die Stelle des Geldes vertreten. Sobald aber die Völker die Natur der Metalle und ihre Bearbeitung kennen lernten, mußten sie bald einsehen, daß diese Metalle, die ihrer Nützlichkeit und Seltenheit wegen hoch geschätzt wurden, die sich in so kleine Stücke zerbrechen ließen, die nicht so leicht zerstört, leicht aber fortgeschafft waren, am passendsten dazu dienten, um nach ihnen zu bestimmen, wie viel ein Ding werth sey, wie viel es gelte: von welchem Wort Gelten unser Geld abstammt. — Anfangs wägte man die Metalle einander zu, und bezahlte so einander. So ist es in der Bibel; der Seckel ist ein Gewicht von etwa ½ Loth Silber, etwa 16 Groschen; und die alten Griechen und Römer rechneten nicht nach Thalern, sondern nach Pfunden, nach Talenten, einem Gewicht von 60 Pfunden. b) — Nachher wägte man die Stücken Metalle schon immer in Vorrath ab, und kratzte ein Zeichen darauf, wie viel es wiege, wie viel es werth sey. Und da ein Hauptgegenstand des Handels Vieh war, (die Griechen bestimmten noch 1000 Jahre vor Christo den Werth von Dingen, sogar von Menschen, nach Ochsen): so grub man den Metallstücken die Gestalt des Thieres ein, dem sie an Werth gleich waren. Daher

a) Auf der Küste von Guinea, woher die Europäer sich das Gold zu ihren Münzen holen, rechnet man nach Otterköpfen, einer Art von Porzellanschnecken. In Mexiko diente die Cacaobohne als Scheidemünze.

b) In China tragen noch jetzt die Kaufleute Silberplatten bei sich, von denen sie bei Handelsgeschäften mit einer Scheere das für die erkaufte Waare erforderliche Stück Silber abschneiden.

nennen die Lateiner von pecus, Thier, das Geld Pecunia, die älteste Münze der Griechen hatte das Bild eines Ochsen, und hieß auch Ochse; und in Frankreich gab es ehedem Goldpfennige mit einem Lamm, und sogenannte Goldschaafe in großer und kleiner Münze. Die ersten Münzen waren wahrscheinlich aus Kupfer, dem am frühesten bearbeiteten Metall; zunächst aus Silber: und da dieses wohl bald das geschätztere, kostbarere Metall ward; so nannten die Hebräer, wie die Franzosen, ihr Geld Silberlinge, argent. Bei den Münzen des frühen Alterthums muß man aber ja nicht an das kunstreiche Gepräge unserer Thaler und Goldstücke denken: es waren rohe Stücke Metall von allerlei Formen, rund, dreieckt, viereckt, worauf das Zeichen des Werths mit einem Hammer geschlagen oder mit einer Spitze eingegraben war. Wahrscheinlich sind die Phönizier die ersten gewesen, welche kunstreichere Münzen ausgeprägt haben. Bei den Griechen kamen sie erst gegen 600 vor Christo in Gebrauch, und von ihnen haben wir noch jetzt Müntzen mit einem sehr feinen und kunstvollen Gepräge. Bei den Persern findet man zuerst die Sitte, daß Könige ihr Bildniß auf Münzen prägen ließen: dies that der persische König Darius um 500 vor Christo, woher die persischen Münzen auch Dareiken heißen. — Die Deutschen kannten vor 2000 Jahren noch kein Geld; sie lernten es von den Römern um die Zeit von Christi Geburt kennen, und die Franken, von denen die übrigen Deutschen seitdem ihre Münzeinrichtungen erhielten, rechneten nach Pfunden, Schillingen und Denaren, später nach Marken, die sie einander zuwogen. Ums Jahr 1200 nach Christo fing man an Münzen zu prägen, die das Zeichen des Kreuzes hatten und daher Kreuzer hießen; doch gebrauchte man sie noch nicht häufig, seit dem 15 Jahrhunderte wurden sie sehr zahlreich in der Stadt Hall in Schwaben geprägt, daher Häller — Heller genannt. In allgemeineren Umlauf kamen geprägte Münzen in Deutschland erst nach dem

Jahre 1000, wo man sogenannte Dickpfennige, Grosses, hatte, die man nach Schocken zählte. Aus diesem französischen Worte, Grosse, dick, hat sich nachher unser Wort Groschen gebildet. Die alten Silbergroschen ums Jahr 1300 wogen über ¼ Loth und betrugen 5 Groschen 4 Pfennige sächsischer Münze, gegen 10 Schillinge hollsteinisch. Die Güldengroschen, die zuerst 1479 von Kaiser Maximilian I. geprägt wurden, bestanden aus 2 Loth feinen Silbers, nach unserm Gelde, 1½ bis 2 Thaler. Als man aber bei Joachimsthal in Böhmen ein sehr ergiebiges Silberbergwerk entdeckte, und die Besitzer desselben, die Grafen von Schlick, aus diesem Silber in den Jahren 1500 und 1515, besonders 1517 zu Joachimsthal eine große Anzahl solcher zwei Loth schwerer Güldengroschen prägen ließen: so bekamen diese Münzen theils von dem Bergwerk, welches das Silber dazu lieferte, theils von dem Münzort Joachimsthal den Namen Joachimsthaler, woraus hernach durch Abkürzung der Name Thaler entstand. Die Dukaten haben ihren Namen von Ducatus, Herzogthum; weil Herzoge Italiens sie zuerst haben prägen lassen. Und die Louisd'Or, das heißt, Ludwigs von Gold, heißen so, weil Ludwig XIII. von Frankreich sie 1640 zuerst schlagen und ihnen sein Bildniß aufprägen ließ. Der Werth dieser beiden Goldmünzen war zu verschiedenen Zeiten verschieden, und ist auch jetzt nicht in allen Ländern und zu allen Zeiten derselbe. (5 bis 6 Thlr.) a)

a) Das englische Pfund Sterling ist keine ausgeprägte Münze, sondern man rechnet darnach, wie wir nach Gulden, wenn schon im Preußischen z. B. keine Gulden ausgeprägt werden. Ein Pfund Sterling wird gewöhnlich zu 6 bis 7 Thlrn. Preußisch gerechnet, steht aber oft niedriger; (z. B. im Frühlinge 1814 nur 5 Thlr.) Die ausgeprägte Goldmünze der Engländer heißt Guinée (von dem goldreichen Lande an der Westküste Afrika's), und gilt gewöhnlich einige Groschen über 6 Thaler. Die spanischen Piaster gelten 1 Thlr. 9. Gr.

Hatten sich größere Gesellschaften von Menschen neben einander angebaut; so gewann die eine Früchte oder arbeitete künstliche Geräthe, die ihren Nachbarn fehlten, aber von ihnen gewünscht wurden. Es übernahmen also einige das Geschäft, den Ueberfluß und die Kunstarbeiten der einen Gesellschaft, des einen Dorfes, der einen Stadt der benachbarten Gesellschaft zuzuführen, und entweder dafür Anderes einzutauschen, was jenen fehlte, oder die bereits allgemein angenommene Münze dafür zurückzubringen. So entstanden Kaufleute. Der Absatz ihrer Waaren und der Gewinn dabei reizte sie, wenn das nächste Dorf ihrer Vorräthe eben nicht bedurfte, weiter zu ziehen: sie kamen in fremde Gegenden, sahen neue Früchte, neue Schönheiten; sie brachten diese in ihr Vaterland zurück, und bei ihren Landsleuten fanden die fremden Waaren Beifall. Bald entstand die Begierde, diese Früchte und Schönheiten recht zahlreich zu besitzen: die Reise in das entferntere Land ward also öfter wiederholt; und um vielleicht noch anderes Neue zu entdecken, ging man weiter fort: eine Stadt wies zu einer andern, und so umfaßte endlich der Handel die entlegensten Gegenden der Erde. — Theils die Neigung des Menschen zur Geselligkeit, theils die Unsicherheit, wenn man allein reist, veranlaßte, daß man sich in Gesellschaften verband, und solche Handelsreisen in Karawanen machte. Dies war nicht bloß in den ältesten Zeiten die herrschende Weise des Handelsverkehrs, sondern ist es noch jetzt fast überall in Afrika; und durch ganz Asien gehen von China bis in das nordwestliche Rußland Karawanen, die auf diesem Wege unter andern den geschätztesten Thee nach Europa bringen: denn dem Thee, der auf Schiffen zu uns gebracht wird, schadet, glaubt man, die Seeluft. — Eine Folge dieser Handelsreisen war, daß man Gegenden ebnete, Straßen anlegte, Brücken bauete, Herbergen errichtete: daß man Thiere gewöhnte, Lasten zu tragen; daß man Wagen erfand. — Ueberhaupt aber danken wir dem Handel, vorzüglich dem Meerhandel, einen doppelten Gewinn:

1) Sind dadurch alle Theile der Erde in genauere Bekanntschaft mit einander gekommen. Wir kennen und gebrauchen die Früchte China's (Apfelsinen, Thee); wir kennen die abweichenden Sitten und Meinungen der Einwohner dieses südöstlichsten Landes von Asien, und ihre buntfarbigen Kunstwerke (Porzellan); wir lesen in den Beschreibungen von Reisen, die der Handel veranlaßte, die Lebensweise der nomadischen Völker im mittlern Asien; wir hören von der kindlichen Einfalt, der stumpfsinnigen Rohheit der Völker in neuentdeckten Ländern; wir wissen von der Brodfrucht der Insulaner im großen Ocean zwischen Asien und Amerika, und von der unsauberen Lebensweise der Grönländer, die fast einzig vom Fleische des Wallfisches leben. Begierde und Gewinnsucht erhält die Menschen immerfort in Thätigkeit, und die entlegensten Erdgegenden mit einander in Bekanntschaft: Europa's Flotten segeln eben so gut nach der Südspitze Afrika's, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, und holen uns von dort Kapwein und Elephantenzähne, als nach den nördlichsten Buchten des östlichen Asiens, um Wallfische und Robben zu fangen, und kostbare Pelzthiere zu holen. Sie segeln eben so gut nach den Kaffee- und Zuckerreichen Inseln Westindiens, vor dem mittleren Amerika, als nach den Gewürzreichen Eilanden Ostindiens: eben so gut nach dem goldreichen Brasilien und Peru im südlichen Amerika, als nach den australischen Inseln des großen Oceans, nach Neuholland, um neue Kolonieen dort zu gründen und ödes Gebiet anzubauen, sey es auch durch Verbrecher, welche die Menschheit ausgestoßen hat (in Botany-Bay, im Hafen Jackson).

Doch 2) ist der Gewinn vom Handel der größere, daß dadurch die Menschen jedes Standes, ohne allen Unterschied, wer Muth und Geist in sich fühlt, ihre Kräfte frei üben, und sich durch Erfindsamkeit und Klugheit geltend machen können. Da gilt nicht sowohl wer große Gewalt hat, als wer am schönsten und kunstreichsten zu arbeiten versteht, wer seine Waaren am besten und wohlfeilsten

liefert. Alles wird da im Menschen aufgefordert, nachzudenken und Neues, Schönes, Großes zu ersinnen; Eigennutz, Neid und Eifersucht wecken auch den Trägen, und reizen jede, auch die verborgenste Fähigkeit, und der Mensch kömmt zu dem Gefühl, daß der Mensch so viel gilt, als er sich gelten macht, daß es von ihm selbst abhängt reich und angesehen zu seyn. Es blühen Handwerke; mehrere Gewerbe vereinigen sich in Fabriken, wo sie Metalle hämmern, Geräthe zum täglichen Bedürfniß und Kunstwerke arbeiten aus Gold, Silber, Kupfer, Eisen, aus Steinen und Erdarten; sie vereinigen sich in Manufakturen, wo sie Linnen, Wolle und Seide weben, wo sie zimmern und drechseln, aus Horn und Knochen schneiden. Jeder denkt auf Erleichterung und Vervollkommnung seines Gewerbes und seiner Kunst; jeder sinnt auf neue Erfindungen. Der Mensch kömmt zum Gefühle seines Werthes; der Bürger wird geachtet.

O es wäre etwas Glückliches um einen Handelsstaat, wenn nicht eben dieser rege Wetteifer, die Quelle so schöner Entwickelung von Kräften, zugleich mit Eigennutz und Neid verbunden, die Wurzel so mannichfaltigen Bösen würde. Wie der Geist im Menschen dadurch so kraftvoll gehoben wird: so kann dagegen auch das gute, reine Gefühl im Menschen dadurch so unterdrückt werden, daß man vor Entsetzen schaudern muß. Nichts ist dem Eigennutz heilig; jedes Mittel ist ihm gleich, wenn es nur zu seinem Zwecke führt; keine Erniedrigung, keine List, keine Grausamkeit ist ihm unerlaubt. Erwerben, Reichwerden, dahin strebt seine Thätigkeit; Reichseyn, in Schätzen wühlen, das ist sein Triumph, mag auch Menschenblut an jedem Goldstück haften. — Ach, liebe Kinder! wollte Gott, was ich da sagte, wäre nicht wahr, sondern nur eine gutgemeinte Uebertreibung, um euch vor diesen unmenschlichen, barbarischen Gesinnungen zu schrecken; leider aber ist das Alles wörtlich wahr. Damit der Eigennutz befriedigt werde, damit die Habsucht Goldklumpen auf einander häufen könne, machen Menschen ihre Mitmenschen zu Sklaven, kaufen sie Men-

schen wie Vieh, packen sie Menschen wie Waaren auf einander. Es ist empörend, und ist doch buchstäblich wahr. An der Westküste Afrika's kaufen die Europäer Neger zusammen; ohne Barmherzigkeit werden diese aus den Armen ihrer Verwandten und Freunde gerissen, und Könige der Gegenden dort sind grausam genug, ihre Unterthanen, ja Väter so unmenschlich, ihre Söhne zu verkaufen. Gewöhnlich bezahlt man für einen gesunden erwachsenen Neger 80 Thaler, und jährlich wurden seit Jahrhunderten an 150,000 ausgeführt. Man schifft sie ein nach Amerika; doch stirbt gewöhnlich ein Drittel von ihnen auf der Ueberfahrt, und trotz der Abschaffung des Sklavenhandels, welche der treffliche Wilberforce für England 1806 bewürkte, trotz der Erklärungen des Wiener-Congresses 1814, dauert dieser empörende Handel unter dem Schutze mehrerer christlichen Mächte noch fast in gleicher Ausdehnung fort. Denn sie werden in dem untersten Schiffsraum zusammengepreßt, wohin kein Sonnenstrahl dringt, wo keine reine Luft sie erfrischt, wo sie kärglich ernährt, von keinem beachtet auf einander gedrängt liegen, mögen sie gesund oder krank seyn. Wer endlich nach Amerika kömmt, muß hier vom frühen Morgen bis zum späten Abend die härtesten Arbeiten verrichten, beobachtet von unbarmherzigen Hütern, unter deren Geisselhieben mancher entkräftet hinsinkt. Und dies Alles, warum? — damit der Kaufmann uns den Zucker und Kaffee wohlfeiler liefern könne, als einheimische Produkte uns würden zu stehen kommen, die wir an deren Stelle sorgfältiger bauen und besser benutzen würden.

Eine andere Folge des Handels ist, daß die Menschen dadurch reich werden. Dies veranlaßt zwar auf der einen Seite das Gute, daß sie Bequemlichkeit und Pracht liebgewinnen, daß, da sie belohnen können, die Kunst sich aufgemuntert sieht, ohne Hinsicht auf unmittelbaren Nutzen im täglichen Leben, Werke des Vergnügens und Erfindungen des Schönen zu schaffen. Kunstbaumeister werden

prächtige Paläste und Tempel aufführen; Formengießer werden schöne Geräthe, Vasen, Becher, Leuchter zur Zierrath bilden; Maler und Bildhauer werden öffentliche Hallen und Märkte, die Tempel, und die Säle der Reichen mit ihren künstlerischen Schöpfungen beleben und schmücken; und jede Kunst, die erheitert und glänzt, wird aufgemuntert und belohnt werden. Doch auch nur die Kunst, die für Vergnügen und Pracht arbeitet, wird man suchen und ehren: jene hohe Kunst, die rein geistige Schönheit mit edler Einfalt schafft, und in Gedichten, in Statuen, in Gemälden ohne Prunk und Pracht dargestellt, wird man nicht entbehren und also nicht zu schätzen wissen. — Und Liebe zu Pracht und Vergnügungen, ohne Sinn für die edle Einfalt des wahren Schönen, geht leicht in Verschwendung und Ueppigkeit über, verweichlicht und erschlafft die Menschen, und stürzt sie, die entnervten, in das Unglück der Sklaverei; sie werden leicht unterjocht.

Noch ein anderes Uebel entspringt gar leicht aus dem Reichwerden der Menschen: Einige werden nehmlich durch glückliche Zufälle im Handel reicher als die übrigen. In einer Gesellschaft aber, wo Reichthum als das höchste Glück geachtet wird, gelten solche Menschen als die ersten und vornehmsten. Dies schadete so viel nicht: aber — der Reichthum erbt vom Vater auf den Sohn, und so auch das Ansehen. Daher erheben sich nach und nach einzelne Familien als die geachtetsten, die bald alle Vortheile des Handels an sich zu ziehen wissen, und den Aermeren, den Handwerkern, den kleineren Fabrikanten und Manufakturisten, nur so viel abgeben, als ihnen gut dünkt. So bilden sich nach und nach in Handelsstaaten äußerst drückende Aristokratieen, in denen der Geldadel, die Reichen regieren. Dies bestätiget uns die Geschichte: im Alterthum war Phönizien eine Aristokratie; Karthago, an der Nordküste Afrika's, Sicilien gegenüber, eine Handelsniederlage der Phönizier, hatte eine aristokratische Verfassung mit allen Gebrechen derselben, Parteisucht, Neid, Mißgunst und Unterdrückung

der Aermeren; Korinth, der wichtigste Handelsstaat des alten Griechenlandes, auf einer schmalen Erdenge gelegen, ward die meiste Zeit von einer Anzahl seiner reichsten Bürger regiert; und die drei wichtigsten Handelsstaaten der neueren Zeit, Venedig, Genua und Holland, waren Aristokratieen. — Wie weit aber in solchen Staaten, wo nur Geld den Werth des Menschen bestimmt, und der Arme also ein der Achtung unwürdiges Wesen zu seyn scheint, die Menschenverachtung gehen könne, dazu gab das vormalige Venedig ein empörendes Beispiel: der Adel, das heißt, die Reichen, hielten es im Theater für ganz erlaubt, aus den Logen, in denen nur sie sitzen durften, dem unadlichen Pöbel unten im Parterre auf die Köpfe zu speien. Und so tief kann der Mensch durch Druck herabgewürdiget werden: das Volk in Venedig duldete dies.

16.

Handel, Schiffahrt, Kolonieen und Erfindungen der Phönizier.

Das älteste und berühmteste Handelsvolk im Alterthum waren, wie schon gesagt ist, die Phönizier. Der Anfang ihres Handels geht über die Nachrichten aller unserer Schriften hinaus. In dem ältesten uns erhaltenen Buche nehmlich, dem ersten Buche Moses, heißt Kap. 10. V. 15. Sidon, die Hauptstadt der Phönizier, der erstgeborne Sohn Kanaans. Kanaan nannten nehmlich die Juden die ganze Küste des Mittelmeeres von Kleinasien bis Aegypten, und dies hebräische Wort bedeutet Land der Kaufleute. Als die Hebräer also es kennen lernten, war es schon ein Land des Handels; und in diesem Lande des Handels war Sidon die erste und älteste Stadt. Auch nennt sie Israel in dem Abschiede von seinen Söhnen, 1. Mos. 49. V. 13., die Stadt gelegen am Ufer, reich an Schiffen.

Sie muß also gegründet seyn weit hinauf über 1500, wohl über 2000 Jahre vor Christi Geburt.

Die Küste, wo Sidon liegt, und wo nachher Tyrus, die zweite Hauptstadt dieses Volkes, gebaut wurde, war eben nicht fruchtbar. Die Einwohner lebten also anfangs wohl großentheils bloß vom Fischfange. Der machte sie mit dem Meere und dessen Gefahren bekannt; sie erfanden und vervollkommneten die Schifffahrt, und da ihnen gerade gegenüber vor ihren Augen die große Insel Cyprus lag, so war sie wohl die erste, wohin sie sich zu Schiffe wagten. Diese war aber schon bevölkert, man wollte sie als Fremde, die man wie Feinde fürchtete, nicht landen lassen: sie mußten sich also durch List oder Gewalt die Landung gewinnen. Hier fanden sie Manches, was ihnen fehlte; sie plünderten, und schifften wieder an ihre Küsten zurück. Meerfahrt und Gewinn wecken den Muth der Menschen, und machen sie listig und erfinderisch. Die Phönizier wiederholten ihre Fahrten; sie bemerkten, daß sie ohne Gewaltthätigkeit um glänzende Kleinigkeiten von den unwissenden und arglosen Insulanern erhalten konnten, was sie wünschten: sie brachten also dergleichen bunte leuchtende Spielereien, fingen einen Tauschhandel an, doch ohne daß sie dabei das Plündern, wenn sich Gelegenheit bot, unterließen; ja sie führten wohl gar Menschen, wenn sie konnten, als Sklaven weg, und verkauften sie unterwegs. Das war nicht Recht: aber die Menschen erkannten damals noch nicht so deutlich die Heiligkeit des Eigenthums und der Menschenrechte. Die höhere Klugheit der Phönizier wußte sich auch bald der Kräfte dieser Insulaner nach ihren Absichten zu bedienen: diese mußten ihnen arbeiten; sie brachten ihnen dagegen, was sie hatten, und verhandelten die von ihnen gewonnenen Früchte und Arbeiten wieder in andere Gegenden. So wurden die Phönizer nach und nach unvermerkt Herren der Insel Cyprus. — Mehrte sich nun die Anzahl der Phönizier zu stark im Vaterlande, so ging ein Haufen hinüber

und baute sich dort an. Ein solcher Anbau in einem fremden Gebiete heißt eine Kolonie.

Von hier schifften die Phönizier weiter: zuerst wohl da oben nördlich über Cyprus an der Küste von Kleinasien herum; und überall legten sie Kolonieen an, die ihren Handel in den neu aufgefundenen Gegenden erhalten und weiter ausbreiten mußten. Sie kamen um ganz Kleinasien herum bis nach der Meerenge der Dardanellen, welche Asien von Europa trennt, und sonst der Hellespont hieß. Auch durch diese schifften sie durch, und fuhren und handelten an den Küsten des schwarzen Meeres. In diesen Gegenden indeß ward ihr Handel bald eingeschränkt und mußte gänzlich aufhören: die Griechen nehmlich, die an der Westküste von Kleinasien wohnten, wurden selbst Seefahrer, und unterrichtet wahrscheinlich durch die angelegten phönizischen Kolonieen, verdrängten sie in Kurzem durch phönizische Künste ihre Lehrmeister und Stammväter.

Die Phönizier segelten indeß weiter die Küste entlang, auch bei den vielen kleinen Inseln des Archipelagus hin, und kamen nach dem europäischen Griechenlande, der jetzigen Türkei. Hier baueten sie mehrere Gegenden an, und verbreiteten daselbst mit ihren Waaren manche Kenntniß und Kunstfertigkeit. Wiewohl die Kleinasiaten und Korinther sie später auch aus diesem Lande verdrängten; so konnte man doch der Phönizier nie ganz in Griechenland entbehren, sondern es gab immer Waaren der Mode, der Pracht, besonders die zu den Opfern gebrauchten wohlriechenden Kräuter, Früchte, Harze, Mineralien, die man nur von den Phöniziern erhalten konnte.

Dauernder und ungestörter ging ihr Handel längs der Nordküste Afrika's fort. Hier legten sie auf einer hervorragenden Landspitze, Sicilien gegenüber, die berühmte Kolonie Karthago an, die nachher ein eigener mächtiger Staat wurde; und die ganze Gegend umher war voll von phönizischen Pflanzstädten. Von hier schifften sie hinüber nach Sicilien, baueten auch hier Städte, und machten sich

einen großen Theil der Insel unterthan, der bis 200 Jahre vor Christi Geburt von den Karthagern abhängig blieb.

Endlich schifften sie von hier aus bis nach der Meerenge von Gibraltar, den Säulen des Herkules, wie sie die Alten nannten, und die von ihnen als das Ende der Welt im Westen angesehen wurden. Sie landeten an der europäischen Seite in Spanien, und fanden hier anfangs eine solche Menge von Silber, daß sie alle ihre Geräthe von Holz, Stein, Kupfer, Eisen, dort ließen, und silberne dafür zurückbrachten: ja selbst Anker von Silber sollen sie sich gegossen haben. Diese Gegend, wo sie besonders eine berühmte Kolonie anlegten, Tarsis oder Tartessis, war und blieb der Hauptort ihres Handels.

Doch fand auch hier ihre Gewinnsucht kein Ziel: die Kühnen schifften noch über das vermeinte Ende der Welt hinaus, und kamen nach Inseln, wo sie ein neues Metall fanden, das Zinn. Sie nannten sie Zinninseln, und oft ward auch diese Fahrt wiederholt. — Von hier kamen sie zuletzt, doch schon in sehr frühen Zeiten, nach dem Endpunkt ihrer Meerreisen, an das Norduser Deutschlands, und fanden hier den glänzenden Bernstein, von ihnen Elektron genannt. Sie brachten ihn in die Länder des Mittelmeeres, und überall, besonders in Griechenland, fand er so allgemeine Bewunderung, daß er höher geschäzt wurde wie Gold; und wie man jezt Gold, z. B. goldne Ringe, mit Edelsteinen besezt, besezte man es damals mit Bernstein.

So führten die Phönizier aus allen Gegenden der bekannten Erde her jedem Volke das zu, was es sich vorzüglich wünschte; und durch mancherlei Fabeln, die sie verbreiteten, und durch schlaue Kunstgriffe wußten sie sich bis 600 vor Christo ganz allein im Besiz des gewinnvollen Handels nach Spanien, die Zinninseln und dem Bernsteinstrom zu erhalten. Sie erzählten, wenn man über die Säulen des Herkules hinaus sey, würde das Meer so dick wie eine Gallerte; man könne in dem schlammigen Wasser kaum

das Schiff fortbewegen; rings umdränge stechendes Rohr, und es wären da viele drohende furchtbare Seeungeheuer, Wesen, die durch ihren Anblick versteinerten, Feuerströme u. s. w. Und versuchte dennoch ein fremdes Schiff, ihnen zu folgen, um ihre verheimlichten Wege kennen zu lernen; so führten sie das fremde Schiff auf den ihnen bekannten Wassern absichtlich in die Irre, an feindliche Ufer, in Seichten; oder konnten sie sich nicht anders helfen, so ließen sie selbst ihr eignes Schiff stranden, um das nachfolgende in gleiches Unglück zu bringen. Natürlich gebrauchten sie dabei die Vorsicht, daß sie alle Kostbarkeiten zum Voraus in Sicherheit brachten, und retteten, was sich retten ließ; und kamen sie nach Hause, so ward ihnen der Verlust, den sie etwa erlitten hatten, auf öffentliche Kosten ersetzt. Durch diese Verheimlichung ihrer Meerreisen konnten sie es möglich machen, daß der Bernstein, jetzt ein Spielwerk der Kinder, nicht zu häufig in Griechenland ward, sondern selten genug blieb, um eine Kostbarkeit zu seyn. Daher ging aber auch mit dem Aufhören ihrer Meerfahrten alle Nachricht von den Zinninseln und dem Bernsteinstrome für die Alten verloren, und diese Erdgegenden mußten wieder ganz von neuem entdeckt werden.

Doch nicht bloß zu Wasser, auch zu Lande trieben die Phönizier Karawanenhandel nach Norden, Osten und Süden. Sie holten von den Gegenden des innern Landes nordwärts von Phönizien, aus Armenien, Eisen und Stahl, Pferde und Sklaven; von Osten aus Babylonien und Persien Leinwand und vielleicht auch Seide; und aus den Ländern in Süden kamen ihnen die gesuchtesten Kostbarkeiten. Hier ging ihr Handel an dem westlichen Gestade des arabischen Busens hin, und sie fanden hier in Arabien die so sehr gesuchten wohlriechenden Spezereien. Denn die Griechen und Römer, wie die Juden, mußten bei jeder gottesdienstlichen Feier opfern, und zu den Opfern gehörten nothwendig wohlriechende Spezereien, die auf den Altären verbrannt wurden. — Sie fanden dort einen Ueberfluß von Gold,

Zähne eines unbekannten Thieres, des Elephanten, aus denen sie Elfenbein schnitten. Zwar lebt der Elephant nicht in Arabien, und viele jener Spezereien wachsen nicht in diesem Lande: allein da die Phönizier öfter hier hinabzogen, Waaren zu holen, kamen bald benachbarte und entferntere Völker, und brachten die Schätze ihrer vaterländischen Gegenden. So führten östliche Völker vom persischen Busen und jenseit die Früchte Ostindiens den Phöniziern zu, ohne daß diese je Ostindien kennen lernten: besonders den Zimmt von der Insel Ceylon, Pfauen, Affen: die Phönizier indeß hielten dies alles, besonders den Zimmt, für arabische Erzeugnisse.

Da aber Karawanenhandel immer weitläuftig und schwierig ist; so wünschten die Phönizier, den arabischen Busen hinunter Meerhandel zu haben. Allein an dem nördlichen Ufer dieses Busens wohnte ein Volk, das selbst Handel trieb, die Edomiter oder Idumäer, und also neidisch und eifersüchtig die Phönizier so viel möglich einzuschränken suchte. Wie daher David dies Volk besiegte, und er sowohl als sein Sohn Salomo sich Bauleute von Tyrus ausbaten, benutzten dies die Phönizier sogleich, schlugen dem Salomo vor, da oben an der Spitze des rothen Meeres Schiffe zu bauen, gaben ihre Seekundigen Männer darauf, und schifften so den Busen hinab, und brachten jetzt alle jene Kostbarkeiten, die sie sonst mühsamer in Karawanen geholt hatten, reichlich auf einer Fahrt zurück. Doch bestand dieser Handel nicht lange: die Edomiter machten sich wieder unabhängig, und trieben selbst Handel. Die so gewonnenen Waaren führten die Phönizier nun durch die ganze Welt: England gebrauchte den Zimmt, ohne das Daseyn Ceylons zu ahnden; und Ceylon erhielt das Zinn, ohne von England zu wissen.

Endlich hatte der Zufall die Phönizier noch auf einige Entdeckungen geführt, welche sie kunstreich zu benutzen wußten, um in die Augen fallende glänzende Waaren zu liefern, welche ihnen gern und mit reichlichem Gewinn von rohen

sinnlichen Völkern abgekauft wurden. Diese Erfindungen sind das Glas und die Purpurfarbe. Auch sollen sie das kunstreiche Weben der Wolle erfunden haben.

Phönizische Kaufleute, erzählt man, welche Salpeter auf ihrem Schiffe führten, landeten nicht weit von Sidon am Flusse Belus, an dessen Ufern ein feiner Kiessand lag. Sie wollten sich hier Essen bereiten, und da es ihnen an großen Steinen fehlte, den Kessel über dem Feuer höher zu stellen: nahmen sie statt derselben von ihrer Schiffsladung große Stücke Salpeter, legten diese auf den Sand und setzten darauf ihre Kessel. Der Salpeter gerieth in Brand, zerschmolz, die flüssige Masse mischte sich mit der Asche und dem Kiessande, und als die Flamme erlosch, und die Flüssigkeit erkaltete und hart ward, zeigte sich ein schöner, durchsichtiger Stein, das Glas. Man wußte es indeß lange zu nichts weiterem zu gebrauchen, als zum Putz oder Zierrath, oder als Handelsartikel, um rohe sinnliche Völker zu täuschen, und kostbare Waaren dafür einzutauschen. Denn Fenster von Glas hatten die Häuser der Alten nicht, sondern bloß Vorhänge oder Falousien; ihre Trinkgefäße waren meist irdene Krüge und metallene Becher; auch ihre Spiegel waren von Metall. Die Decken und Wände der Zimmer dagegen schmückten sie mit Glas. — Nachher ging die Kunst des Glasmachens zu den Aegyptern über, die es durch Blasen bildeten, ihm auf einem Drehstuhle seine Gestalt gaben und es schneiden lernten. Um Christi Geburt und in den Jahrhunderten zunächst nachher erhielten die Römer fast all ihr Glas aus Aegypten.

Ein andermal weidete ein phönizischer Hirt seine Heerde, nicht weit vom Meerufer bei Tyrus. Sein Hund, der von ungefähr die Schaale einer Meerschnecke zerbissen hatte, kam mit einer hochroth gefärbten Schnauze zu ihm zurück. Der Hirt meinte, sein Hund habe sich verwundet, und wischte ihm das vermeinte Blut mit Wolle ab: aber zu seinem Erstaunen bekömmt die Wolle eine schöne hochrothe Farbe, und er findet keine Verwundung. Er zeigt die

Farbe, sie gefällt allgemein. Jetzt forschte er weiter nach, entdeckt, daß die vom Meere an die tyrische Küste ausgeworfenen Schnecken einen solchen schönen rothfärbenden Saft enthalten, sammelt mehrere, preßt den Saft aus, und färbt damit ein Kleid. Dieser tyrische Purpur wurde in Kurzem so berühmt, daß er im Alterthum für eine der größten Kostbarkeiten galt, und nur Könige und sehr reiche Leute ihn tragen konnten. (Lukas 16, 19.: Es war ein reicher Mann, der kleidete sich in Purpur.) Außer dem hochrothen Purpur erfand man auch den violetten, der ebenfalls sehr geschätzt wurde. Seit dem 6ten, 7ten Jahrhundert nach Christo verlor der Purpur sein Ansehen, und mit der Eroberung von Konstantinopel, wo er zuletzt noch einzig verfertiget wurde, ging 1453 die Kunst der Purpurfärberei ganz verloren. Nachher hat man zwar die Muscheln wieder entdeckt, woraus die Alten den Purpur machten; allein man hat nicht weiter darauf gedacht, sie zum Färben zu benutzen, seitdem man die Scharlachfarbe aus gedörrten Cochenillenwürmern kennt. (Der schöne Färbestoff dieser amerikanischen Wanzenartigen Thierchen kommt ohne Zweifel von dem Gewächs, aus welchem sie den Saft ziehen, und der in ihrem Leibe noch mehr geläutert und verfeinert wird. Eine ähnliche Wirkung hat der Genuß jeder Färberröthe auf den thierischen Körper; und man sollte überhaupt auf unsere einheimischen Insekten, die sich von Pflanzen nähren, in der Hinsicht aufmerksamer seyn: vielleicht, daß sich auch in diesen der färbende Stoff, den man fast in allen Pflanzen findet, veredelt und irgend eine schöne Farbe giebt. Eine einzige glückliche Entdeckung belohnt die Mühe von hundert vergeblichen Versuchen.)

Bei dem alten griechischen Dichter Homer, der 1000 Jahre vor Christi Geburt lebte, kömmt eine Erzählung vor, die uns zeigt, wie die Phönizier gewöhnlich ihren Handel trieben: Nach einer kleinen Insel bei Sicilien kamen Phönizier, der Seefahrt kundige aber schlaue Männer, welche im schwarzgefärbten Schiffe vielerlei Putzsachen und Spielereien

lereien mitbrachten. Auf dieser Insel diente in dem fürstlichen Palaste ein phönizisches Mädchen, schön gewachsen und geübt in künstlicher Arbeit. Als dies die Phönizier erfuhren, beredeten sie das Mädchen, das Haus ihres Herrn zu verlassen und ihnen nach Sidon zu folgen, wo die Häuser der reichen sidonischen Kaufleute alle prangten von Erz, wie an andern Orten nur fürstliche Paläste. Sie verabredete darauf mit ihnen, sobald das Schiff geladen wäre, ihr heimlich einen Wink zu geben, und sie werde dann kommen auch nicht mit leeren Händen. Die Männer indeß verweileten auf der Insel ein völliges Jahr, verkauften ihren Putz und Tand, und erhandelten dafür andere Waaren. Als das hohle geräumige Schiff vollbeladen war zur Heimfahrt, sandten die Sidonier einen listigen Mann in den Palast des Fürsten, der ein Halsband brachte von Gold, mit Elektron (Bernstein) besetzt. Während die Fürstin und alle Frauen des Hauses das reizende Kunstwerk rings betrachteten, und über den Preis handelten, winkte er dem phönizischen Mädchen. Diese nahm den kleinen Sohn des Fürsten, drei große Trinkgefäße von kostbarem Metall, und eilte mit einbrechender Nacht zum Ufer. Alle stiegen ein, und sechs Tage und Nächte durchsteuerten sie die Pfade des Meeres. Am siebenten starb das Mädchen; man warf ihren Leichnam in das Wasser, und den kleinen Jungen verkauften sie als Sklaven auf einer griechischen Insel. — Mit diesem Charakter der kunstreichen Erfindung, der kundigen Meerfahrt und der täuschenden Hinterlist werden die Phönizier mehremal bei diesem alten Griechen geschildert; und was kunstvoll gearbeitet ist, das haben Sidonier gemacht.

Von der weiten Ausbreitung ihres Handels aber finden wir merkwürdige Nachrichten bei den Propheten, besonders im Hesekiel Kap. 26, 27, 28, und im Jesaias Kap. 23; nur wissen wir nicht immer genau, welche Gegenden durch die dort stehenden Namen bezeichnet werden. Ich will hier nur die bekannten zusammenstellen: Du hältst dich für die Schönste aller Städte, o Tyrus! Deine Bau-

leute haben dich prachtvoll eingerichtet; der Libanon (Grenzgebirge im Osten) giebt dir seine Cedern zu Mastbäumen; Basan (Grenzland gegen Syrien) seine Eichen zu Rudern; und die Insel des vor dir liegenden Meeres ihr köstliches Holz. Deine Segel sind von gestickter Byssus (feiner Leinwand) aus Aegypten; deine Decken himmelblau und purpurn aus den Inseln Elisa (vielleicht Griechenland): alle Schiffe des Meeres und alle Schiffskundige Männer fand man bei dir, die trieben Handel in dir. Tarsis (Spanien) handelte mit dir durch die Fülle jegliches Gutes: mit Silber, Eisen, Zinn und Blei erfüllte es deine Märkte. Javan, Tubal und Mesech (Völker Kleinasiens) füllten deine Märkte mit Geschirren des Erzes und brachten dir Sklaven; und von Togarma (Armenien) kamen Pferde. Die Syrer haben bei dir geholet die Kunstwerke, die du gemacht hast; und haben Decken, Seide, Sammet und köstliche Steine auf deine Märkte gebracht; Juda und Israel (damals zwei Königreiche um 700) haben dir Weizen zugeführt, und Honig und Oel; Damaskus starken Wein und köstliche Wolle; Arabien Schaafe, Ziegen, köstliche Spezereien, Edelsteine und Gold. Aber die Schiffe von Tarsis (Luther hat falsch übersetzt Meerschiffe) waren die vornehmsten auf deinem Markte; sie erfüllten dich und machten dich gar prachtvoll, gelegen in dem Herzen der Wasser.

Doch verkündigten beide Propheten, Hesekiel und Jesaias, der reichen prachtvollen Stadt nahen Untergang: Klaget, ihr Schiffe von Tarsis! Daheim ist Verheerung! — Ist diese verwüstete Oede (so wird man sagen) jene Stolze, die in den Tagen der Urwelt ihren Anfang nahm, die so fernhin wanderte? — Aufs Meer streckt Gott den Arm, und Reiche beben; Verderben trifft, Gott will es, Phöniziens Städte: du, beraubtes Sidon, jauchzest nicht mehr! Klaget ihr Tarsisschiffe; eure Veste, Tyrus wird zerstört. — Dieses Unglück, welches die Propheten wahrscheinlich daraus schlossen, weil im Osten von Tyrus so

mächtige Staaten sich bildeten, und weil Tyrus, als eine reiche Handelsstadt, habsüchtige Eroberer am ersten reizen mußte, traf diese Gegend auch nur zu bald. Nebukadnezar, der kriegerische König von Babel, zog gegen Sidon und Tyrus: Sidon eroberte er leicht; Tyrus aber mußte er 13 Jahre lang belagern, so tapfer vertheidigten die Einwohner ihre Stadt. Und als er endlich in die Stadt eindrang, fand er nur leere Gebäude und wenig Menschen; denn die meisten hatten sich auf eine kleine vor der Küste liegende Insel geflüchtet. Nebukadnezar ließ indeß auch die wenigen zurückgebliebenen Einwohner tödten, und die Stadt zerstören. Dagegen baueten sich die Geflüchteten auf der Insel Tyrus an: diese erhob sich bald mit der Pracht der alten Landstadt, und ward jetzt statt dieser der Hauptsitz des Welthandels. — Sie erhielt sich noch beinahe 300 Jahre. Da kam ein anderer Eroberer, Alexander der Große, König von Macedonien, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als die ganze bekannte Welt zu unterjochen. Es läßt sich also leicht denken, daß er bei der berühmten reichen Handelsstadt Tyrus nicht vorübergegangen seyn wird. Die Tyrier schickten ihm Geld und Lebensmittel entgegen; doch versagten sie ihm den Einzug in ihre Stadt. Das brachte den stolzen Krieger auf, und er beschloß, sich den Eingang mit Gewalt zu öffnen. Die Stadt lag eine Viertelmeile vom vesten Lande ab, auf einer Insel, und hatte eine sehr hohe Mauer. Alexander ließ daher durch das Meer einen Damm, 200 Fuß breit, aufführen, wozu er besonders die Trümmer des alten Tyrus benutzte, und zu ihrem Erstaunen sahen die Tyrier den Damm der Stadt immer näher kommen. Fast schon war er fertig, als ein gewaltiger Sturm einen großen Theil des ins Meer geworfenen Schuttes fortführte. Alexander ließ sich dadurch nicht schrecken: mit verdoppelter Thätigkeit ward die Arbeit von neuem angefangen, eine Flotte schützte die macedonischen Arbeiter gegen die Angriffe der Phönizier, besonders gegen die Taucher derselben, und bald erreichte der Damm die Insel.

600 vor Christo.

333 vor Christo.

Jetzt fing die eigentliche Belagerung der Stadt an, und mit solcher Wuth, daß die Mauer bald einstürzte. Doch eine neue und weit stärkere war schon von den Tyriern, innerhalb der ersten, aufgeführt. Auch diese wurde eingestoßen, Alexanders Soldaten drangen in die Stadt: aber die Tyrier vertheidigten sich mit solcher List und Tapferkeit, daß jene wieder zurück mußten, die Oeffnung in der Mauer ward schnell ausgebessert, und bei neuen Angriffen umschlangen die Tyrier ihre Feinde mit Netzen, bestreueten sie die Kämpfenden über und über mit glühendem Sande, so daß jetzt Alexander selbst auf Rückzug dachte. Noch einen letzten Versuch wollte er wagen: er umschloß mit seiner Flotte die ganze Stadt, und ließ sie von allen Seiten bestürmen. Indeß hätte er vielleicht auch noch jetzt nicht die Stadt erobert, wenn nicht thörichter Aberglaube an die Wahrheit eines Traumes, daß einer ihrer Götter Tyrus verlassen wolle, die Einwohner feige gemacht hätte. So drang Alexander endlich nach einer 7monatlichen Belagerung in die Stadt ein, und war so erbittert über diesen Verzug seiner Weltreise, daß er die Stadt verbrannte, 2000 Gefangene kreuzigen ließ, und 30,000 als Sklaven verkaufte. — Zwar ließ er hernach hier wieder Häuser aufführen und versammelte aus den umherliegenden Gegenden Anbauer; aber Tyrus erlangte nie seinen Ruhm wieder: es blieb ein kleines Städtchen, doch nicht ohne Manufakturen und Fabriken. — Dagegen legte Alexander in Aegypten oben an der westlichen Nilmündung eine neue Stadt an, die er nach seinem Namen Alexandrien nannte: diese ward von jetzt an der Hauptsitz des Welthandels, und diente besonders zum Stapelort der Waaren des südöstlichen Asiens nach Europa, und der europäischen Waaren nach Asien. Man brachte sie von Indien, Persien, Arabien den arabischen Busen hinauf, schiffte dann durch die Kanäle in den Nil und so ins Mittelmeer. Die Kanäle aber wollten nicht Wasser halten, sie verstopften sich immer bald wieder, daher man es vorzog, an einer Gegend des Ufers zu landen, die dem Nil am nächsten lag,

und von da die Waaren eine Strecke von einigen Meilen über Land bis in den Nil zu führen. Auf diesem Wege zum Theil erhielten die Europäer Ostindiens Gewürze, Persiens Seide, Arabiens Spezereien bis zum Jahre 1498, wo man entdeckte, daß Afrika unten ein Ende habe, daß man da herumschiffen, und so, ohne aus- und wieder einladen zu dürfen, ganz zu Wasser nach Ostindien fahren könne. Jenen Handel über Aegypten trieben besonders die Venetianer und Genueser: so wie sie auch die auf einem andern Wege vom persischen Meerbusen aus den Euphrat hinauf, und wo dieser sich am weitesten gegen Westen beugt, von da zu Lande durch Syrien bis ans Mittelmeer gebrachten Waaren hier abholten. Allein seit der Seeweg nach Ostindien durch die Portugiesen entdeckt war, mußte dieser Handel der Italiener aufhören.

17.

Allgemeine Uebersicht der Reiche, welche einen beträchtlichen Theil der Erde beherrscht haben.

Ich habe im Vorigen schon einigemal große Eroberer genannt, welche die Königreiche Juda und Israel vernichtet, Tyrus und Sidon erobert und zerstört haben. Denn nicht alle Völker lebten in solcher geduldigen Abgeschiedenheit, wie die Aegypter bei ihrem Obelisken- und Pyramidenbau; wenige liebten die friedliche kunstreiche Beschäftigung des Handels und der Meerfahrten, wie die Phönizier und Griechen; nicht alle waren und blieben so ohnmächtig, wie der Staat der Juden. Ostwärts von diesen, den Euphrat und Tigris hinauf, zwischen dem persischen Busen und dem kaspischen See, bildeten sich schon in frühen Jahrhunderten mächtige weit ausgebreitete Reiche, die einen beträchtlichen Theil

der damals bekannten Länder unterjochten. Der Hauptsitz dieser Reiche war Babylon und die umliegende Gegend.

etwa um 2000 vor Chr. Die älteste dieser großen Herrschaften war die

Assyrische,

welche ein Ninus und eine Semiramis, man weiß nicht genau wann, gestiftet haben sollen, und von denen viele Fabeln erzählt werden. Dieses große assyrische Reich in Oberasien, das ist in Asien ostwärts vom Euphrat, fällt
888 durch einen weichlichen Fürsten, Sardanapal, um 888, und es entstehen daraus drei Reiche:

das Neuassyrische, Babylonische, Medische.

Ein König dieses Neuassyriens ist der Salmanassar,
720 der um 720 vor Christo dem Königreich Israel ein Ende macht, die Israeliten (unter denen auch Tobias ist) nach den Gegenden des Euphrat und Tigris verpflanzt, und fremde Völker von Osten nach Israel führt. Doch wird dies neuassyrische Reich am ersten wieder vernichtet: die beiden andern Staaten unterjochen und theilen es, noch vor
600 600, und besonders erhebt sich Babylon unter Nebukadnezar zu einem großen und mächtigen Reiche. Dieser Nebukadnezar eroberte alles Land Asiens westwärts vom Euphrat, zerstörte Sidon und Tyrus, verheerete Palästina, eroberte Jerusalem und führte die noch übrigen Juden in die babylonische Gefangenschaft, zog nach Aegypten und plünderte wenigstens dies Land. Doch mit seinem Tode sank
bald nach 600 das große Reich, und Medien ward auf eben so kurze Zeit das herrschende Land in Asien. —

Diesem entriß die Herrschaft Cyrus, der Perser,
555 vor Chr. um 555 vor Christo, und gründete

die große persische Monarchie,

die sich gegen Osten bis jenseit des Flusses Indus, und

nordwestwärts in Europa hinein, bis über die Donau hinauf erstreckte.

Während der Zeit hatten sich in Europa zwei mächtige Staaten gebildet, der Staat der *Griechen* in der heutigen Türkei, und der Staat der *Römer* in Italien. Die Griechen hatten seit 500 vor Chr. fast immerwährende Kriege mit den Persern unter den Nachfolgern des Cyrus. Sie waren in kleine Königreiche und Republiken getheilt; indessen, wenn es gegen die Perser ging, hielten sie anfangs treu zusammen. Mit der Zeit wurden sie aber auch unter sich uneins, und vermuthlich hätten die Perser sie zuletzt noch überwunden, wäre nicht der berühmte *Alexander der Große* aufgetreten.

Alexander war König in einem kleinen Reiche, welches nordwärts an Griechenland gränzte und *Macedonien* hieß, jetzt ein Theil der europäischen Türkei. Schon sein Vater Philipp hatte durch List und ein geübtes Kriegsheer die Griechen dahin gebracht, sich ihm zu unterwerfen; und Alexander hatte sie in dieser Unterwürfigkeit erhalten, daß sie ihm sogar zum Kriege gegen die Perser ihre Armee anvertrauen mußten. Der persische König, welcher damals herrschte, hieß *Darius*. Dieser hatte unzählig viel Volk; aber ungeordnete Schaaren, die ihm nur gezwungen folgten. Er selbst war kein böser, aber doch ein weichlicher König, der überall seine Weiber mit im Kriege herumführte, und dessen Feldherren, Hauptleute und Soldaten thaten wie ihr König. Alexander dagegen hatte nichts als seine getreuen Soldaten, geübte Krieger, in eisernen Waffen. Kein Wunder also, daß er, so klein sein Heer auch war, überall siegte. Ganz Kleinasien eroberte er, zerstörte Tyrus, durchzog Palästina, erbauete in Aegypten Alexandrien, und drang über den Euphrat und Tigris durch Persien bis in Indien vor. So bildete er

das Griechisch-Macedonische Reich, 333 vor Christo.

das vom adriatischen Meer bis zum Indus, von der Do-

nau, dem schwarzen und kaspischen See bis zur Südgränze
323 Aegyptens und zum persischen Meerbusen reichte. Doch Alexander starb als 33jähriger Jüngling; und da er keinen Nachfolger bestimmt hatte, theilten sich seine Feldherren in seine Eroberungen, und es entstanden aus seinem großen Reiche 8 kleinere.

Während dieser Eroberungen Alexanders im Osten hatte ein anfangs sehr kleiner Völkerstamm in Italien, die Römer, durch kriegerische Tapferkeit die ganze Halbinsel sich unterworfen. Seit dem Jahre 400 vor Christo verbreitete sich ihr Ruhm auch außerhalb Italien; wohin sie ihre Waffen wandten, da siegten sie: nichts konnte ihrem wilden Kriegsmuthe widerstehen. So wurden sie in einem Zeitraum von 300 Jahren Herren fast aller der Reiche, die sich aus Alexanders Eroberungen geschieden hatten; und außer diesen gehorchten ihnen noch mehrere andere Länder in Süden, Westen und Norden, welche die Griechen und Alexander noch gar nicht gekannt hatten.

um Christi Geburt.

Das römische Weltreich

erstreckte sich um die Zeit, da Christus geboren wurde, vor 1800 Jahren, vom westlichen Ocean, von Portugal an, queer durch Europa hin, durch Kleinasien bis an die Quellen des Euphrat und Tigris; nordwärts bis in England hinein, bis an den Rhein und die Donau; im Süden über die ganze Nordküste Afrika's über ganz Aegypten, über einen kleinen Theil Arabiens, über Palästina, Phönizien, Syrien. — Dieses ungeheuere Reich stand einige hundert Jahre unter Herrschern, die den Beinamen Cäsar hatten, woraus man nachher den Titel Kaiser gemacht hat. Doch waren seit 200 nach Chr. die meisten dieser Kaiser schlechte Regenten, das Reich verfiel; und da zugleich von Osten aus Asien und von Norden aus Deutschland kriegerische Horden einfielen, konnte ein Kaiser das große Reich in allen Theilen nicht mehr schützen; es wurde also um

400 nach Christo in zwei Reiche getheilt. Ein Kaiser setzte sich in Konstantinopel, und wurde Herr der morgenländischen Provinzen; Einer blieb in Rom, und regierte die abendländischen. Die Kaiser des Abendlandes konnten sich aber nicht lange halten; denn nach Italien ging der Hauptzug der deutschen Völker. Ehe daher 100 Jahre vergangen waren, 476 bereits, wurde das abendländische römische Kaiserthum zerstört, und der Kaisertitel hörte hier auf. Deutsche besetzten Italien, und bekriegten sich untereinander.

395 nach Christo.

476

Ein deutscher König, Karl der Große, aus dem Volke der Franken, eroberte einen großen Theil dieses ehemaligen weströmischen Kaiserthums, und erneuerte daher 800 den seit 324 Jahren hier erloschenen Titel eines römischen Kaisers, welchen die Oberhäupter des deutschen Reiches bis 1806 geführt haben. Denn auch über Rom hatte Karl Hoheitsrechte, wo sich nachher die römischen Bischöfe unter dem Namen der Päbste zu unabhängigen Herren gemacht haben. Karl wohnte zuletzt gewöhnlich in Aachen.

Karl des Großen Fränkisches Reich

800 nach Christo.

ging von der Tiber bei Rom bis zur Eider, die Deutschland und Dännemark scheidet, und vom Ebro, dem großen Fluß Spaniens, der ins mittelländische Meer ausfließt, bis an die Raab, einen bedeutenden Fluß Ungarns und an die Prene in Pommern. Nach Karls Tode (814) zerfiel das Reich.

Zu gleicher Zeit mit dem großen fränkischen Reiche bestand

das große Reich der Araber,

welches sie in nicht 200 Jahren seit Mahomeds Flucht (622) erobert hatten. Sie herrschten über Spanien und

Portugal, über ganz Nordafrika, Sicilien, Malta, Aegypten, über das ganze südwestliche Asien, also über Palästina, über alle Länder am Euphrat und noch jenseit desselben. Ein großer Theil der Asiaten bekannte sich nach und nach zu ihrer Religion, der mahomedanischen, und unter diesen sind am wichtigsten geworden die Türken. Diese wurden selbst Eroberer, verdrängten die Araber aus einem Theil ihrer Besitzungen, eroberten besonders Jerusalem, mißhandelten die christlichen Pilgrimme aus Europa, welche hieher kamen, um auf den Plätzen zu beten, wo Christus gelebt und gelitten hatte, und veranlaßten dadurch die Kreuzzüge.
1055 — 1250. Anderthalb hundert Jahre lang, von 1055 bis 1250, machten die europäischen Fürsten wiederholte Versuche, die ungläubigen Mahomedaner aus Palästina zu vertreiben: aber obgleich sie Jerusalem selbst eroberten, mußten sie doch endlich nach einem Verluste von vielen 100,000 Menschen alle Gedanken an die Behauptung des heiligen Grabes aufgeben. Die Türken dagegen drangen in Kleinasien vor,
1453 gingen endlich nach Europa über, und eroberten 1453 auch die Hauptstadt des morgenländischen oder griechischen Kaiserthums, Konstantinopel, welche seit dieser Zeit die Hauptstadt des großen türkischen Reiches ward. So war auch der zweite Theil des großen römischen Weltreiches, doch beinahe 1000 Jahre später als das weströmische, vernichtet.

Nach der Zertrümmerung des fränkischen Reiches war Europa lange in viele kleine Staaten getheilt. Der erste ausgezeichnete mächtige Staat bildete sich durch Vereinigung Spaniens und Oesterreichs unter Karl
1520 dem 5ten, um 1520, und wurde zugleich der reichste Staat, da Kolumbus das Goldreiche Amerika 1492 für Spanien entdeckt hatte. — Doch hielt sich dieses Reich nicht lange auf seiner Höhe: es sank durch die Schuld seiner grausamen und schwachen Könige; und Frankreich
1650 ward unter Ludwig dem 14ten von 1650 — 1700 der vorherrschende Staat in Europa, nach dessen Willen man

sich fügte, und wenn man es nicht gutwillig that, durch dessen stets fertigstehende Armeen sich zu fügen gezwungen wurde. Seit 1700 sank Frankreichs Ansehen, und 1700
fast das ganze 18te Jahrhundert hindurch haben fünf europäische Staaten, England, Frankreich, Rußland, Oesterreich und Preußen wetteifernd neben einander bestanden, ohne daß einer eine hervorragende Uebermacht gewonnen hätte.

Jetzt ist das größte Reich der Erde das Russische. Es enthält mit mehr als 57 Mill. Einwohnern über 351,000 Quadrat-Meilen, und reicht von der Ostsee durch das ganze nördliche Asien bis an die Westküste von Amerika. Doch ist es darum nicht so ein übermächtiger Staat, wie Alexanders Monarchie, das römische Weltreich und Karls des Großen Herrschaft waren. Drohender erhob sich Frankreichs Herrschergewalt unter dem Kaiser Napoleon. Er hatte bereits mehrere sonst unabhängige Staaten (Savoien, Genua, Parma, Theile von Toskana, den Kirchenstaat, Holland und mehrere Theile von Deutschland) mit Frankreich vereiniget; mehreren benachbarten Reichen hatte er Könige gegeben (Italien, Neapel, Westphalen, Spanien): und andere (Polen, Baiern, Würtemberg, Baden, Sachsen und die meisten deutschen Fürsten) mußten sich seinem Willen fügen, dem er durch ein Heer von 400,000 Bewaffneten Nachdruck zu geben wußte. Vergebens hatten Oesterreich, Preußen und selbst Rußland sich ihm zu widersetzen gesucht; Preußens Staatskräfte schienen geschwächt; der russische Kaiser wurde auf eine Zeitlang für Frankreichs Politik gewonnen, und Oesterreich durch Heirath mit Napoleon verbunden. Die spanische Nation allein kämpfte noch, von ihrem Eifer für Selbstständigkeit und Religion angetrieben; und Englands zahlreiche und mächtige Flotten beschränkten Frankreich von der Meerseite. Zu Lande indeß, meinte der Sieggewohnte Kaiser Frankreichs, könnte ihm nichts widerstehen, und er hoffte die Engländer zur See zu besiegen, wenn er sie ganz

vom vesten Lande ausschlösse. Preußen, Dänemark, Schweden, Rußland sollten alle ihre Häfen den Engländern sperren; alle sollten einzig dem Willen Napoleons dienstbar seyn, und aller Länder und Völker Kraft wollte er einzig aufbieten, eine ungeheure Kriegsmacht zusammenzubringen. Seine Herrschsucht beleidigte, seine Lieblosigkeit, seine einzwängende Gewaltthätigkeit, sein Uebermuth reizte den Haß aller Völker Europa's gegen ihn. Moskwa's Brand 1812 trieb ihn aus Rußland, der Winter vernichtete sein furchtbares Heer, Preußen erhob sich gegen ihn, Oesterreich folgte, die ewig denkwürdige Schlacht bei Leipzig 1813 befreiete Deutschland, und die Menschenrechte und Menschenkräfte unterdrückende militärische Herrschergewalt Frankreichs, die ganz Europa bedrohete, ist gebrochen. Möge nun England auch freien Handel den Nationen auf dem Meere gestatten! Die kaum gedämpften Unruhen in Spanien, Portugal und vorzüglich die Erhebung der Griechen gegen die Türken bedrohen das kaum beruhigte Europa mit neuen Erschütterungen, während in Amerika sich die alten Kolonieen Spaniens und Portugals von ihren Mutterländern losgerissen und neue unabhängige Staaten gegründet haben.

18.

Semiramis. Sardanapal.

Als einer der ältesten Könige Assyriens wird Belus genannt, der Babylon oder Babel erbaut haben soll. Er hatte einen Sohn, der hieß Ninus. Muthig und glücklich wie sein Vater, setzte er die von jenem angefangenen Eroberungen fort, weit hinaus gegen den Aufgang der Sonne und gegen Mittag. Nach seiner Zurückkunft bauete er eine Stadt, die er nach seinem Namen Ninive nannte, wo nachher Jonas hingeschickt wurde, Buße zu predigen. So-

bald der Bau geendiget war, fing er seine Eroberungen wieder an, und drang noch weiter vor in die Länder gegen Aufgang der Sonne (Osten), zu einer Stadt, mit Namen Baktra. Hier lernte er eine schöne und kluge Frau kennen, die Semiramis hieß, und mit einem seiner Hofbedienten verheirathet war. Die Sage erzählte, sie sey die Tochter einer Göttin gewesen, und in ihrer Jugend von Tauben gespeist worden. Diese Frau gab ihm einen Anschlag, wie er die Stadt, deren Belagerung ihn aufhielt, bezwingen könnte. Der Anschlag gelang; und die Freude über den Sieg und die Schönheit der Semiramis rissen den König dermaßen hin, daß er sie heirathete. Ninus starb und hinterließ einen Sohn, Ninyas.

Semiramis war ein Weib mit männlicher Seele. Sie hatte ungern ihrem Manne gehorcht, und sollte sich nun von ihrem Sohne gebieten lassen. Das wollte sie nicht; und doch konnte sie nicht hoffen, daß ihr muthiges kriegerisches Volk einem Weibe sich unterwerfen würde. Indeß fand sie unter den Freunden ihres Mannes einige Vertraute, mit welchen sie verabredete, sich für den Ninyas auszugeben. Sie war so groß, wie er, hatte beinahe den Wuchs, das Gesicht und die männliche Stimme des Ninyas. Und um das Volk noch leichter zu hintergehen, führte sie eine Tracht ein, welche die Arme, Füsse, Brust und Haare bedeckte, wie sie noch jetzt in den meisten Morgenländern gewöhnlich ist. In dieser Tracht wurde sie dem Volke statt des Ninyas vorgestellt. Den Jüngling versteckte man unter die Weiber und Mädchen, wo er sich ganz wohl befand, und das Volk gehorchte ihr, wie zuvor ihrem Gemahl. — Das erste, was sie that, war die Herstellung und Auszierung von Babylon. Es ist unglaublich, was man alles von der Pracht dieser Stadt erzählt.

um 2000 vor Christo.

Sie war viereckt, hatte auf jeder Seite 25 Thore, die nach lauter geraden Straßen führten. Die Mauern waren hoch, wie unsere Kirchthürme, und so breit, daß 16 Reiter bequem neben einander auf derselben reiten konn-

ten. Mitten durch die Stadt floß der Euphrat, dessen Ufer ebenfalls mit einer hohen Mauer auf jeder Seite eingefaßt waren. Auch durch diese Mauer gingen 25 prächtige Thore nach dem Fluß hinunter, und über dem Fluß war eine Brücke mit zween schönen Palästen an jedem Ende. Jeder dieser Paläste hatte auf hochgewölbten Terrassen, die mit Erde bedeckt waren, Gärten, die in der Luft zu hangen schienen; daher man häufig von den schwebenden Gärten der Semiramis als von einem Wunder der Welt spricht.

Nachdem sie den Bau angeordnet, reiste sie in ihrem Lande umher, und verschaffte auch anderen Städten die nöthigen Bequemlichkeiten und schmückenden Glanz. Zugleich suchte sie die Gemüther des Volks zu erforschen: und da sie alle sich geneigt fand, trat sie endlich in einer großen Volksversammlung auf, und entdeckte, daß sie die Wittwe des vorigen Königes, und nicht dessen Sohn Ninyas sey. Ihr liebt mich, sprach sie, und verehrt mich. Wenn der Name das macht; so wißt ihr nun, daß ich nicht Ninyas heiße, sondern Semiramis. Macht es das Geschlecht; so wißt ihr, daß ich kein Mann, sondern ein Weib bin. Machen es aber die Thaten; so bin ich es immer, die sie gethan hat, ich mag heißen und seyn, wer ich will! — Diejenigen, die um das Geheimniß nicht wußten, erstaunten; aber sie fühlten ihren großen Werth: und alle riefen sie einmüthig zur Königin aus. Von der Zeit an verhehlte sie nicht mehr ihr Geschlecht; aber ihr Volk blieb ihr nicht weniger treu. Einst saß sie eben und ließ sich die Haare flechten, als man ihr anzeigte, es sey ein gefährlicher Aufruhr ausgebrochen. Mit dem herabfliegenden Haar stürzte sie unter die Aufrührer, gebot Stille und alles gehorchte. Zum Andenken an diesen fast bloß durch ihre Gegenwart gestillten Aufruhr errichtete man ihr eine Statue, in der Stellung und mit dem herabfliegenden Haar, wie sie sich den Aufrührern gezeigt hatte.

Noch vermehrte Semiramis ihr Ansehen durch Erobe-

rungen. Nachdem sie Land im Süden unterjocht hatte, zog sie gegen Indien. Glücklich kam sie über den Gränzfluß, den Indus, und war schon tiefer ins Land eingedrungen, als sich plötzlich ein großes indianisches Heer ihr entgegenstellte, vor dem eine Reihe von Elephanten stand, die nicht allein auf ihren Rücken ganze Thürme voll Krieger trugen, sondern auch mit ihren Rüsseln und mit ihren Füßen Alles zerschlugen, was sie erreichen konnten, und vor deren Anblick die Pferde scheu wurden. Semiramis, um den Feinden etwas Aehnliches entgegenzustellen, ließ eine Menge großer Büffel todtschlagen, die Häute derselben so zubereiten, daß sie Elephantenartig aussahen, und bedeckte damit mehrere tausend Kameele, auf denen gewaffnete Männer saßen. Anfangs erschracken die Indianer: da sie aber durch einen Ueberläufer erfuhren, daß es keine wirklichen Elephanten seyen, griffen sie tapfer an, die Kameele wurden scheu, und stürzten sich auf das eigene Heer. Semiramis und ihr Volk floh; Unzählige verloren ihr Leben; und Semiramis, selbst verwundet, entrann nur mit einem geringen Haufen über den Indus. Bald darauf starb sie, nachdem sie noch bei ihrem Leben die Regierung dem Ninyas übergeben hatte.

Dieser hatte seine ganze Jugend unter den Weibern und in den Vergnügungen des üppigen Hofes hingebracht: seine Seele war entmannt. Er verschloß sich in seinen Palast, und schämte sich so sehr vor Männern, daß er sich ihnen kaum zeigen mochte. Seine Nachkommen machten es eben so; daher man ihre Namen nicht einmal kennt. Der letzte dieses Stammes wurde nur durch sein Unglück berüchtiget. Er hieß Sardanapal, und regierte um 888 888. vor Christo.
vor Christi Geburt. Wollüstiger und weichlicher als er hat noch niemals ein König auf einem Throne gesessen. Er überließ das Reich seinen Dienern, und jedem, wer es wollte, verbrachte den ganzen Tag in Gesellschaft von Mädchen, unter denen er geschminkt und geputzt saß, mit denen er spielte und Wolle spann. In diesem weibischen Auf-

zuge sah ihn eines Tages einer seiner Feldherren, Namens Arbaces. Dieser erzählte es den Soldaten, und stellte sich mit zween Mitverschworenen an die Spitze der Unzufriedenen. Das ganze Land fiel von dem Könige ab. Wie er den Aufruhr hörte, verkroch er sich anfangs in seinem Palast: nach und nach indeß ermannte er sich, zog Truppen zusammen, und schlug die Aufrührer. Diese aber bekamen Hülfe, und er wurde besiegt. Er floh in die Stadt Ninive, die ihm unüberwindlich schien. Doch der Fluß Tigris, an dem sie erbauet war, riß in einer Ueberschwemmung einen großen Theil der Stadtmauer fort, und Sardanapal verlor alle Hoffnung zu entkommen. Jetzt durch Angst zur Verzweiflung gebracht ließ er einen hohen Scheiterhaufen aufrichten, und stürzte sich mit seinen Weibern und allen seinen Kostbarkeiten in die Flammen, die auch den prächtigen Königspalast verzehrten.

Die drei Verschwornen theilten sich in das Reich und es entstanden das neuassyrische, babylonische und medische Reich. Dies letzte ordnete zuerst der oben er-
700 wähnte Dejoces, ums Jahr 700 vor Christo, den man seiner Weisheit und Gerechtigkeit wegen zum König erwählte. Er erfuhr bald, wie groß der Unterschied zwischen der Regierung eines kleinen Dorfes und eines großen Landes sey. So leutselig und offen er vordem gegen seine Mitbürger gewesen war, so geheim und ernst wurde er nun. Er ließ Ekbatana, die Hauptstadt Mediens, etwas südlich vom kaspischen See, erweitern und sich einen Palast bauen, in welchem er sich verschloß. Niemand durfte sich ihm nahen, als seine Vertrautesten, und auch diese mußten immer mit einer knechtischen Ehrfurcht vor ihm stehen, ohne jemals husten oder lachen zu dürfen. Alle Vorträge und Bitten der Unterthanen mußten erst durch die dritte Hand zu ihm kommen und seine Rechtssprüche und Entscheidungen kamen auf eben dem Wege erst wieder zu den Unterthanen. Doch blieben ihm die Meder treu und gehorsam bis an seinen Tod. Ihm folgten nach und nach sein Sohn, Enkels

und Urenkel. Dieser hieß Astyaches, und wurde durch seine Tochter, die an einen Perser verheirathet war, Großvater des berühmten Cyrus, des Stifters der großen persischen Monarchie, um 555 vor Christo.

19.

Cyrus. Krösus. Solon.

Wie ihr in dem vorigen Abschnitte Manches gelesen habt, was wahrscheinlich die späteren Nachkommen den berühmten Namen ihrer Vorfahren angedichtet haben: so findet man besonders, daß gewöhnlich die Jugendgeschichte merkwürdiger Männer mit mancherlei Fabeln ausgeschmückt ist, bei denen es schwer wird, zu entscheiden, wie viel oder wie wenig daran wahr seyn mag.

Astyages, der eben genannte König von Medien, träumte einmal, seine Tochter Mandane gösse so viel Wasser auf die Erde, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Er legte seinen Traumdeutern, die man hier wie in Aegypten sehr hoch schätzte, den Traum vor, und sie deuteten ihn so: es solle von Mandanen einst ein Sohn geboren werden, der ganz Asien beherrschen werde. Astyages erschrack darüber so sehr, daß er seine Tochter nach der kleinen unbedeutenden Landschaft Persis schickte, und sie dort an einen gemeinen Perser verheirathete. Sie gebar einen Sohn, den sie Cyrus nannte. Kaum hatte der König dies erfahren; so ließ er das Kind vor sich bringen, und gab es einem seiner Hofleute, Harpagus, mit dem Befehl, es zu tödten. Der Mann hatte Mitleiden mit dem Kinde; anstatt es zu tödten, gab er es einem Hirten, um es irgendwohin in einen Wald zu legen, und da seinem Schicksale zu überlassen. Der Hirt brachte es seiner Frau. Diese hatte gerade ihr Kind verloren, und nahm mitleidig den kleinen Knaben als ihr eigenes Kind. Cyrus wuchs

heran und wurde schön und stark. An einem Tage, als er mit anderen Kindern spielte, wählten ihn die zu ihrem Könige. Eins von den Kindern wollte ihm nicht gehorchen, und Cyrus, als König, ließ ihm Schläge geben. Der Knabe lief zu seinem Vater, und der Vater, ein vornehmer angesehener Mann, forderte vom Könige, den Hirtenknaben Cyrus zu bestrafen. Der König ließ ihn kommen. Cyrus stand unerschrocken vor ihm, und sagte mit Freimüthigkeit: er sey von den Knaben im Spiel zum Könige erwählt worden, und habe sich seines Rechtes bedient. Der Muth des Knaben, sein Stolz und einige Züge, die den Astyages an seine Tochter erinnerten, machten den König aufmerksam. Er erkundigte sich bei dem Hirten: der gestand Alles. Doch hatte Astyages den Knaben lieb gewonnen, und schickte ihn seiner Tochter nach Persien; an dem Hofmann aber, welcher den Befehl, das Kind zu tödten, nicht vollzogen hatte, nahm er eine blutige Rache. Er ließ des Harpagus Kinder tödten, zerhauen und einige Stücke davon kochen, die er dem Vater zu essen gab. Nach der Mahlzeit entdeckte er dem Hofmanne, was er gegessen habe, und sagte ihm dabei: dies sey die Strafe seines Ungehorsams. Der beleidigte Vater verbarg seine Wuth, und schwieg; aber er wartete nur auf eine schickliche Gelegenheit, sich zu rächen.

Den Astyages beruhigten indeß die Traumdeuter durch die Erklärung: sein Traum sey erfüllt, dadurch, daß Cyrus von den Knaben zum Könige erwählt worden; und nach einigen Jahren ließ der Großvater ihn mit der Mandane nach Medien kommen. Der junge Cyrus, in der strengen kriegerischen Lebensweise der Perser auferzogen, konnte sich des Lachens kaum enthalten, als er an dem Hofe des Astyages Alles so weibisch geputzt sah. Astyages saß auf einem prächtigen Thron; seine Backen, Lippen und Stirne waren gemalt, Augenbraunen und Haare gefärbt; er hatte goldene Ketten um den Hals, Armbänder an den Händen. Cyrus sprang, wie er in das Zimmer trat, auf den geputz-

ten Alten zu, fiel ihm um den Hals, und rief: O was ich für einen schönen Großvater habe! Seine Mutter fragte ihn lächelnd: ob er denn schöner wäre, als sein Vater? Unter den Persern, antwortete Cyrus, ist mein Vater der schönste; aber unter den Medern habe ich keinen gesehen, der so schön wäre, als mein Großvater. — Dem Alten gefiel die Antwort. Er beschenkte den Knaben reichlich, und bei Tische mußte Cyrus immer neben ihm sitzen. Dem Cyrus, der an die Mäßigkeit der Perser gewöhnt war, dünkte es sonderbar, daß man so vielerlei Speisen auftrug. Er sah lange zu. Endlich sagte er zu dem alten Könige: Aber lieber Großvater! du hast doch schrecklich viel Mühe, satt zu werden, wenn du von dem Allen essen mußt. Astyages lachte, und sprach: Glaubst du denn, daß dies hier nicht viel besser sey, als eure persischen Mahlzeiten? Ich weiß nicht, antwortete Cyrus, aber wir werden viel geschwinder und leichter satt, als ihr. Uns ist Brod und Fleisch genug, um satt zu werden: ihr aber, ach! was braucht ihr für Arbeiten und Umschweife, bis ihr so weit kommt. — Mit Erlaubniß des Alten vertheilte er darauf von den Speisen unter die Diener; nur dem Mundschenken Sakas gab er nichts. Der König, welcher den Sakas liebte, fragte den Cyrus im Scherz: warum giebst du denn diesem nichts, den ich doch so lieb habe? — Und warum hast du ihn lieb? fragte Cyrus. Siehst du nicht, antwortete der König, wie schön er den Wein eingießt, und kostet, und mir zureicht? — O, rief Cyrus, das kann ich so gut, als er, und noch besser; denn ich will dir den Becher nicht halb austrinken, wie er. Darauf nahm er den Becher, goß aus der Schaale Wein ein a), und reichte ihn dem Könige.

a) An Glas-Flaschen und Trink-Gläser ist in dieser Zeit nicht zu denken. Becher, aus denen man trank, und größere Schaalen, aus denen man den Wein in die Becher goß, waren von Metall, und gewöhnlich kostbar gearbeitet.

Aber, sprach der Alte, du mußt auch den Wein erst kosten. Das laß ich wohl, rief der Kleine; denn ich weiß, es ist Gift darin. Ich habe das neulich wohl bei deinem Gastmahl gesehen. — Wie das? rief der Alte. — Wißt ihr nicht mehr, wie ihr von Verstand und Sinnen kamet, so bald er euch zu trinken gegeben hatte? Was war das für ein Lärm! Wie habt ihr durch einander geschrieen und gelacht! Die Sänger schrieen sich die Kehlen heiser; kein Mensch verstand sie; und doch rieft ihr alle: Wunder! So lange ihr saßt, sprach jeder von seiner Stärke; sobald ihr aufstandet zum Tanzen, fielet ihr über eure eigenen Füße. Ihr wußtet alle nicht mehr, was und wer ihr seyd; du nicht, daß du König bist, und die nicht, daß sie Unterthanen sind. — Aber, sprach Astyages, wenn dein Vater trinkt, berauscht er sich nie? — Nie! — Und was macht er denn? — Er hört auf zu dürsten, sonst nichts. — Durch diese und ähnliche niedliche Einfälle machte Cyrus sich sehr beliebt. Astyages ließ ihn reiten lernen, jagen, und erlaubte ihm, was er wollte. Cyrus wurde mit jedem Tage männlicher, und da er endlich in einem kleinen Treffen mit einem benachbarten Volke sich vor allen andern hervorgethan hatte, wurde er der Abgott des ganzen Volkes.

Harpagus sah dies gern. Er gewann sich die Freundschaft des Cyrus, und entdeckte ihm endlich, welche grausame Absichten sein Großvater mit ihm gehabt hätte. Er wußte das Gemüth des Jünglings so aufzureizen, daß, da die Perser zugleich auf Abfall von Medien dachten und den Cyrus zurück wünschten, dieser nach Persien zurückging, und sich an die Spitze seines Volkes stellte. Astyages, vielleicht schon vorher mißtrauisch und kalt gegen Cyrus, hieß, wie er diesen Aufstand erfuhr, alle tödten, die ihm die Erhaltung des Cyrus gerathen hatten. Nur den Harpagus ließ er leben; ja er stellte ihn an die Spitze des Heeres gegen Persien. Harpagus zog aus, wie er aber den Cyrus traf, ging er mit dem ganzen Heere zu ihm über: und

Cyrus ward König von Persien und Medien. Seinen Großvater behielt er als Gefangenen bei sich.

Einige umliegende Völker, zuerst die Armenier, welche den Medern Tribut bezahlt hatten, glaubten ihn dem Cyrus, einem Perser, weigern zu können. Cyrus fiel unerwartet in ihr Land ein, und nahm die ganze armenische Königsfamilie gefangen. Diese fürchtete Tod oder ewige Gefangenschaft. Doch Cyrus ließ sie mit einer so freundlichen Großmuth frei, daß er sich in diesen seinen Feinden seine treuesten Bundesgenossen und Freunde gewann, und in Verbindung mit den Armeniern alle Nachbar-Könige zwang, sich den Persern zu unterwerfen.

Der mächtigste unter diesen war der durch seine Reichthümer sprüchwörtlich gewordene Krösus, König der Lydier in Kleinasien. Dieser war eifersüchtig auf des Cyrus wachsende Macht und ihm feind, daß er seinen Verwandten Astyages vom Throne gestoßen hatte. Er versammelte ein großes Heer; doch, ehe er ausrückte, schickte er große Geschenke an die Priester, von welchen man glaubte, daß die Götter durch ihren Mund die Zukunft offenbarten, und ließ fragen: ob er den Cyrus angreifen solle? Die Antwort lautete: Geht Krösus über den Halys, so wird er ein großes Reich zerstören. — Der Halys war ein Fluß, welcher das damals sehr weit ausgebreitete Reich des Krösus von Armenien trennte, das nun auch dem Cyrus gehörte. Krösus zweifelte nicht, daß die Antwort ihm einen glücklichen Erfolg verhieße, wenn er den Cyrus in seinem Reiche angriffe. Er ging über den Halys, es kam zu einem hartnäckigen Treffen, worin aber kein Theil siegte. Indeß zog Krösus sich zurück, um ein stärkeres Heer zu sammeln, und entließ bis dahin seine Soldaten. Aber unvermuthet folgte Cyrus dem sicheren Könige, schlug ihn, und eroberte seine Hauptstadt Sardes. Cyrus hatte befohlen, alle Lydier, zu tödten, ausgenommen den Krösus. Seine Soldaten mordeten auf eine schreckliche Weise, und schon war auch einer im Begriff, den Krösus, den er nicht kannte,

zu durchboren, als der älteste Sohn des Königs, der bis dahin stumm gewesen war, auf einmal schrie: Schone des Königes! — Der Soldat führte den Krösus gefangen zu Cyrus; es ward dem Morden Einhalt gethan, aber der König der Lydier sollte lebendig verbrannt werden. Man errichtete einen Scheiterhaufen, und setzte den Krösus mit 14 der vornehmsten Lydier hinauf. Als das Feuer den Scheiterhaufen ergriff, schrie der Unglückliche in den Flammen: O Solon! Solon! Solon! — Cyrus wurde begierig, zu wissen, wen er riefe. Krösus schwieg anfangs; endlich antwortete er: Ich rufe einen Mann, den ich allen Königen zum Lehrer setzen mögte! — Cyrus ward neugierig, befahl den Scheiterhaufen zu löschen, und den Krösus zu ihm zu führen. Man hatte Mühe, das Feuer, das schon stark um sich gegriffen hatte, zu bändigen; ein starker Regen aber kam dem Könige zu Hülfe, und er wurde gerettet. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, sprach er:

„O Cyrus! es werden wenige Menschen seyn, die vom Glück so hoch erhoben, und von ihm wieder so tief gestürzt worden sind, als ich. Wenn du willst, daß ich länger leben soll; so wird der heutige Tag vielleicht in mir gut machen, was ein allzuerwünschtes Leben verderbt hat. — Ich habe ein großes Reich beherrscht; und wenn du meine Schätze und Reichthümer wirst gesehen haben, so wirst du bekennen, daß ich gestern noch der reichste König von ganz Asien war. Ich glaubte auch, ich wäre der glücklichste.

Einst kam ein weiser Mann aus Griechenland, mit Namen Solon, zu mir. Ich ließ ihm alle meine Schätze zeigen, und war eitel genug, zu hoffen, er werde über meine Reichthümer erstaunen, und mich den Glückseligsten aller Menschen preisen. Als er aber schwieg und das Alles nur ansah, wie Sand und Kieselsteine, sagte ich zu ihm: Solon! du bist so weit in der Welt herumgereist, und hast so viele Menschen gesehen; sage mir: wen hältst du für den Glückseligsten? Solon antwortete: einen Bürger von

Athen, Tellus. Ich wunderte mich, daß er einen gemeinen Bürger mir vorzöge, und fragte weiter, warum er den für glückselig hielte? Er sprach: dieser Tellus lebte zu Athen, als die Stadt in ihrem blühendsten Zustand war. Er hatte Kinder und Kindeskinder, und nie eins verloren; er hatte sein genügendes Auskommen: und auf die Weise glücklich und zufrieden gelangte er zu einem hohen Alter, starb in einem siegreichen Treffen für sein Vaterland, und dieses setzte ihm aus Dankbarkeit ein Denkmal seiner Thaten. — aber wen, fragte ich, hältst du nach dem für den glücklichsten? — Zwei griechische Jünglinge, antwortete er, Kleobis und Biton. Sie waren Griechen, hatten ein sehr gutes Auskommen, und so viel Geschicklichkeit und Stärke des Leibes, daß sie beide zugleich in einem unserer Kampfspiele den Preis davon trugen. Dabei hatten sie so eine innige Liebe zu ihrer greisen Mutter, daß, als diese einst zu einem Opfer der Juno fahren sollte, und die Ochsen, die sie vorspannen wollte, ausblieben, die beiden Brüder sich an den Wagen spannten, und ihre Mutter bis zum Tempel zogen. Als die Griechen bewundernd umherstanden, die Männer die Tugend der Jünglinge erhoben, die Weiber das Weib selig priesen, das solche Söhne gebohren hätte, wurde die glückliche Mutter so gerührt, daß sie vor dem Altar zur Göttin betete, sie möge ihren Kindern geben, was sie für das Beste für sie hielte. Und nach der Mahlzeit legten die Jünglinge sich nieder in den Tempel, um zu schlafen, und erwachten nicht wieder. Die Griechen aber setzten ihnen Ehrensäulen, zum Denkmal ihrer That und ihres schönen Todes.

Als ich das hörte, fuhr Krösus fort, konnte ich meinen Verdruß nicht länger halten, sondern sagte: Solon! so sehr verachtest du meine Glückseligkeit, daß du mich mit diesen auch nicht einmal vergleichen willst? Und Solon antwortete mir: O Krösus! in einer langen Zeit muß der Mensch vieles sehen, was er nicht zu sehen wünscht, und vieles leiden, was er gern abwenden mögte. Du, o Krö-

nig, bist ein Herr vieler Güter und vieler Völker; aber ich werde dich nicht eher glücklich nennen, als bis ich weiß, daß du auch ein glückliches Ende gehabt habest. — Auch giebt es viele Menschen, die bei allem Ueberfluß nicht glückselig sind; und wieder andere, die bei mittelmäßigen Reichthümern des höchsten Glücks genießen. Denn wer nur keinen Mangel fühlt, kann in stiller Niedrigkeit gesünder seyn, weniger Böses leiden, mehr körperliche Kraft und mehr geistige Gaben besitzen, kann seine Kinder besser erziehen; und kömmt dann noch ein gutes Ende hinzu: so ist er, was du suchst, ein glückseliger Mann. Die Götter überhäufen viele mit Wohlthaten, aber ehe man es sich versieht, nehmen sie ihnen alles hinweg, und stürzen sie tiefer, als sie dieselben zuvor erhöheten. — So sprach der Weise, erzählte Krösus: aber ich verachtete ihn, und ließ ihn nie wieder vor mich. Von der Zeit an ging mir Alles übel. Mein ältester Sohn war stumm; mein zweiter Sohn ward mir von einem Freunde umgebracht; alle Städte, Länder, Völker und Reichthümer habe ich verloren, und bin jetzt selbst in deiner Gewalt. Nun weißt du, warum ich den Solon rief; mache jetzt mit mir, was dir gut scheint."

Cyrus, hierdurch an den möglichen Wechsel des eigenen Glucks erinnert, schenkte dem Krösus das Leben, behielt ihn als Freund bei sich, und Krösus leistete nachher durch seine Klugheit dem Perserkönige gute Dienste. — Doch schickte Krösus seine Fesseln den Priestern, und ließ sie fragen: warum sie ihm für seine vielen Geschenke eine so falsche Antwort gegeben hätten? Sie antworteten: Was das Schicksal will, können wir nicht hindern. Auch haben wir dich nicht betrogen: „du würdest ein großes Reich zerstören" war unsere Antwort. Wir entschieden aber nicht, welches: ob das feindliche oder eigene. Da du nun den Götterspruch so unvorsichtig nach deinem Wunsch ausgelegt, so hast du dir dein Unglück selbst zuzuschreiben.

Der Sieg über Krösus schreckte ganz Asien, insbeson-

dere die Griechen an der Westküste von Kleinasien, die den Krösus hatten unterstützen wollen. Sie schickten daher Gesandte an Cyrus, und ließen ihm Freundschaft und Bündniß anbieten, die er ihnen vorher angeboten, und die sie nicht angenommen hatten. Cyrus erzählte den Gesandten statt der Antwort eine Fabel: Es war einmal ein Fischer, der saß lange am Ufer, und pfiff den Fischen zum Tanz; sie wollten aber nicht kommen. Da nahm er sein Netz und fing sie; und als er sie ans Land zog und sie da um ihn herum sprangen, sagte er: hört jetzt nur auf zu tanzen, da ihr vorhin auf mein Pfeifen nicht habt tanzen wollen. — Einer der Generale des Cyrus unterwarf ihm darauf die asiatischen Griechen, wiewohl sich mehrere darunter tapfer wehreten, und einige lieber ihr Vaterland verließen, als Sklaven der Perser seyn wollten. Ein Haufen der von hier auswandernden Griechen ging nach Frankreich, und bauete unten, an der Küste des mittelländischen Meeres, die Stadt Marseille, die älteste Stadt, von der wir in Frankreich wissen. — Cyrus selbst zog gegen Babylon; und ungeachtet der hohen und dicken Mauern und der tiefen Graben, bezwang er die Stadt durch List. Er ließ das Wasser des Euphrats durch einen Kanal ableiten, und in Einer Nacht, als die Babynier ein Fest feierten, marschirten die Perser das trockene Bette des Flusses hinab unter der Mauer durch, überfielen die unbewaffneten, zum Theil berauschten Bürger, und Cyrus ward Herr von Babylon und dem ganzen babylonischen Reiche. So erstreckte sich des Cyrus Herrschaft vom mittelländischen Meere bis nah an den Indus. Sein Sohn eroberte Aegypten; und der darauf folgende König, Darius, erweiterte das Reich in Osten und Westen; er eroberte Land am Indus, und ging über den Hellespont durch Thrazien bis jenseits der Donau. Auch Griechenland gedachte er zu unterjochen: hier aber scheiterte die Macht des siegreichen Eroberers an dem geistvollen Muthe eines kleinen Volkes. Das lehre uns, nie zu verzweifeln: der ist gewiß verlassen, der sich selbst verläßt (sich als doch

verloren hingiebt): im Kampfe ist Sieg oder der Ruhm ehrenvolles Todes.

20.

Kampf der Griechen gegen die Perser. Marathon. Miltiades. Thermopylä, Leonidas. Salamis. Themistokles.

Wie die kleinasiatischen Griechen muthvoll wider die Heerschaaren der Perser gefochten hatten: so trugen sie jetzt auch das Joch der persischen Herrschaft mit Unwillen, und sie bedurften nur eines Anführers, unter dem sie sich vereinigen konnten, um alle insgesamt gegen die Perser aufzustehen, und den Kampf für ihre Freiheit aufs neue zu versuchen.

Bei dem vorher erwähnten Zuge des Darius über die Donau hatte ein kleinasiatischer Statthalter, Histiäus, den Persern dadurch einen großen Dienst erwiesen, daß er die Brücke, welche über die Donau geschlagen war, treu beschützt hatte. Der persische König schenkte ihm dafür ein Stück Landes, welches der verständige Grieche sehr vortheilhaft zum Handel zu benutzen wußte. Dies erregte das Mißtrauen des Persers: er ließ den Histiäus nach seiner Hauptstadt kommen, und behielt ihn unter dem Namen seines Freundes bei sich: aber im Grunde war er da gefangen; denn er durfte nicht wieder in sein Vaterland und zu seinen Besitzungen zurück. Histiäus fühlte die drückende Einschränkung mit Unwillen, und da er hörte, daß in Kleinasien Unruhen droheten, sah er diese als ein Mittel an, sich vielleicht aus seiner Gefangenschaft zu befreien. Er schor also einem treuen Sklaven die Haare ab, schrieb ihm dann auf den kahlen Kopf einige Worte, und als die Haare wieder gewachsen waren, sandte er ihn an den griechischen Statthalter Kleinasiens, Aristagoras, mit dem Befehl,

dem Sklaven die Haare abzuscheeren. Aristagoras that es, und las mit freudigem Erstaunen die Aufmunterung zum Abfalle von Persien. Alle Griechen Kleinasiens waren sogleich bereit, sich unter ihm zu vereinigen; und da ihre Macht gegen die persische zu schwach war, ging Aristagoras zu den europäischen Griechen, sie um Beistand zu bitten.

Die europäischen Griechen waren in viele kleine Staaten getheilt, unter denen in der südlichen Halbinsel Sparta, oben darüber in dem breiteren Landstreifen Athen, die beiden wichtigsten waren. In dem rauheren Sparta, wo man kurze Reden und Antworten liebte, mißfiel die weitläufige schöngesetzte Rede der feinern kleinasiatischen Griechen; und da man endlich gar hörte, daß bis zur Hauptstadt des Perserkönigs ein Weg von etwa drei Monaten sey, riefen alle: Mach, daß du vor Sonnenuntergang aus Sparta kömmst. Aristagoras ließ sich nicht abschrecken: er folgte als ein Flehender dem einen der Spartanischen Könige (denn in Sparta regierten immer zwei Könige zu gleicher Zeit) ins Haus, und traf ihn endlich im Saale mit seiner kleinen neunjährigen Tochter Gorgo. Aristagoras bat den König, das Kind wegzuschicken. Der König aber antwortete: Scheuest du dies Kind bei dem, was du noch sagen willst? Aristagoras suchte nun durch Geschenke den König der Spartaner für die Sache der Kleinasiaten zu gewinnen: er versprach ihm 10 Talente (ein Talent ist über 1200 Thaler; 10 Talente also über 12,000 Thaler); und da der König sich weigerte, bot er 20, 30 Talente, und stieg endlich bis 50 (über 60,000 Thaler). Da rief das kleine Mädchen ängstlich auf: Vater, geh weg, sonst besticht dich der Fremde! Und der König, zur rechten Zeit gewarnt, freute sich der Rede seines Kindes, und ging schnell in ein anderes Gemach. — Aristagoras reiste weiter nach Athen, und die Athener versprachen Hülfe: denn sie hatten nicht lange vorher einen Tyrannen aus ihrer Stadt vertrieben, der zu dem persischen Könige geflohen war und diesen reizte, ihn wieder in Athen als Ty-

rannen einzusetzen. Die Athener forderten Auslieferung des Tyrannen, welche der Perser weigerte.

300 vor Christo. Von den Athenern also unterstützt fing die Empörung der kleinasiatischen Griechen an; doch ohne glücklichen Erfolg: sie wurden geschlagen, die Athener schifften nach Hause, Aristagoras floh nach Trazien, und Kleinasien mußte sich, nach einigen Jahren der blutigsten Verheerung, der Herrschaft der Perser wieder unterwerfen. Doch behandelte Darius, der persische König, jetzt die Griechen hier mit Schonung und Milde: denn er hatte andere Plane, bei denen es ihm wichtig war, die Griechen Kleinasiens auf seiner Seite zu haben.

Nichts hatte ihn nehmlich so beleidiget, als daß die Athener, ein Völklein, von dessen Daseyn er nur eben gehört, seinem Befehle nicht gehorcht und den vertriebenen Tyrannen wieder aufgenommen, ja daß sie sich erkühnt hatten, gegen ihn, den Herrn der Erde, wie er sich dünkte, seinen Unterthanen Schiffe und Krieger zu schicken. Diesen Zorn wußte der verjagte Tyrann Athens so zu nähren, daß es des Königs tägliches Gebet ward: Götter laßt mich Rache üben an den Athenern! und daß ein Diener ihm bei jeder Mahlzeit zurufen mußte: Herr, gedenke der Athener! Doch nicht Athen allein, ganz Griechenland sollte den Frevel büßen. Darius schickte Gesandte an die kleinen griechischen Staaten, und ließ von ihnen Erde und Wasser fordern. Diese Dinge schicken, war bei den Persern ein Zeichen der Unterwürfigkeit, wie es jetzt bei einer belagerten Vestung das Zeichen der Ergebung ist, wenn man dem belagernden Feldherrn die Thorschlüssel schickt. Mehrere Staaten thaten es aus Furcht vor der Schrecken erregenden Macht des Persers: allein die beiden Hauptstaaten Griechenlands, Sparta und Athen, thaten es nicht, und mit ihnen einige andere. In Sparta wurde man über die persische Forderung so erbittert, daß die Herolde in der ersten Hitze auf der

Stelle niedergehauen wurden a); und in Athen warf man sie mit Hohn in Gräben und Brunnen, dort sich zu holen, was sie forderten.

Jetzt rüstete Darius, noch heftiger erzürnt, eine Flotte und eine Landarmee: allein, ehe sie Griechenland erreichten, wurde die Landarmee in kleinen Treffen geschlagen, und die Flotte durch einen furchtbaren Sturm so

a) Dieses rasche Verfahren bereueten indeß bald nachher die Spartaner und fürchteten den Zorn der Götter, wenn diese blutige Verletzung des Völkerrechts nicht wieder durch Blut gesühnt würde. Einer der beiden Könige rief daher in der Volksversammlung: Spartaner, wer will sich für sein Vaterland dem Könige der Perser freiwillig zur Rache überliefern? — Sogleich erboten sich zwei der angesehensten Männer, und machten sich auf zur Reise nach Persien, wie sie meinten, einem martervollen Tode entgegen. Als sie durch Kleinasien kamen, warnte sie der Statthalter dieser Provinz: Seid ihr nicht Thoren, daß ihr so selbst zum Tode geht? Auf! verbindet euch mit uns, und lebet glücklich, wie ihr mich hier leben seht. Doch sie antworteten: Was freien Männern geziemt, das weißt du nicht und fühlst du nicht. — Sie kamen endlich nach Susa, der Residenz des Perserkönigs, und verlangten vorgelassen zu werden. Man sagte ihnen, es dürfe Niemand anders als knieend mit dem Könige sprechen. Das wollten sie nicht; denn in ihrem Lande sey es nicht Gebrauch, vor einem Menschen niederzuknieen. Endlich ward ihnen nachgegeben, daß sie als Fremdlinge eine Ausnahme machen dürften. Sie traten kalt vor den König und sprachen: Herr, die Spartaner haben einmal im Zorn das heilige Völkerrecht verletzt, und persische Gesandte erschlagen; sie möchten gern den Frevel büßen, und darum schicken sie uns her. Unser Leben ist in deiner Hand; räche dich an uns, wie dir gefällt; wir werden für das Vaterland zu sterben wissen. Der König erstaunte über die Entschlossenheit und den Edelmuth dieser Männer; er behandelte sie mit Achtung, und ließ sie unverletzt nach Hause zurückkehren.

stark beschädiget, daß Landheer und Flotte wieder umkehren mußten.

Furchtbarer segelte eine zweite Flotte daher, gerade auf Athen los, und da der Armee, welche auf dieser Flotte fuhr, zu widerstehen unmöglich schien, hatten sich die Perser vorzüglich mit Ketten versehen, die große Menge von Gefangenen, die sie machen würden, zu fesseln, und mit dem schönsten weißen Marmor (von der Insel Paros), um auf dem Schlachtfelde gleich ein Denkmal des Sieges errichten zu können. Alle griechischen Inseln, bei denen die ungeheuere Flotte vorbeischiffte, mußten sich unterwerfen; kein Volk in Griechenland, außer den Spartanern, wollte jetzt den Athenern beistehen; und bei den Spartanern herrschte der Aberglaube, man dürfte keinen Krieg vor dem Vollmonde anfangen: sie kamen also auch nicht. Nur eine kleine Stadt, Platää, schickte 1000 Mann zu Hülfe; die Athener stellten 9000 Bürger, und bewaffneten in der Noth ihre Sklaven. Dies Häufchen war freilich nur klein; aber vest entschlossen, für Vaterland und Freiheit alles zu wagen, geübt in Kampfspielen aller Art, kraftvoll nicht durch Stärke allein, sondern auch durch Gewandtheit, einig unter einander, voll Vertrauen zu seinen Anführern, voll persönlichen Hasses gegen die Feinde, und endlich mit weit bequemeren Waffen und weit vesteren Rüstungen versehen, als jene. Der Perser dagegen waren vielleicht an 100 000; aber die meisten dienten nur gezwungen, waren in einem fremden Lande, unbekannt mit der Gegend, überladen mit Gepäck, aus zehnerlei verschiedenen Völkern zusammengelesen, plump von Körper, stumpf an Geist. — So zogen beide Heere einander entgegen in der Ebene bei Marathon, die durch dies Treffen allgemein berühmt geworden
490 ist, im Herbst des Jahres 490 vor Christi Geburt. Wie die Griechen jetzt das feindliche Heer in der Nähe erblickten, da ergriff Furcht vor der überlegenen Macht der Perser auch die Tapfersten, und einige fingen schon an von Rückzug zu reden. Nur ein Mann hielt die Verzagten,

Miltiades: Zeigen wir uns jetzt nicht als tapfere Männer, rief er; räumen wir hier gleich das erstemal schimpflich dem Feinde das Feld: dann wird er, kühn gemacht durch unsere Flucht, uns verfolgen, angreifen, schlagen; unsere Stadt wird ein Raub der wilden Asiaten, und wir werden die Sklaven seiner Diener werden. Griechen, zaudert nicht! lasset uns einig seyn, einig zur Schlacht: dieser Entschluß rettet uns, rettet Griechenlands Freiheit und Ruhm. — Und alle folgten in die Schlacht. Zwar wichen die griechischen Sklaven; mancher angesehene Athener fiel: aber die Athener und Platäer siegten; siegend eilten sie den Sklaven zur Hülfe, die Flucht der Perser ward allgemein. Der jubelnde Haufe verfolgte sie bis ans Meer; sie mußten in der größten Verwirrung sofort wieder auf ihre Schiffe steigen; und ihr Lager, mit allen Kostbarkeiten, auch den Fesseln für die Griechen und dem prächtigen Block des weißesten Marmors zum Siegesdenkmal, wurde eine Beute der Sieger.

Größere Freude hat vielleicht nie ein siegendes Heer empfunden, als das athenische bei Marathon. Während der ganze Haufe die fliehenden Perser verfolgte, stürzte ein einzelner in vollem Lauf die wenigen Meilen nach Athen hin, rief fast Athemlos durch die Straßen und auf dem Markte: Freuet euch, wir haben gesiegt! und fiel sogleich todt nieder. Die Athener feierten noch lange nachher diesen glänzenden Tag, hielten feierliche Umzüge, brachten ihren Göttern Opfer auf dem Wahlplatze, setzten den Gefallenen Inschriften, und verewigten das Gedächtniß der Feldherren durch ein großes Gemählde. Der Name Miltiades war Kindern und Greisen eine Losung zur Freude, das Volk empfing den Sieger mit Jubelliedern als seinen Retter in der Stadt; und jeder edle ehrbegierige Jüngling wünschte, zu siegen wie Miltiades, und von seinem Volke geehrt zu werden, wie er es ward.

Als die athenischen Sieger nach Hause zurückkehrten, begegnete ihnen ein spartanisches Heer, das nun nach er-

schienenem Vollmonde ausgezogen war. Sie kamen zu spät, besahen den Wahlplatz, und kehrten beschämt nach ihrer Vaterstadt zurück.

Darius, statt durch dieses Unglück sich warnen zu lassen, ward nur noch heftiger erbittert gegen das Völklein der Athener, das einzige, das ihm zu widerstehen sich erkühnte und es vermogte. Er ließ daher durch sein ganzes weitausgebreitetes Land Werbungen anstellen, an allen Küsten Schiffe erbauen; und wiewohl er starb, setzte doch sein Sohn Xerxes diese furchtbaren Rüstungen mit gleicher Wildheit fort, und brachte endlich ein Heer zusammen, das größte, das bisher die Welt gesehen hat, ein Heer von einigen Millionen Menschen, eine Flotte von 1200 Kriegsschiffen und 3000 Proviantschiffen: und an die Spitze dieses Heeres stellte er sich selbst, der göttlich verehrte König der Perser. Auf einer langen Brücke über den Hellespont (die Meerenge der Dardanellen) führte er sieben Tage lang das Fußvolk von Asien nach Europa; durch ein Vorgebirge, Athos, das mittelst einer schmalen Landenge mit dem vesten Lande zusammenhing, ließ er einen Kanal graben, damit die Flotte dort durchschiffen könnte, weil bei der Umschiffung dieses Vorgebirges die erste Flotte durch Sturm gelitten hatte. Wie eine Sündfluth überschwemmte sein Fußvolk alle Länder nordwärts von Griechenland, da war kein Gedanke an Widerstehen; die meisten griechischen Völker schickten Erde und Wasser dem nahenden Sieger entgegen: Alles schien verloren; denn wie hätten die Bürger zweier Städte, Athens und Sparta's, mit der geringen Anzahl ihrer Verbündeten, je hoffen können, gegen ein Heer von Millionen zu siegen? Doch der feurige Muth Eines Mannes beseelte endlich Alle, da es Freiheit, Vaterland und Leben galt; seine kühne Verschlagenheit rettete Griechenland: und höher als der Name Miltiades stieg der Ruhm des Themistokles. — Er, der schon als Knabe feurig und klug, nie müssig, doch gern allein war; der als Jüngling in einer fröhlichen Gesellschaft, wo die Zither

herumging, daß jeder ein Liedchen darauf spielte und dazu sänge, die Zither weiter gab mit der Antwort: Spielen und Singen kann ich nicht; aber einen Staat berühmt und groß machen, die Kunst glaube ich zu wissen: dieser Themistokles, den Siegeszeichen des Miltiades nicht ruhig schlafen ließen, jetzt ein gereifter Mann, reiste und schickte überall im ganzen Griechenlande umher, verband Athen vest mit Sparta, söhnte uneinige Staaten mit einander aus, und vereinigte sie gegen die Perser.

Oben im Norden Griechenlands macht ein hohes steiles Gebirge die Gränze, dessen ungeheuere Felswände in die Wolken ragen, und durch die nur ein einziger langer schmaler Durchgang führt. Vor diese Schlucht, die Griechen nannten sie von einem benachbarten Städtchen Thermopylä, stellten sich 4000 Griechen unter dem tapferen spartanischen König Leonidas. — Xerxes kam an, und wunderte sich nicht wenig, daß man es noch wage, sich ihm zu widersetzen. Er schickte einen Kundschafter ab, die Größe des feindlichen Heeres zu erforschen. Der brachte die Nachricht: es sey ein kleines Häuflein; einige davon sängen, andere flöchten sich die Haare, andere stellten Kampfspiele an. Der persische König staunte über die Furchtlosigkeit und Ruhe. Er schickte einen Herold, und ließ ihnen die Waffen abfordern. Komm und hole sie! war die Antwort. Er schickte abermals, und lud den Leonidas unter großen Versprechungen ein, zu ihm überzugehen. Die Spartaner, antwortete er, sind nicht gewohnt, Ehre durch Verrath zu erkaufen. — Ein Grieche, der die unübersehbaren Schaaren der Perser aus der Ferne erblickt hatte, kam erschrocken zurück, und rief: Man kann die Sonne nicht sehen vor der Menge ihrer Lanzen! Ein Spartaner antwortete gelassen: desto besser; so werden wir im Schatten fechten. — Die Perser zogen in den Hohlweg ein; aber so viele hineinkamen, so viele sanken unter den Schwerdtern der Griechen. Kein Grieche wich: so oft die Perser eindrangen, so oft wurden sie über

die Leichen der Ihrigen zurückgedrängt. Xerxes wählte die Tapfersten seines Heeres aus: auch sie fielen. Jetzt wollte kein Perser mehr angreifen, und die Soldaten mußten mit Geisseln in den Hohlweg hineingeprügelt werden. So wäre vielleicht der spottende Uebermuth des stolzen Perserköniges schon hier gedemüthiget worden, wenn nicht ein Verräther, dessen Namen Griechenland und die späteste Nachwelt mit Abscheu nannte und nennt, Ephialtes, den Persern einen schmalen Fußsteig entdeckt hätte, auf dem sie unvermerkt ihre Truppen über das Gebirge führen konnten. Dies gelang: die dort zur Wache stehende kleine Schaar der Griechen sah sich übermannt, und zog sich zu Leonidas zurück. Er, jetzt rings von Feinden eingeschlossen, sandte den größeren Theil seines Heeres fort; und nachdem er den Persern noch eine blutige Niederlage beigebracht hatte, fiel er selbst mit allen seinen Soldaten, auch im Tode unbesiegt.

Nun durchzog das persische Heer den engen Paß von Thermopylä, verheerte das Land der Griechen, und nahete der Stadt Athen. Die Athener erkannten, daß sie sich in ihrer Stadt nicht halten könnten, zumal da alle übrigen Griechen sie verließen, und sich in die untere südliche Halbinsel zurückzogen, die nur durch eine schmale Landenge mit dem übrigen Griechenlande zusammenhing. Diese schmale Enge befestigten sie, zogen quer über eine starke Mauer, und überließen Athen seinem Schicksal. — Themistokles beredete seine Mitbürger, Häuser und Habe preis zu geben, und nur sich selbst zu retten. Wehmüthig schieden die Athener von ihrer Stadt a): Weiber, Kinder

a) Die treuen Haushunde folgten bis an den Hafen, und erhoben ein jämmerliches Geheul, als sie zurückbleiben mußten, und ihre Herren davon rudern sahen. Ein treuer Pudel stürzte sich nach ins Meer, und folgte mühsam rudernd dem Schiffe seines Herrn; aber die lange Anstrengung überstieg die Kräfte des treuen Thieres, und als er

und Greise wurden nach den benachbarten Inseln und Küsten übergeführt; alle waffenfähige Mannschaft aber ging zu Schiffe, um zur See vom Feinde die Vaterstadt wieder zu erkämpfen. Kaum hatten sie die Stadt verlassen; so folgte Xerxes, bedeckte das ganze Land mit seinen Schwärmen, und die Athener mußten es vom Meere her ansehen, wie ihre Stadt, ausgeplündert, in Flammen aufging. — Zu gleicher Zeit kam die persische Flotte gegen die Küste von Athen. Die übrigen Griechen, welche, wiewohl höchst ungern, ihre Schiffe noch in Verbindung mit den athenischen gelassen hatten, wollten jetzt fliehen, als sie das ganze Meer mit persischen Segeln bedeckt sahen; und selbst die kriegerischen standhaften Spartaner, die diesmal einen feigen Anführer hatten, wollten die Athener verlassen. Da rettete Themistokles Griechenlands Freiheit und Ehre durch eine kühne List. Die anderen Griechen hatten sich nehmlich schon verabredet, sie wollten in der nächsten Nacht mit ihren Schiffen wegsteuern. Themistokles, der dies erfuhr, schickte an den König der Perser und ließ ihm sagen, König, ich meine es gut mit dir. In der nächsten Nacht will aus der Bucht, in welcher hier bei Salamis die griechische Flotte liegt, ein großer Theil der Schiffe entfliehen. Umringe die Bucht, und es wird dir ein leichtes seyn, die Schiffe zu fangen. — Xerxes folgte dem Rathe, umschloß die Bucht, und die Griechen, welche entfliehen wollten, und sich so unerwartet vom Feinde umringt sahen, waren gezwungen zu streiten. Zugleich hatte Themistokles die ganze athenische Flotte zum Empfange der Perser gerüstet: diese griff tapfer an, und das machte bald den anderen Muth. Ueberdies liefen die persischen

480 vor Christo.

M 2

das Gestade der Insel Salamis erreicht hatte, sah er noch einmal nach seinem Herrn hin und starb. Ihm ward an demselben Orte ein kleines Denkmal errichtet, welches noch lange nachher das Andenken an das gute Thier erhielt.

Schiffe, in Gewässern, die sie nicht kannten, in der Dunkelheit der Nacht, häufig gegen Klippen; von der großen Anzahl ihrer Schiffe konnten in der Enge der Bucht nur wenige zum Gefecht kommen; sie drängten sich so in einander, daß sie weder rückwärts noch vorwärts konnten; und wurde ein Schiff von den Griechen zurückgeworfen, brachte es zugleich mehreren anderen Verderben. So gerieth die ganze persische Flotte in Verwirrung, als jetzt noch dazu alle kleinasiatischen Griechen, die in dem persischen Kriegszuge waren, zu den Griechen übergingen. Was von der persischen Flotte entkommen konnte, floh in der größten Eile; und Xerxes, der vom Lande her auf einem Throne sitzend stolz zugesehen hatte, floh, wie er seine Schiffe sich zerstreuen sah, als wäre auch sein Landheer geschlagen, mit solcher Eile, daß er alle Kostbarkeiten im Stiche ließ, keinen Rasttag machte, kaum des Nachts ruhete; und als er am Hellespont ankam und die Schiffbrücke durch Sturm zertrümmert fand, einen leichten Fischernachen bestieg, und, während eines heftigen Sturmes, mit Lebensgefahr nach Asien übersetzte, um nur vor der Verfolgung der Griechen gesichert zu seyn. Sein großes Heer folgte; aber Krankheit und Hungersnoth rieben einen großen Theil desselben auf: nur 300,000 Mann blieben oben nordwärts an der Gränze von Griechen-
479 land stehen. Diese brachen im nächsten Jahre, 479 vor Christo, abermals über Griechenland herein, überschwemmten das ganze Land, und verwusteten die Mauern, Häuser und Tempel Athens, die von der ersten Zerstörung von Xerxes übrig geblieben waren; wurden aber jetzt zu Lande und zu Wasser so entscheidend geschlagen, daß die Trümmer der Flotte und Landarmee sich eilend nach Persien zurückzogen, und der stolze Perserkönig es nie wieder wagte, die Griechen in Griechenland anzugreifen.

Griechenland erkannte, daß es seine Errettung einzig den Athenern verdanke, und unter den Athenern vor allen dem Themistokles. Die Spartaner führten ihn trium-

phirend nach ihrer Hauptstadt Lacedämon, gaben ihm einen Olivenkranz als Preis der Weisheit, schenkten ihm den schönsten Wagen, der in ihrer Stadt zu finden war, und ließen ihn feierlich durch 300 Jünglinge bis an die Gränze begleiten. — Als darauf fast ganz Griechenland versammelt war, um nach alter Sitte Wettkämpfe im Rennen, Fahren, Ringen zu feiern, und auch Themistokles dabei erschien, erregte er so sehr die Aufmerksamkeit des gesammten Griechenlands, daß alle Zuschauer der Kämpfenden vergaßen, und den ganzen Tag die Augen nur auf ihn richteten. Einer zeigte ihn dem andern mit Verwunderung und Freude, sein Name tönte von allen Lippen, und innig gerührt gestand Themistokles seinen Freunden: daß dieser Tag der schönste seines Lebens sey.

21.

Einrichtungen und Sitten der Spartaner. Liebe der Athener zu Werken der schönen Künste.

Ihr habt in dem vorigen Abschnitte einige Beispiele von dem Heldenmuth der Spartaner, und einige der kurzen, kraftvollen spartanischen oder lakonischen Antworten kennen gelernt. Ihr habt dagegen gesehen, mit welcher Begeisterung die Athener Freiheit und Vaterland liebten, welch ein freier edler Sinn sie beseelte. Schon hiernach werdet ihr schließen können, daß diese beiden berühmtesten Völker des alten Griechenlands von ziemlich verschiedener Denkart und Sitte waren. Die Spartaner oder Lakonier waren streng, hart, kriegerisch; die Athener von beweglicherem Sinn, aber mit einem so lebendigen Gefühl für alles Schöne und Große, daß Athen die Lehrerin der Künste für alle gebildeten Völker der Erde geworden ist; und daß der-

jenige sich immer vom guten Geschmack entfernte, der anders bauete, anders in Marmor oder Metall bildete, als die Griechen es gethan hatten. Wer daher als Baumeister, Bildhauer, Formengießer oder Formenschneider das Schöne darstellen will, muß von den Griechen lernen; und der Maler, der Tapezierer, der Tischler, der Töpfer wird weit schönere Figuren, Farben, Formen und Verhältnisse finden, wenn er durch die Kunst der Griechen seinen Geist gebildet, und nach ihren uns erhaltenen Kunstwerken zu arbeiten gestrebt hat.

Die Spartaner erhielten die Einrichtungen, wodurch sie zu jener rauhen kriegerischen Lebensweise verpflichtet
888 vor Christo. wurden, besonders durch Lykurg um 888 vor Christo, um die Zeit, als das große assyrische Reich in Oberasien unter Sardanapal gestürzt wurde; und Lykurg, ein kluger Mann, wußte seine Gesetze der Natur und Weise des Volkes so anzupassen, daß es ganz darin eingehen konnte, und daß diese Gesetze nur die unentwickelte Anlage der Nation zu einem vesten dauernden Sinn ausbildeten.

Es regierten in Sparta immer zwei Könige zugleich; und da manchmal jeder von beiden die größte Gewalt an sich zu reißen suchte, entstanden Partheien und Unruhen. In einem solchen Aufruhr wurde ein König auf öffentlichem Markte erstochen. Der älteste seiner beiden Söhne wurde König, starb aber bald, und sein Bruder Lykurg folgte ihm. Doch nicht lange nachher gebar die Wittwe des eben verstorbenen Königes einen Sohn. Lykurg legte sogleich die königliche Regierung nieder, und wiewohl das Volk ihn sehr bat, übernahm er sie doch nur als Vormund seines Neffen. Diese edle Selbstverläugnung, eine so hohe angebotene Würde auszuschlagen, erhöhete die allgemeine Achtung, in welcher Lykurg bereits wegen seiner Weisheit stand. — Doch fehlte es ihm auch nicht an Feinden. Die Wittwe seines Bruders hatte ihn zu heirathen gewünscht, er hatte es abgeschlagen; und da sie ihm anbot, ihr Kind zu tödten, damit er König bleiben könnte, hatte er ihr den neugebornen

Sohn wegnehmen lassen. Diese suchte jetzt das Volk gegen Lykurg aufzuwiegeln, als ob er seine Absichten dabei habe, daß er ihr das Kind weggenommen; und das leichtgläubige Volk ließ sich bereden. Wie Lykurg das Mißtrauen des Volks merkte, verließ er Sparta, reiste nach Kreta (jetzt Kandia), wo weise Gesetze herrschten; kam nach dem kunstreichen Aegypten, besuchte die reicheren, durch Handel blühenden Landsleute an der Westküste Kleinasiens, und kehrte so, mit Kenntnissen bereichert, nach einer zehnjährigen Reise in seine Vaterstadt zurück. Hier wurde er mit allgemeinem Jubel empfangen; denn man hatte bald erkannt, wie ungerecht der Verdacht gegen ihn gewesen sey: die Unruhen waren aufs neue und allgemeiner ausgebrochen, und man sah mit Sehnsucht auf Lykurg, als den Einzigen, der die Stadt retten und ordnen könnte. Lykurg übernahm den Antrag, und nachdem die heiligen Priester wie im Namen der Götter den Ausspruch gethan hatten: Sparta werde der blühendste Staat auf der Erde seyn, so lange man Lykurgs Einrichtungen bewahre, machte er seine Gesetze öffentlich bekannt, doch nicht geschrieben, sondern er ließ sie in Verse bringen, und jeder mußte sie auswendig lernen.

Eine Hauptabsicht des Lykurg bei seinen Gesetzen war Gleichheit und Einigkeit der Bürger. Daher vertheilte er alles Land in gleiche Theile nach der Anzahl der Bürger; Pferde, Waffen und Ackergeräth waren gemeinschaftlich; keine Familie aß für sich allein, sondern es gab große öffentliche Speisehäuser, wohin jeder etwas Fleisch, Gemüse und Korn brachte. Keiner durfte also köstlicher essen als der andere, und die Aeltesten sorgten bei Tische für Mäßigkeit und eine anständige Unterhaltung, bei welcher die Jüngeren blos zuhören durften. Ihr tägliches Gericht war eine schwarze, nährende, aber eben nicht süß schmeckende Suppe, zu welcher Blut genommen wurde. Ein König in Asien, der viel von dieser schwarzen Suppe gehört hatte, ließ sich deswegen ausdrücklich einen spartanischen Koch

kommen. Er fand das Gericht sehr unschmackhaft. Ja, sagte der Koch, dir fehlt die Würze. Und die ist? fragte der König. — Rennen und Reiten, Ringen und Jagen, Baden und Schwimmen. — Alle Künste der Ueppigkeit waren aus Sparta verbannt; niemand durfte Gold und Silber haben. Lykurg ließ dagegen Eisengeld schlagen, wovon man nie viel bei sich tragen konnte, und wodurch aller Handel mit Auswärtigen aufgehoben wurde a). Und damit sich die Spartaner auch nicht von ausländischer Ueppigkeit verführen ließen, wurde den Fremden der Aufenthalt in Sparta sehr erschwert, und den Spartanern selbst das Reisen in andere Gegenden, außer in Staatsangelegenheiten und zu den allgemeinen Volksspielen, streng verboten. Ihr Vaterland sollte ihnen über alles gehen, und durch Nüchternheit, Eintracht und Stärke sollten sie immer im Stande seyn, es zu beschützen. Mauern sollte die Stadt nicht haben; denn, sagte Lykurg, die Tapferkeit unserer Bürger soll unsere Mauer seyn. Und so blieb die Stadt auch ohne Mauern, so lange der kriegerische Sinn der Bürger sich erhielt. Erst nach mehr als 600 Jahren (etwa 200 Jahre vor Christi Geburt), als die Spartaner ausgeartet waren von ihrer alten Männlichkeit und in unaufhörlichen Streitigkeiten mit den anderen Griechen lebten, da erst baueten sie ihrer Stadt Mauern. — Kein freier Mann

a) Die Reichen verloren bei diesen Einrichtungen, und waren daher nicht ganz damit zufrieden. Einmal entstand sogar ein Aufruhr, in welchem Lykurg selbst mit einem Stock ins Auge geschlagen wurde. Er blieb ruhig stehen, und zeigte sein blutiges Gesicht dem Volke. Schaam und Reue ergriff alle, die es sahen: sie fingen den Thäter, einen unbesonnenen Jüngling, Alkander, und führten ihn zu Lykurg. Dieser behielt ihn ganz bei sich, machte ihm aber nie einen Vorwurf, und behandelte ihn so liebreich, daß der Jüngling, von der Güte des Lykurg gerührt, aus seinem Gegner sein Freund und Lobredner wurde.

durfte sich mit Ackerbau und Handarbeit beschäftigen; diese überließen sie den unterjochten Völkern, die sie wie Sklaven mißbrauchten. Die Spartaner sollten blos Soldaten seyn: daher waren ihre Beschäftigungen kriegerische Uebungen, Jagd und Besuch der Volksversammlungen, wo über die allgemeinen Angelegenheiten des Staats gesprochen wurde. Deswegen hatten auch die Spartaner den Ruhm, die tapfersten und geschicktesten Soldaten in ganz Griechenland zu seyn; und Sparta galt vor den persischen Kriegen als der erste Staat Griechenlands. Geschmückt und fröhlich zogen sie in die Schlacht; der Angriff geschah langsam unter dem Schall der Flöten, nicht mit Wuth, sondern mit Kälte und Besonnenheit. Sie fochten mit kurzen Schwertern; denn wir lieben, sagte einst ein Spartaner, dem Feinde nahe zu seyn.

Zu diesem ernsten männlichen Sinn bildete Lykurg die Spartaner gleich von Kindheit an, und damit auch die Mütter und Schwestern ihre Söhne und Brüder nicht verweichlichten, mußten auch Weiber und Mädchen ihren Körper durch Laufen, Ringen, Werfen abhärten und geschmeidig machen. Sie tanzten und sangen öffentlich, lobten oder tadelten die Jünglinge, und diese boten alle Kräfte auf, um dem Spotte der Jungfrauen zu entgehen; denn in Sparta war es eine große Ehre, von den Weibern gelobt zu werden. Eine fremde Griechin beneidete einst eine Spartanerin um diese Achtung, und sagte: Ihr seyd doch die einzigen Weiber, die ihre Männer beherrschen. Ja, antwortete die Spartanerin: Wir sind auch die einzigen, welche Männer gebären. — Als ein spartanischer Jüngling in die Schlacht auszog, gab ihm seine Mutter den Schild mit den Worten: Mit ihm oder auf ihm! das heißt: Kehre aus der Schlacht zurück nicht anders als Sieger mit deinem Schilde; (denn die Schilde der Alten waren so groß, daß sie den ganzen Mann deckten, und daher sehr schwer; Flüchtlinge warfen sie gewöhnlich weg, um schneller fliehen zu können, weshalb es den Alten ein großer

Schimpf war, ohne Schild aus der Schlacht wiederzukehren;) oder fällst du, so sey es doch nur nach der tapfersten Vertheidigung, so daß du auch todt den Schild dir bewahrest, und auf ihm zurückgetragen werdest. — Als eine andere Spartanerin die Nachricht erhielt: ihr Sohn sey gefallen: fragte sie nur: Und hat er gesiegt? Und als man ihr das bejahete, fuhr sie fröhlich fort: Dazu habe ich einen Sohn geboren und auferzogen, daß Einer wäre, der für das Vaterland zu sterben wüßte.

Die Erziehung war sehr hart: jedes neugeborne Kind ward gleich nach der Geburt besichtigt, und, wenn es verkrüppelt war, zum Verhungern ausgesetzt. Die Kinder wurden nicht gewickelt, sondern nur mit einer leichten Decke überdeckt, daß sie frei die kleinen Glieder bewegen konnten. Dieser Behandlung der Säuglinge wegen waren die Spartaner im Alterthum so berühmt, daß sich die anderen Griechen spartanische Ammen verschrieben. Bis ins achte Jahr wurden die Knaben von den Müttern erzogen: sie mußten nackt spielen, und auf Betten von Rohr nackt schlafen. Dann kamen sie unter strenge männliche Aufsicht. Jeder Jüngling mußte sich mit der größten Achtung und Bescheidenheit gegen Aeltere betragen; durfte in ihrer Gesellschaft nicht sprechen, als wenn er gefragt wurde; und mußte jedem Greise, der ihn auf der Straße anredete, mit Bescheidenheit antworten. Sie wurden unterrichtet im richtigen und guten Sprechen. Es wurden ihnen Fragen vorgelegt, worauf eine kluge Antwort gehörte, und die Spartaner, auch Lakonier genannt: erlangten durch diese Uebung eine solche Fertigkeit darin, daß man noch jetzt eine kurze und vielsagende Antwort eine lakonische nennt. Unüberlegtes und leeres Geschwätz wurde gar nicht geduldet; verständige Gedanken aber und witzige Einfälle wurden mit Beifall belohnt. — Die spartanischen Jünglinge wurden ferner abgehärtet gegen Hunger und Wachen, Hitze und Frost, ja selbst gegen empfindliche Körperschmerzen. Zu diesem Zweck wurden sie als Knaben schon jährlich einmal

an einem öffentlichen Volksfeste mit Geißeln blutig gepeitscht, und keiner durfte eine Miene des Schmerzes zeigen. Manche sollen die Standhaftigkeit dabei so weit getrieben haben, daß sie ohne einen Klagelaut todt am Altare der Göttin niedergesunken sind. — Oft wurden betrunkene Sklaven in den gemeinschaftlichen Speisesaal geführt, damit die Jugend das Widrige der Trunkenheit kennen lernen und dies Laster meiden mögte. Muster der Mäßigkeit dagegen sahen sie an allen ehrwürdigen Greisen, von denen sie umgeben waren, vorzüglich an den 28 Rathsherren der Könige, von denen keiner unter 60 Jahre alt seyn durfte, und die nur nach Tugend und Verdienst gewählt wurden.

Durch diese Einrichtungen und Gesetze bildete Lykurg aus seinen Spartanern ein furchtbares Heldenvolk, dem aber auch alle edlere Geistesbildung und jede sanftere Regung des Herzens fremd blieb. Da war keine Liebe zu Künsten, kein reges Streben nach Wissen; der kunstreiche Handwerker, der schönarbeitende Künstler wurde nicht geschätzt und aufgemuntert, und Gesang und Tanz selbst wurden nur geübt, in sofern dadurch kriegerischer Muth geweckt und den Leibern Gelenkigkeit gegeben ward. Wahrscheinlich fand Lykurg bereits diese rauhe kriegerische Stimmung bei seinem Volke vor, und glaubte daher, die Spartaner würden bei Gesetzen, die diesen ihren Neigungen angemessen wären, glücklich seyn. Er ließ sich von den Häuptern des Volkes schwören, seine Gesetze zu halten bis zu seiner Wiederkehr. Darauf verließ er Sparta, und kehrte niemals wieder, und niemand weiß, wie oder wo er gestorben ist.

Ganz verschieden von diesen strengen kriegerischen Sitten der Spartaner waren die Neigung und Lebensweise der Athener. Zwar fehlte es auch ihnen keinesweges an Tapferkeit und Muth, wie wir bereits im Vorhergehenden gesehen haben: auch ihre Jugend wurde fleißig im Rennen und Reiten, im Ringen und Fechten geübt. Aber die Erziehung war nicht durchaus blos kriegerisch. Der athenische Jüngling mußte Kenntnisse besitzen: er mußte seinen Ver-

stand üben im Nachdenken über den Ursprung der Welt, über das, was nach allgemeinen Gründen dem Menschen erlaubt oder unerlaubt sey, was seinem Staate nützen oder schaden könne. Er mußte beurtheilen lernen, welche Gestalten, Größen und Verhältnisse der Theile am Menschen, an anderen thierischen Körpern, an Kunstwerken und häuslichen Geräthschaften die schönsten wären: er mußte zeichnen. Besonders aber mußte er sich üben, seine Gedanken schön und gefallend auszudrücken, so daß er einst als Mann in den Volksversammlungen auftreten, und seinen Mitbürgern eine Sache deutlich machen, sie von einem Vorhaben abschrecken, oder sie für einen Gedanken begeistern könnte. Zu dem Ende lernten die atheuischen Jünglinge schöne Stellen ihrer Dichter und berühmten Redner auswendig, wodurch theils die großen und schönen Gedanken dieser Dichter und Redner weit bekannter wurden, theils die Sprache des ganzen Volks veredelt ward. Daher war auch der Ton ihrer Umgangssprache so anständig und leicht, durch fröhliche Laune und arglosen Witz erheitert, daß, wie lakonische Kürze, so auch attische Feinheit noch jetzt bei uns sprichwörtlich ist. Und Sinn für Schönheit war so ganz allgemein bei den Athenern, daß den großen Redner, den geistreichen Dichter, den erfindsamen Künstler laute Bewunderung und allgemeine Achtung des Volkes belohnte: was wiederum für denjenigen, der Kraft zu Großem und Schönem in sich fühlte, ein Reiz ward, alle Kraft anzustrengen, um Werke zu liefern, welche diese Bewunderung und Liebe verdienten a).

a) Auch das Tanzen wurde durch die Griechen und besonders in Athen zu einer solchen Kunst ausgebildet Das war kein bloßes Hüpfen und Springen, kein englischer oder schottischer Tanz; sondern die griechischen Tänze stellten irgend eine Handlung dar, mit dem lebhaftesten Ausdruck in Mienen, Stellungen und Bewegungen der Hände. Bald tanzte Einer, bald Mehrere, dann Alle; bald waren

Die größten Redner des Alterthums sind daher Athener und haben vor dem Volke zu Athen gesprochen. Einer der berühmtesten unter ihnen ist Perikles. Er redete, so sagten die Alten, als trüge er den Donner und Blitz auf seiner Zunge, und als säße die Göttin der Ueberredung ihm auf den Lippen. Was er rieth, das geschah; wen er anklagte, der wurde verurtheilt; wen er vertheidigte, dem schadete die grimmigste Wuth des Volkes nicht, sein Wort besänftigte. Wenn er lobte, so standen alle begeistert vor ihm da; wenn er eine Tugend pries, so liebten alle die Tugend mit dem lebhaftesten Gefühl; und tadelte er, so haßte man selbst, was man lieb hatte. Einst hielt er den in einer Schlacht gefallenen Athenern eine Leichenrede. Hier erschien er so liebenswürdig, und riß alle so mit sich fort, daß, wie er von der Rednerbühne herunterstieg, die Weiber ihn mit Ungestüm umarmten, ihm ihre Armbänder umschlangen, und ihn bekränzten, ja ihm eine goldene Krone aufsetzten. — Und als die Athener, die bei allem ihrem Gefühl für Schönheit ein wenig wankelmüthiger waren, als sie hätten seyn sollen, ihren Abgott, den Perikles, stürzen wollten, und zuerst seine Freunde, auch seine Frau Aspasia anklagten, trat er zur Vertheidigung derselben auf, und wußte durch Bitten und Thränen so die Athener zu erschüttern, daß sie, die nur angeklagt hatten, um verurtheilen zu können, umgestimmt wurden, und die Aspasia lossprachen. 444 vor Christo.

Athenische Baumeister haben die ersten großen und schönen Gebäude aufgeführt, nach denen man sich zu allen Zeiten als nach unübertreffbaren Mustern gebildet hat. Sie haben die schönsten Tempel erbaut. Diese lagen gewöhn-

die Tänze feierliche Aufzüge, bald fröhliche Verschlingungen mehrerer Reihen von Tanzenden. Die Griechen konnten kein Götterfest feiern ohne Tanz. Ja die Athener wählten einen ihrer Bürger zum Feldherrn, weil er in der Rolle eines Helden am schönsten getanzt hatte.

lich auf einer Anhöhe; eine breite Treppe mit marmornen Stufen führte hinauf zu einem breiten prächtigen Eingange, der durch Säulen gebildet war. Zur Seite dieses Säulenthores waren häufig auch noch Säulenhallen mit Statuen der Götter, Gemählden berühmter Künstler und anderen Kunstwerken verziert. Dann kam man über den Vorplatz in den eigentlichen Tempel, der entweder rund wie ein Kreis, oder länglicht viereckt war, wenigstens immer eine regelmäßige Gestalt hatte, und nicht so bauchig und winkelig war, wie die meisten unserer Kirchen a). Der Tempel war inwendig und auswendig mit Statuen, Kunstwerken von erhobener Arbeit, Gemählden verziert, doch nicht überladen, sondern die höchste Schönheit bestand fast in der höchsten Einfalt des Ganzen und der Theile. Endlich ging um den Tempel her eine Säulenhalle, oder es war ein Hain dabei gepflanzt, um darin spazieren zu gehen; und nirgend fehlte es an erheiternden, den Geist erweckenden Werken der Kunst.

Mit gleicher Kunst und Schönheit waren die Theater erbaut, die in Sparta gar nicht geduldet wurden. Die Sitze der Zuschauer erhoben sich im Halbkreise, einer über dem andern bis nah an die Decke, und konnten 20 bis 30,000 Menschen fassen. Durch alle diese Sitze gingen Pumpen, um von Zeit zu Zeit durch geöffnete Hähne wohlriechende Wasser über die Sitze zu sprengen. Doch wurde auf diesen Theatern nicht, wie jetzt in großen Städten gewöhnlich, täglich gespielt, sondern nur an den Festtagen gewisser Götter. Dann aber wurden die Schauspiele, die immer mit Gesang und Tanz begleitet waren, auch mit solcher Pracht aufgeführt, daß die Aufführung eines

a) Nach den Mustern griechischer Tempel sind die katholische Kirche und das Opernhaus in Berlin erbaut; und nach dem Säulenthor, welches die Alten als das schönste in Athen rühmen, ist das Brandenburger Thor in Berlin aufgeführt.

Schauspiels einmal so viel kostete, als der Feldzug eines ganzen Jahres.

Berühmt auch waren mehrere Uebungsgebäude (Gymnasien) für Jünglinge und Männer, in denen man spazieren ging, wettlief, wettritt, rang: und da den alten Völkern das Baden weit wichtiger war, als es uns jetzt ist, und täglich wiederholt wurde; so hatten sie öffentliche und besondere Badehäuser, welche die griechische Kunst mannichfaltig auszuschmücken verstand. Auch diese waren gewöhnlich mit Lusthainen umgeben.

Solche Gebäude ließen zuweilen einzelne Bürger auf eigene Kosten für sich oder zum Gebrauch des Volkes erbauen; meist aber trug das ganze Volk die Kosten, und die Athener setzten etwas darin, was sie erbaueten, auch ihrer würdig, schön zu erbauen. Phidias, der berühmteste 444
Bildhauer Griechenlands, Zeitgenosse und Freund des großen Redners Perikles, sollte eine Bildsäule der Schutzgöttin Athens in übermenschlicher (kolossalischer) Größe arbeiten. Er hatte vorgeschlagen, sie aus Marmor zu machen, vielleicht weil er dies für einfacher und edler hielt; und das Volk hatte es schon bewilliget. Als er aber zuletzt noch hinzufügte: auch würde Marmor wohlfeiler seyn, als Elfenbein und Gold, woraus andere berühmte Bildsäulen zusammengesetzt waren, schien es den Athenern unwürdig, zu dem schönsten Kunstwerke, das sie zu besitzen wünschten, nicht auch den kostbarsten Stoff gewählt zu haben: und sie riefen alle einstimmig, er solle Elfenbein und Gold nehmen.

Und nicht blos Tempel, Theater, Uebungsplätze waren so schön erbaut und so von Künstlern geziert: auch auf allen Märkten, auf allen Straßen der Stadt standen Bildsäulen von den geschicktesten Künstlern. Und waren auch die Wohnhäuser von außen nicht prächtig, im Innern waren sie oft mit verschwenderischer Pracht geschmückt: Tische, Sopha's (Stühle hatte man nicht, so wie man auch bei Tische nicht saß, sondern lag), Trinkschaalen und Becher, Alles hatte die schönsten Formen, war von geschickten Hand-

werkern, die man mit Recht Künstler nennen konnte, gearbeitet, und oft reich mit Silber und Gold und Bernstein geziert. — Diese Liebe zu schönen Kunstwerken verführte denn freilich auch zu Verschwendung und Ueppigkeit, machte dadurch die Athener weichlicher und leichtsinniger, und früher als die Spartaner versanken sie in Ausschweifungen und Sittenlosigkeit. So bleibt ewig wahr: Reichthum und Wissenschaft, alle Geschenke der Geburt oder des Glücks sind eitel, sobald in stolzer oder wollüstiger Selbstvernachlässigung der Mensch vergißt, Mann zu seyn.

22.

Krieg zwischen Athen und Sparta. Alcibiades. Athen gestürzt.

Da Griechenland die Abwehr der drohenden persischen Angriffe und auch mehrere nachfolgende Siege fast einzig den Athenern dankte, erhob sich das Ansehen dieses Staats weit über das Ansehen der Spartaner; und mehrere athenische Staatsmänner waren durch redliche und unredliche Mittel bemüht, dies Ansehen ihres Vaterlandes aufrecht zu erhalten. Sparta indeß, vorher der erste Staat Griechenlands, konnte diese Größe Athens nicht anders als mit Eifersucht betrachten, und war daher bereit, jedes Mittel zu benutzen, um seine Nebenbuhlerin zu stürzen. Perikles, welchen ich euch schon vorher als den größten Redner in Athen genannt habe, eben dieser glänzende, ruhmsüchtige Staatsmann, übertrieb den Eifer für das Ansehen und den Reichthum seiner Vaterstadt. Ihre Flotten herrschten auf allen von Griechen befahrenen Meeren; er machte Athen durch eine Menge der prächtigsten Gebäude zur schönsten Stadt Griechenlands: zugleich aber mußte es beleidigen, daß Athen überall herrschen und den Gewinn vom Perserkriege allein haben wollte; es mußte Unwillen und Erbitterung

erregen,

erregen, daß nicht blos die im Kriege besiegten Inseln und Städte, sondern sogar die kleinen schwächeren, aber doch freien Staaten Griechenlands von Athen herrisch und mit drückender Härte behandelt wurden. — So bedurfte es nur einer Gelegenheit, und alle Unzufriedenen vereinigten sich und traten auf gegen Athen. Diese Gelegenheit fand sich bald, und es entstand ein 28jähriger Krieg, von 431 bis 404 vor Christi Geburt, in welchem Griechen gegen Griechen mit solcher Hartnäckigkeit kämpften, daß eine große Anzahl von Dörfern und Städten verwüstet wurde, und nur der Untergang eines der beiden griechischen Hauptstaaten dem Kriege ein Ende machen konnte.

Eine Insel (Korcyra, jetzt Korfu) hatte Krieg angefangen mit der reichen Handelsstadt Korinth, und hatte Athen um Hülfe gebeten. Athen leistete diese Hülfe sehr bereitwillig, weil es Gelegenheit bot, eine angesehene Stadt zu demüthigen. Dafür reizte Korinth viele der von Athen besiegten und hart gedrückten Städte zum Aufruhr, und vereinigte bald alle übrigen unzufriedenen Griechen, sich in Sparta über Athens Herrsucht zu beklagen. Es ward eine Gesandtschaft an die Athener abgeschickt, die unterjochten Inseln und Städte frei zu geben; wo nicht, so werde man sie bewaffnet dazu zwingen. Die Athener hätten fast diese Foderung bewilliget; als Perikles fragte: ob Sparta über uns, oder wir über Sparta herrschen sollen? Sogleich rief Alles: Krieg! Krieg! — Sofort begann der Kampf mit aller der Erbitterung eifersüchtiger Nachbarn; Athens Gebiet ward von den feindlichen Heeren verwüstet; man wurde unzufrieden, entsetzte den Perikles als Urheber alles 431
Unglücks seiner Feldherrnstelle, er mußte eine große Summe als Strafgeld bezahlen; und bald nachher starb er an einer Pest, die in Athen furchtbar wüthete. Jünglinge 430 und 429
und Greise starben hin. Die Menge der Landleute, die sich aus Furcht vor den Feinden in die Stadt geflüchtet hatte, lagerte aus Mangel an Obdach auf den Marktplätzen, den Straßen und in den Tempeln der Götter; und jeden Mor-

gen fand man die Wege und Tempelhallen mit Leichen angefüllt. Viele irrten wie Rasende umher, gefoltert von einem furchtbaren innern Brande und einem nicht zu stillenden Durste, die Augen und Zunge feuerroth, den Leib bedeckt mit giftigen Geschwüren. Wem sie sich näherten, der ward angesteckt; und kein Haus blieb verschont. In dieser Schreckenszeit schwiegen Gesetze und Gericht; Niemand befahl, Niemand gehorchte; die gröbsten Laster und Schandthaten wurden frei und ungestraft verübt; der rasende Schmerz, die wilde Verzweiflung übertäubten die Stimme der Vernunft und des Gewissens. (In dieser Pest heilte der berühmte Arzt Hippokrates.)

Selbst während dieser Krankheit dauerte der Krieg; noch wüthender aber ward er fortgesetzt, nachdem sie vorüber war. Alle Gegenden Griechenlands wurden von verheerenden Flotten angegriffen: man plünderte, verbrannte, mordete; Grausamkeiten aller Art wurden gewöhnliche Schauspiele; und das schrecklichste Uebel, das aus Bürgerkriegen hervorgeht, Sittenlosigkeit, würdigte besonders die Athener tief herab. Die alte Vaterlandsliebe ging nach und nach verloren; Männlichkeit ward nicht geachtet; der Leichtsinnige, der dem Volke zu schmeicheln verstand, der Glänzendes vorschlug, dem hingen die Athener kurze Zeit an, wurden seiner aber auch bald wieder überdrüssig; und Griechenland, die Athener und Spartaner, die stolzen Sieger bei Marathon und Salamis, konnten an den persischen König schicken, daß er, ihr Feind, ihnen Hülfe sende, gegen griechische Staaten, deren Unterjochung oder Zerstörung sein heißester Wunsch war. – O Kinder! es ist empörend, wohin Neid und Habsucht die Menschen verleiten kann. Doch wehe dem, durch welchen Aergerniß kommt in die Welt, wer von diesen bösen Lüsten beherrscht ein unglückliches Beispiel giebt, und Fluch über die Menschheit bringt. – Ein Beispiel von dem leichtsinnigen Wankelmuth der Athener giebt das Leben des Alcibiades.

Er war von vornehmen und reichen Aeltern, gesund,

stark und schön, so daß er schon als Knabe Aller Liebling war. Seinen Lehrern gehorchte er willig, und lernte Alles mit der lebhaftesten Wißbegierde; nur die Flöte wollte er nicht blasen lernen; denn sie entstelle das Gesicht, auch könne man dazu nicht singen. Mögen, pflegte er zu sagen, diejenigen die Flöte blasen, die nicht reden können. Er selbst verwandte allen Fleiß auf Beredtsamkeit. — Schon früh zeigten sich im Knaben Herrschsucht, und der zügelloseste Muthwille. Er spielte einmal mitten auf der Straße mit anderen Knaben Würfel, als ein Wagen kam. Wart' ein wenig! rief Alcibiades dem Fuhrmann zu. Dieser achtete nicht darauf, sondern fuhr weiter. Da warf sich Alcibiades quer vor die Pferde, und zwang den Fuhrmann zu halten. Drauf that er seinen Wurf, und ging nun erst bei Seite. — Ein andermal wünschte er, noch als Knabe, einen Homer zu haben, ein Buch, das bei den alten Griechen eben so häufig gelesen und eben so allgemein verehrt war, als bei uns die Bibel. Er ging zu einem Schulmeister, und bat ihn darum. Dieser sagte, er habe keinen. Was? rief Alcibiades: keinen Homer? gab ihm eine Ohrfeige und ging weg. — Als Jüngling wettete er einmal in einer Gesellschaft von lustigen Brüdern, daß er einem alten, angesehenen und würdigen Manne öffentlich eine Ohrfeige geben wolle. Er that es und lief davon. Die Sache wurde schnell bekannt, ganz Athen sprach mit Unwillen davon, und Alcibiades, um seine Tollkühnheit wieder gut zu machen, ging am andern Morgen nach dem Hause des Alten, bat um Verzeihung, entblößte seinen Rücken, und erbot sich, so viele Geißelhiebe auszuhalten, als jener bestimmen würde. Der alte Mann verzieh ihm, und gewann den Schmeichler nachher so lieb, daß er ihm seine Tochter zur Frau gab. — Durch viele ähnliche unbesonnene Streiche machte er sich zum Stadtgespräch, und hatte seine Freude daran, durch unbedeutende Kleinigkeiten, die er auffallend that, die Athener zu äffen. Er kaufte einen schönen Hund um mehr als 1000 Thaler. Die ganze Stadt sprach

von der Schönheit des Hundes und dem theuern Preise. Da hieb er dem Hunde den Schwanz ab; nun war der abgehauene Schwanz das allgemeine Stadtgespräch, und Alcibiades lachte. Einmal ging er über den Markt, und traf einen großen Zusammenlauf des Volkes: es ward Geld vertheilt. Gleich schickte er nach Hause, und ließ auch Geld vertheilen. Der Zusammenlauf und Lärmen ward größer. Indem ließ er eine Wachtel aus seinem Mantel hervor und davon fliegen, und setzte eine Belohnung auf den Wiederfang. Sofort zerstreuete sich der ganze Volkshaufen, und Alcibiades lachte.

Und nicht bloß den großen Haufen höhnete der Muthwillige so: auch die vornehmsten Männer Athens wurden ihm durch ihr unwürdiges Betragen, durch ihre niedrigen Schmeicheleien bald verächtlich. Einem einzigen Manne gelang es, ihm dauernde und innige Achtung für sich einzuflößen, und ihn auf immer an sich zu fesseln, dem weisen Sokrates. Dieser vortreffliche Lehrer der Griechen gewann durch seine Würde, durch seinen reinen Eifer für Wahrheit und Tugend, und durch seine Uneigennützigkeit bei der Bildung des schönen Jünglings, eine solche Gewalt über ihn, daß Alcibiades oft an seinem Halse weinte, wenn die Warnungen des edlen Lehrers über seine Eitelkeit und seinen Leichtsinn sein Herz getroffen hatten. Als der Krieg zwischen Athen und Sparta ausbrach, zog er mit Sokrates ins Feld; beide schliefen in einem Zelte, aßen mit einander und fochten neben einander. Einst in einer Schlacht (bei Potidäa) ward Alcibiades verwundet und fiel zu Boden. Feinde drangen gegen ihn heran. Doch Sokrates trat mit seinem Schilde vor ihn, und wehrete die Andringenden ab. In einem andern Treffen (bei Delium), wo die Athener gänzlich geschlagen wurden, und alles floh, sah Alcibiades, selbst schon auf der Flucht, wie Sokrates von Feinden verfolgt ward. Alcibiades wandte sich, stürzte allein auf die Feinde, tödtete viele, zerstreuete die übrigen, und rettete dem Sokrates das Leben. Doch blieb er leider nicht im-

mer in diesem vertrauten Umgange mit seinem Lehrer und Freunde.

Der verderbliche Krieg zwischen Athen und Sparta war durch einen Frieden unterbrochen, doch nicht geendigt; denn im Herzen blieben sich Athener und Spartaner immer Feinde, und übten auch, wo sie konnten, gegen einander öffentliche Feindseligkeiten. Ueberdies suchte Alcibiades eine Gelegenheit, sich Ruhm zu erwerben. Er überredete also die Athener durch glänzende Vorspiegelungen zu einem Zuge nach der Insel Sicilien, wo einige kleine Städte gegen die Bedrückungen der Hauptstadt Syrakus Hülfe suchten. Sogleich unterstützte Sparta die Syrakuser; die Athener wurden geschlagen, zwei athenische gefangene Feldherren hingerichtet, und 7000 Kriegsgefangene zu den härtesten Sklavenarbeiten, Steine aus Felsen zu brechen, verdammt. Alcibiades indeß war gleich im Anfange dieses Krieges, da man ihn in Athen als Entweiher der öffentlichen Religion angeklagt hatte, zu den Spartanern entflohen. Hier ward der schwelgende Jüngling auf einmal zu dem strengsten mäßigsten Manne; er gewann Aller Liebe, und durch seinen Rath siegten die spartanischen Heere. Dagegen erhob sich der Neid der spartanischen Feldherren; und den einen der beiden Könige von Sparta erbitterte Alcibiades durch Beschimpfung. Er mußte auch von hier fliehen, und nahm seine Zuflucht zu dem persischen Statthalter in Kleinasien. — Dieser wollte eben eine Flotte den Spartanern zu Hülfe senden. Alcibiades, der sich auch des Persers Liebe in Kurzem gewonnen hatte, wußte ihn davon abzubringen, und führte selbst die persische Flotte gegen die Spartaner. Dies machte den Statthalter ängstlich, weil er dazu keinen Befehl vom Könige hatte; und um sich sicher zu stellen, läßt er den Alcibiades gefangen nehmen. Dieser aber entflieht, erzählt überall, der persische Statthalter habe ihn frei gelassen, und wird mit der ausschweifendsten Freude von der athenischen Armee aufgenommen. Die Athener siegen unter seiner Anführung überall, Städte und Inseln werden

422 vor Christo.

416

erobert, die feindlichen Flotten ganz vom Meere vertrieben,
und die Spartaner schrieben mit ihrer lakonischen Kürze
nach Hause: Unser Glück ist dahin; unser Anführer getöd-
tet, die Soldaten hungern; wir wissen nicht, was zu thun.—
Doch eine Schlacht, die gegen den Willen des Alcibiades
407 geliefert war, geht verloren; — und die Athener erklären
den eben noch vergötterten Feldherrn für einen Leichtsinni-
gen, treulosen Führer, und verbannen ihn zum zweitenmal.
Jetzt kaufte er sich selbst Schiffe, eroberte sich ein kleines
Gebiet oben am Hellespont, und lebte dort unter persischem
Schutz. — Die Athener indeß, unter Anführung leichtsin-
niger Feldherren, stellten sich mit ihren Schiffen in der Nähe
seines Gebietes den Spartanern gegenüber (am Ziegenfluß,
Aigospotamos, im Hellespont). Die Vaterlandsliebe
zwang ihn, die Athener auf ihren Leichtsinn und ihre fehler-
hafte Stellung aufmerksam zu machen. Sein Rath ward
405 verachtet. Eines Abends griffen die Spartaner an, als
das athenische Volk am Lande zerstreut war: 200 Schiffe
werden erobert, nur 8 entfliehen; fast das ganze Heer wird
gefangen genommen, und 3000 Athener von den erbitter-
ten Siegern niedergehauen. — Alles von Alcibiades für
Athen eroberte Land mußte sich den Spartanern wieder un-
terwerfen, Athen wurde belagert und nach einigen Mona-
ten durch Hunger gezwungen, sich den Siegern auf folgende
schimpfliche Bedingungen zu ergeben: Die Mauern der
Stadt und des Hafens, äußerst kostbare Vestungswerke,
sollten niedergerissen werden; die Athener sollten alle Schiffe
bis auf zwölf ausliefern, alle Vertriebenen zurückrufen,
ihren Staat nach spartanischen Gesetzen einrichten, und den
Spartanern im Kriege auf Befehl folgen.

So zogen die Spartaner mit höhnendem Stolz in
Athen ein, ließen dann alle Flötenspieler und Sängerinnen
zusammenkommen, unter kriegerischer Musik die langen star-
ken Mauern niederreißen, welche Themistokles und Perikles
erbaut hatten, und die Schiffe im Hafen verbrennen. Mit
der wildesten Grausamkeit und dem rohesten Uebermuth

wurde gemordet, geplündert, gemißhandelt; und, um endlich das Elend Athens zu vollenden, wurden 30 Spartaner mit einer spartanischen Besatzung zurückgelassen, die, unter dem Schein des Rechts, hinrichten ließen, gefangen setzten und Güter einzogen, wie es ihrer Willkühr beliebte. Da erhob sich fast überall Unwillen gegen die Grausamkeiten des rauhen Sparta, und Mitleid mit der Stadt, die einst allein den Griechen allen Freiheit und Daseyn gerettet hatte. — Man begünstigte jedes Unternehmen der Athener, sich zu befreien; die Dreißig mit ihren Soldaten wurden verjagt; und Sparta mußte es geschehen lassen, daß Athen seine alte Staatsverfassung wieder annahm, und sich für frei und unabhängig erklärte. Doch war es entvölkert, zerstört und ausgeplündert: und wie eifrig auch die Athener bemüht waren, sich wieder emporzuheben, ihr altes Ansehen, ihren alten Ruhm erhielten sie nie wieder.

Während des allgemeinen Elends in Athen unter den dreißig Spartanern hofften alle Athener auf Rettung durch Alcibiades; und die Dreißig, welche ihn in der That fürchteten, obwohl er ganz ruhig auf seinen Schlössern lebte, schickten heimlich Mörder gegen ihn aus. Alcibiades nahm seine Zuflucht zu dem persischen Statthalter Kleinasiens. Dieser nahm ihn gern auf und gab ihm eine einsame Wohnung. Doch der Sieger Athens verlangte von dem Perser den Tod des Alcibiades. Der Statthalter, feige und niedrig, wie alle Tyrannenknechte, dingt Mörder, die ihn des Nachts überfallen sollen. Als sie dem Hause nahe kommen, ergreift sie ein Zittern, keiner will zuerst hinein. Sie legten Feuer um das Haus. Alcibiades erwacht, wikkelt sich in seinen Mantel, und mit dem Schwerdt in der Hand springt er durch die Flammen hindurch ins Freie. Die Feigen entfliehen, doch aus der Ferne schießen sie mit Pfeilen auf ihn, und er wird getödtet.

23.

Sokrates.

Wenn in einer Stadt, ja in einem ganzen Lande böse Sitten herrschen; so erfordert es einen hohen Grad von Vestigkeit, gut und tugendhaft zu bleiben. Es ist aber keinesweges unmöglich, und niemals fehlt es der Tugend gänzlich an Achtung und Liebe bei anderen Menschen. Dies beweist das Leben eines der edelsten und verständigsten Männer unter den Griechen, das Leben des Sokrates. Er war der Sohn eines Bildhauers, und lernte die Kunst bei seinem Vater; versäumte aber auch die kriegerischen Uebungen nicht, und, wie wir im vorigen Abschnitte gesehen haben, focht mehreremale mit Muth und Tapferkeit für seine Vaterstadt. Doch weder die Bildhauerei noch der Kriegsdienst waren seiner Neigung angemessen: es war seine liebste Beschäftigung, Jünglinge, die ihm durch Schönheit und Anlagen des Geistes gefielen, zu unterrichten und zu bilden; und ihnen widmete er gern seine Zeit, ohne daß er sich dafür bezahlen ließ. Auch war sein Unterricht nicht so förmlicher Unterricht, wie bei uns; sondern er besaß eine ganz ausgezeichnete Geschicklichkeit im Fragen, und indem er mit Jünglingen in freundschaftlichem Umgange zusammen war, verstand er es, sie durch passende Fragen dahin zu bringen, daß sie in ihren Antworten endlich selbst gestehen mußten, wie viel sie noch nicht wüßten, wie vieles sie irrig für wahr hielten, wie sehr sie die Veredlung ihres Herzens, die Uebung des Guten vernachlässigten. Dies alles sagte er mit solcher Kraft und Herzlichkeit, daß man ihn gern hörte; und sein Leben war so rein und untadelhaft, daß ihn alle hochachteten und lieb gewannen, die er seines Umganges werth achtete. Sein Leben fiel aber gerade in die Zeit des allgemeinen Sittenverderbnisses in Athen; und wiewohl die griechischen Priester ihn im Namen der Götter für den Weisesten der Menschen erklärten,

war doch die Anzahl seiner Freunde nur klein, und manchen, den er sich schon gewonnen hatte, wie ein Alcibiades, entriß ihm die Ehrsucht wieder. Die Anzahl seiner Neider und Feinde dagegen war sehr groß. — Nur einige Züge aus seinem Leben und seine edle Ruhe im Tode will ich euch hier erzählen; denn seine Lehren der Weisheit sind noch nicht für Kinder verständlich.

Sokrates lebte äußerst mäßig: er aß und trank immer nur das Allergewöhnlichste und Wohlfeilste; er trug einen Mantel von gewöhnlichem Zeuge, und im Sommer und Winter denselben. Freilich sind die Winter in Griechenland nicht so kalt und rauh, wie in unseren Gegenden; dennoch ist die Regenzeit, welche dort die Stelle des Winters vertritt, empfindlich genug, um wärmere Bekleidung nöthig zu machen. Es war aber ein Hauptgrundsatz des Sokrates: man muß so wenig bedürfen, als möglich. Daher härtete er seinen Körper auf alle Weise ab, und konnte außerordentlich viel aushalten. So ging er immer barfuß, und band sich nie Sohlen unter die Füße, die man statt unserer Schuhe und Strümpfe trug. Ohne Beschwerde konnte er eine Nacht durchwachen, und den folgenden Tag eben so kraftvoll ringen, und eben so lebhaft unterhalten.

Einer seiner Neider, der sich durch den Unterricht der Jünglinge große Reichthümer erworben hatte, und sehr prächtig lebte, sagte daher einst zu Sokrates: Man sollte meinen, die Weisheit müßte auch glücklich machen; du aber siehst warlich nicht darnach aus. Du führst ja ein wahrhaft hündisches Leben. — Laß doch sehen, antwortete Sokrates, ob ich wirklich so unglücklich bin! Glaubst du, daß meine einfache Kost mich weniger gesund und stark erhalte? Weißt du nicht, daß es denen am besten schmeckt, die am wenigsten haben? Und wenn ich im Sommer und Winter gleich gekleidet gehe, und keine Sohlen trage, wodurch mein Körper gegen jede Witterung abgehärtet wird; das kann dir doch nicht tadelnswürdig scheinen? Dem Bauche, dem Schlafe, der Weichlichkeit sich nicht zu er-

geben, was könnte klüger seyn, als dies, da man das Wohlleben doch nicht immer haben kann? Wie würde bei solcher Verwöhnung der Ackersmann, der Schiffer fahren? Wer würde geschickter seyn, dem Staate oder einem Freunde zu dienen, ein Mann wie ich, oder einer von denen, die du glücklich nennst? Wer würde die Mühseligkeiten eines Feldzuges leichter ertragen? Du scheinst mir die Glückseligkeit in Ueberfluß und Wohlleben zu setzen; ich aber glaube, daß nichts bedürfen göttlich ist, und am wenigsten bedürfen der Gottheit am meisten nähert.

Einst schalt seine Frau mit ihm, ohne daß er ihr anders als gelassen antwortete. Da sie immer heftiger ward, stand er endlich auf und ging weg. Dies erbitterte sie noch mehr; sie ergriff ein volles Waschbecken, und goß es dem Sokrates nach. Ich dachte es wohl, sagte Sokrates zu einem staunenden Nachbar: ein Donnerwetter ist nicht ohne Regen.

Hatte er sich durch Laufen, Ringen und andere Leibesübungen erhitzt, und kam er zu einem Brunnen; so füllte er mehreremale den Eimer, und goß ihn langsam wieder aus, theils um seiner Gesundheit nicht zu schaden, theils um sich überhaupt in der Beherrschung seiner Begierden zu üben.

Sokrates grüßte einen vornehmen Bürger auf der Straße, der ihm nicht dankte, sondern stolz vorüberging. Die jungen Freunde des Weisen waren darüber unwillig. Nicht doch, sagte Sokrates: ihr würdet ja nicht zürnen, wenn mir Einer begegnete, der häßlicher wäre als ich; was ereifert ihr euch also, daß dieser Mensch minder höflich ist, als ich. — Eben so hörte er einst mit der größten Ruhe, daß Jemand schlecht von ihm gesprochen habe. Mag er mich doch prügeln, sagte er, wenn ich nicht dabei bin.

Ein andermal beklagte sich ein vornehmer Athener bei ihm, daß es erstaunlich kostbar sey, in Athen zu leben, und rechnete ihm vor, wie theuer der Purpur, die feinen Weine

und andere Kostbarkeiten seyen. Sokrates ging mit ihm in verschiedene Läden, wo Lebensmittel verkauft wurden. Mehl und Oliven (die in der Gegend von Athen sehr häufig wuchsen) kosteten sehr wenig. Dann fragte er in einem Laden, wo gemeines Zeug zur Kleidung um geringe Preise zu haben war. Sieh, sagte er dann, ich finde es ganz wohlfeil in Athen.

Ein anderer beschwerte sich über die Mühseligkeiten einer Fußreise, die er so eben zurückgelegt hatte. Hat dir dein Sklave folgen können? fragte Sokrates. O ja! — Trug er etwas? — Ein großes Bündel. — Der ist wohl recht müde? — Nein; ich habe ihn gleich wieder mit einem Auftrage weithin in die Stadt geschickt. — Sieh, sagte Sokrates: du hast vor deinem Sklaven Vorzüge des Glücks; er hat vor dir Vorzüge der Natur. Du bist reich und frei, aber schwach und weichlich; er ist arm und leibeigen, aber gesund und stark. Sage selbst, wer der Glücklichere ist.

Einer der Schüler des Sokrates (Antisthenes) wollte seinen Lehrer in der Gleichgültigkeit gegen äußere Güter noch übertreffen, und ging, um Aufsehen zu erregen, in einem zerrissenen Mantel umher. Freund, Freund! rief ihm Sokrates einst zu: durch die Löcher deines Mantels schimmert aller Orten deine Eitelkeit hervor.

Sokrates wollte gern einen schönen Jüngling in Athen (Xenophon) sich zum Schüler gewinnen. Eines Tages begegnete er ihm in einem engen Durchgange. Sokrates hielt den Stock vor, und der schöne Jüngling blieb stehen. Sage mir doch, fragte ihn Sokrates, wo man Mehl kauft? — Auf dem Markte. — Und Oel? — Eben da. — Aber wo geht man hin, um weise und gut zu werden? — Der Jüngling stutzte. Folg mir, ich will es dir sagen, fuhr Sokrates fort. Und beide wurden unzertrennliche Freunde. In einer Schlacht, wo Xenophon ermattet und verwundet vom Pferde geworfen wurde, trug ihn Sokrates auf seinen Schultern aus dem Getümmel. — Ein anderer Jüngling (Aeschines) wünschte sehr ein Schüler des Sokrates zu wer-

den; scheuete sich aber, ihm zu nahen, weil er sehr arm war. Sokrates, der seine Wünsche merkte, fragte ihn: Warum scheuest du dich vor mir? — Weil ich nichts habe, das ich dir geben könnte. — Ei, erwiederte Sokrates: schätzest du dich selbst so gering? giebst du mir Nichts, wenn du dich selbst mir giebst? Und der Jüngling wurde ein eifriger Schüler des Sokrates. — Der schon genannte Antisthenes ging täglich eine halbe Meile nach der Stadt, um den Sokrates zu hören. Ja ein anderer wißbegieriger Jüngling, Euklides, kam sehr oft von Megara, einer Stadt vier Meilen von Athen, um nur einen Tag den Umgang des Sokrates zu genießen. Und als die Athener aus Erbitterung gegen Megara die Verordnung machten, daß kein Megaräer bei Lebensstrafe nach Athen kommen sollte, wagte es dennoch Euklides sehr oft, sich des Abends in Weibskleidern auch mit Gefahr seines Lebens in die Stadt zu schleichen, um einen Tag bei Sokrates zu seyn.

Indeß suchten ihn seine Neider und Gegner lächerlich und verhaßt zu machen, und klagten ihn endlich an, daß er die Götter des Vaterlandes nicht achte, und daß er die Jugend verderbe, indem er ihr gottlose Grundsätze einflöße. Sie klagten ihn an vor einem Gericht, das aus den gemeinsten Bürgern Athens bestand, die den Sokrates nicht seinen Verdiensten gemäß kannten und zu achten wußten. Sokrates aber, ein Greis von 70 Jahren, fand es seiner unwürdig, sich gegen solche Anklagen weitläuftig zu vertheidigen. Er berief sich kurz auf sein öffentliches Leben, versicherte, daß es seit dreißig Jahren sein einziges Bestreben gewesen sey, seine Mitbürger tugendhafter und glücklicher zu machen; und daß er zu dieser Beschäftigung einen göttlichen Beruf in sich fühle. — Diese edle ruhige Sprache erbitterte die Richter, die, wie es in Griechenland Sitte war, eine künstliche Vertheidigungsrede mit Bitten und Thränen erwartet hatten. Sie schickten ihn also vorläufig ins Gefängniß. Hier brachte ihm einer seiner Freunde eine künstlich ausgearbeitete Rede, und bat ihn, sie auswen-

dig zu lernen. Sokrates las sie und fand sie schön: aber sagte er, brächtest du mir schöne weiche und prächtige Sokken; ich würde sie nicht tragen, weil ich es für unmännlich hielte. — In der nächsten Versammlung wurden die Stimmen über ihn gesammelt, und durch die Ueberzahl von drei Stimmen ward er zum Tode verurtheilt. Er hörte das Urtheil mit der größten Ruhe, nahm Abschied von den Richtern, die für ihn gestimmt hatten, versicherte, daß er denjenigen, die ihn verurtheilt hätten, gern verzeihe, und daß er sich freue, zu den Geistern der edlen Männer der Vorwelt hinüberzugehen. — So kehrte er mit ruhiger Würde in das Gefängniß zurück. Seine Freunde indeß, die von nun an täglich bei ihm waren, hatten Anstalten gemacht, ihn zu retten. Der Wärter war bestochen; die Thüre des Gefängnisses stand offen, Sokrates sollte entfliehen. Aber Sokrates wies den Vorschlag zurück; denn man müsse stets und überall den Gesetzen gehorchen: und beschämt und wehmüthig verließen ihn die Getreuen. — Als er am folgenden Tage den Giftbecher trinken sollte, waren sie schon früh bei ihm. Auch seine Frau war da, mit dem jüngsten Kinde auf den Armen. Sie weinte und wehklagte, und machte alle Anwesende so weichherzig, daß Sokrates, um in seiner Ruhe zu bleiben, bat, sie wegzuführen. — Ach! schluchzte einer der Freunde: wenn du nur nicht so ganz unschuldig stürbest! Und wolltest du denn lieber, erwiederte Sokrates mit Lächeln, daß ich schuldig stürbe? — Darauf leitete er ein ernsteres Gespräch ein, sprach über Leben und Tod, und über seine Hoffnung, daß es mit dem Menschen nicht ganz aus wäre, wenn er stürbe, sondern daß seine Seele unsterblich fortdauere. So unterredete er sich bis zum Abend. Drauf badete er sich, um, wie er sagte, den Weibern das lästige Geschäft zu ersparen, seinen Leichnam zu waschen. Der Becher mit dem Gifte ward gebracht. Sage mir, fragte er den Diener, wie muß ich's machen? — Du mußt nach dem Trinken im Zimmer auf und niedergehen, bis dich Müdigkeit über-

fällt. Dann legst du dich. — Sokrates nahm den Becher, betete zu den Göttern: Götter, verleihet mir, daß mein Ausgang von hinnen glücklich sey! und trank mit ruhigem unverändertem Angesicht. Die Freunde weinten laut um ihn her, und rangen die Hände. Still doch! sagte Sokrates: ich habe ja darum diesen Morgen die Weiber weggeschickt. Als das Gift zu wirken anfing, legte er sich gelassen nieder. Freunde, sagte er matt: wir sind den Göttern einen Hahn schuldig; ich genese a). — Dräuf hüllte er sich in seinen Mantel: man fragte ihn, ob er noch etwas verlange; aber er antwortete nicht mehr.

Mit solcher ruhigen Gelassenheit und Würde starb der weise Sokrates, im Frühlinge des Jahres 399 vor Christi Geburt, und ihr werdet dabei hin und wieder an den göttlichen Stifter unserer Religion erinnert worden seyn. Auch hatten seine Lehren ein ähnliches Schicksal. Wie die Lehre Jesu durch seine Jünger weiter verbreitet wurde: so hingen auch die Schüler des Sokrates noch nach seinem Tode mit gleicher Liebe an ihm; und sein Unterricht, das Andenken an ihn war ihnen ihre liebste, herzerhebendste Unterhaltung. Seine Grundsätze und Lehren pflanzten sich fort von Mund zu Mund; mehrere schrieben sie nieder, und einige dieser Schriften haben sich bis auf unsere Zeiten erhalten. In ihnen ist uns ein Schatz von Weisheit aufbewahrt, und sie zu lesen ist für denkende Männer eine äußerst anziehende und angenehme Beschäftigung.

a) Wenn man von einer Krankheit genas, war es im Alterthum Sitte, als Dankopfer einen Hahn zu opfern. Sokrates betrachtet hier das Leben als eine Krankheit, als eine Reihe von Mühseligkeiten und Gefahren, von denen der Tod heile.

24.

Alexander.

Nachdem Athen durch den im 22sten Abschnitt erzählten Krieg gedemüthiget war, erhob sich Sparta wieder als der mächtigste Staat Griechenlands. Doch beleidigte auch Sparta bald durch seinen Uebermuth die griechischen Städte und Inseln, daß viele derselben abtrünnig wurden, und ein bis dahin unbedeutender Staat, Theben, sich auf kurze Zeit Ansehen zu erwerben im Stande war. Die thebanischen Heere siegten unter geschickten Anführern, Pelopidas und Epaminondas, und Sparta verlor seine Obermacht. Aber auch Theben behauptete sein Ansehen nicht; nach dem Tode jener beiden Heerführer trat weiter kein großer Mann auf, der die gewonnenen Siege zu benutzen verstanden hätte. Streitigkeiten und kleine Kriege währeten fort; und Griechen nahmen gegen Griechen gern Unterstützung von ihren Erbfeinden, den Persern, an.

Diese Lage der Dinge wußte Philipp, ein schlauer König des benachbarten Reiches, Macedonien, zu seinem Vortheil zu benutzen. Er mischte sich in die Streitigkeiten der Griechen, wußte durch Geld auch Streitigkeiten zu erregen, und suchte dann als Richter dazwischen zu treten nach seiner Willkühr zu entscheiden, und so nach und nach Herr in Griechenland zu werden. Als endlich die Griechen seine wahre Absicht merkten, war es zu spät. Mehrere Staaten vereinigten sich zwar gegen ihn; aber einige waren doch für Philipp, der indeß seine Kriegsmacht gestärkt und kunstreich geübt hatte: die Griechen wurden geschlagen (bei Chäronea 338) und mußten den macedonischen König als ihren Oberfeldherrn anerkennen.

Philipp war der Vater des berühmten Alexander. Schon als Knabe zeigte Alexander den kühnen Muth, den Stolz und die Ruhmsucht, woraus fast alle seine guten und bösen Thaten im jugendlichen und männlichen Alter ent-

sprangen. Er härtete seinen Körper ab durch Uebungen aller Art; liebte seine Lehrer, die ihn mit den großen Thaten der Vorwelt bekannt machten, und hörte gern von Krieg und Schlachten. Erzählte man die glänzenden Thaten seines Vaters, besonders in Griechenland; so rief er oft schmerzlich aus: Ach, mein Vater wird mir nichts mehr zu thun übrig lassen! — Die Gesänge des alten griechischen Dichters Homer trug er immer bei sich, und hatte sie selbst des Nachts unter seinem Kopfkissen liegen; denn Homer hatte besonders Krieg und große Helden besungen, und diese waren durch Homers Gesänge in der ganzen Welt berühmt geworden. Daher war es immer der Wunsch des ruhmsüchtigen Jünglings, so große Thaten zu thun, wie die homerischen Helden gethan hätten, aber auch so besungen zu werden wie sie. Einmal wurde seinem Vater ein wildes Pferd um den ungeheueren Preis von 13 Talenten (an 16,000 Thaler) angeboten. Die besten Reiter versuchten ihre Kunst daran; allein es ließ keinen aufsitzen, und Philipp befahl endlich, es wegzuführen, da es kein Mensch brauchen könne. Alexander bat seinen Vater, ihm das Pferd zu erlauben. Er ergriff es beim Zügel, führte es gegen die Sonne, weil er bemerkt hatte, daß es sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete, streichelte es eine Zeit lang, ließ dann unvermerkt seinen Mantel fallen, und schwang sich hinauf. Sogleich floh das Pferd mit seinem Reiter blitzschnell davon, und alle Zuschauer zitterten für Alexander. Als sie aber sahen, daß er wieder umlenkte, und das Roß nach Willkühr bald links bald rechts tummelte; da erstaunten sie alle, und Philipp rief mit Freudenthränen, indem er ihn umarmte: Lieber Sohn, suche dir ein anderes Königreich; Macedonien ist für dich zu klein.

Achtzehn Jahr alt focht er mit in der Schlacht, durch welche sein Vater sich Griechenland unterthänig machte (338); und im zwanzigsten Jahre war er König von Macedonien, 336 vor Christo. Er regierte nur bis ins 13te

Jahr, bis 323: aber von diesen wenigen Jahren ist auch jedes durch große kriegerische Unternehmungen wichtig geworden. Er wollte nehmlich an der Spitze der Griechen das große persische Reich zerstören, und so weit in Asien eindringen, wie noch kein Grieche gekommen war. Man kannte damals aber noch bei weitem nicht ganz Asien, sondern der Indus floß nach den Vorstellungen der Griechen nicht weit von dem Ost-Ende der Erde; dahinter war nichts als Meer. Ja als Alexander bis dahin wirklich vorgedrungen war, wollte er auch die mittäglichen Gegenden der Erde, Arabien und Afrika, erobern; von da nach den Abendländern Europa's übergehen, und wie er nach Osten hin ausgezogen war, so von Westen her als Herr der Welt wiederkommen. Ein ungeheuerer Gedanke! Jedoch der Tod übereilte ihn, ehe er sich auch nur Asien ganz unterworfen hatte.

Sein Erstes war, daß er nach Korinth zog, und sich hier, wie sein Vater, zum Oberfeldherrn der Griechen gegen die Perser ernennen ließ. Denn die Griechen gehorchten ihm ungern, hatten bei Philipps Tode den Göttern Dankopfer gebracht, und hofften mit dem Knaben Alexander, wie sie ihn nannten, bald fertig zu werden. Er aber zeigte ihnen in Kurzem, daß er zum Manne erwachsen sey; und die Geschwächten mußten sich ihm unterwerfen.

Hier in Korinth lebte damals ein weiser, aber sonderbarer Mann, Diogenes, der den Grundsatz des Sokrates: man muß so wenig bedürfen, als möglich, so weit ausdehnte, daß er sich bei den Griechen lächerlich machte. Er ging mit ungeschorenem Bart, mit einem schmutzigen und zerrissenen Mantel, ohne Sohlen, trug einen Bettelsack auf dem Rücken, und wohnte damals in einer großen Tonne. Alexander, der von ihm gehört hatte, ging zu ihm. Diogenes lag eben vor seiner Tonne und sonnte sich. Als er eine Menge Menschen auf sich zukommen sah, richtete er sich ein wenig auf. Alexander redete lange mit ihm, und fand seine Antworten so treffend und geistreich,

daß er freundlich zu ihm sagte: Kann ich dir eine Gunst erweisen? — Ja, antwortete Diogenes, tritt ein wenig aus der Sonne. — Und der König wandte sich um, und sagte zu den Umstehenden: Wenn ich nicht Alexander wäre, mögte ich wohl Diogenes seyn a)!

Auch die Künstler besuchte Alexander fleißig: denn durch griechische Mahler, Bildhauer und Steinschneider hoffte er verewigt zu werden; und zeigte sich dabei in seinen Urtheilen über Dinge, die er nicht verstand, oft ein wenig vorlaut. Einst tadelte er an einem Gemählde die unrichtige Zeichnung des Pferdes, und befahl, sein Pferd

a) Von diesem Diogenes erzählen die Alten noch viele ächtlakonische Antworten. Er war einst bei den großen griechischen Wettkämpfen gewesen. War's voll? fragte ihn ein Athener. — Viel Zuschauer, aber wenig Menschen, war seine Antwort. — Ein andermal, da er von Sparta nach Athen kam, fragte ihn Einer: wo er herkomme? Aus den Wohnungen der Männer in die Gemächer der Weiber, antwortete er. — Wie kann man sich am empfindlichsten an seinem Feinde rächen? Dadurch, daß man tugendhafter wird. Er hörte einmal einen schönen Jüngling etwas Unanständiges sagen, und sah, daß ein anderer darüber erröthete. — Brav, mein Sohn, sagte er zu diesem: dies ist die Farbe der Tugend. Und zu dem andern fuhr er fort: Schämst du dich nicht, eine bleierne Klinge aus einer elfenbeinernen Scheide zu ziehen? — Die Bürger einer kleinen Stadt hatten sich ein sehr grosses Thor bauen lassen. Bürger! sagte Diogenes, als er hineinging: machet die Thore zu, daß euch die Stadt nicht hinausläuft! — Auf einer Meerfahrt wurde er von Seeräubern gefangen genommen und als Sklave verkauft. Dieser Unfall störte seinen Gleichmuth nicht; er verrichtete seine Sklavendienste mit solcher Treue, daß sein Herr zu sagen pflegte: ein guter Geist ist in mein Haus gekommen. Er blieb hier bis in sein hohes Alter, und starb als ein neunzigjähriger Greis.

selbst zur Vergleichung herbei zu führen. Es kam und wieherte sogleich dem gemahlten entgegen. Sieh da! sagte der Mahler: dein Pferd versteht sich besser auf die Kunst, als du. — Als der junge König ein andermal mit vieler Anmaßung und weniger Kenntniß über Gemählde sprach, stieß ihn der Mahler (Apelles) leise an, und sagte: Hör doch auf, Alexander! Sieh nur, wie die Jungen dort lachen, die mir die Farben reiben.

Nachdem er einige angränzende Völker an der Donau, die schon seinem Vater unterthan gewesen waren, zur Ruhe gebracht, und auch die Griechen durch ein Beispiel von Strenge (durch die Zerstörung Thebens) geschreckt hatte, daß sie keinen zweiten Versuch sich zu befreien bei seiner Lebzeit wieder wagten: trat er 334 vor Christo seinen un- 334
geheueren Eroberungszug an, der in wenigen Jahren das große persische Reich zerstörte, welches Cyrus etwa 200 Jahre vorher (um 555) gestiftet hatte. Dieser Zug wäre nun wohl nicht so glücklich fortgegangen, wenn alle persischen Könige dem Cyrus an Tapferkeit und Klugheit gleich gewesen wären: allein die meisten Könige Persiens nach Cyrus waren schwache Fürsten; innere Unruhen theilten und zerstörten die Kräfte des Reichs; und die Statthalter der einzelnen Provinzen lebten wie unabhängige Herren. Das Volk aber war durch weibische Lebensart entkräftet; keine Uebungen stärkten die wenige noch nachgebliebene Kraft; und da das Reich aus Völkern von ganz verschiedenen Sitten und Sprachen zusammengesetzt war, fehlte es gänzlich an Uebereinstimmung der Gemüther und an Gemeingeist.

Nehmt nun die Karte zur Hand und folget dem Zuge Alexanders. Im Jahre 334 ging er von Europa nach Asien, über die Meerenge der Dardanellen, damals der Hellespont genannt. Dort fand er gleich an einem nicht weit von der Küste strömenden kleinen Fluß (Granikus hieß er damals, Ousvola heißt er jetzt) ein persisches Heer versammelt. Um es anzugreifen, mußte man durch den Fluß.

Erfahrene Feldherren widerriethen dies dem Alexander. Doch er rief: der Hellespont würde sich schämen, wenn wir dies Flüßchen fürchteten! stürzte mit seinen Soldaten hinein, watete glücklich hinüber, griff an, schlug die Feinde, und erbeutete ihr mit vielen Kostbarkeiten angefülltes Lager. Alexander selbst war dabei in Lebensgefahr gewesen. Zwei persische Feldherren, die ihn an dem hohen Federbusch auf dem glänzenden Helme erkannten, ritten auf ihn zu. Er vertheidigte sich tapfer; doch bekam er einen Hieb auf den Kopf, daß der Helm zersprang: und als er sich gegen denjenigen wandte, der ihm diesen Hieb ertheilt hatte, hob schon der zweite Perser den Arm, ihm auf den entblößten Kopf den Todesstreich zu geben. In diesem Augenblick eilte Klitus, ein braver Macedonier, herbei, und schlug dem Perser mit einem fürchterlichen Hiebe von hinten Arm und Schwerdt zur Erde, indeß Alexander den andern Perser erlegte. — Die Eroberung von Kleinasien war die Folge dieses Sieges. — Nahe an dem südöstlichen Winkel dieser Halbinsel lag eine berühmte Stadt, Tarsus, an einem Flusse. Alexander kam bei großer Hitze, ganz mit Staub und Schweiß bedeckt, daselbst an. Das klare frische Wasser des Flusses lud ihn ein, sich zu baden; kaum aber war er hineingestiegen, als die unerwartete Kälte des Wassers ihm plötzlich ein heftiges Fieber erregte. Er mußte herausgetragen werden, ward sehr gefährlich krank, und kein Arzt getrauete sich, ihm etwas zu verordnen, weil jeder fürchten mußte, wenn Alexander stürbe, als die Ursache seines Todes angeklagt zu werden. Und gerade jetzt kam die Nachricht, der persische König (er hieß Darius Kodomannus) rücke mit einem unzählbaren Heere an. Der Unmuth Alexanders stieg aufs höchste. Da entschloß sich ein treuer Arzt, Philipp, ein gefährliches, aber entscheidendes Mittel zu wagen. Er ging weg, einen Trank zu bereiten. Indeß kömmt ein eilender Bote von einem treuen Feldherrn Alexanders mit folgendem Schreiben: Traue dem Philipp nicht; der Perserkönig soll ihn bestochen haben. —

Alexander legte den Brief unter sein Kopfkissen. Philipp trat herein mit einer ruhigen, freien Miene; mit vester Hand reichte er Alexandern den Becher; und Alexander, der den Philipp nie als treulos auch nur im entferntesten Verdacht gehabt hatte, der ihn jetzt so ruhig und unbefangen sah, nahm mit der einen Hand den Becher, während er mit der andern den Brief an Philipp gab, und trank, während dieser las. Der Arzt ward unwillig über die Beschuldigung: Alexander suchte ihn zu beruhigen: der Ausgang wird dich rechtfertigen. Und nach wenigen Tagen stand Alexander wieder gesund unter seinen jubelnden Soldaten.

Indeß war der persische König mit seinem ungeheuren Heere dem Alexander schon ziemlich nahe gekommen. Gerade in der südöstlichen Ecke Kleinasiens, an der Meerbucht von Issus, trafen beide Heere auf einander, und die Perser wurden völlig geschlagen, 333 vor Christo. Sie 333
flohen nach allen Seiten hin, und mit ihnen der König. Er fuhr gewöhnlich auf einem Wagen in die Schlacht: dieser aber konnte wegen der Menge der umherliegenden Leichnams jetzt nicht bewegt werden, und er mußte zu Pferde entfliehen. Viele Tausende wurden gefangen; und das ganze persische Lager, voll von den mannichfaltigsten und größten Kostbarkeiten, ward eine Beute der Sieger. Auch des Königs Mutter, seine Gemahlin und zwei seiner Töchter waren unter den Gefangenen, die Alexander indeß nicht als Gefangene, sondern ganz ihrer Würde gemäß behandeln ließ. —

Drauf zog er längs der Meerküste herunter nach Mittag, zerstörte Tyrus, die berühmteste Handelsstadt der alten Welt; eroberte Palästina, das Vaterland der Juden, und kam 332 vor Christo nach Aegypten. Dies Land 332
unterwarf sich gern, um von der verhaßten persischen Herrschaft frei zu werden, und Alexander gründete hier, oben am Meere, an der westlichsten unter den sieben Mündungen des Nil, eine Stadt, die er nach seinem Namen Alexan-

drien nannte. Sie wurde nach Alexanders Zeit der Hauptsitz des Handels der alten Welt, da die zerstörte, Tyrus, sich nicht wieder erhob: und noch jetzt steht auf demselben Platze eine türkische Stadt desselben Namens, aber viel kleiner und armseliger als jenes große und reiche Alexandrien, von welchem noch hie und da einige prächtige Trümmer aus Schutthaufen und angeschwemmtem Sande hervorragen. — Auch in allen diesen Ländern machte Alexander reiche Beute, und schenkte davon allen seinen Soldaten, vornehmen und gemeinen, mit einnehmender Gefälligkeit. — Ein Hauptmann brachte ihm den Kopf eines erlegten Feindes und sagte: In unserm Lande erhält man dafür einen goldnen Becher. — Doch nur einen leeren, antwortete Alexander: ich will dir diesen voll zutrinken. — Ein andermal sah er einen gemeinen Soldaten einen Esel mit königlichem Gelde beladen vor sich hertreiben. Als der Esel müde war und nicht mehr fort konnte, nahm der Soldat die Last, und trug sie keuchend. „Werde nicht müde! rief ihm Alexander zu: trag es nur fort den übrigen Weg bis in dein Zelt.“

Nachdem Alexander noch einen Zug nach einer Oase (das ist eine grünbewachsene Gegend in den sonst völlig dürren Sandwüsten Afrika's), westwärts von Aegypten, gemacht hatte: kehrete er wieder um, und zog durch Palästina und Phönizien, nordwärts hinauf; denn der persische König hatte ein neues Heer versammelt. Nicht weit von dem alten Ninive, nordwärts vom Tigris, bei der Stadt Arbela traf Alexander das persische Heer im Herbst des Jahres 331 vor Christo. Die Perser fochten wie Verzweifelnde: doch Alexanders Kriegskunst siegte, Darius floh, und ward auf der Flucht von seinen eigenen Leuten tödtlich verwundet. Alexanders Reiter fanden ihn in seinem Blute. Er bat sie um einen Trunk Wassers. Ein Macedonier brachte ihm etwas in seinem Helm. Erquickt sprach der Unglückliche: Freund, das ist das höchste meiner Leiden, daß ich dir deine Wohlthat nicht einmal vergelten kann. Aber Alexander

wird sie dir vergelten, und dem Alexander werden die Götter die Großmuth vergelten, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch dich meine Rechte. — Der Macedonier ergriff sie, und Darius verschied. Gleich darauf kam Alexander: er war sehr bewegt bei dem Anblick, zog sein Oberkleid aus und breitete es über den Leichnam, den er in dem königlichen Begräbnisse mit großer Pracht beisetzen ließ. 330

Nun ergab sich eine Provinz und Stadt nach der andern. Babylon ward eingenommen; alle Länder nördlich von Babylon bis zum kaspischen See mußten sich unterwerfen. Auf diesem Zuge kam man durch eine lange Sandwüste, in der sich nirgend Wasser fand. Endlich hatte ein Soldat etwas aufgefunden, und brachte es in seinem Helm dem Alexander. Da dieser aber sah, daß seine Soldaten eben so wie er vor Durst lechzten, sprach er: soll ich der Einzige seyn, der da trinkt? und goß das Wasser auf die Erde. Und alle voll Bewunderung über die Enthaltsamkeit des Königs, riefen: Auf, führe uns fort! Wir sind nicht ermattet, wir sind nicht durstig; wir halten uns nicht für sterblich, wenn ein solcher König uns führt.

Doch bald änderte sich der Sinn der Macedonier. Denn als dem Alexander das große persische Reich fast schon ganz unterthan war, veränderte er seine Tracht und seine Sitten. Er heirathete eine schöne Perserin, ließ die Perserknaben macedonisch erziehen, kleidete sich selbst wie ein Perser, und verlangte von allen seinen Soldaten und Freunden, daß sie nach morgenländischer Sitte vor ihm niederknieen sollten. Manche dieser Handlungen könnte man wohl dadurch rechtfertigen, daß er auf eine kluge Weise sich die Gemüther der Besiegten habe gewinnen wollen; allein sein Stolz artete bald in Uebermuth und unerträgliche, läppische Eitelkeit aus, so daß die unbedeutendste Kleinigkeit ihn bis zur Grausamkeit aufbringen konnte.

Ein alter siebzigjähriger Feldherr hatte in diesem Kriege schon zwei Söhne verloren, und der dritte machte sich bei

Alexander so verhaßt, daß er ihn als Theilnehmer einer Verschwörung hinrichten ließ. Aus Furcht aber, der alte Vater mögte darüber aufgebracht etwas gegen ihn unternehmen, ließ Alexander auch ihn durch heimlich abgesandte Meuchelmörder niederstoßen. — Einst bei einem Schmause, wo alle schon vom Wein erhitzt waren, erhoben Schmeichler die Thaten des Alexander über die glänzendsten Thaten der berühmtesten Helden der Vorzeit. Nur Klitus, der dem Könige in der Schlacht am Hellespont das Leben gerettet hatte, stimmte nicht ein, sondern setzte die Thaten Philipps, des Vaters von Alexander, über die Thaten des Sohnes. Der ruhmsüchtige Alexander ward zornig; aber um so heftiger vertheidigte der berauschte Klitus seinen Satz. Man brachte ihn weg, weil man den König vor Zorn glühend aufstehen sah. Doch Klitus kam aufs neue in den Saal, und wiederholte mit gleicher Heftigkeit seine vorige Rede. Da gerieth Alexander, selbst berauscht, in Wuth, riß einem Trabanten die Lanze aus der Hand, und erstach den, der ihm das Leben gerettet hatte. Wie er zur Besinnung kam, erstarrte er fast vor Schrecken über seine That; er weinte aufs heftigste, und drei Tage und drei Nächte lag er ohne Trank und Speise in seinem Zelt, und rief unaufhörlich den Namen Klitus. Die Soldaten wurden unruhig, hier in dieser weiten Entfernung vom Vaterlande von ihrem Feldherrn verlassen zu werden; die Freunde trösteten ihn, und Schmeichler suchten ihn zu bereden: der Tod des Klitus sey vom Schicksal beschlossen gewesen, und er dürfe sich also nicht als schuldig anklagen, da er bloß den Willen des Schicksals erfüllt habe. So kehrte er endlich zu seinem Heere wieder. Doch hatte auch diese bittere Reue, wie sie es zu seyn schien, den übermüthigen Stolz nicht gebändiget, noch seine Heftigkeit gezähmt. Er wollte nach wie vor als ein Gott verehrt seyn, und ließ einen seiner macedonischen Feldherrn, der dies verweigerte, hinrichten.

Mit geheimem Unwillen folgten ihm daher die Soldaten auf seinem Zuge durch Persien nach Indien, zumal

da ihr Weg oft durch dürre Sandwüsten, über schroffe Felsen ging, und die Belagerung mancher Stadt sie aufhielt. Doch sein Unternehmungsgeist beseelte sie nach und nach wieder, und sein Muth, seine unermüdliche Thätigkeit machte die Soldaten ihrer Beschwerden vergessen: sie folgten ihm bis jenseit des Indus, zu einem Flusse, Hyphasis. Als er aber auch jetzt noch immer weiter wollte, da weigerten sich die Soldaten alle einmüthig; und obgleich er zürnte, obgleich er sich mehrere Tage einschloß: sie blieben unbeweglich, und Alexander mußte umkehren, im Jahre 326 vor Christo.

Hier am Flusse Indus fand Alexander einige weise Fürsten, und eine Gesellschaft von weisen Männern, die man Braminen nannte, und von denen uns manche kluge Antworten aufbewahrt sind. — Einer der dortigen Könige ward aufgefordert, sich zu ergeben. Er erschien mit edlem Anstande, und sprach zu Alexander: Warum, o König, wollen wir einander mit Mordgewehren versuchen, wenn du nicht gekommen bist, uns Wasser und Korn zu nehmen? Um entbehrlicher Dinge willen soll kein verständiger Mensch Krieg führen und tödten. Worin ich mehr habe, von dem dir mitzutheilen bin ich gern bereit; und das, woran es mir fehlt, schäme ich mich nicht, von dir dankbar anzunehmen. — Alexander antwortete: Also glaubst du, es solle ganz ohne Streit unter uns abgehen? Nein, das geschieht nicht. Ich werde mich von dir nicht an Großmuth besiegen lassen. Und Alexander gab ihm Kostbarkeiten, welche die indischen Geschenke weit übertrafen. — Eine Stadt in Indien schickte an Alexander Gesandte, unter denen ihm besonders das edle Betragen eines Greises gefiel. Als dieser nach den Friedensbedingungen fragte, antwortete Alexander: Sie sollen dich zu ihrem Beherrscher annehmen, und mir hundert von ihren besten Männern zu Geißeln senden. Doch, antwortete der Greis, würde ich besser regieren können, wenn ich dir nicht die besten, sondern die schlechtesten schicken dürfte. Alexandern freuete die Ant-

wort, und er nahm nur wenig Geißeln. — Ein indischer König, der sich tapfer vertheidigt hatte, mußte sich endlich ergeben. Wie willst du behandelt seyn? fragte ihn Alexander. — Königlich. — Erbitte dir etwas. — In dem Worte Königlich liegt Alles, was ich zu bitten habe. — Und Alexander gab ihm sein Gebiet wieder, und noch einen Theil der angrenzenden eroberten Länder dazu. — Einen der gefangenen Braminen fragte Alexander: Ist das Leben stärker, oder der Tod? — Das Leben, weil es so viele Uebel aushält. — Einer dieser Braminen folgte dem Alexander. Und als er in Persien krank wurde, ließ er sich nach der Sitte des Landes feierlich verbrennen a).

a) Die Juden haben zu den Schriften des alten Testaments viele Erklärungen geschrieben, welche gesammelt den Titel Talmud führen. Darin stehen viele sonderbare Vorschriften; aber auch manche recht schöne Erzählungen und Fabeln. Zu den Fabeln gehört folgende:

Auf seinem Zuge nach Indien kam Alexander an einen Strom. Er lagerte sich dort, und nahm kleine gesalzene Fische in seine Hand, daß er sie in die Flut tauchte, und zum Brode äße. Und siehe, die Fische wurden wohlschmekkend und dufteten von Wohlgeruch. Er wusch sein Antlitz mit dem Wasser des Stromes, und sein Antlitz ward glänzend. Da sprach er: Wahrlich, das ist der Strom des Paradieses! — Und er machte sich auf und folgete dem Strom, bis er kam zu den Pforten des Paradieses. Oeffnet mir die Thore! rief er: Ich bin Alexander! — Aber eine Stimme von innen antwortete: Dies ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. — Und Alexander erwiederte: Ich bin ein mächtiger Herrscher, hoch geachtet unter den Menschen, der Herr der Welt. — Aber dieselbe Stimme antwortete: Dies ist die Pforte des Herrn, wo nur die Gerechten eingehen. — Da sprach Alexander: So gebt mir wenigstens ein Zeichen, daß ich hier gewesen bin. Und sie gaben ihm einen Todtenkopf. Alexander trug ihn; doch bald ward seine Last ihm zu schwer, und endlich konnte alles Gold Indiens ihn nicht aufwiegen. Da frag-

Einen Theil des Heeres schiffte Alexander den Indus hinunter, und hieß ihn an der Küste von Persien herum nach dem persischen Busen fahren. Er selbst mit dem übrigen Heere zog zu Lande durch die brennendsten Sandwüsten, wo meilenweit rings umher kein Baum, kein Grashalm war. Die Wagen blieben im Sande stecken; die Lastthiere fielen um; viele Soldaten starben vor Durst; oft fehlten Lebensmittel, und fand man sie, so tödtete Unmäßigkeit, wen der Mangel verschont hatte. Es war ein allgemeines Murren; Alexander schwieg, und ging zu Fuße dem Zuge voran. Endlich kamen sie in angebaute Gegenden, Alexander beschenkte seine Soldaten reichlich, und es folgten nun Feste auf Feste, Spiele und Schmausereien wechselten unaufhörlich mit einander ab, und an einem Tage verheirathete er sich selbst mit einer persischen Königstochter, und 80 Macedonier mit vornehmen Perserinnen, die er alle reich ausstattete. Dennoch waren seine Soldaten nicht zufrieden, harte Strafen mußten sie erst zur Ordnung bringen, und schon wollte er sie alle nach Hause schicken, und bloß Perser um sich haben: da baten sie knieend um Verzeihung, und Alexander ließ sich versöhnen. In Babylon war es, wo er jene großen Plane entwarf, auch die mittäglichen und abendländischen Erdgegenden in seinem Weltreich zu vereinigen, als ihn plötzlich der Tod von seinen weitaussehenden Entwürfen hinwegriß.

Er hatte keinen Nachfolger ernannt: alle seine Feldherren glaubten daher gleiches Recht an das durch sie er-

te der König die Rabbinen: Ihr Söhne des Gesetzes, was bedeutet dieser Todtenkopf, und daß er so schwer ist? Und sie antworteten ihm: Dieser Todtenkopf ist der Mensch; und des Menschen Aug' ist unersättlich. Nimm aber ein wenig Staub, und bestreue ihn; alsobald wird er leichter seyn. Und sie nahmen Staub und bestreueten ihn; und das Gold und Silber wogen über.

oberte Reich zu haben; jeder suchte sich einen Theil des Heeres zu gewinnen, und so entstanden verheerende Kriege: man kämpfte in Griechenland, in Macedonien, in Kleinasien, in Aegypten, in Babylon; und endlich theilte sich
um 300 vor Christo. das große Reich in viele kleinere Königreiche. Da entstand ein eigenes Reich in Aegypten mit der Hauptstadt Alexandrien, unter den Ptolemäern: (jeder der regierenden Könige hieß, wie früher Pharao, so jetzt Ptolemäus, mit unterscheidendem Beinamen). Ein anderes Reich in Syrien, das von Sidon und Tyrus an über Babylon hinaus bis gegen den Fluß Indus reichte, und endlich auch Kleinasien gewann, unter den Seleuciden. Ein eigenes Reich blieb Macedonien. Die Könige Macedoniens wollten auch über Griechenland herrschen; allein die griechischen Staaten wollten frei und unabhängig sich selbst regieren. So dauerten die Kriege zwischen Griechenland und Macedonien fort; und auch Aegypten und Syrien geriethen bald mit einander in Streit. Durch diese immerwährenden Kriege schwächten sich diese Reiche: sie fingen an auswärtige Hülfe zu suchen. Der mächtigste Staat Europa's seit 200 Jahren vor Christo war der Römische in Italien. An ihn wandte man sich oft; auch mischte sich Rom wohl ungerufen in auswärtige Streitigkeiten, entschied nach Willkühr und nahm nach Belieben. So vereinigte Roms Weltherrschaft nach und nach fast alle die Länder, die einst Alexanders Monarchie ausgemacht hatten; und Macedonien, Syrien, Griechenland, Kleinasien, Aegypten waren noch vor Christi Geburt römische Provinzen.

25.

Sitten und Heldenthaten der ältesten Römer.

Noch kriegerischer fast und noch heldenmüthiger, als die Spartaner waren die Bürger Roms, der Hauptstadt Italiens, in den Jahrhunderten vor Christi Geburt. Alle ihre Uebungen bezogen sich auf Krieg; und der Inbegriff aller von ihnen geschätzten Tugenden war Tapferkeit. Jeder Bürger Roms war ein geborner Soldat; und so machten sie sich schon in frühen Zeiten in der umliegenden Gegend durch Räubereien und Kriege furchtbar, unterwarfen sich nach und nach alle Völker Italiens von den Alpen bis zur Meerenge von Messina, gingen nach Sicilien über, von da nach Afrika, und eroberten so weiter in einem Zeitraum von 700 Jahren ein Reich, das um Christi Geburt fast die ganze bekannte Erde umfaßte. — Im Frieden war das Hauptgeschäft der alten Römer der Ackerbau, welchen sie nicht, wie die Spartaner, den Sklaven überließen. Die vornehmsten Männer des Staats hielten es nicht für unanständig, selbst hinter dem Pfluge herzugehen, oder sich am Heerde ihre einfache Nahrung zu kochen. Und manchmal wurde derjenige, den die übrigen Römer zum Anführer eines großen Heeres gewählt hatten, vom Pfluge in die Stadt geholt. Auch diese Lebensart trug dazu bei, sie stark und derb zu machen, und sie zum Kriege vorzubereiten. Ihre Kleidung war eine lange wollene Weste, und darüber ein Mantel; Arme und Beine waren nackt. Diese Bekleidung war ihnen nicht zu leicht, da es in Italien viel wärmer ist als bei uns, und da die Winter, besonders in der unteren südlichen Hälfte, fast einzig aus Regentagen ohne Schnee und Eis bestehen: so daß, wenn es in Rom einmal glatt ist, kein geborner Römer sich aus dem Hause wagt. — Diese größere Wärme giebt den Italienern, wie den Griechen und allen Völkern des Südens von Europa,

auch den Vorzug, daß sie weniger essen dürfen als wir. Die alten Römer und Griechen hatten daher nur Eine Hauptmahlzeit, die sie Abends um 5 oder 6 Uhr nach unserer Stundenrechnung hielten, und außerdem ein kleines Morgenbrod um 10 oder 11 Uhr. Ihr habt es vielleicht auch schon bemerkt, daß man im Winter besseren Appetit hat als im Sommer. Indeß haben wir uns durch die kältere schärfere Luft, die den größten Theil des Jahres bei uns herrscht, schon so verwöhnt, daß wir auch in den wärmeren Tagen mehr essen, als wir nöthig hätten. Wenn daher Deutsche in das südliche Italien kommen, scheinen sie den Italienern Vielfresser. Die Nahrungsmittel der alten Römer waren vorzüglich Mehlbrei, Fleisch, Feigen, und Wein mit Wasser verdünnt; denn den Wein ungemischt zu trinken, hielt man für unanständig und schädlich. Bier und Brod kannte man nicht. — So roh, wie ihre ganze Lebensweise, waren auch die Häuser der alten Römer: ihre Tempel und Paläste selbst waren aus Lehm und an der Sonne getrockneten Ziegeln aufgeführt, und die Häuser so unordentlich durch einander gebaut, daß an keine einzige gerade Straße zu denken war. Dabei lag die Stadt auf Hügeln, die nicht gepflastert waren; wenn es also geregnet hatte, mußte man im tiefsten Kothe bergauf und bergab waten. Um diesen Koth abzuleiten, wurden schon um 555 vor Christo unterirrdische Kanäle angelegt, die man Kloaken nennt, und die so vest gebaut sind, daß sie sich zum Theil noch jetzt erhalten haben. Auch wurden in späteren Zeiten die Vertiefungen zwischen den Anhöhen durch vielen Schutt zerstörter und niedergebrannter Gebäude ausgefüllt, und die Höhen selbst allmälig so geebnet, daß man zuletzt die ursprünglichen sieben Hügel Roms wenig mehr unterscheiden konnte a). — Auch die Gesetze der alten Römer waren sehr roh

a) Der eine dieser Hügel hieß der palatinische, Palatium; und weil nachher um Chr. Geburt der Kaiser Augustus auf dem Palatium wohnte, nannte man sein

und grausam. Der Vater konnte seine Kinder nach Willkühr tödten oder als Sklaven verkaufen, und mancher Vater wählte das letzte Mittel seine Schulden zu bezahlen. Denn konnte einer seine Schulden nicht bezahlen, so hatte der Gläubiger nach den Gesetzen die Erlaubniß, den Schuldner wohl gar zu tödten und den Leichnam zu zerstückeln.

Dieses harte kriegerische Volk konnte es nicht dulden, daß ihre Könige sie mit Grausamkeit unterdrückten und mißhandelten. Es hatte seit 754 vor Christo über 200 Jahre lang sechs Königen willig gehorcht. Den sechsten, Servius Tullius, ermordete auf eine grausame Weise sein Schwiegersohn Tarquinius, und suchte durch gleiche Grausamkeit, wie er die Herrschaft errungen hatte, sie auch zu bevestigen: er ließ unter allerlei falschen Beschuldigungen die Vornehmsten der Stadt, und selbst seine nächsten Verwandten hinrichten. Nur einer, der sich dumm stellte und daher den Spottnamen Brutus, das heißt der Dumme, erhielt, entging ihm. Das Volk erhielt der Ungerechte in immerwährender Thätigkeit, indem er es entweder in Kriege führte, oder es in Rom weitläuftige Gebäude aufführen ließ. Um sich selbst aber auf jeden Fall zu sichern, wählte er zu seinem Schutze eine Leibwache von Ausländern, und schloß Bündnisse mit den benachbarten Völkern. Vornehme und Volk murreten; doch behauptete er sich 24 Jahre, von 534 vor Christo bis 510. — In diesem Jahre wurde eine Stadt (Ardea), einige Meilen von Rom, belagert. Einer von den Söhnen des Tarquinius kömmt aus dem Lager nach Rom, mißhandelt eine edle Römerin, Lukretia; und diese, die den Schimpf nicht überleben will, ermordet sich selbst. Da erhob sich ihre ganze Familie, Brutus, der als dumm verachtete, an ihrer Spitze, und

prächtiges Wohnhaus selbst Palatium, und daher später jedes prächtigere fürstliche Wohnhaus einen Palast (also nicht Pallast), oder mit französischer Endung, ein Palais.

mit feuriger Beredtsamkeit an der Leiche der Lukretia reizt er alle Bürger gegen die grausame Königsfamilie auf. Der
310 vor Christo. Aufruhr dringt vor der Stadt ins Lager, und die Soldaten trennen sich von dem Könige. Tarquinius versuchte es, sich mit seinen Ausländern in die Stadt zu werfen, aber man verschließt ihm die Thore. Er will mit den Bürgern unterhandeln, man hört seine Gesandten nicht an. Endlich zieht er weg, um Hülfe bei deu Feinden Roms zu suchen. In Rom wird indeß die königliche Regierung gänzlich abgeschafft; die ganze tarquinische Familie wird verbannt; und es werden zwei Konsuln erwählt, die an der Spitze des ganzen Staats standen, deren Obergewalt aber nur Ein Jahr dauerte; jährlich wurden zwei neue erwählt.

So strenge Brutus gegen die Königsfamilie war, eben so streng gerecht war er gegen seine eigenen Kinder. Die römische Jugend war durch Tarquinius Söhne verführt worden, einen Versuch zu machen, dem vertriebenen Könige die Thore Roms zu öffnen. Der Plan ward entdeckt, und zwei Söhne des Brutus waren unter den Verbrechern. Nach Brutus eigenem Gesetze war die Strafe der Tod. Man glaubte, Brutus Vaterliebe werde hier eine Ausnahme machen. Allein er sah die bösen Folgen dieser Nachsicht vorher, er mußte dem Gesetze gehorchen und seinen eigenen Söhnen das Todesurtheil sprechen. Sie wurden vor seinen Augen enthauptet.

Tarquinius hatte endlich einen mächtigen König des nödlicheren Italiens zu einem Kriegszuge gegen Rom beredet, um ihn wieder einzusetzen. (Porsenna von Kiusium). Dieser drang schon mit seinem Heere von einem Hügel herab gegen die Stadt an; nur der Fluß, die Tiber, war noch dazwischen. Ueber diese ging eine Brücke. Eine kleine Schaar von Römern, die hier zur Wache stand, floh; bloß Ein Mann, Horatius Kokles, blieb am Eingange der Brücke stehen; zwei Andere, durch sein Beispiel ermuntert, gesellten sich zu ihm; und diese Drei sperren den Eingang zur Brücke, und drängen durch Schilde und Schwerdter den

Feind

Feind zurück. Während der Zeit wird hinter ihnen die hölzerne Brücke abgebrochen; als noch die letzte Möglichkeit ist hinüber zu kommen, rufen die Römer den Ihrigen; Zwei gehen, Horatius aber bleibt allein; und erst, wie die Brücke hinter ihm einstürzt, stürzt er mit der ganzen Rüstung in die Tiber hinab. Unverletzt schwimmt er unter vielen ihm nachgesandten Wurfspießen zu den Seinen hinüber, die ihn mit reichen Geschenken belohnten. — War nun auch der feindliche König nicht in der Stadt, doch hielt er alle Zugänge und Straßen zur Stadt besetzt, und drohete die Belagerten auszuhungern. Da entschloß sich ein edler Jüngling Mucius zu einer kühnen That, die Feinde in Schrecken zu setzen. Er ging allein in das Lager der Feinde, mit einem Dolch unter dem Mantel. Als er ankam, ward den Soldaten eben der Sold ausgezahlt, und sie standen daher gedrängt um das königliche Zelt. Der König und sein Schreiber, beide fast gleich gekleidet, waren in dem Zelte, und Mucius, welcher den König nicht kannte, stürzte auf den los, an welchen sich die Soldaten am meisten wandten, auf den Schreiber, und durchbohrte ihn statt des Königes. Er ward ergriffen; aber furchtlos sprach er zu dem Bebenden: Ich bin ein römischer Bürger; mein Name ist Mucius: ich als Feind wollte den Feind ermorden, und scheue nicht den Tod. Männlich handeln und männlich leiden ist Roms Tugend. Und ich bin nicht der Einzige, der so gegen dich denkt: eine lange Reihe von Jünglingen nach mir strebt nach gleicher Ehre. Ueberall wird ein Mörder auf dich lauern, überall mußt du für dein Leben zittern. — Der König drohete ihn verbrennen zu lassen, wenn er nicht die Verschwörung genauer eingestände. Doch der römische Jüngling streckte mit unverändertem Angesichte die rechte Hand in ein dastehendes Feuerbecken, und ließ sie sich abschwellen. Da ergriff Staunen und Grausen die Umstehenden; und der König rief: Geh! geh ungestraft; du hast feindlicher an dir, als an mir gehandelt. Wie glücklich wär' ich, wenn solche Tapferkeit für mein Land stritte! — Der König, voll

Achtung und Scheu, trug den Belagerten selbst Frieden an: die Römer mußten ein Stück geraubten Ackers zurückgeben und Geißeln stellen. — Unter den Geißeln war eine kühne Jungfrau, Klölia, mit mehreren ihrer Gespielinnen. Gleich in der nächsten Nacht überlistete sie die Wächter, entfloh mit den übrigen Mädchen, stürzte sich in die Tiber, und schwamm glücklich hindurch. Doch die Römer sandten dem Könige die entflohenen Geißeln zurück. Er aber, die Männlichkeit der römischen Mädchen bewundernd, schenkte der Klölia die Freiheit, und gab ihr die Erlaubniß, sich einen Theil der übrigen Geißeln auszubitten. Sie wählte die jüngsten, und kehrte mit denen nach Rom zurück. Tarquinius aber ward nicht wieder von den Bürgern aufgenommen.

Indeß wollte sich das kriegerische Volk auch nicht von den Vornehmen und Reichen unterdrücken und mißhandeln lassen. Das Volk sollte die Kriegsdienste thun, und die Vornehmen wollten den Gewinn davon haben. Dadurch mußte das Volk verarmen, und borgte es dann von den Reichen, so nahmen diese hohe drückende Zinsen. Eine Anzahl vornehmer Familien allein wollte das Recht haben, obrigkeitliche Aemter zu verwalten; und alle Anderen des Volkes sollten ohne Ausnahme davon ausgeschlossen seyn. Dies ertrug das Volk nicht: es wollte lieber die Stadt verlassen, und sich allein anderswo anbauen, als solche Unterdrückung dulden. So errang es nach und nach das gleiche Recht mit den Vornehmen, daß alle Bürger Roms ohne Unterschied Zutritt zu allen obrigkeitlichen Aemtern erhielten. Doch nicht zum Besten der Stadt. Denn seit das Volk kennen gelernt, was es vermochte, ward es übermüthig, und verlangte nicht selten Ungerechtes. Jeder, der zu Ansehen in Rom gelangen wollte, schmeichelte dem Volke, bestach es, und verderbte es noch immer mehr. Oft traf es sich nun, daß Zwei zu gleicher Zeit Ansehen beim Volke suchten. Jeder war dann bemüht, durch Mittel aller Art sich den größeren Anhang zu gewinnen. Daraus entstanden Partheien, und endlich die blutigsten Bürgerkriege.

So warnt die Geschichte Roms einer Seits den Vornehmen und Reichen, das niedere Volk nicht hart zu drükken; und lehrt auf der andern Seite, daß man dem Volke nicht zu große Gewalt zugestehen müsse: es stürzt sich selbst ins Verderben. Auch das Regieren ist eine Kunst, die gelernt seyn will; und die der Schuster bei seinem Leisten nicht lernt.

26.

Pyrrhus, Fabricius, Kurius.

Als die Römer, noch in ihrer alterthümlichen Tapferkeit, dem südlichen Italien Unterjochung droheten; sahen besonders die durch Schwelgerei verweichlichten Einwohner von Tarent, einer berühmten Handelsstadt an dem Busen, der von dieser Stadt noch jetzt den Namen, Meerbusen von Tarent, führt, daß sie allein dem Heldenvolke nicht zu widerstehen vermögten. Sie riefen daher einen König aus dem nördlichen Griechenland zu Hülfe, Pyrrhus, der durch Kriegsthaten berühmt war, und da er Eroberungen suchte, gern auch kam: er landete mit 25,000 geübten Soldaten und einigen Elephanten. Gegen einen solchen Feind hatten die Römer noch nicht gestritten: ihre bisherigen Feinde waren rohe ungeordnete Haufen gewesen, die sich leicht in die Flucht schlagen ließen; da war keine Uebung, keine Kriegskunde gewesen. Doch zagten die Römer nicht: es kam zum Treffen, und die römische Tapferkeit würde 280 über die Geschicklichkeit des fremden Königes gesiegt haben, vor wenn nicht die Elephanten mit ihren Thürmen voller Sol- Christo. daten auf dem Rücken die Römer bestürzt und verwirrt hätten. Die römischen Pferde wurden scheu, warfen ihre Reiter ab, und brachten so auch unter das Fußvolk Verwirrung. Die Römer erlitten eine furchtbare Niederlage: 15,000 Mann wurden getödtet. Doch auch Pyrrhus ver-

lor fast eben so viel, ward selbst verwundet, und die Tapferkeit der Römer erfüllte ihn mit Hochachtung und Bewunderung. Er ließ ihre Todten begraben, begegnete den Gefangenen mit Artigkeit, und sandte einen seiner Freunde nach Rom, den Kineas, Frieden zu unterhandeln. Dieser bot Geschenke; man nahm sie nicht an. Seine schlaue schmeichelnde Rede aber bethörte einige, daß sie meinten, man müsse wohl die Vorschläge des Pyrrhus annehmen. Da stand ein alter blinder Rathsherr auf, der sonst nicht in die Versammlungen kam, diesmal aber von seinen Sklaven sich in einer Sänfte hatte hintragen lassen: Wie? rief er: bisher habe ich den Verlust meiner Augen betrauert; jetzt wünschte ich auch taub zu seyn, daß ich die unwürdigen Rathschläge euerer Feigheit nicht anhören dürfte. Habt ihr darum mit dem Ruhme des römischen Namens geprahlt, um jetzt vor einem Haufen von Menschen zu zittern, die immer eine Beute der Macedonier gewesen sind? vor einem Abenteuerer, der um die Gunst der Diener Alexanders geschmeichelt hat? — Diese und ähnliche Worte brachten die ganze Versammlung zu dem Entschluß: es sey nicht eher an Friedensunterhandlungen zu denken, als bis Pyrrhus Italien verlassen habe. — Und der Gesandte, der dem Könige diese Antwort zurückbrachte, fügte hinzu: Der Rath schien mir eine Versammlung von Königen zu seyn, und das Volk ist so bereit zum Kriege, daß schon wieder ein zweimal so großes Heer, als vor der Schlacht, beisammen ist.

Wenige Tage nachher schickten die Römer wegen Auslösung der Gefangenen eine Gesandtschaft an Pyrrhus, bei welcher auch Kajus Fabricius war. Dieser alte Mann, ein römischer Rathsherr, der die wichtigsten Ehrenstellen im Staate bekleidet hatte, war bei der äußersten Armuth seinen Mitbürgern schon lange ein Muster der fröhlichsten Genügsamkeit gewesen. Das einzige silberne Geschirr in seinem Hause war eine kleine silberne Schaale auf einem Fuße von Horn. Seinen Töchtern gab der Staat aus der öffentlichen Schatzkammer eine Ausstattung, da er selbst

es nicht zu thun im Stande war. — Pyrrhus nahm ihn sehr freundschaftlich auf, und bot ihm ein reiches Geschenk, als Zeichen seiner Hochachtung und Gastfreundschaft. Fabricius wies es zurück. Den folgenden Tag ließ Pyrrhus seinen größten Elephanten in das Zimmer bringen und hinter einen Vorhang stellen, ehe der Römer kam. Nach geendigter Unterredung gab er ein Zeichen, der Vorhang ward weggezogen, und der Elephant streckte mit einem furchtbaren Gebrüll seinen Rüssel über des Römers Kopf. Doch Fabricius wandte sich gelassen um, und sagte: So wenig mich gestern dein Gold gereizt hat, so wenig schreckt mich heut dein Elephant. Mit Bewunderung entließ der König den unerschütterlichen Mann; und um zu zeigen, daß auch er großmüthig seyn könne, erlaubte er allen römischen Gefangenen, zu einem damals einfallenden großen Feste nach Rom zu gehen, dort mit den Ihrigen fröhlich zu seyn, und dann wieder als Gefangene in sein Lager zurückzukehren. Sie gingen, und wurden nach dem Feste alle richtig wieder geschickt; ja der Rath setzte Todesstrafe darauf, wenn einer von ihnen zurückbliebe.

Im folgenden Jahre, 279 vor Christo, kam es abermals zu einem Treffen. 279
Pyrrhus siegte zwar, verlor aber so viel von seinen Soldaten, daß er ausrief: Noch einen solchen Sieg, und ich bin verloren! — Im nächsten
Jahre, 278 vor Christo, führte der unbestechliche und uner- 278
schrockene Fabricius die Römer gegen den König. Ehe die Heere einander nahe kamen, erhielt der römische Feldherr einen Brief von dem Leibarzte des Pyrrhus, worin dieser sich erbot, gegen eine angemessene Belohnung den König zu vergiften. Fabricius las den Antrag mit gerechtem Unwillen, und meldete dem Pyrrhus die Verrätherei seines Arztes. Pyrrhus rief vor Erstaunen aus: Eher könnte die Sonne aus ihrem Lauf, als dieser Römer von dem Wege der Redlichkeit abgelenkt werden! Er ließ den Arzt hinrichten, schickte aus Dankbarkeit den Römern alle ihre Gefangenen ohne Lösegeld zurück, und ließ abermals Frieden

anbieten. Er erhielt dieselbe Antwort; er müsse erst mit seinem Heere Italien verlassen, bevor an Friedensunterhandlungen zu denken sey; und für die erhaltenen Gefangenen schickten die Römer eben so viel Gefangene zurück. — Pyrrhus scheuete indeß ein drittes Treffen: und da ihm schimpflich schien, nach Hause zu ziehen, ohne den Krieg geendiget zu haben; kam ihm ein Antrag von den Siciliern sehr gelegen, die ihm gegen auswärtige Feinde nach ihrer Insel zu Hülfe riefen. Er legte eine Besatzung in Tarent, und schiffte hinüber.

276 vor Christo. In Sicilien richtete Pyrrhus auch nichts aus, und nach zwei Jahren kehrte er auf dringendes Bitten der geängstigten Tarentiner nach Italien zurück. Die Römer stellten ihm ein großes Heer entgegen. Einer der beiden Feldherren war der berühmte Manilius Kurius, an Geisteskraft wie an Armuth dem Fabricius ähnlich. Als er das erstemal die höchste obrigkeitliche Stelle in Rom, das Konsulat, bekleidete, schickte ein Volk Unteritaliens Gesandte an ihn, einen Frieden zu vermitteln. Diese fanden ihn auf einer hölzernen Bank am Feuerheerde sitzend, sich ein Gericht Rüben zu kochen. Sie boten ihm eine große Summe Geldes. Er antwortete lächelnd: Kann derjenige, der so sich begnügt, nach Geld verlangen? Ich will lieber reiche Leute beherrschen, als selbst reich seyn. — Dieser Mann war jetzt Feldherr gegen Pyrrhus, und hatte eine sehr vortheilhafte Stellung eingenommen. Der König wollte ihn überfallen, es kam zur Schlacht, und Pyrrhus versuchte wiederum durch seine Elephanten den Römern Schrecken einzujagen. Allein die Römer hatten indeß ein Mittel erfunden, die Elephanten zu schrecken: sie warfen brennende Pechkränze gegen die ungeheueren Thiere; die Elephanten wurden wüthend, wandten sich gegen ihre eigenen Herren, rannten alles nieder und brachten das ganze Heer in Verwirrung. (275 vor Christo.) Die Römer siegten, und Pyrrhus verlor nicht blos über 20,000 Menschen, sondern mußte auch sein ganzes Lager den Siegern preisgeben. Dies war für die Rö-

mer ein äußerst wichtiger Gewinn, denn sie lernten dadurch die Kunst, ein Lager regelmäßig zu befestigen. Pyrrhus floh aus Italien, Kurius zog mit vier Elephanten in Rom ein, den ersten, welche diese Stadt sah, und bald darauf mußte sich das ganze südliche Italien den Römern unterwerfen.

27.

Kampf Roms mit Karthago. Hannibal.

Unter den Pflanzstädten, welche Tyrus, der berühmte phönizische Handelsstaat, am mittelländischen Meere angelegt hatte, war die mächtigste und blühendste geworden Karthago auf der am nördlichsten hervorragenden Spitze Afrika's, da, wo jetzt Tunis liegt, Sicilien gegenüber. Karthago hatte sich das ganze umliegende Gebiet unterworfen, beherrschte die Inseln Sardinien und Korsika, und hatte einen großen Theil Siciliens unterjocht. Außerdem hatte es Kolonien an der spanischen Küste, jenseit der Meerenge von Gibraltar an der Westküste von Afrika und in Portugal, und trieb einen ausgebreiteten Handel, wodurch es sich unermeßliche Reichthümer sammelte. — Es mußte den Karthagern daran gelegen seyn, so viel sie konnten, veste Plätze am Mittelmeere zu gewinnen, um dadurch ihren Handel zu sichern, und wo möglich noch weiter auszubreiten. Mit Neid und Besorgniß sahen sie daher, wie die Römer alle Küsten Italiens sich unterwarfen, und wie sie jetzt, auch Herren des ganzen südlichen Italiens, ihren Besitzungen auf Sicilien Gefahr droheten. Gern hätten sie Tarent in Unteritalien besessen, und während es die Römer zu Lande belagerten, erschien eine karthagische Flotte, es entweder auf der Seeseite anzugreifen, oder der Stadt vielleicht auch Hülfe gegen die Römer zu leisten. Die Römer verbaten sich aber beides, und seit der Zeit herrschte

Kaltsinn zwischen beiden Völkern: eines beobachtete das andere mit Neid und Eifersucht; und es bedurfte bei dieser Stimmung der Gemüther nur einer kleinen Veranlassung, und beide Nationen standen gegen einander in Waffen.

Römische Miethssoldaten hatten sich auf Sicilien mit Gewalt der Stadt Messana bemächtigt a). Sie tödteten die Männer, heiratheten die Weiber, und herrschten in der Stadt und in der umliegenden Gegend, allen Siciliern zum Aergerniß. Diese suchten daher sie einzuschränken, und dies gelang so, daß die Römer fast die Stadt hätten verlassen müssen. Da bot ein karthagischer Feldherr den Römern Hülfe an; sie nahmen sie bereitwillig, merkten aber bald, daß der Karthager nicht ihnen helfen, sondern sich selbst der Stadt bemächtigen wolle. In dieser Verlegenheit schicken sie nach Rom, und bitten dort um Hülfe. Das römische Volk hatte vor nicht langer Zeit bei einer ähnlichen Gewaltthat seiner Soldaten geurtheilt, daß diejenigen, die sich so treulos einer Stadt bemächtigt hatten, hingerichtet würden. Jetzt aber wurde Hülfe gegen Karthager erbeten, und das römische Volk gewährete die Bitte. So entstand ein 24jähriger Krieg zwischen Rom und Karthago, von 264 vor Christo bis 241.

Der Krieg begann mit nicht günstigen Aussichten für Rom; denn Rom hatte keine Flotte: auf dürftig zusammengenagelten Brettern setzte das erste römische Heer nach Sicilien über. Aber bald änderte sich die Lage der Dinge. Die Römer eroberten Messana, und verbreiteten Schrecken auf der ganzen Insel. An der Küste strandete ein karthagisches Schiff: die Römer bemächtigen sich desselben, und erbauen darnach in 60 Tagen ihre erste Flotte von 120 Kriegsschiffen. Diese Schiffe waren ziem-

a) Sie heißt jetzt Messina, und liegt dicht an der schmalen Meerenge zwischen Italien und Sicilien. An der Küste hier stehet ein hoher Leuchtthurm: ein Leuchtthurm heißt italienisch Faro; daher die ganze Meerenge Faro von Messina genannt wird.

lich unbehülflich, sie konnten nur mit der äußersten Mühe fortgestoßen werden; dennoch erfochten die Römer auf ihnen den ersten Seesieg über 150 karthagische Schiffe. Der römische Feldherr nehmlich hatte eine Art Zugbrücke erfunden, welche man, so wie ein feindliches Schiff nahete, auf dasselbe niederfallen ließ. Wiederhaken hielten dann sogleich die beiden Schiffe zusammen, die römischen Soldaten sprangen auf die Brücke, und fochten nun wie auf dem vesten Lande. Für diesen ersten Seesieg errichteten die Römer ihrem Feldherrn, er hieß Duilius, eine marmorne Säule, an welcher die Schnäbel der eroberten feindlichen Schiffe bevestiget wurden; und bewilligten ihm die Ehre, so oft er des Abends von einem Gastmahl nach Hause zurückkehrte, mit Fackeln und Musik begleitet zu werden, eine Ehre, die andere Sieger nur an dem Tage ihres feierlichen Einzuges in Rom genossen. Die ihm errichtete Säule hat sich noch bis jetzt erhalten. 260 vor Christo.

Nach diesem Siege eroberten die Römer die Inseln Sardinien und Korsika; und Regulus wagte es, nach Afrika überzusetzen, und die Feinde in ihrem eigenen Lande anzugreifen. Er eroberte eine Stadt nach der andern, machte sehr reiche Beute, und stand schon vor den Thoren von Karthago. Da landeten griechische Miethstruppen; denn die Karthager selbst waren gute Handelsleute, aber ungeübte Soldaten: Regulus, der sich des Sieges zu gewiß glaubte, wird geschlagen, und selbst mit 200 Römern gefangen genommen. — In den nächsten Jahren sind die Römer nicht glücklicher: mehrere Städte auf Sicilien werden von den Karthagern wieder erobert, und die römischen Flotten werden durch Sturm zerstört. Doch die Römer sammelten neue Heere und baueten neue Flotten: 4 Jahre nachher siegten sie wieder, und 250
die Karthager wurden durch diese Niederlage so gedemüthiget, daß sie den gefangenen Regulus selbst mit mehreren Gesandten nach Rom schickten, einen Frieden zu vermitteln. Regulus schwur, wenn er nichts ausrichtete,

wieder nach Karthago zurückzukommen. Wiewohl er nun wußte, daß zu Karthago die heftigsten Martern seiner warteten; rieth er dennoch nicht zum Frieden, sondern zeigte den Römern, daß Erschöpfung die Karthager zwinge um Frieden zu bitten. Die Vorschläge der Gesandten wurden also verworfen; und Regulus, den weder die Vorstellungen des Rathes, noch die Bitten der Seinigen zurückhalten konnten, ging seinem Eide getreu nach Karthago zurück. Hier, erzählt man, ließen ihn die erbitterten Feinde aufs grausamste zu Tode martern.

Seit diesen Verhandlungen waren die Römer bald glücklich, bald unglücklich. Sie verloren noch einmal ihre Flotte; und da der öffentliche Schatz erschöpft war, schossen Reiche und Arme in Rom zusammen, und erbaueten auf ihre Kosten 200 große Kriegsschiffe, die sich nun schon weit leichter bewegen ließen, als die zuerst erbaueten. Auch die Karthager nahmen ihre äußerste Kraft zusammen, und schickten eine große Flotte gegen Sicilien. Beide Flotten trafen auf einander, die karthagische ward geschlagen, und da zugleich Unruhen in Karthago selbst entstanden, waren die Karthager gezwungen, den Frieden auf die Bedingungen zu schließen, welche die Römer machen mögten. Diese verlangten Sicilien, so weit es den Karthagern gehört hatte, und alle kleinen Inseln umher, ihre Kriegsgefangenen, und 2200 Talente, (das ist gegen drei Millionen Thaler.) Dieser Friede ward geschlossen im J. 241 vor Christo.

Doch der Eroberungssucht der Römer war von jetzt an kein Vertrag mehr heilig. Während Karthago mit seinen Miethstruppen in Afrika kämpfte, nahmen sie treulos Sardinien und Korsika weg; und als die Karthager sich darüber beschwerten, droheten sie Krieg, und verlangten, daß die Karthager ihnen noch dazu die Kosten ersetzen sollten, welche der Zug nach diesen Inseln gemacht hatte. Kein Wunder daher, daß die Karthager auf Rache sannen.

Hamilkar, ein edler Karthager, ging mit einem Heere

über nach Spanien, um hier seiner Vaterstadt ein grö≠ßeres Gebiet zu erobern, von wo aus sie dann gegen Rom anrücken könnten. Als Hamilkar abreisen wollte, bat sein neunjähriger Sohn Hannibal, ihn mitzunehmen. Der Vater führte ihn zum Altar, und ließ ihn schwören, daß er ewig ein Feind der Römer seyn wolle. Und nie ist ein Schwur treuer erfüllt worden. — Hamilkar eroberte einen großen Theil Spaniens; sein Schwiegersohn legte Neukarthago an auf der Stelle, wo jetzt Karthagena steht, an der Küste des mittelländischen Meeres, und das eroberte Land ward zur karthagischen Provinz eingerichtet. Nach dem Tode des Vaters und Schwagers übernahm Hannibal die Anführung des Karthagischen Heeres, ein Feldherr, der an Geistesgröße und Heldenmuth Wenige seines Gleichen in der Weltgeschichte hat. Er war groß und wohlgewachsen; hatte ein feuriges Auge, einen würdevollen Gang, und eine edle kräftige Stimme. Keine Gefahr konnte seine Geistesgegenwart erschüttern, keine Anstrengung seinen Körper ermüden; er war eben so unempfindlich gegen Frost und Hitze, als gleichgültig gegen die Reize des Wohllebens; er konnte hungern und dursten, Nächte durchwachen, und begehrte nichts vor dem geringsten Soldaten voraus zu haben. Er schlief oft im Kriegsmantel auf bloßer Erde; ging gekleidet, wie jeder andere; war der erste und der letzte im Treffen. Auch hingen die Soldaten sehr an ihm, und ertrugen unter seiner Leitung fast unglaubliche Beschwerden.

Als die Römer von den Eroberungen der Karthager in Spanien hörten, wurden sie besorgt, und setzten nach ihrer Willkühr den Fluß Ebro den Karthagern zur Gränze; auch sollten diese die Stadt Sagunt, noch auf der Westseite des Ebro, nicht berühren. Hannibal achtete die römischen Bedingungen nicht, sondern belagerte Sagunt; und da die Einwohner dieser Stadt vergebens nach Rom um Hülfe sandten, und sich selbst nicht länger vertheidigen konnten, steckten sie ihre Häuser an und verbrannten sich mit ihren Weibern und Kindern. Diese Eroberung erklär-

ten die Römer für einen Friedensbruch, schickten nach Karthago und verlangten Auslieferung des Hannibal. Da sich der Rath in Karthago nicht vereinigen konnte: faßte der römische Gesandte, des Redens müde, sein Oberkleid zusammen, und sprach: Hier ist Krieg und Frieden: was wollt ihr? — Gieb, was du willst, antwortete einer aus dem Rath. — So sey es Krieg! rief der Römer, und ließ den Mantel auseinander fallen. Und es begann nun ein zweiter Krieg zwischen Rom und Karthago, der das übermüthige Rom seinem Untergang nahe brachte: er dauerte 18 Jahre, vom Jahre 218 vor Christo bis 201.

Die Römer erwarteten einen Angriff zur See, und machten Plane, den Feind in Spanien anzugreifen. Aber ehe man noch mit dem Plane fertig war, stand Hannibal mit Elephanten, afrikanischen Reitern und Fußgängern in Italien. Von Spanien aus war er über zwei der höchsten Gebirge, die Pyrenäen und die Alpen, gestiegen: mit einem Heere von Afrikanern, die nur an Hitze gewöhnt waren und die Kälte nicht kannten; mit einem Gefolge von Elephanten, die nur in Ebenen brauchbar sind; mit Tausenden von Pferden, die über Klippen und Eisschollen an der Hand geleitet werden mußten, oft niederstürzten und ihre Führer mit sich in den Abgrund rissen; in einem Lande ohne gebahnte Wege, das durch keine Nachrichten von anderen bekannt war; rings umgeben von wilden Räuberhorden, die den Zug des Hannibal durch wiederholte feindliche Angriffe aus unerwarteten Hinterhalten beunruhigten; bei öfterem Mangel an allen Lebensmitteln für Menschen und Vieh, und endlich in einer Jahreszeit, in welcher selbst jetzt, da diese Länder bewohnt und angebaut sind, kein Reisender den Weg wagen möchte, (es war im November) —: alle diese Hindernisse besiegte der kühne und ausharrende Muth des Hannibal. Leicht und schnell überstieg er die Pyrenäen; in zehn Tagen durchzog er ganz Frankreich, (damals Gallien genannt): wie er aber die Alpen hinanstieg, schienen Kälte und Hunger seiner Kühnheit ein Ziel

zu setzen. Er gab Befehl, die steilen mit Eis bedeckten Anhöhen, man nennt sie Gletscher, hinanzuklettern: viele stürzten zurück. Nicht selten griffen oben auf den glättesten Wegen und an den steilesten Abhängen verborgene Feinde an, oder wälzten von den Höhen Baumstämme gegen sie hinab: und ganze Reihen der Karthager mit Pferden und Gepäck stürzten in Abgründe hinunter. Endlich nach neuntägigem Klettern, bei dem einige tausend Menschen und der größte Theil der Lastthiere umgekommen waren, erreichte Hannibal den Gipfel der Alpen, und ließ hier über den Wolken, auf den ewigen Schnee- und Eisfeldern sein Heer zwei Tage ruhen. Doch das Hinabsteigen hatte fast noch größere Schwierigkeiten, als das Hinaufklettern. Viele stürzten die steilen Abgänge hinunter; oft rissen sich Schneebälle am Gipfel los, wuchsen zu Bergen, indem sie fortrollten a), und begruben ganze Schaaren unter sich; eine Kluft, welche die Karthager nicht hinunter und auch nicht umgehen konnten, mußte ausgehauen werden: so kam endlich das karthagische Heer hinab in Italiens sanftere Thäler. Doch die größere Hälfte war verloren: 59,000 Mann führte Hannibal die Pyrenäen hinauf; und jetzt am Fuße der Alpen in Italien zählte er nur noch 26,000.

Ein römisches Heer eilt ihm entgegen, und wird geschlagen, bei Ticinus am Po, in Oberitalien. Hannibal 218 vor Christo.
geht über den Po, ein zweites Heer trifft auf ihn; er weiß eine günstige Stellung zu gewinnen, so daß ein kalter Wind Regen und Schnee den Römern ins Gesicht treibt, und fast das ganze römische Heer wird aufgerieben (am Trebia). Ganz Oberitalien geht zu dem Sieger über, und mehr noch als durch Waffengewalt, gewann es Hannibal durch schonende Milde. — Mit dem Frühlinge des nächsten Jahres, 217, drang er in das mittlere Italien ein. Der Fluß 217

a) Solche losgerissene und fortgewälzte Schneebälle nennt man Lavinen.

Arno hatte die Gegend überschwemmt: das hielt den Hannibal nicht auf. Drei Tage und drei Nächte mußten die Soldaten ohne Schlaf bis an die Kniee im Wasser waden, die Lastthiere blieben im Schlamme stecken, und Hannibal selbst verlor durch Erhitzung und plötzliche Erkältung ein Auge. Kaum aber ist er auf dem Trocknen, so weiß er den neuen römischen Feldherrn durch verstellte Flucht in einen Hinterhalt zu locken, 6000 Römer werden gefangen, 15,000 ermordet, und der Feldherr tödtet sich selbst, (am trasimenischen See). —

Hannibal zog weiter, hinter Rom weg, plünderte Alles aus, und stand schon im südlichen Italien. Da wählten die Römer einen alten, äußerst bedächtigen Mann, Fabius, zum Feldherrn. Dieser ließ sich durch Hannibals Hinterlisten nicht reitzen; besetzte alle Berge mit der äußersten Sorgfalt, und suchte dem Hannibal die Zufuhr abzuschneiden. Die römischen Soldaten indeß waren unzufrieden mit diesem trägen Hin- und Herziehen, und nannten den Fabius spottend den Zauderer (Cunctator), welchen Namen er nachher als Ehrennamen behielt; denn er ließ sich nicht irre machen, sondern blieb seinem Plane getreu. Und beinahe hätte er den schlauen Karthager gefangen. Wegweiser führten den Hannibal irre: dieser sah sich plötzlich in einem ganz von Bergen umringten Thale eingeschlossen, und den Fabius auf den Anhöhen. Sorgfältig besetzten die Römer alle Ausgänge. In der Nacht aber ließ Hannibal 2000 Ochsen Reisbündel an die Hörner binden, das Reisig anzünden, und so die Ochsen gegen das Heer der Römer treiben. Diese, welche nicht anders glaubten, als daß das ganze feindliche Heer gegen sie im Anzuge sey, und überall Flammen sahen, wußten nicht, auf welcher Seite sie sich zuerst vertheidigen sollten, und in der allgemeinen Verwirrung hatte Hannibal Zeit, aus dem eingeschlossenen Raume zu entkommen. — Drauf zog Hanniba bei Fabius Landgütern vorbei: er ließ Alles umher plündern, und befahl nur diese Landgüter zu verschonen.

Seine Absicht gelang: die unzufriedenen Soldaten erregten den Argwohn, daß Fabius ein geheimes Einverständniß mit dem Feinde habe; und als der kühne Unterbefehlshaber Minucius einen kleinen Vortheil über die Karthager gewann, ward ihm gleicher Antheil an dem Oberbefehl über das Heer gegeben. Fabius theilte das Heer mit ihm; und Minucius sah sich kaum frei von dem lästigen Zwange, als er sogleich die Höhen verließ, und — in einen Hinterhalt des Hannibal stürzte. Er hätte vielleicht nicht Einen Mann zurück gebracht, wenn ihm nicht Fabius zu Hülfe gekommen wäre. Als Hannibal diesen aber kommen sah, zog er sich zurück, und sagte: Ich hab' es immer wohl gedacht, daß die Wolke auf den Bergen uns einmal Ungewitter bringen werde! — Nach der Schlacht berief Minucius seine Soldaten: Genossen, sprach er, derjenige ist der erste Mann, der gut räth; derjenige der zweite, der gutem Rathe folgt: wer aber weder selbst zu rathen, noch dem Rathenden zu gehorchen versteht, der ist der allgemeinen Verachtung werth. Fabius hat uns errettet: auf! laßt uns zu ihm und zu seinen Kriegern gehen; ihn als Vater, sie als unsere Retter begrüssen, und so uns wenigstens den Ruhm dankbarer Herzen gewinnen. Alle gingen zum Heere des Fabius: Nimm uns gütig wieder auf unter deinen Oberbefehl, sprach Minucius. Und alle umarmten sich, Bekannte und Unbekannte bewirtheten einander als Gastfreunde, und ein Tag, der kurz vorher ein Tag der Trauer und fast allgemeiner Verwünschungen war, endigte als ein festlicher Tag der Freude.

Für das nächste Jahr, 216, hatten die Römer zwei 216
neue Feldherren erwählt, von denen der Eine ein stürmischer, unüberlegter Mann war. Hannibal wünschte daher nichts sehnlicher als eine Schlacht, und der unbedachtsame Römer gewährte ihm diesen Wunsch nur zu bald. Das römische Heer griff die hervorragende Mitte der karthagischen Schlachtreihe an; diese zog sich gleichsam fliehend zurück; die Römer folgten, und da indeß die beiden Flügel des kar-

thagischen Heeres nicht bloß Stand hielten, sondern sogar vorwärts drangen, wurde nach und nach fast das ganze römische Heer eingeschlossen, und einer der Feldherren, gegen dessen Rath die Schlacht unternommen war, fiel selbst. — Diese furchtbare Niederlage bei Kannä schlug den Muth aller Römer nieder, die Stadt war in allgemeiner Trauer, denn es war fast kein Haus, das nicht einen Sohn oder Verwandten verloren hatte. Hannibal war Herr von Unteritalien, und hätte er jetzt Unterstützung von Karthago aus erhalten, Rom selbst wäre verloren gewesen. Denn sein Heer hatte durch die vielen Schlachten auch sehr gelitten, und in den ausgeplünderten Gegenden konnte er keine Lebensmittel mehr auftreiben. Er war erschöpft; und in Karthago waren die habsüchtigen Kaufleute unzufrieden, daß er noch immer Geld und Soldaten verlange, und nicht viel mehr Geld schicke.

28.

Fortsetzung. Eroberung Siciliens. Zerstörung Karthagos.

Hannibal suchte sich daher durch Bündnisse mit Sicilien und Macedonien zu stärken. Allein Marcellus, ein tapferer und kluger Feldherr, (die Römer sagten: Fabius war unser Schild, Marcellus ist unser Schwerdt) schlug den Hannibal in mehreren Treffen, und eroberte Sicilien.

Die Hauptstadt der Insel Sicilien war vor Christi Geburt Syrakus, an der östlichen Küste; jetzt ist es Palermo, an der nördlichen. Diese Hauptstadt hielt sich am längsten gegen die Angriffe und Belagerung der Römer, besonders durch die kunstreichen Erfindungen Eines Mannes, des Archimedes. Er war ein äußerst sinnreicher Kopf, hatte viel wichtige mechanische Werkzeuge erfunden, durch

die man mit geringen Kräften die ungeheuersten Lasten hob, er hatte Wurfmaschinen verfertigt, mit denen man Steine und Feuerkugeln auf die Feinde und ihre Schiffe hinabwarf. Ja man erzählt, er habe mit großen Brennspiegeln von der Mauer herab die römischen Schiffe in Brand gesteckt a). Doch nach zweijähriger Belagerung mußte sich die Stadt ergeben, 210 vor Chr. Marcellus, der römische Feldherr, hatte zwar befohlen, des Archimedes zu schonen. Dieser aber, ohne noch davon gehört zu haben, daß die Stadt eingenommen sey, saß am Boden mit einer Tafel, worauf Sand gestreut war, und zeichnete im Nachdenken vertieft Kreise und andere Figuren. Ein römischer Soldat stürzt herein und fragt nach Schätzen. Archimedes ruft ihm ängstlich zu: Zertritt mir meine Zirkel nicht! und der Soldat, ohne weiter zu fragen, wer er sey, durchstößt ihn mit seinem Schwerdte.

a) Brennspiegel sind Werkzeuge, die eine hohlgeschliffene und spiegelglatte Oberfläche haben, von welcher die aufgefangenen Sonnenstrahlen so zurückgeworfen werden, daß sie sich vor den Hohlspiegeln in Einem Punkte vereinigen, und Dinge, die man in diesen Brennpunkt bringt, schmelzen oder anzünden. Sie können fast aus allen Metallen, (nur nicht aus Blei und Zinn) aus Glas, Gips, aus hartem Holze, ja aus Pappe, und Stroh, aus Eis gemacht werden. Daß es nicht unmöglich sey, von einer Mauer herab Schiffe in der Nähe in Brand zu stecken, lehren neuere Erfahrungen. Der Graf von Büffon zündete auf 200 Fuß weit Holz an; Zinn schmolz in einer Entferunng von 150, Blei von 130, Silber auf 60 Fuß weit. Der berühmteste Brennspiegel ist derjenige, welchen der Baron von Tschirnhausen um 1687 verfertigte: er ist an 3 Ellen breit, und aus Kupfer geschlagen. Mit ihm zündete Tschirnhausen das Holz unter dem Wasser an, kochte Eier im Wasser, verwandelte Knochen und Ziegeln in Glas, und der Diamant verlor im Brennpunkt seine Härte. Er ist jetzt in Dresden.

Endlich hatten die Karthager beschlossen, dem Hanni-
bal Hülfe zu schicken. Sein Bruder führte das neue Heer,
277 und war schon glücklich über die Pyrenäen und Alpen hin-
über, als er geschlagen wurde. Eines Morgens warfen
die Römer dem Hannibal über die Wälle seines Lagers einen
Kopf — es war der Kopf seines Bruders. Da verzagte
Hannibal; jetzt seh ich Karthago's Schicksal! rief er. —
Er ward in Unteritalien immer mehr beschränkt, die Erobe-
rungen in Spanien gingen an die Römer verloren, und end-
lich schiffte der Sieger Spaniens, der junge Scipio, von
Sicilien aus nach Afrika über. Hier fand sich kein bedeu-
tendes Heer; Scipio durchzog daher, ohne Widerstand zu
finden, das ganze feindliche Land, eroberte eine Stadt nach
der andern, und nahete den Thoren Karthago's. Da ward
Hannibal zurückberufen. Traurig, wie einer, der vom
Vaterlande scheidet, verließ der große Feldherr Italien,
das Land seiner Siege, das Er in der That erobert hatte,
und das er von seinen Mitbürgern verlassen aufgeben mußte.
Er landete in Afrika, und ging dem Scipio entgegen.
Doch erkannte er bald, daß sein Gegner ihm zu überlegen
sey. Er bot also Frieden an, und im Angesicht beider Heere
traten die beiden größten Feldherren ihrer Zeit hervor,
und unterhandelten. Aber vergebens: der Römer verlangte
210 gänzliche Unterwerfung. Jetzt sollte eine Schlacht ent-
scheiden. Hannibal bot die höchste Kraft seiner Klugheit
und Geistesgegenwart auf: Die Stellung des Heeres war
musterhaft, wie Scipio selbst eingestand; aber seine Solda-
ten waren entnervte zusammengeraffte Schaaren, seine alt-
geübten Krieger waren in Italien gefallen. An 20,000
wurden gefangen (bei Zama), und eben so viel wurden er-
201 mordet. Nun mußten die Karthager sich jede Bedingung
gefallen lassen. Sie mußten Alles außer ihrem Gebiete in
Afrika den Römern abtreten: Spanien, Sicilien, Sardi-
nien; alle römischen Kriegsgefangenen mußten sie umsonst
ausliefern, alle abgerichteten Elephanten hergeben, und
versprechen nie wieder dergleichen abzurichten; alle Kriegs-

schiffe bis auf zehen sollten sie verbrennen, keinen Krieg ohne Einwilligung der Römer anfangen, und endlich sollten sie den Römern die Kosten des ganzen Krieges, über 10 Millionen Thaler bezahlen. — Als zur Abtragung dieser Summe eine Kopfsteuer angeordnet wurde, weinte Alles; Hannibal aber lachte bitter, und rief: Damals hättet ihr weinen sollen, als ihr vor den Feinden herflohet, euch die Waffen genommen, die Schiffe verbrannt wurden!

So sehr nun Karthago auch gedemüthigt war, so konnte doch Hannibal nicht ruhen. In Asien herrschte damals ein eroberungssüchtiger König Antiochus. An diesen schickte Hannibal heimlich Gesandte, sich mit den unzufriedenen Griechen gegen die Römer zu verbinden, und diese in ihrem eigenen Lande, in Italien, anzugreifen. Allein die Unterhandlung ward verrathen, römische Gesandte erschienen in Karthago, und verlangten die Auslieferung Hannibals. Die Karthager hätten sich diesem Verlangen wohl fügen müssen: Hannibal aber entrann in der Nacht, bestieg ein Schiff, das für ähnliche Fälle schon längst bereit lag, und setzte nach der kleinen Insel Cercina über. Hier lagen einige karthagische Kaufmannsschiffe: man empfing ihn mit Jubel, wunderte sich aber, ihn hier zu sehen; doch er kam jedem Verdacht durch die Erdichtung zuvor, er gehe als Gesandter nach Tyrus, der Mutterstadt Karthago's. Indeß konnte leicht ein Schiff absegeln, und nach Karthago Nachricht von seinem Aufenthalt bringen. Hört, sprach er daher zu den Schiffern, rückt eure Schiffe zusammen, und spannt die Segel auf, damit wir beschirmt vor der Abendsonne im Schatten trinken können. Es geschah, man veranstaltete ein Mahl, und Hannibal nöthigte fleißig zum Trinken. Als alle berauscht vest schliefen, lösete er sein Schiff, und ruderte mit seinen wenigen Getreuen davon, nach Asien zum Antiochus. Dieser, theils durch seine Ruhmsucht, theils durch die Aufforderungen Hannibals und der Griechen gereitzt, beschloß sogleich Krieg gegen Rom. Doch ward der Krieg nicht so lebhaft fortgeführt, als be-

gonnen. Antiochus zauderte, achtete nicht auf Hannibals Rathschläge, ließ die beste Gelegenheit zum Siege ungenutzt vorbeigehen, wurde endlich geschlagen und mußte einen schimpflichen Frieden schließen, worin ihm auch zur Bedingung gemacht wurde, den Hannibal an die Römer auszuliefern. Antiochus wollte es; aber Hannibal entfloh auch ihm, und ging nach dem nordwestlichen Theil Kleinasiens, der damals Bithynien hieß, gerade Konstantinopel gegenüber, und wo ein eigner König herrschte. Auch an diesen König schickten die Römer Gesandte, und erklärten es für eine Feindseligkeit gegen Rom, wenn er dem erbittertsten Feinde Roms Schutz gewährte. Der erschrockene König ließ Hannibals Haus mit Wachen umringen; die Wege zur Flucht waren gesperrt; nur ein einziges Rettungsmittel blieb ihm, um in Rom nicht als Sklave aufgeführt zu werden, ein lang verwahrtes Fläschchen mit Gift. Er zog es hervor, indem die Bewaffneten hereintraten, und trank es aus. — So starb der größte Feldherr der alten Welt, ohne den Lohn seiner Tapferkeit zu ärndten, in demselben Jahre, 183 vor Christo, in welchem sein Besieger Scipio starb. Auch diesen hatte seine Vaterstadt nicht dankbar belohnt. Er war als Verbannter ausserhalb Rom gestorben.

190 vor Christo.

183

Nach und nach erholte sich Karthago von seiner Ohnmacht wieder: sein Handel fing wieder an zu blühen, der öffentliche Schatz füllte sich; doch vermied es Alles, was Rom irgend hätte beleidigen können. Die Römer indeß sahen das Wiederaufblühen Karthago's mit neidischen Augen, und ein alter Rathsherr von rauhen Sitten (Kato) schloß alle seine Reden im Rath: Und endlich sage ich noch, Karthago muß zerstört werden! Hier gaben nun die Römer ein warnendes Beispiel, zu welchen Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten eifersüchtiger Neid verführen könne. Ein König in der Nachbarschaft der Karthager nahm ihnen Land weg. Krieg durften sie ohne Einwilligung der Römer nicht anfangen: sie schickten also nach Rom, und baten um Hülfe.

Man hörte sie kaum an. Sie schickten wiederholt, und endlich wurden Römer abgesandt, die Sache zu untersuchen. Diese entschieden gegen Karthago. Der König ward nun übermüthiger, und die Karthager ergriffen die Waffen, sich selbst zu wehren. Dies erklären die Römer für einen Friedensbruch, und schicken ein Heer nach Sicilien. Karthago erschrickt, sendet Gesandte, und unterwirft unbedingt Volk und Land. „So schickt uns 300 Geißeln zum Unterpfande euerer Unterwerfung!" 300 Jünglinge werden geschickt. Dennoch schiffen die Römer über nach Afrika; und den Karthagern wird befohlen, alle Waffen und Kriegsvorräthe auszuliefern. Sie thun es. Als nun aber der Befehl kömmt, Karthago zu schleifen, und sich irgendwo im Lande, drei Meilen vom Meerufer anzubauen: da werden die Karthager zur Verzweiflung gebracht. — Karthago hatte eine vortreffliche Lage auf einer Halbinsel und war stark befestiget. Der Eingang in den Hafen konnte den römischen Schiffen durch eine Kette gesperrt werden, und ein Landheer ward so gestellt, daß die Stadt ununterbrochen mit Lebensmitteln versehen werden konnte. Jung und Alt war beschäftiget, Vertheidigungsmittel zu bereiten. Man trug die Häuser ab, Schiffsbalken zu zimmern; alles Metall in der Stadt ward zusammengebracht, Waffen daraus zu schmieden; auf den Straßen, in den Tempeln sogar sah man hämmern, schmelzen, hobeln. Es fehlte an Sennen für die Bogen; die Weiber schnitten ihr langes Haar dazu ab. So wehrten sich die Karthager mit der äußersten Verzweiflung zwei Jahre gegen die Römer. Im dritten Jahre endlich, 146 vor Christo, erstürmten die römischen Soldaten die Mauern. Doch mußten sie auch jetzt noch die Stadt Straßenweise den Karthagern abstreiten, und das wüthendste Morden in der Stadt und den Häusern währete sechs Tage. Von 700,000 Einwohnern blieben nur 59,000 am Leben, die als Sklaven verkauft wurden. Die Stadt war an mehreren Orten in Brand gesteckt

140

146

worden, und brannte siebzehn Tage lang. (Sieger war Scipio der Jüngere.)

In eben diesem Jahre, 146 vor Christo, eroberten die Römer auch Korinth, die reichste Stadt Griechenlands. Der römische Feldherr ließ nur eine Anzahl Bildsäulen und Gemählde wegbringen, dann übergab er die schöne Stadt seinen rohen Soldaten zur Plünderung; und zuletzt ging sie, wie Karthago, in Feuer auf. Wie unwissend die römischen Feldherren selbst damals noch waren, zeigen folgende Züge des Siegers von Korinth (Mummius). Ein reicher Asiate wollte gern ein schönes Gemählde eines berühmten griechischen Mahlers vor der Wegführung retten, und bot dem Feldherrn nach unserm Gelde gegen 30,000 Thaler dafür. Dieser konnte nicht begreifen, was doch an einem mit Farben bestrichenem Brette so seltsames seyn könne; er vermuthete also, es müsse wohl eine geheime Bewandtniß damit haben, man könne vielleicht damit zaubern, und ließ es nun um keinen Preis fahren. — Als die Soldaten die marmornen Statuen etwas plump angriffen, drohete er ihnen, wer etwas daran zerbräche, der müßte es wieder ganz machen lassen. — Alle diese Statuen aber waren von den Händen der geistvollsten geschicktesten Künstler, an denen ein Schaden sich nicht leicht wieder gut machen ließ, am wenigsten von den rohen Römern. Geistvolle Kunstwerke kann man nicht wie Tische und Stühle bestellen, sie werden nicht handwerksmäßig gemacht, sondern sind die freien Schöpfungen eines großen nachdenkenden, gebildeten Geistes, einer geübten, glücklichen Hand. — Wie Korinths Einwohner, wurden auch die übrigen Griechen, die es mit Korinth gehalten hatten, als Sklaven fortgeführt; durch sie kam griechische Weisheit und Kunst nach Rom, und verbreitete sich darauf von hier aus mit den Siegen der Römer über alle Länder der Erde: doch waren auch jetzt noch die gelehrtesten Männer und insbesondere die geistvollsten Künstler meist — Griechen. Wie einzelne Menschen vor anderen von der Natur mit höheren Geisteskräften be-

gabt sind: so scheinen die Griechen vor allen Völkern der Erde gleich von der Natur durch glücklichere Anlagen ausgezeichnet gewesen zu seyn.

29.

Innerer Zustand Roms. Julius Cäsar.

Während die römischen Heere in allen Gegenden der Erde, in Afrika und Asien, in Griechenland und Spanien siegten; herrschten in der Hauptstadt des ungeheueren Weltreiches, in Rom selbst, böse Sitten. Die Feldherren und die Anführer der Soldaten, so wie die Statthalter in den Provinzen, kehrten bereichert nach Rom zurück; sie kauften Aecker und Wohnungen, und ließen die Aecker von unzählbaren Sklaven bebauen. Dadurch mußten mehrere tausend Bürger verarmen, die ohne Haus und Habe, ja ohne Brod umherirrten; und dennoch hatten alle diese Bürger das Recht, ihre Stimmen bei den Wahlen zu Feldherrnstellen, Statthalterschaften und obrigkeitlichen Aemtern zu geben. Sie stimmten daher für denjenigen, der ihnen das Meiste gab, und sahen durchaus nicht darauf, ob er zu der Stelle tauge oder nicht. Die Vornehmen wiederum wandten alle Mittel an, erlaubte und unerlaubte, sich zu bereichern, da sie hierdurch nur auf das Volk zu wirken vermogten. — Daher waren fast alle Römer, vornehme und niedrige, äußerst roh; ihr liebstes Vergnügen war, Menschen gegen einander auf Tod und Leben kämpfen zu sehen; und es fanden sich immer Leute, freilich aus dem niedrigsten Volke, die sich dazu füttern ließen, um zur Augenweide der Römer auf Leben und Tod zu fechten. Und diese Fechterspiele wurden an großen Götterfesten und bei Begräbnissen berühmter Männer gegeben. Die schönen Gebäude, Bildsäulen und Münzen Roms waren nicht von Römern, sondern von Griechen, welche, auch in ihrer Unterdrückung,

die Liebe zur Kunst und Wissenschaft aufrecht erhielten; und wer feinere Sitten hatte unter den Römern, wer gebildeter war, dankte es den Griechen. Diese nährten sich in Rom als Sprachmeister, Musiker, Lehrer der Wohlredenheit; und während die alten rauhen Bürger Roms jeden Griechen als einen leichtsinnigen, unredlichen Menschen zurückstießen, suchten die römischen Jünglinge den feineren, gewandten, geistvollen und wohlredenden Griechen. Doch lernten wenige von ihnen die schöne veredelnde Weisheit des Lebens.

Bei dieser Armuth und Rohheit war es dem reichen herrschsüchtigen Manne nicht schwer, sich Anhang zu verschaffen; und sahen auch einzelne bessere Bürger das Verderben des Volkes und Staates, so schien ihnen entweder das Volk zu unwürdig, etwas zu seiner Erhebung zu thun, oder traten sie auf, den Unterdrückten ihre Rechte wieder zu verschaffen, so wurden sie von dem Anhange der Reichen ermordet, oder das Volk selbst verließ treulos seine Beschützer. — So wurden die Bürger Roms ein Spiel der Herrschsüchtigen und Schlauen, ließen sich zu jeder Schandthat mißbrauchen, und mordeten einander in wilden Bürgerkriegen mit empörender Grausamkeit, daß endlich jeder bessere Bürger sich darnach sehnete, daß dem gemeinen Volke seine Macht entrissen würde, und Ein Mann mit Geist und Kraft die Willkühr der Gesetzlosen zügelte und die Leidenschaften und Begierden der Herrschsüchtigen einschränkte. Julius Cäsar, vielleicht der größte aller römischen Feldherren, und einer der geistreichsten Menschen, hätte es verdient, dieser Eine zu seyn, hätte er seine Herrschgier so weit überwinden können, den republikanischen Freiheitssinn der edelsten Römer zu schonen.

Er hatte keinen starken Körper, ein blasses hageres Gesicht, und litt oft an Kopfschmerzen. Doch wußte er durch strenge Mäßigkeit im Essen und Trinken und durch körperliche Uebungen aller Art, durch Laufen, Schwimmen, Fechten, Reiten sich so zu stärken und abzuhärten, daß er jede Beschwerde des Krieges zu ertragen im Stande war.

Seinen Vater verlor er früh; seine Mutter aber, eine treffliche Frau, besorgte seine Erziehung, und ließ ihn von den geschicktesten Lehrern unterrichten. Besonders lernte er von ihr die Freundlichkeit im Umgange, wodurch er sich nachher so beliebt zu machen wußte, und die sanfte einnehmende Beredtsamkeit, die ihn zu den ersten Rednern Roms erhob. — Er heirathete die Tochter eines Römers, der zu den Gegnern der damals herrschenden Partei des Sulla gehörte. Cäsar erhielt den Befehl, sich von ihr zu scheiden; allein er floh lieber aus Rom, und gab das erheirathete Gut seiner geliebten Gemalin preis. Er erhielt nachher zwar die Erlaubniß nach Rom zurückzukehren; doch wagte er es nicht eher, als bis Sulla todt war. — Ein Günstling eben dieses Sulla war Pompejus, ein herrschsüchtiger Mann, ohne den Geist und ohne den Edelsinn des Cäsar. Auch ihm rieth Sulla, eine geliebte Gemalin zu verstoßen, und seine Tochter zu heirathen. Pompejus that es, und verstieß seine Gattin, um Sulla's Schwiegersohn zu werden.

Einst machte Cäsar eine Reise nach Kleinasien, um dort sich in der Redekunst zu üben. Unterweges nahmen Seeräuber das Schiff, auf welchem er fuhr, und da sie ihn für einen vornehmen Mann hielten, foderten sie 20 Talente, über 24,000 Thaler, Lösegeld. Was? rief Cäsar: für einen solchen Mann, wie ich bin, verlangt ihr nicht mehr? Fünfzig sollt ihr haben! Und schickte seine Begleiter aus, das Geld zusammenzubringen. Er blieb indeß sechs Wochen in dieser Gefangenschaft, und wußte sich so in Achtung zu setzen, daß er nicht ein Gefangener der Seeräuber, sondern ihr Herr zu seyn schien. Wenn er schlafen wollte, gebot er ihnen, still zu seyn. Zuweilen las er ihnen Gedichte oder Aufsätze vor, die er gemacht hatte; und lobten sie nicht, so drohete er: dafür sollt ihr mir büßen: komme ich los; so lasse ich euch alle zusammen ans Kreuz heften! — Endlich brachten seine Leute die 50 Talente Lösegeld. Und kaum war er frei; so wußte er sich einige starkbemannte Schiffe zu verschaffen, holte die See-

räuber ein, eroberte ihr Schiff, ließ sich sein Geld wieder geben, und führte die Räuber nach der Küste Kleinasiens, wo er leicht den Befehl auswirkte, daß sie sammt und sonders gekreuziget wurden.

Nachdem er eine Zeitlang in Kleinasien gewesen war, kehrte er nach Rom zurück, und lebte hier mehrere Jahre lang ganz wie ein Stutzer, kleidete sich schön, duftete von Salben, lebte gern mit Damen, und wußte sich durch seine Freundlichkeit die Liebe aller Bürger zu gewinnen. Dabei schien er sich um die glänzenden Kriegsthaten des Pompejus gar nicht zu bekümmern. — Erst spät fing er an sich um obrigkeitliche Aemter zu bewerben, und ging als Richter nach dem heutigen Portugal, welches damals Lusitanien hieß. Er reiste gewöhnlich in einem Wagen, von zween Schreibern begleitet, denen er unterwegs beiden zu gleicher Zeit diktirte. Die Streitigkeiten entschied er mit solcher Gewissenhaftigkeit und Treue, daß alle Städte Portugals mit ihm zufrieden waren. Einst trat er in Gades, auf der jetzigen Insel Kadix, in einen Tempel, der mit den Bildsäulen berühmter Helden geschmückt war. Unter diesen bot sich seinem Blicke zuerst Alexanders Statue, und Thränen stürzten ihm aus den Augen. Er hatte in meinem Alter schon die Welt erobert, sagte Cäsar zu seinen Begleitern, und ich — ich habe noch nichts gethan. — Als er jetzt wieder nach Rom zurückkam, schien er ganz dem Pompejus ergeben. Zugleich aber verschenkte er mit unbegränzter Freigebigkeit ungeheuere Summen an das Volk. Er ließ unter anderm 320 Paar Fechter zum Vergnügen der Römer auftreten, und alle in silbernen Rüstungen. — Und in kurzem hatte er seinen Zweck erreicht: Pompejus, der sich der erste Mann in Rom zu seyn dünkte, ward getäuscht; Cäsar war der Liebling des Volkes. So wagte er es, sich um eine Würde zu bewerben, zu welcher sonst nur die ehrwürdigsten und verdientesten Rathsherren gelangten, um das Amt eines Oberpriesters. Seine Mutter begleitete ihn am Tage der Wahl bis vor die Thüre, zweifelnd und wei-

nend. Mutter! rief er: du siehst mich als Oberpriester wieder oder als Verbannten. Er ging, und das Volk wählete ihn, zum Erstaunen und Zittern aller Rathsherren, die nach und nach das Große, das in Cäsars Geiste verborgen lag, ahneten, und nicht minder deutlich seinen Ehrgeitz erkannten. Einige Zeit nachher sollte er als Statthalter in die Provinz Spanien gehen: aber die Gläubiger wollten ihn nicht aus Rom fort lassen; denn er war über 12 Millionen Thaler schuldig. Da wußte er durch seine Gewandtheit einen der reichsten Römer, Krassus, zu gewinnen, daß dieser für ihn gut sagte. Cäsar reiste ab, und bezahlte durch die Einnahme in dieser Statthalterschaft seine ungeheueren Schulden. Wie mögen da die armen Leute gedrückt worden seyn! — Auf der Reise nach Spanien kam er durch ein kleines schmutziges Städtchen in den Alpen. Seine Begleiter fragten: ob denn auch wohl unter den dürftigen Bewohnern dieses Städtchens Neid und Rangstreit herrschen mögte? Gewiß! antwortete Cäsar: ich wenigstens mögte lieber in diesem Flecken der erste, als in Rom der zweite seyn. — In Spanien zeigte er sich zuerst als Feldherrn.

Als er von da wieder nach Rom kam, betrug er sich herrischer; und alle die übrigen Großen Roms sahen staunend, mit welcher Gewalt Cäsar das Volk nach seinem Willen lenke. Pompejus, der sich bisher geschmeichelt hatte, der berühmteste und angesehenste Bürger zu seyn, erkannte, wie er ohne Cäsar nichts vermögte. Krassus, der reiche, der durch seine Bürgschaft den Cäsar gerettet, der fast alle Bürger durch ausgeliehenes Geld sich verpflichtet hatte, sah den Cäsar als Herrn gebieten. Wollten sie beide also ihr Ansehen nicht ganz unterdrückt sehen; so mußten sie sich mit ihm verbinden. Das geschah, und ohne weiter Volk und Rathsherren zu fragen, theilten die drei Männer unter sich nach Belieben die römischen Provinzen. Cäsar ging nach Frankreich (damals Gallien), gewann sich hier die Liebe eines geübten Heeres, und durch neue Erobe-

rungen allgemeinen Kriegsruhm. Die Römer besaßen erst wenige Distrikte in Gallien: in 9 Jahren eroberte Cäsar das ganze Land; er war der erste Römer, der über den Rhein nach Deutschland ging; der erste Römer, der nach Britannien, dem jetzigen England überschiffte. Zwar konnte er sich weder in Deutschland, noch in England behaupten: indeß erwarben ihm seine Züge in diesen noch nie von Römern betretenen Ländern Ruhm, und er gewann sich durch Freigebigkeit und liebreiche Behandlung seine Kriegsgeübten Soldaten, so daß sie nachher Alles für ihn zu thun entschlossen waren. Während er aber hier in Frankreich fern von Rom bloß mit seinen Kriegen und Eroberungen beschäftigt schien; vernachlässigte er keinesweges den Zustand der Dinge in der Hauptstadt. Er hatte dort seine Freunde, die ihm von Allem Nachricht gaben, und denen er von Frankreich aus Rath und Geld schickte. Er lag wie ein schlauer Feind im Hinterhalte, bereit zu jeder Zeit mit gerüsteter Macht hervorzutreten.

Pompejus hatte indeß mit aller Willkühr, welche die Umstände erlaubten, in Rom gewaltet, und wiewohl er Statthalter in Spanien war, ging er gegen alle Sitten und Gesetze nicht nach seiner Provinz, sondern blieb in der Stadt, und ließ die Provinz durch Abgesandte verwalten. Die Zeit seiner Statthalterschaft war um, und Pompejus bat um Verlängerung derselben. Wie Cäsar dies erfährt, läßt er durch seine größtentheils bestochenen Freunde für sich ebenfalls um Verlängerung seiner gallischen Statthalterschaft anhalten; und da Pompejus, obgleich Statthalter Spaniens, doch in Rom obrigkeitliche Aemter verwalte, so verlange auch er, daß er obrigkeitliche Aemter in Rom erhalte, und als Statthalter in Gallien bleiben könne. Dagegen sprach Pompejus mit Heftigkeit, brachte den Senat auf seine Seite, und Cäsar ward für einen Feind des Vaterlandes erklärt, wenn er nicht sogleich die Waffen niederlegte, sein Heer abdankte, und nach Rom käme. Dieser Beschluß empörte durch seine Ungerechtigkeit; und Cäsar rüstete sich

mit seinen treuen Soldaten gegen Rom anzurücken, während Pompejus in Unthätigkeit blieb. Man fragte ihn, womit er den Cäsar aufhalten wolle? Er antwortete stolz: Ich darf nur mit dem Fuße auf den Boden stampfen, um ganz Italien für mich zu bewaffnen. Im Grunde aber glaubte der Kurzsichtige, daß Cäsar mit seiner geringen Macht es nicht wagen würde, gegen Rom zu marschiren. Doch Cäsar, der sich berechtigt fühlte auf gleiche Würde mit Pompejus, dem unthätigen, Anspruch machen zu können, wagte es, drang in Italien ein, eroberte Stadt auf Stadt, gewann Aller Zutrauen durch seine Milde, und Pompejus — floh nicht blos aus Rom, sondern selbst aus Italien, nach Griechenland hinüber. Cäsar hatte in 60 Tagen ganz Italien erobert, und die Sanftmuth, mit der er sich überall betrug, würde ihm noch allgemeinere Liebe gewonnen haben, hätte er nicht unwürdige Freunde gehabt, die ihm in der Liebe seiner Mitbürger viel schadeten. Von Italien ging er, nicht nach Griechenland, sondern nach des Pompejus Provinz, Spanien: Denn, sagte er, erst will ich eine Armee ohne Feldherrn überfallen, und dann zum Feldherrn ohne Armee zurückkehren. Leicht wurde Spanien erobert, den gefangenen Soldaten geschah nichts Leides, und die meisten gingen zu Cäsar über. — Jetzt erst schiffte er, doch nur mit einer kleinen Macht, nach Griechenland. Er wurde geschlagen, mußte sich in öde unfruchtbare Gegenden zurückziehen, und sah einer drohenden Hungersnoth entgegen; denn seine Soldaten hatten schon kein Korn mehr, sondern mußten aus Feldkräutern Brod backen. Da meinten die Feldherren des Pompejus, jetzt müsse der Sieg auf ihrer Seite seyn. Allein Pompejus kannte seine Leute besser; er sah, daß sie schöne, geputzte und gesalbte vornehme Herren waren, nicht altgediente Soldaten, wie Cäsar hatte, und nicht von der Gefahr einer Hungersnoth der Verzweiflung nahe gebracht. Er war indeß schwach genug, sich von den übrigen verleiten zu lassen, und eine Schlacht zu wagen. Seine schönen Herren flohen bald vor

dem kraftvollen Muthe der Tapferen Cäsars: das ganze Heer des Pompejus ward zerstreut, der eine floh hierhin, der andere dorthin, Pompejus selbst nach Aegypten, wo er von einem Aegypter hinterlistig ermordet wurde. Dieser
48 vor Christo. Sieg Cäsars fällt ins Jahr 48 vor Christi Geburt.

Doch war, ungeachtet Pompejus nicht mehr lebte, die Gegenpartei des Cäsar noch sehr mächtig, und er mußte in Afrika und Spanien noch zwei harte Kämpfe bestehen. In Afrika flohen schon alle seine Soldaten. Er aber stemmte sich den Fliehenden entgegen, jagte sie zurück in die Schlacht, und einem Fahnenjunker oder Adlerträger, der in vollem Laufen war, ergriff er, drehete ihn um, und rief: Dort sind die Feinde! Nur so errang er kaum den Sieg. — Auch in Spanien fingen nach einem langen Morden seine tapfersten Soldaten an zu weichen. Cäsar sprang vom Pferde, lief durch die Glieder, und schrie: Schämt ihr euch nicht, den Cäsar, euern Feldherrn, zween Knaben in die Hände zu liefern? (Es waren nehmlich zwei noch sehr junge Söhne des ermordeten Pompejus Anführer der Gegenpartei.) Vergebens, sie neigten sich zur Flucht. Da stürzte er wie ein gemeiner Soldat mit Schwerdt und Schild auf die feindlichen Linien los und rief: So sey denn dieser Tag der letzte meines Lebens! Das brachte die Soldaten wieder zum Stehen; sie fochten mit beispielloser Wuth, bis der blutige Sieg gewonnen war. Und Cäsar gestand, in dieser Schlacht habe er zum erstenmal für sein Leben gefochten.

So oft er nach Rom kam, empfingen ihn seine Anhänger mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen und Ehrenbezeugungen; und die unermeßlichen Geldsummen, die er in allen seinen Kriegen erbeutet hatte, wandte er an, das Volk zu belustigen und ganz von seinem Willen abhängig zu machen. Jedem Soldaten seines Heeres schenkte er an 1000 Thlr.; jedem Bürger Roms 20 Thlr. Außerdem ließ er Korn und Oel austheilen, Spiele zu Lande und zu Wasser aufführen: einmal fochten 1200 Menschen gegen 40 Elephanten zur Belustigung des Volkes, und zum Beschluß

wurde das ganze römische Volk auf Cäsars Kosten in 22,000 Zimmern gespeist, und in jedem Zimmer lagen zwei Fässer Wein. — Dennoch konnte auch die glänzendste Freigebigkeit die Unzufriedenheit nicht unterdrücken, die in den Herzen der besseren Bürger herrschte, und die immer lauter werden mußte, je stolzer das Betragen Cäsars wurde. Denn als er nun alle seine Feinde besiegt hatte, vertheilte er Aemter und Würden nach Willkühr, ohne Volk oder Rath zu fragen; behandelte er die edelsten mit Verachtung, und erhob unfähige schlechte Menschen zu den ersten Stellen. Dies weckte Haß, und mehrere edlere Römer, die sich gekränkt glaubten, fanden sich im Stillen zusammen, und schwuren dem stolzen Herrscher den Tod. Noch fehlte ein Anführer. Dazu wünschten alle den Brutus, einen Nachkommen des Brutus, der einst die Könige ausgetrieben hatte. Er war ein tapferer Feldherr, ein äußerst rechtschaffener Mann, beim Volke hochgeachtet, und konnte also der That ein ehrenvolles Ansehen verschaffen. Doch hatte auch Cäsar ihn lieb, ihn von seiner Kindheit an immer sehr begünstiget, ihm jetzt auch ein ansehnliches Amt gegeben, und es hing blos von Brutus ab, Cäsars große Gewalt zu theilen. Brutus aber wies dergleichen immer zurück; denn es schmerzte ihn, seines Vaterlandes Freiheiten alle so von der Willkühr Eines Mannes unterdrückt zu sehen, und er ging in trübem Mißmuth umher. Oft fand er Zeddel auf seinem Richterstuhl: Du bist nicht Brutus! — Brutus schläfst du? — Und an der Statue seines Ahnherrn, des alten Brutus, der den Tarquinius austrieb, stand mehremal: O daß du jetzt lebtest! Diese Aufforderungen reizten ihn, er stellte sich an die Spitze der Verschworenen, und auf den 15ten März des Jahres 44 vor Christi Geburt ward Cäsars Tod vestgesetzt. a) — Cäsar wurde ge-

a) Brutus hatte eine muthvolle entschlossene Frau, die Tochter eines durch Geistesstärke berühmten Römers, Kato. Sie merkte an der Unruhe ihres Mannes, daß er irgend

warnt, und hatte schon auf Bitten seiner Gemalin beschlossen, den Tag nicht in den Rath zu gehen. Als ihn aber ein Vetter des Brutus am Morgen besuchte, und ihm vorstellte, wie sehr es den Rath beleidigen müßte, so umsonst gekommen zu seyn, und leer wieder auseinander zu gehen; machte er sich auf den Weg. Auf der Straße gab ihm ein warnender Freund einen Brief, worin die Verschwörung ihm entdeckt wurde; er aber ließ den Brief uneröffnet, und ging weiter. Als er in die Versammlung gekommen war, und sich auf seinen vergoldeten Sessel gesetzt hatte; stellten sich sogleich die Verschworenen um ihn, und einige hinter den Sessel: Einer von ihnen aber trat hervor, und bat den Cäsar, seinen verbannten Bruder zu begnadigen. Cäsar weigerte es. Da treten die übrigen Verschwornen näher, als wollten sie Fürbitten für den Verwiesenen einlegen; Einer zieht Cäsars Mantel mit Gewalt herunter, und sogleich giebt ihm ein Anderer von hinten den ersten Dolchstoß, der aber statt des Halses die Schulter traf, und ihn nur leicht verletzte. Rasch wandte Cäsar sich um und rief: Verfluchter, was machst du? griff ihn am Arme, und zog seinen Dolch, sich zu vertheidigen. Indem aber drangen die Anderen von allen Seiten mit ihren Dolchen auf ihn ein, und stachen ihn in Brust und Gesicht, so hitzig, daß sie sich un-

ein großes Geheimniß bei sich trage: doch wollte sie ihn nicht fragen, wiewohl es sie schmerzte, daß er es ihr nicht ungefragt anvertrauete. Eines Tages nimmt sie einen Dolch, stößt ihn sich in die Hüfte; und als ein heftiges Fieber sie ergreift, und Brutus voll Betrübniß neben ihrem Lager steht, heißt sie alle Anwesende weggehen und spricht zu ihm: Brutus, du vergißt, daß ich eine Römerin, daß ich Katos Tochter und Brutus Gemalin bin! Sieh, ob diejenige, die dies zu ertragen vermochte (sie zeigt den Dolch und die Wunde), auch ein Geheimniß zu verschweigen weiß. Brutus staunte, umarmte seine Frau, vertraute ihr das Geheimniß, und sie verschwieg es treu. Ihr Name war Porcia.

unter einander selbst verwundeten. Einige Augenblicke vertheidigte sich Cäsar herzhaft; als er aber, schon mit Blut überströmt, den Brutus auf sich eindringen sah, rief er: Auch du, mein Sohn? — verhüllete das Gesicht mit seinem Mantel, und sank mit 23 Wunden nicht weit von seinem Sitze am Fuß einer Bildsäule des Pompejus todt zur Erden.

30.

Augustus. Antonius. Kleopatra. Oktavia. Livia.

Doch rettete Brutus die Freiheit Roms nicht: er mußte bald aus der Stadt fliehen, und in Rom erhoben sich Oktavian, den man gewöhnlich Augustus nennt, und Antonius. Beide vereinigten sich, den Mord des Cäsar zu rächen. Brutus sammelte ein Heer; da dies aber geschlagen wurde, stürzte er sich selbst in sein Schwerdt, 42 vor Christo. Oktavian freuete sich über die Mißhandlung des todten Brutus; Antonius betrachtete den Leichnam mit Rührung und Bewunderung. Oktavian ließ ihm den Kopf abschneiden, und öffentlich in Rom aufstecken; Antonius verbrannte feierlich den übrigen Leichnam, und sandte die Asche an die Mutter des Brutus. 42 vor Christo.

Jetzt da die Sieger keinen Feind weiter zu fürchten hatten, theilten sie die Provinzen des großen römischen Reiches: Antonius wählte Asien, Oktavian Europa. Doch dauerte die Freundschaft nicht lange; denn besonders machte Oktavian heimliche Plane, daß er die ganze Herrschaft allein in seine Gewalt bekäme. Und Antonius erleichterte ihm die Ausführung dieser Plane gar sehr: er schwelgte in Asien ohne Maaß und Ziel. In einer Stadt dort, Ephesus, zog er verkleidet wie der Weingott Bacchus ein; die Bürger und ihre Töchter kamen ihm als Diener und Die-

nerinnen des Bacchus mit Weinschläuchen und mit Stäben entgegen, um die Weinlaub gewunden war, und sein Aufenthalt bei ihnen war ein immerwährendes Trinkgelag.

In Aegypten regierte jetzt Kleopatra, die durch Cäsar zur Königin erhoben war. Sie war eine schöne und geistreiche, aber zugleich äußerst herrschsüchtige Frau, die darauf dachte, vielleicht gar Königin Roms zu werden. So wie daher Cäsar ermordet war, hielt sie es mit den Mördern des Cäsar; und als diese geschlagen waren, suchte sie den Sieger Antonius durch ihre Reize zu gewinnen. Antonius forderte sie vor sich, um sie zur Verantwortung zu ziehen, daß sie seine Feinde unterstützt hatte. Sie kam auf einem prächtigen Fahrzeuge mit silbernen Rudern, purpurnen Segeln und reichen Vergoldungen. Eine liebliche Musik begleitete den Takt der Ruder, und eine Menge schöner Knaben und Mädchen, als Liebesgötter gekleidet, folgten auf Kähnen neben Ihr, die in der Gestalt der Venus, der Göttin des Liebreizes und der Schönheit, vor allen hervorstrahlte. Sie war damals 25 Jahr alt, und hatte durch einen passenden Schmuck die Schönheit ihrer Gestalt noch zu erhöhen gewußt. Als die Umstehenden sie sahen, riefen überall jubelnde Stimmen: Venus kehrt beim Bacchus ein! Sie verfehlte ihren Zweck nicht. Mit Witz und Scherz, mit Verstand und Geschmack, und mit tausend angenehmen Gaukeleien nahm sie den entzückten Feldherrn so ein, daß er von diesem Tage an für nichts anders lebte, als für Kleopatra. Schmausereien und Lustbarkeiten waren das Hauptgeschäft des Tages, und einer suchte den andern in Anordnung derselben zu übertreffen. Einmal wetteten sie, wer von beiden die kostbarste Mahlzeit geben würde. Antonius ließ die theuersten Leckerbissen anschaffen. Die Königin dagegen bewirthete ihn ganz einfach; zum Schluß der Mahlzeit aber gab sie einen Becher mit weniger Flüssigkeit, die nach unserm Gelde an eine Million Gulden kostete (hollsteinisch eine halbe Million Thaler): es war nehmlich eine Perle in Essig aufgelöst, die

ihrer seltenen Größe wegen diesen Werth gehabt hatte. — Einmal kam ein Fremder in Antonius Küche, und sah acht wilde Schweine an Spießen braten. Er erstaunte, und meinte, es sey heut hier wohl große Gesellschaft. Ach nein, sagte der Koch, es sind nur zwölf Gäste: allein unter diesen Schweinen ist eines immer etwas später aufgesteckt, als das andere, damit wir gerade in dem Augenblick, wenn unser Herr befiehlt, das aussuchen können, welches dann den höchsten Wohlgeschmack hat. — Antonius und Kleopatra belustigten sich zuweilen mit Angeln. Antonius fing selten etwas, und ward dafür ausgelacht. Er befahl daher heimlich einem geübten Schwimmer: so oft er die Angel auswerfen würde, unvermerkt unterzutauchen, unter dem Wasser heran zu schwimmen, und einen schon gefangenen Fisch an den Angelhaken anzustecken. Dies geschah, und Antonius fing mit jedem Zuge die schönsten Fische. Kleopatra, die den Betrug merkte, befahl indeß heimlich ihrem geschwindesten Taucher, das nächstemal dem Schwimmer des Antonius zuvorzukommen. Antonius warf die Angel aus, und sogleich fühlte er ein schweres Gewicht an seiner Schnur: er zog mit Mühe herauf, und siehe! es war ein großer eingesalzener Fisch aus einem entlegenen Meere. Alle lachten, Antonius erröthete vor Beschämung; Kleopatra aber wußte den Scherz trefflich zu wenden: Ueberlaß uns kleinen Fürsten Fische zu angeln, sagte sie: du, Feldherr, fange Städte, Könige und Länder.

Indeß hatte Antionius in Rom eine Gemahlin zurückgelassen, Fulvia, die sehr unzufrieden damit war, daß ihr Mann in Aegypten bei der Kleopatra lebte. Sie fing Unruhen in Italien an, reizte den Oktavian gegen Antonius, um diesen zur Rückkehr zu zwingen. Er kam; da aber Fulvia eben starb, wußte Oktavian den Antonius zu besänftigen, sie versöhnten sich wieder, und nach dem Wunsche des Volkes, das der neuen Eintracht lange Dauer wünschte, heirathete Antonius die Stiefschwester des Ok-

tavian, die schöne und tugendhafte Oktavia. Das ganze Reich nahm Theil an der Freude Roms, und alles glaubte, jetzt sich einmal wieder froheren Hoffnungen überlassen zu können. — Und wirklich schien die Sanftheit und Güte der Oktavia den Antonius von seiner Neigung zu Ausschweifungen zurückbringen zu können. Sie war jung und schön, er lebte mit ihr in vergnügter Häuslichkeit, und widmete sich wieder ernsten Geschäften. Doch bald entspannen sich neue Streitigkeiten mit Oktavian. Antonius, der mit seiner jungen Gemalin in Griechenland lebte, schiffte sich mit einem Heere ein nach Italien. Als er hier gelandet war, bat ihn die sanfte Oktavia, er mögte sie, ehe er etwas Feindliches unternähme, voran zu ihrem Bruder schicken, der schon an der Spitze eines Heeres ihm entgegen gekommen war. Sie ging, und mit ihrer sanft überredenden Bitte versöhnte sich Bruder und Gemal, und schenkte dem Vaterlande den Frieden. Eine große Anzahl der Soldaten aus beiden Heeren, die als Feinde gekommen waren, eilten jetzt auf einander zu, und umarmten sich als alte Freunde; und die beiden neu versöhnten Feldherren gaben sich gegenseitig prächtige Gastmäler. Darauf ging Antonius wieder nach Asien zurück, Oktavia aber reiste mit ihrem Bruder nach Rom, um hier ihres Gemals Andenken in Liebe zu erhalten.

Doch er war der treuen Liebe nicht werth. Kaum war er in Asien; so fing er sein verschwenderisches ausschweifendes Leben mit der Kleopatra wieder an, und vergaß seiner trefflichen Gattin. Sie duldete dies lange Zeit: und als sie sah, daß ihm neuer Verrath von Rom aus drohe, und er unbekümmert fort schwelge; machte sich Oktavia auf, ihn zu besuchen. Er aber schrieb ihr, sie mögte nur in Athen bleiben, er habe jetzt gerade einen Feldzug in das östliche Asien beschlossen. Sie blieb mit ihren Kindern in Athen: und ungeachtet ihr Bruder sie auf alle Weise zu bereden suchte, den Schimpf nicht zu erdulden, sondern sich öffentlich zu beschweren, weil er eine Veranlassung

zum Kriege mit Antonius wünschte; blieb sie doch ihrem Manne getreu in Athen. Wenn du mich nicht sehen willst, schrieb sie an ihn; so melde mir wenigstens, wohin ich das Geld und die Truppen und die Kleidungsstücke und Waffen schicken soll, die ich für dich mitgebracht habe, und womit ich dich überraschen wollte. — Dieß rührte den Antonius; doch wie Kleopatra es merkte, bot sie gleich Alles auf, ihn ganz zu umstricken, stellte sich krank, zeigte sich immer mit verweinten Augen, und ihre Kammerfrauen mußten ihn versichern, daß sie gewiß sterben werde, wenn er seine Liebe von ihr wende, und zu Oktavia zurückkehre, die ja doch nur durch einen Handelsvertrag gleichsam an ihn vermält sey, und deren edle Anerbietungen nur Heuchelei seyen, wodurch sie ihn von seiner treuen Kleopatra trennen wolle. — So ward ihm selbst Argwohn gegen das edelste Weib eingeflößt; er vergaß ihrer nach und nach ganz, und jede gute Regung seines Herzens ward in dem unaufhörlichen Taumel von Vergnügungen erstickt, in welchem ihn die ägyptische Königin zu erhalten wußte. Endlich vertheilte er gar seine Länder, die er durch den Vergleich mit Oktavian erhalten hatte, den Söhnen der Kleopatra, und reizte dadurch den Unwillen des römischen Volkes aufs äußerste, daß er Ausländern Gebiet verschenkte, das durch römisches Blut erobert war. So wie Oktavian den Unwillen des Volkes erkannte, den er selbst wohl heimlich genährt hatte, klagte er den Antonius öffentlich an; dieser ward für einen Feind des Vaterlandes erklärt, und der Kleopatra als seiner Verführerin ward der Krieg angekündiget. Mit Freuden gab sie zu dem Kriege Geld und Schiffe her, ging dem Antonius nicht von der Seite, und brachte ihn dahin, daß er seine edle Gemalin in Rom aus seinem Hause werfen ließ. Oktavia ging mit Thränen: ihre Kinder nahm sie alle mit, und als Antonius und Kleopatra gestorben waren, nahm sie auch deren Kinder zu sich, erzog sie tugendhaft, und alle wurden in der Folge be-

rühmte und achtungswerthe Männer und Frauen. Denn der Geist einer edlen Mutter ruht segensreich auf Kindern und Kindeskindern a).

Antonius und Kleopatra zogen dem Oktavian entgegen: es kam zu einer Seeschlacht (bei Aktium, 31 vor Christi Geburt). Die Soldaten des Antonius fochten, troß ihrer ungeschickten Schiffe, mit gewohnter Tapferkeit, als mitten im Gefecht, da noch nichts entschieden war, Kleopatra ihren Schiffen Befehl gab, nach Hause zu fliehen. Antonius folgte ihr: die braven Soldaten, die in der Hitze des Kampfes den Feldherrn nicht sogleich vermißten, fochten tapfer bis an den Abend, da sie sich dem Oktavian ergaben. Die Landarmee indeß, welche die verlorne Seeschlacht durch einen Sieg zu Lande noch immer wieder gut zu machen hoffte, wartete sehnsuchtsvoll auf Antonius: da er aber nach sieben Tagen nicht erschien, so gingen sie alle ohne Schwerdtstreich zum Sieger über. – Oktavian folgte den Geflohenen nach Aegypten. Kleopatra, die Treulose, hätte jetzt gewiß gern den Antonius selbst verrathen, wenn nicht Oktavian sie zu kalt und stolz behandelt hätte: sie war daher gezwungen, sich zu stellen, als ob sie es noch immer mit Antonius halte. Antonius stellte seine Truppen zur Schlacht; aber mit Schrecken mußte er bald sehen, daß eine Schaar nach der andern, wahrscheinlich auf Kleopatras Befehl, zu den Feinden überging. Verlassen eilte

31 vor Christo.

a) „Wenn man die Geschichte aller Männer genau wüßte, die sich durch Rechtschaffenheit und Tugend ausgezeichnet haben; man würde unter zehn immer neun finden, welche diesen Vortheil ihren Müttern schuldig waren. Es ist noch nicht genug anerkannt, wie wichtig eine unschuldig und untadelhaft zugebrachte Jugend für das ganze Leben eines Menschen ist; wie fast alle, die diesen Vortheil genossen haben, ihn niemanden schuldig gewesen sind als ihren Müttern, und wie sehr überhaupt die Vollkommenheit und das Glück der Menschheit sich auf Weiberverstand und Weibertugend gründet.“ Iselin.

er nach dem Schlosse zur Königin. Auch sie verbarg sich vor ihm, ließ sich in einem Begräbnißhause verschließen, und dem Antonius durch ihre Diener sagen, sie sey gestorben. Diese Nachricht brachte ihn zur Verzweiflung. Er stieß sich den Degen durch den Leib; allein die Wunde war nicht tödtlich, und er quälte sich so, ohne leben oder sterben zu können, in unaussprechlicher Angst. Da sagte man ihm, um ihn zu beruhigen, Kleopatra lebe noch. Er bat, daß man ihn zu ihr bringen möchte. Man that es, und nach langen Zuckungen starb er zu ihren Füßen. — Oktavian zog als Sieger in die Hauptstadt Aegyptens, Alexandrien, ein, ließ den Antonius prächtig begraben, und stellte sich gar freundlich gegen Kleopatra, daß sie seine Absicht nicht merken sollte, sie gefangen nach Rom zu schicken, und dort im Triumphzuge mit aufzuführen. Doch sie errieth seine Gedanken, und kam ihm durch ein schnelles Gift zuvor: man sagt, sie habe sich ein Paar giftiger Schlangen in die Brust beißen lassen. Drauf sandte sie einen Brief an Oktavian, worin sie ihn bat, sie bei Antonius begraben zu lassen. Er hielt dies für eine List, schickte sogleich Leute nach ihrem Zimmer, aber man fand sie schon todt, im königlichen Schmucke auf dem Ruhebette liegend, und zwei Kammerfrauen gleichfalls todt zu ihren Füßen.

Aegypten ward eine Beute des Siegers; und nach dieser Zeit erscheint Oktavian meist mit dem Titel Augustus; welcher der Heilige, der Ehrwürdige bezeichnet. Er war ein Enkel der Schwester des ermordeten Cäsar, der ihn aber, da er selbst keine Kinder hatte, an Sohnes Statt angenommen. Oktavianus Augustus hieß daher auch Cäsar; und da er und seine nächsten Nachfolger gleichfalls zu dieser Familie gehörten, ward Cäsar der herrschende Titel, woraus mit veränderter deutscher Aussprache der Titel Kaiser geworden ist. — Augustus wußte nach und nach alle obrigkeitlichen Würden von Bedeutung in sich zu vereinigen, besetzte Aemter nach Willkühr, und verstieß aus dem Rathe, wen er wollte: um sich aber zu sichern, hielt er ein

30 vor Christo.

stehendes Heer, welches er reichlich besoldete. Indeß, wie unumschränkt er regierte, war dennoch die innere Ruhe von den ewigen Bürgerkriegen allen Römern eine so erwünschte Erholung, daß, da Augustus sich stellte, als wollte er die Regierung niederlegen, ein großer Theil der Bürger gewiß aufrichtig ihn bat, die Regierung zu behalten: denn sie sahen, daß für Rom nirgend anders Rettung sey, als in der kraftvollen Obergewalt Eines, der seiner eigenen Erhaltung wegen jeden Versuch zur Empörung unterdrücken müsse.

Doch Macht hilft nicht immer zum Glücklichseyn. Auch Augustus, der dem gewaltigen römischen Reiche vom Tajo bis zum Euphrat, von den Küsten Afrikas bis zur Themse gebot, konnte sich keine Ruhe in seinem häuslichen Leben gewinnen. Er hatte zu seiner dritten Gemalin eine sehr böse Frau, die Livia. Diese sah es mit Eifersucht, daß Augustus eine Tochter aus der vorigen Ehe, Julia, sehr lieb hatte; und war heimlich erbittert, daß der Gemal dieser Julia, Marcellus, von den Bürgern Roms allgemein geehrt und geliebt, und ihren beiden Söhnen aus einer frühen Ehe, dem Tiberius und Drusus, überall vorgezogen wurde. Sie war daher so boshaft, daß sie dem Marcellus unvermerkt Gift beibringen ließ. Nun hoffte sie, ihren Liebling Tiberius, einen kühnen aber heimtückischen Menschen, dem Herzen des Augustus allmälig näher zu bringen. Aber Augustus, der den Tiberius nicht leiden konnte, erklärte nach einigen Jahren zwei Söhne seiner Tochter Julia für seine Nachfolger; und zog den Drusus immer noch seinem ältern Bruder Tiberius vor. Dies erbitterte die Livia aufs äußerste, und da Giftmischerei gleichsam ihr Gewerbe war; so starben alle drei, Augustus beide Enkel von der Julia, ja ihr eigener Sohn Drusus, durch ihre und des Tiberius Hinterlist. Augustus war ganz untröstlich bei dem Tode seiner Enkel; und seine Tochter Julia blieb ihm noch als die einzige, an deren Anblick und Worten er sich erheitern konnte. Auch dies konnte die Grausame nicht ertragen. Julia ward angeklagt, ausschweifend zu leben;

und der unglückliche Vater mußte, da sie durch Zeugen überführt war, die Letzte, die sein Herz noch liebte, von sich verstoßen, und aus Rom verbannen. So mußte denn endlich der gebeugte 70jährige Greis den Tiberius zum Nachfolger annehmen. — Einige Jahre nachher wollte Tiberius zu einem Kriege ausziehen. Der Vater begleitete ihn bis in eine Gegend, die ihrer gesunden Luft wegen berühmt war. Er ward unterwegs sehr heiter, und wohnte auch zu Neapel den Schauspielen bei, die man seinen Geburtstag zu feiern gab. Hier war er in der Nähe einer Insel, auf welcher der jüngste Sohn seiner geliebten Tochter Julia als unschuldig Verbannter lebte. Seine Liebe zu dem Jünglinge erwachte; doch wagte der schwache Greis es nicht, der Livia seinen Wunsch merken zu lassen. Heimlich schiffte er hinüber, und Großvater und Enkel sahen sich wieder. Doch die auflauernde Gemalin des Augustus erfuhr es; sie fürchtete von dieser Zusammenkunft alles Böse für sich und ihren Liebling. Plötzlich hieß es, Augustus sey krank; keiner ward zu ihm gelassen, nur Livia war bei ihm, und die ließ schnell ihren theueren Tiberius rufen. Als er gekommen, ward bekannt gemacht, Augustus sey todt; und Tiberius ward als Kaiser anerkannt. 14 nach Christi Geburt.

Schaudervoll beginnt die römische Kaisergeschichte! und schaudervoll ist ihr Fortgang! — Ach! nie war jenes Sprichwort wahrer: Wie der Stamm, so die Frucht! Tiberius übertraf seine Mutter fast noch an Gräuelthaten, und seine Nachfolger waren, wenn auch nicht so boshafte, doch nicht minder verdorbene und grausame Menschen. Den Nero kennt ihr darunter vielleicht schon sprüchwörtlich: er ließ seine Mutter, seinen Lehrer ermorden; er ließ die Stadt Rom anzünden, und nachher Christen aufs grausamste martern, als hätten sie das Feuer angelegt. — Einige gute Kaiser regierten vom Jahr 100 nach Christi Geburt an, die den Verfall des Reiches noch einige Zeit aufhielten (Trajan, Adrian, Antonin der Fromme und Mark Aurel). Vom Jahre 200 nach Christo an aber folgt fast

kein einziger guter Regent mehr: im ganzen Reiche herrscht die größte Sittenlosigkeit, und es nähert sich seiner gänzlichen Auflösung.

Unter Augustus Regierung, 14 Jahre vor seinem Tode, nach der einmal herrschenden Rechnung, ward Christus geboren; und in die Zeit von Tiberius wilder Regierung fallen die drei unvergeßlichen Jahre, während welcher Jesus seine göttlichen Lehren mündlich vortrug, und endlich 33 Jahr alt, von den Pharisäern verläumdet und angeklagt, unschuldig ans Kreuz geheftet wurde.

31.

Deutschland vor 2000 Jahren.

Die Römer sind das erste Volk unter den Alten, durch die wir Nachrichten von unserm Vaterlande erhalten haben: Cäsar war der erste Römer, der von Frankreich aus über den Rhein nach Deutschland ging; und das geschah nicht lange vor Christi Geburt, wie wir im Vorigen gesehen haben. Selten aber sind die ersten Berichte von einem neuentdeckten oder zuerst besuchten Lande vollständig und zuverlässig; und so finden wir auch in den Erzählungen der Römer, die aus dem wärmern Italien kamen, die an schöngebaute Paläste, Landhäuser (Villen), Bäder, Tempel und Theater gewöhnt waren, manche übertriebene Schilderung von der schauervollen Kälte Germaniens (so nannten sie unser Deutschland), und von der trägen Barbarei der ungeheuer großen Einwohner. Folgendes können wir als Wahrheiten aus ihren Erzählungen ausheben.

Deutschland war damals größtentheils mit Waldungen und Sümpfen bedeckt; daher feuchter, kälter und unfruchtbarer, als jetzt. Wo nehmlich große Waldungen sind, da ist mehr Schatten. Der Schatten hindert, daß der Erdboden von der Sonne durchwärmt und ausgetrocknet

werde; er bleibt also feuchter. Zugleich ziehen Wälder die Wolken an sich, und in den dichten Bäumen verwahrt sich die Feuchtigkeit. Daher sammeln sich in dicken Wäldern leicht stehende Wasser, es werden Sümpfe daraus, und wo die sich in größerer Zahl finden, muß durch die feuchten Ausdünstungen die Luft kälter werden. So wie man aber die Wälder ausrottet, bekommen Luft und Sonne freieren Zugang zu dem Boden, die Sümpfe verschwinden, das Land wird trockener und die Luft wird wärmer. So ist es auch mit Deutschland gegangen: vor 2000 Jahren war es hier in unseren Gegenden gewiß weit kälter, als es jetzt ist. Besonders war der Grund durch die eingesogene Feuchtigkeit weit kälter; daher keine Pflanze hier gedieh, die wärmeren Boden verlangt. Man fand keinen einzigen Obstbaum. Die ersten Obstbaume, welche die Römer am Rhein pflanzten, waren Kirschbäume, die auch den Römern erst in Cäsars Zeitalter, etwa 70 Jahre vor Christi Geburt bekannt geworden waren. (Ihr Vaterland ist Kleinasien: aus diesem brachte sie ein siegreicher Feldherr, Lucullus, nach Rom, und die Römer verpflanzten sie nach anderen Ländern). Auch an Gartengewächsen war Deutschland arm; und unter den wildwachsenden Kräutern und Pflanzen nennen die Römer nur Pastinaken, wilden Spargel, der sehr reichlich wuchs, und Rettige von ungewöhnlicher Größe. Selbst den Ackerbau trieben unsere ältesten Vorfahren nicht mit sonderlichem Fleiße: sie baueten hauptsächlich nur Hafer und Gerste; aus jenem bereiteten sie ein Muß zum Essen, aus der Gerste ein Getränk. Der einzige und liebste Reichthum der Deutschen war, zahlreiche Heerden zu besitzen: sie hatten viel Rinder, auch Pferde. Diese dienten ihnen nicht bloß zum Kriege und zu Reisen, sondern auch zur Nahrung; Pferdefleisch war ihnen eines der köstlichsten Gerichte, und blieb es noch lange nach Christi Geburt. Einige Pferde, die ganz weiß seyn mußten, und niemals zur Arbeit gebraucht seyn durften, wurden in den heiligen Wäldern, die den Deutschen statt der Tempel dienten, auf öf-

fentliche Kosten ernährt und sorgsam gepflegt, zu gewissen Zeiten vor einen heilig geachteten Wagen gespannt, und von dem Fürsten oder Oberpriester des Volkes gelenkt, der aus ihrem Wiehern die Zukunft vorhersagte. Man fand hier auch noch wilde Pferde und Auerochsen, die so unbändig und stark sind, daß sie in Kämpfen mit Bären und Löwen siegen. Man fing sie in Gruben, tödtete sie dann, und es war der deutschen Jünglinge Kriegsübung und Ruhm, die Hörner von Auerochsen zu gewinnen, die man hernach, die Mündung mit Silber eingefaßt, zu Trinkgeschirren gebrauchte. Jetzt hat sich die Anzahl der wilden Thiere in Deutschland sehr vermindert, und manche Geschlechter, die sonst hier hausten, findet man jetzt gar nicht mehr. Denn theils sind die Wälder ausgerottet, theils ist in den häufigen Jagden, besonders seit Erfindung des Schießpulvers, sehr viel Wild getödtet worden; und wie die Zahl der Menschen zunimmt, so muß die Menge der wilden Thiere abnehmen. — So war auch sonst die Zahl der Vögel weit größer: man hatte Falken in großer Menge, und solche, die abgerichtet waren, Kraniche zu fangen. — Gold kannten die alten Deutschen nicht. Salzquellen waren einige vorhanden, und diese veranlaßten heftigen Krieg, weil man glaubte, daß die Götter sich gern an dergleichen Orten aufhielten. Doch war ihr Salz nicht weiß, sondern schwarz: denn sie bereiteten es auf die sonderbare Weise, daß sie Salzwasser auf glühende Kohlen von Eichenholz oder Haselnußstauden gossen.

Besonders unterschieden sich die Einwohner des alten Deutschlands von anderen Nationen durch ihre Größe, durch blaue Augen und röthliche oder gelbe Haare. Ihrer Größe wegen hatten die Römer sie gern zu Soldaten, und das deutsche Haar mußte häufig nach Rom wandern, um die Köpfe der Damen sowohl, als der Herren zu schmücken. Ein Hauptzug in der Sinnesart der Deutschen war ihre lebhafte Neigung zum Kriege. Dann wurde der Jüngling Mann und Mitglied des Staats, wenn ihm in der Ver-

sammlung des Volkes mit großer Feierlichkeit die Waffen überreicht waren. Und hatte er sie einmal, so legte er sie nie ab; zu Hause und auf dem Felde führte ein jeder seine Waffen bei sich; mit ihnen ging er zu Tisch, zu öffentlichen Gastmählern, in die Versammlungen des Volkes, vor Gericht; mit ihnen legte er sich schlafen, und selbst dem Todten wurden Waffen mit ins Grab gegeben. Ihr heiligster Schwur war bei den Waffen. Auch die Ceremonie bei ihren Ehen war, daß der Bräutigam seiner Braut ein Paar Ochsen, ein gezäumtes Pferd, Schwerdt und Schild, und wiederum die Braut dem Bräutigam einige Waffen überreichte. Denn selbst die Frauen zogen mit ins Feld, und stellten sich auch in dem hitzigsten Treffen so nahe an ihre Männer, daß sie ihnen zurufen und ihnen Muth zusprechen konnten. Ja man erzählt, daß Schlachtreihen, schon zur Flucht geneigt, durch die Weiber wieder zum Stehen und Kämpfen gebracht worden wären. — Aus diesem kriegerischen Sinne entstand auch das Recht des Stärkeren bei den Deutschen, daß derjenige nehmlich immer herrschte, der der stärkste und tapferste war; woher auch auf Beute auszugehen außerhalb seines Gaues, keine Schande war. Deßwegen waren auch ihre meisten Namen von starken oder raubenden Thieren entlehnt, als Hengst, Horse, das heißt Pferd, Löwe, Bär, Voß (d. i. Fuchs); aber Hase war ein hartes Scheltwort. Ihre liebste Beschäftigung war die Jagd. Auf den Ackerbau wandten sie wenig Fleiß; ihre Nahrung bestund meist in Milch, Käse und Fleisch. Keiner hatte bestimmtes Grund-Eigenthum oder eigene Felder mit abgemessenen Gränzen; sondern ein jeder bauete seine Hütte, weidete sein Vieh und beackerte den Boden, wo es ihm beliebte und zog im folgenden Jahre an einen andern Ort, weil sie sich schwer auf feste Sitze gewöhnten und selten die Lust zum Kriege verloren.

Als muthvolle Krieger waren sie auch Feinde jegliches Zwanges, und heftig in ihren Begierden. Je stärker und kriegerischer einer war, desto weniger arbeitete er; denn

das schien ihm ein Zwang. Die Bestellung der Felder und die Sorge um das Hauswesen überließ er den Weibern, den Alten und Schwachen im Hause. Er für sich brachte seine Zeit hin mit Nichtsthun, Schlafen, Essen, Trinken und Jagen. Dieser Müssiggang, der als das Vorrecht freier Männer geehrt wurde, führte die Deutschen zu häufigen Gastmählern, bei denen sie oft zugleich die wichtigsten Berathschlagungen hielten, wo es aber auch oft zu blutigen Streitigkeiten kam. Die Langeweile verführte sie zum Spielen, besonders mit Würfeln, wo sie oft, wenn alles Andere verloren war, ihre eigene Freiheit zum Preise setzten, und wenn sie auch jetzt nicht gewannen, ruhig sich dem andern als Sklaven hingaben; — verführte sie zum Trunk, womit Tage und Nächte hinzubringen keine Schande war.

Ruhmwürdig aber war unserer Vorfahren Treue und Redlichkeit; was ein Deutscher versprochen hatte, das hielt er unverbrüchlich; ein gethanes Versprechen nicht halten, ward mit allgemeiner Schande bestraft. Dieser Tugend unserer Vorfahren danken wir es, daß deutsche Redlichkeit ein Sprüchwort geworden ist, und deutscher Mann eben so viel heißt, als ein Mann, auf den man vest vertrauen darf. Machet denn auch ihr dem deutschen Namen Ehre, und bewahret den guten Ruf, denn eure Vorfahren euch überliefert haben.

Lesen und Schreiben war bei den alten Deutschen nicht gewöhnlich, doch hatten sie Gedichte, welche sie mit einander sangen, oder die ein Einzelner vorsang, und worin die Heldenthaten ihre Vorfahren zur Ermunterung der aufwachsenden Jugend gepriesen wurden. Die Tänzer der Griechen und Römer schienen ihnen unsinnige Menschen zu seyn: ihre Lieblingsschauspiele waren, Jünglinge nackt zwischen mehreren gegen einander gerichteten Spießen und Schwerdtern allerhand Wendungen und Sprünge machen zu sehen, ohne daß diese sich verletzten. Ueberhaupt kannten sie von den Vergnügungen der Römer und unserer Zeiten, so wie von den mancherlei Ausschmückungen der Häuser

und Kleider, wenig oder nichts. Ihre Häuser waren roh aus Lehm aufgeführt, und oft nur Zelte, an denen sie aber bunte Farben liebten. Ihre Kleidung waren Thierfelle; von den Römern lernten sie anschließende, bequemere Kleidung verfertigen, und die deutschen Frauen und Mädchen gewannen bald den Putz lieb: sie schmückten gern ihre leinenen Kamisöler mit purpurfarbenen Bändern, hingen sich gern buntfarbige Steine um, und wußten ihrem Haare durch eine künstliche Seife seine schöne Farbe zu erhalten, so daß selbst die eitelen Römerinnen diese Seife aus Deutschland nach Rom kommen ließen.

Die große deutsche Nation war in eine Menge kleiner Völkerschaften getheilt, die zwar oft unter sich uneins waren, und einander bekriegten, in ihren Sitten und ihrer Verfassung aber im Ganzen übereinstimmten. Liebe zur Freiheit und Neigung zum Kriege war die Seele ihrer Handlungen. Sie lebten nicht in Städten, sondern in kleinen Dörfern nicht weit von einander, und selten regierte ein deutscher Fürst ein großes Gebiet. Indeß war es eine der größten Ehren, wonach die Vornehmsten der Nation trachteten, ein zahlreiches Gefolge von Kriegern um sich zu haben, die bereit wären an ihrer Seite zu fechten, und Ehre sowohl als Gefahr mit ihnen zu theilen. Je berühmter einer durch Tapferkeit war, desto leichter gewann er eine solche Begleitung; und selbst Vornehme begaben sich in das Gefolge eines berühmten Helden, um den Krieg zu lernen. Und nichts geht über die Anhänglichkeit, womit ein solches Gefolge seinem Anführer ergeben war. Ihn überleben, wenn er im Gefecht blieb, war die größte Schande: die Fürsten stritten um dem Sieg, das Gefolge für den Fürsten. — Diese Tapferkeit machte sie auch allen ihren Nachbaren furchtbar. Die Römer suchten nicht bloß eine Menge von Deutschen als Soldaten in ihren Diensten zu haben, sondern vertraueten ihnen zuletzt die Anführung ihrer eigenen Heere. Die römischen Kaiser hörten es gern von sich rühmen, daß sie Deutsche (Germanen) besiegt hatten; sie

hielten in Rom Triumphaufzüge, daß Deutschland besiegt sey: und Deutschland war und blieb unbezwungen. Eben die Münzen, worauf Deutschland als überwunden vorgestellt wurde, mußte man den nehmlichen Deutschen auszallen, um sich von ihnen Ruhe und Frieden zu erkaufen. Auch wagten sich die Römer nur einigemale über den Rhein; nachher blieben sie gern jenseits, bevestigten die Ufer des Rheins und der Donau, legten mehrere Burgen an, aus denen zum Theil Städte geworden sind (Kölln, Mainz, Speier, Worms), und hielten dort ihre stärksten und tapfersten Kriegsheere, um den Deutschen den Uebergang in römisches Gebiet zu wehren. Und dennoch, wenn der Rhein oder die Donau zufror, zitterte man in allen angränzenden römischen Provinzen, und zu keiner anderen Zeit bekamen die Götter so viele Opfer.

Als Cäsar die Deutschen, welche über den Rhein in Gallien eingedrungen waren, angreifen wollte, herrschte unter seinen Soldaten Furcht und Schrecken, daß sie mehr an den Tod als an den Sieg dachten. Man hörte im Lager nichts als Testamente machen oder Murren gegen den Feldherrn. Die Vornehmsten, selbst die Vertrauten des Cäsar, suchten alle nur möglichen Vorwände hervor, um sich aus dem Lager entfernen zu können, und diejenigen, die sich schämten, es zu thun, konnten ihre Furcht doch so wenig verbergen, daß man sie oft die bittersten Thränen weinen sah. Dies erzählt kein Deutscher; sondern Cäsar selbst, der Held und die Zierde seines Volkes, hat es der Nachwelt schriftlich hinterlassen. Auch siegte Cäsar nur dadurch, daß der deutsche Fürst keine Schlacht wagen wollte, weil seine wahrsagenden Frauen ihm verboten hatten, sich vor dem Neumond in ein Treffen einzulassen. Cäsar setzte nachher auch über den Rhein, mußte aber bald umkehren, da sich die Deutschen in ihre Waldungen zurückzogen. Deutsche waren es vorzüglich, die ihm den Sieg über Pompejus, 48 vor Christo, gewinnen halfen. Deutsche Fußvölker griffen des Pompejus Reiterei an, und es

schien,

schien, als ob die Römer zu Fuß, die Deutschen zu Pferde gekommen wären: so leicht jagten sie die Pompejaner in die Flucht.

Seit dieser Zeit dauerten die Kriege zwischen Römern und Deutschen unaufhörlich fort, und ein Stiefsohn des Kaiser Augustus war so glücklich, über Rhein und Weser bis an die Elbe vorzudringen, so daß die Römer die Gegenden des heutigen Westphalens schon ganz als unterjochtes Land glaubten behandeln zu können. Quintilius Varus, ein gelassener Mann, der den Frieden mehr als den Krieg liebte, fand in Deutschland Alles so ruhig und gehorsam, daß er glaubte, ganz sicher die römischen Gesetze und selbst die römische Sprache einführen zu können. Er hielt Gericht, sprach Urtheile: alles römisch. Zum Zeichen seiner Richtergewalt und seines Rechtes über Leben und Tod, ließ Varus auch, nach der Sitte Roms, Ruthen und Beile vor sich hertragen. Sonderbar war den Deutschen alles Andere: aber diese Werkzeuge, die ihnen körperliche Strafen droheten, und von ihnen als die Zeichen der äußersten Knechtschaft angesehen wurden, empörten den deutschen Freiheitssinn. In Kurzem war die Gährung der Gemüther allgemein, und zum Ausbruch derselben fehlte nur ein entschlossener Anführer. Auch dieser fand sich. Hermann, oder wie ihn die Römer nennen, Arminius, der den römischen Kriegsdienst gelernt hatte, voll Begierde sein Volk zu befreien, verband sich heimlich mit Mehreren, und alle beschlossen einmüthig, den Varus mit seinem ganzen Heere zu vertilgen. Um den Varus erst zu schwächen, baten sich die Vornehmsten unter allerhand Vorwänden römische Bedeckungen aus, welche Varus um so williger gab, weil er glaubte, daß seine Soldaten den deutschen Fürsten zu Aufpassern dienen könnten. Darauf fingen einige in der Ferne Feindseligkeiten an; die anderen gaben dem Varus Nachricht davon, und riethen ihm hinzuziehen, um die Empörung im Keime zu unterdrücken; sie selbst wollten mit den Ihrigen folgen. Varus ließ sich den Rath gefal-

len, und machte Anstalten zum Aufbruch. Da wurde ihm das Geheimniß verrathen: doch er konnte sich nicht überzeugen, daß die Deutschen etwas dergleichen im Sinne hätten, oder fähig wären, die Verstellung so weit zu treiben. Er bricht auf mit seinem Heere. Jetzt beurlauben sich die deutschen Fürsten, mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen. Sie hielten Wort und kamen, aber nicht als Freunde, sondern um seine Soldaten, die eben von der mühseligsten Arbeit, einen Weg sich zu bahnen, ermüdet waren, feindlich anzugreifen. Die überraschten Römer wehreten sich so gut sie konnten, marschirten unter beständigen Anfällen der Deutschen fort, und verschanzten sich endlich. Rings aber von Feinden eingeschlossen, ohne Nahrungsmittel, ohne Hoffnung einer Hülfe, müssen sie den folgenden Tag weiter marschiren. Die Deutschen, durch den glücklichen Erfolg muthig gemacht, greifen heftiger an; die Römer vertheidigten sich tapfer: allein nun kam ein böser Wind und Regen dazu, daß sie weder vest stehen noch fortgehen konnten, und die Nässe machte ihre Pfeile und Lanzen, ihre Wurfspieße und Schilde so unbrauchbar, daß sie sich auch nicht einmal vertheidigen konnten. Es kam die Nacht und sie wollten sich abermals verschanzen; aber die Angriffe der Deutschen hinderten auch dies, und das stürmische Wetter dauerte fort. Jetzt ließ auch der Tapferste den Muth sinken: Varus, der Feldherr, stürzte sich in sein eigenes Schwerdt; einige folgten seinem Beispiele, andere warfen die Waffen weg, und baten um Gnade; Wenige entkamen; die Meisten wurden getödtet; und eins der schönsten und tapfersten römischen Heere ward grausam vernichtet. Von den Gefangenen wurden einige den Göttern geopfert; viele wurden losgekauft; andere aber mußten es sich gefallen lassen, und unter diesen mancher vornehme Römer, der eine lange Reihe von Ahnen herzuzählen wußte, den Deutschen ihre Ochsen und Schweine zu hüten. Niemand war schlimmer daran, als die Advokaten, die sich bei Varus Gerichten hatten brauchen lassen. Dem einen wurden die Augen ausgerissen, dem andern die

Hände abgehauen, noch einem andern die Zunge ausgeschnitten, mit dem Zurufe: höre nur auf zu zischen, du Natter! — Diesem Siege, der vor 1800 Jahren erkämpft wurde, im 9ten Jahre nach der Geburt Christi, diesem Siege hat Deutschland, nach dem eigenen Geständniß der Römer, seine Freiheit zu danken; wir aber, die späteren Nachkommen jener Sieger, haben es ihnen zu danken, daß wir noch Deutsche sind, und vielleicht, daß noch Deutsch auf der Welt geredet wird. Die Römer zwangen nehmlich die Einwohner aller eroberten Länder, die römische Sprache zu lernen, wodurch nach und nach die einheimischen Sprachen außer Gebrauch kamen. Daher sind von den Sprachen, die vor 2000 Jahren und früher in Karthago, Portugal, Spanien, Frankreich, England gesprochen wurden, jetzt nur noch geringe Spuren übrig: die Sprachen dieser Länder wurden römisch. 9 nach Christi Geburt.

Die Deutschen hätten von diesem Siege ungleich grösseren Gewinn haben können, wenn sie die erste Bestürzung der Römer sich zu Nutze gemacht hätten. Denn Rom zitterte, und glaubte den Feind schon vor seinen Thoren zu sehen. Der Kaiser Augustus war untröstlich, ließ sich einige Monate lang Bart und Haare wachsen, und rief oft dem Wahnsinne nah: Varus, gieb mir meine Soldaten wieder! Man schaffte gleich alle Deutschen aus der Stadt; die kaiserliche Leibwache, die ganz aus Deutschen bestand, wurde nach Inseln übergesetzt, und alle junge Mannschaft Roms sollte nach dem Rhein. Allein die Römer hatten so furchtbare Vorstellungen von der Wildheit der Deutschen, daß sie sich lieber Güter rauben und sich für ehrlos erklären ließen, als daß sie auszogen. Und Augustus, der jeden Augenblick die Deutschen in Rom fürchtete, ließ sogar einige, die nicht fort wollten, hinrichten. Mit denjenigen nun, welche man mit harter Mühe zusammengebracht hatte, mußte Tiberius, der Stiefsohn des Augusts, eilends nach Deutschland aufbrechen. Er kam an den Rhein und fand keinen Feind; denn die Deutschen wollten nicht Eroberungen machen, sondern nur ihre Freiheit retten.

Die große Verachtung des Todes, welche man bei den Deutschen findet, kam zum Theil daher, daß sie ein zukünftiges Leben glaubten. Dies künftige Leben war denn freilich nach ihren übrigen Sitten eingerichtet: man belustigte sich dort mit Gefechten, trank köstliches Bier aus großen Hörnern, oder wohl gar aus den Hirnschädeln erschlagener Feinde, wie sie es auch oft im Leben thaten. Daher wurden bei Begräbnissen dem Todten seine Waffen mitgegeben; man verbrannte sein Pferd und seine Hunde, auch manchmal Knechte mit dem Leichname des Herrn, um sich deren noch in der anderen Welt zu bedienen. Die großen Knochen, die man zuweilen in alten Grabhügeln findet, sind nichts anders, als dergleichen Pferdegerippe, die man als Unwissenheit oft für Riesengebeine gehalten hat. Die nördlichen Küstenanwohner der Nord- und Ostsee vergruben mit ihren berühmten Seefahrern Stücke von den Schiffen, die sie zu ihren Unternehmungen gebraucht hatten. Auch gab man später den Todten Geld mit, damit sie in der andern Welt und auf der Reise dahin keinen Mangel leiden mogten. Weil dies Geld nachher manchmal bei den Kohlen des Leichenbrandes gefunden worden ist; so glaubten die Leute sonst, und hin und wieder wohl einige noch jetzt, daß da, wo Kohlen in der Erde angetroffen würden, auch Schätze vorhanden seyn müßten: ja der Aberglaube ging soweit, daß man die Kohlen selbst für bezaubertes Gold und Silber hielt.

Als Götter verehrten die alten Deutschen die Sonne, den Mond, das Feuer und die Erde: sie hatten einen Gott des Donners, Thor, von welchem unser Donnerstag den Namen hat; eine Göttin der Ehen, Freia, von welcher den Freitag den Namen führt, und woher noch das Wort freien für heirathen; und einen Gott des Krieges, Odin oder Wodan, woher einige glauben, daß der Dienstag den Namen habe. Diese Götter verehrten sie aber nicht in umschließenden Tempelmauern, sondern in geheiligten Wäldern, die in der größten Ehre gehalten wurden. Niemand durfte sich unterstehen einen Baum daraus zu fällen;

die Götter, glaubten sie, würden solche Missethat auf der Stelle strafen. Die Christen baueten nachher auf solchen geheiligten Stellen Kirchen und Klöster; der Zulauf des Volkes blieb wie zuvor, und das Wort Wallfahrten bedeutet vielleicht eine Fahrt in den heiligen Wald.

32.

Ausbreitung des Christenthums. Zerstörung Jerusalems. Konstantin. Mönchswesen.

Was wir von dem Leben und den Lehren Jesu Christi wissen, das werdet ihr umständlich in den Büchern des neuen Testaments lesen, und im Religionsunterrichte hören. Christus sah, daß die Lehrer der Juden durchaus nicht dasjenige aus Moses Religion lehrten, was die Menschen gut und tugendhaft macht, und sie zu frommem gläubigem Vertrauen [illegible], und sie blos auf die Beobachtung äußerer Ceremonien hielten, und daß die Häupter des Volkes, die Pharisäer, Heuchler und Prahler wären. Man hielt es für eine außerordentliche Frömmigkeit, zweimal die Woche zu fasten, und den zehnten Theil seiner Einkünfte den Armen zu geben; man betete laut auf den Straßen und in den Tempeln, um fromm zu scheinen: aber man hielt wenig darauf, des himmlischen Vaters Allmacht, Weisheit und Güte in seiner Schöpfung zu erkennen und zu bewundern; man empfahl nicht Liebe zu den Menschen, als unseren Brüdern; man achtete es nicht für den schönsten Beweis von Frömmigkeit, in allen Fällen zu thun, was recht ist, und seine Lüsten und Begierden zu überwinden. Das schmerzte unsern Heiland Jesus Christus, und er beschloß, zu versuchen, ob es ihm gelänge, seine Volksgenossen zurückzubringen von ihrem leeren eitelen Thun, und sie hinzuführen zu dem frommen Vertrauen auf Gottes Vatergüte (Matth. 6. v. 24—34.), zu der

reinen uneigennützigen Menschenliebe, die ihn beseelte (Matth. 22. v. 34—40.), und zu der Bereitwilligkeit, Alles, auch das Liebste aufzuopfern, und zu thun, was recht ist. — (Matth. 5. v. 29. 30.) Er konnte leicht voraus sehen, daß seine Lehren unter den vornehmen heuchelnden Pharisäern viele Gegner finden würden, zumal da er bloß als der Sohn eines Zimmermanns aus dem verachteten Nazareth auftrat. Daher stärkte er seinen Muth durch strenge Vorbereitungen, bevestigte seinen Glauben an Gottes weise Vorsehung und Vatergüte durch vielfaches Nachdenken in der Einsamkeit, und so gestärkt und bevestiget ging er als ein Gesandter Gottes unter sein Volk. Seine wunderbaren Thaten versammelten Menschen um ihn, und seine Lehren wurden gern gehört. Er kleidete sie meist in Erzählungen und Gleichnisse ein, und noch jetzt nach fast 2000 Jahren schöpfen Tausende von Menschen in allen Gegenden der Erde aus diesen Lehren und Gleichnissen Vertrauen zu Gott, Aufmunterung zur Menschenliebe, Warnung vor Sünde, Heiligung [illegible] keit, Trost im Unglück, und frohe Hoffnung einer vergeltenden Unsterblichkeit nach dem Tode dieses Leibes. So wunderbar hat Gottes Vorsehung es geleitet, daß die Lehre Jesu, aller Verfolgungen und Verunstaltungen ungeachtet, sich zum Heile der Menschen so viele Jahrhunderte hindurch erhalten hat.

Christus selbst ward zwar durch die Pharisäer in Jerusalem zum Tode verurtheilt, wiewohl der römische Statthalter Pilatus (denn Judäa war damals römische Provinz) ihn für unschuldig erklärte, und mußte, wie die gemeinsten Verbrecher, des schmählichen Todes am Kreuze sterben. Aber er hinterließ zwölf vertrautere Schüler. Diese, gewöhnlich Apostel, das ist Gesandte genannt, durchzogen das Land der Juden, und andere Gegenden ausserhalb Judäa, und verbreiteten die göttlichen Lehren des gekreuzigten Jesu: und wiewohl die Juden diese Apostel haßten und verfolgten, fanden sie dennoch überall Anhänger, und es bildeten sich nach und nach kleine Gemein-

den. Außerhalb Palästina verbreitete die neue Lehre zuerst besonders Paulus: er stiftete Gemeinden in Galatia (einer Landschaft Kleinasiens); in Ephesus, einer berühmten Handelsstadt an der Westküste Kleinasiens; in Philippi, einer Stadt in Macedonien, wo Brutus, der Mörder des Cäsar, sich getödtet hatte; in Korinth und selbst in Rom. Doch waren diese Gemeinden, an die sich noch Briefe von Paulus bis auf unsere Zeit erhalten haben, anfangs nicht groß; denn man verachtete die Juden außerhalb Palästina, besonders in Griechenland und Rom; und in dieser Hauptstadt der Erde hatten sie sich auch dadurch verhaßt gemacht, daß sie oft Empörungen anfingen. Daher kam es, daß Nero gerade Christen, weil man sie den unruhigen Juden gleich achtete, als Urheber des großen, von ihm selbst veranstalteten Brandes in Rom angeben, und die Unschuldigen mit der unmenschlichsten Grausamkeit hinrichten ließ. Man nähete sie in härene Säcke ein, begoß sie von außen mit Pech, grub sie dann wie Pfähle in die Erde, zündete sie oben an, und ließ sie, wie Fackeln, zu nächtlichen Rennspielen leuchten. Es erregt Grausen, daß Menschen so Menschen behandeln konnten.

Gerade unter Nero hatten sich auch die Juden in Palästina aufs neue empört, und es wurde nun beschlossen, mit der äußersten Strenge gegen sie zu verfahren. Die Juden aber wehreten sich als Verzweifelte. Vor einem bevestigten Flecken, Jotopata, mußte das römische Heer sechs Wochen liegen, ehe es ihn erobern konnte. Vierzigtausend Juden verloren dabei ihr Leben; von vierzig Entflohenen, die in einer Höhle gefunden wurden, tödteten sich acht und dreißig lieber selbst, als daß sie die angebotene Verzeihung angenommen hätten. Erst nach einigen Jahren kamen die Römer bis vor Jerusalem. Die Stadt war stark bevestiget, mit einer dreifachen Mauer umgeben. Titus, ein menschenfreundlicher Feldherr, der nachher Kaiser wurde und einer der besten römischen Kaiser ist; Titus wollte der Stadt und der Einwohner schonen, und bot ihnen Verzeihung: aber sie wollten sich nicht ergeben. Die

Belagerung fing also an, alle Zufuhr von Lebensmitteln ward gehemmt, und die Hungersnoth stieg so entsetzlich, daß eine Mutter ihr Kind schlachtete und aß. Titus bot abermals Verzeihung an, und abermals vergebens. Diese Hartnäckigkeit erbitterte ihn und noch mehr seine Soldaten; nach einer fünfmonatlichen Belagerung erstürmten sie endlich, von allgemeiner Wuth gereizt, die dreifachen Mauern, und ein furchtbares Blutbad begann. Dennoch wollte sich der Haufe, der in den Tempel geflüchtet war und dort sich verschanzt hatte, noch immer nicht ergeben. Titus wünschte, dies schöne Gebäude zu erhalten, aber umsonst: die Juden glaubten, ihr Tempel könne gar nicht erobert werden, Jehovah selbst müsse ihn beschützen. Da warfen die römischen Soldaten Feuer hinein, und Tempel und Stadt versanken in einem ungeheuern Brande zum Aschenhaufen. Mehr als eine Million Juden soll in diesem Kriege ums Leben gekommen seyn; die Gefangenen wurden hart behandelt, ans Kreuz genagelt, wilden Thieren vorgeworfen, und die Kinder als Sklaven verkauft. Seitdem haben die Juden keinen eigenen Staat mehr ausgemacht; die zahlreichen Nachkommen dieses Volkes aber sind bis auf diesen Tag auf der ganzen Erde zerstreut.

70 nach Christo.

Doch auch in ihrer Zerstreuung hielten sie sich nicht ruhig, sondern fingen selbst nach der Zerstörung Jerusalems mehreremal Empörungen an: und da man noch immerfort die Christen für eine jüdische Secte hielt; so trafen alle die Verfolgungen, welche die Juden züchtigen sollten, auch immer die Christen mit. Diese mußten daher oft in Höhlen und Gräber sich flüchten, um ihr Leben zu retten: manche aber stellten sich auch freiwillig der Obrigkeit zum Tode dar, erduldeten alle Martern, die man gegen sie aussann, mit der größten Standhaftigkeit, und erwarben sich dadurch so großes Ansehen bei ihren Mitchristen, daß diese, ihren Heldenmuth anstaunend, sie unter dem Namen Märtyrer als Heilige verehrten; und selbst auf die Heiden wirkte diese standhafte Ertragung des Todes oft so gewaltig, daß am Grabe eines Märtyrers Tausende sich taufen

ließen auf die Lehre des gekreuzigten Jesu. So vergrößerten sich unter Druck und Verfolgung die Gemeinden der Christen; es wurden mehrere Lehrer nöthig, man mußte Vorschriften wegen der Kirchengebräuche, der Predigten und des Jugendunterrichts machen. Um diese Geschäfte zu besorgen, wurden Aufseher nöthig, die mit einem griechischen Namen Episkopen genannt wurden, woraus die deutsche Sprache den Titel Bischof gemacht hat. Solcher Bischöfe wurden bald mehrere, und da konnte es nicht fehlen, daß einige mehr Ansehen gewannen als andere, oder sich einer über den andern Recht und Gewalt anmaßte. Später erklärten sich die Bischöfe der vier berühmtesten Gemeinden, zu Rom, Konstantinopel, Alexandrien in Aegypten und Antiochien in Syrien, für die Oberhäupter der ganzen christlichen Kirche und nannten sich Patriarchen (Erzväter). Indeß blieb das Christenthum noch immer die unterdrückte Kirche.

Ums Jahr 306 nach Christi Geburt hatte das zerrüttete römische Reich sechs Kaiser zu gleicher Zeit, von denen der jüngste und schlaueste Konstantin hieß, und dessen listige Plane vom Glück begünstigt wurden. Einer seiner Mitregenten starb; ein anderer ward hingerichtet, weil er seine Nebenkaiser hatte stürzen wollen; zwei, die sich mit einander gegen Konstantin und den mächtigen Licinius verbunden hatten, wurden geschlagen und getödtet; und über Licinius 312
siegte Konstantin durch eine glückliche List. Er erklärte sich nehmlich für einen Freund der Christen, gab vor, ihm sey im Traume ein Kreuz mit den Worten erschienen: In diesem Zeichen wirst du siegen! und gewann sich dadurch alle die Tausende von Christen, die sich bisher verborgen gehalten hatten, nun aber für die Ehre eines solchen Kaisers Blut und Leben willig darboten. Licinius ward nach längerem Kampfe und manchem Vergleich, der dazwischen geschlossen worden war, endlich zu Lande und zu Wasser besiegt, ergab sich dem Konstantin, und bat fußfällig um sein Leben. Konstantin versprach ihm die Freiheit: aber schon längst

gewohnt, Eide zu brechen, hielt er auch hier nicht Wort, sondern ließ den Licinius hinrichten. So war er im Jahre
324 324 der einzige Beherrscher des römischen Reiches. — Er wollte nicht in Rom wohnen, sondern, um sich durch schöne Gebäude einen Namen zu machen, bauete er eine alte Stadt, Byzanz, an der Meerenge, durch die man ins schwarze Meer einschifft, mit einer Pracht aus, die der von Rom gleich kommen sollte. Aus Griechenland und Italien ließ er Kunstwerke nach dieser neuen Stadt bringen, die von jetzt an nach seinem Namen Konstantinopel genannt wurde, und wie sich andere Städte durch die Pracht ihrer Tempel auszeichneten, so sollte seine neue Residenz mit herrlichen Christenkirchen prangen; und wie sein Hofstaat glänzend war, sollte auch sein Gottesdienst glänzend seyn. So sah man die bisher armen und demüthigen christlichen Lehrer und Bischöfe jetzt in prächtigen Chorröcken; ihre dürftigen Versammlungssäle umgewandelt in prachtvolle Kirchen, die mit Gold, Silber, köstlichen Steinen und Holzarten geziert waren, die durchräuchert und mit wohlriechenden Wässern besprengt wurden; und die Gemeinden, die sonst in stiller Verborgenheit lebten, hielten jetzt öffentlich feierliche Aufzüge. So ward das Christenthum durch den Kaiser Konstantin öffentliche Landesreligion, und wiewohl er selbst sich erst kurz vor seinem Tode 337 taufen ließ, wiewohl seine Nachfolger keine Christen seyn wollten und auf kurze Zeit wohl gar die christlichen Kirchen wieder geschlossen wurden; so verlor doch der alte Götzendienst immer mehr Anhänger, und in allen Provinzen des römischen Weltreichs wurde das Christenthum die herrschende Religion, besonders da seit dem Jahre 400 alle Kaiser eifrige Christen waren.

Leider aber verlor sich seit dieser Zeit allmählig der stille sanfte Geist der Liebe und Demuth, welchen Jesus Christus seinen Jüngern als das Zeichen empfohlen hatte, woran sie einander als seine Anhänger erkennen sollten. Man fing an, über Lehren zu streiten, die Christus nie als

Hauptlehren seiner Religion vorgetragen hatte, und sowohl dies als auch das steigende Ansehn und der Rangstreit der beiden Oberbischöfe zu Rom und zu Konstantinopel, die einander keinen Vorzug einräumen wollten, veranlaßte zwei verschiedene Kirchen, in die morgenländische und in die abendländische, oder in die griechische und römischkatholische, die bis auf diesen Tag noch fortdauert.

Eine andere Erscheinung jener Zeit ist das Mönchswesen. Eine zu weit ausgedehnte und übertriebene Auslegung jener Lehre Christi, daß man die sinnlichen Begierden in sich ertödten, die Vernunft über die Lüste des Leibes herrschen lassen, und den Geist durchaus nur auf die göttliche Lehre und Wahrheit hinrichten müsse, verleitete zuerst in Aegypten (um 200 nach Chr.) einzelne schwärmerische Christen zu dem Entschluß, allen irdischen Gütern und aller menschlichen Gesellschaft freiwillig zu entsagen, sich in Wüsten und Einöden zu begeben, und daselbst als Einsiedler in stiller Abgeschiedenheit unter Gebet, Fasten, Bußübung und Kasteiung ein beschauliches, gottgeweihtes Leben zu führen. Die Zahl dieser Einsidler wuchs, je mehr die Macht des Beispiels und der fromme Wahn des Jahrhunderts wirkte; manche lebten wohl selbst in Höhlen und Felsenklüften, in darbender Armuth, und jedem Ungemach der Witterung preisgegeben. Bald vereinigten sich mehrere zu solchen frommen Zwecken, schieden sich von der Gemeinschaft der Menschen aus, bauten in einsamer Wildniß ihre kleinen, ringsumschirmten Zellen (claustra) neben einander, und nannten sich Mönche (Monachoi, d. h. Einsamlebende), ihren Vorsteher aber nach einem ägyptischen Worte Abt (Vater). Auch Frauen und Jungfrauen folgten diesem Beispiel, traten in solche Vereine zusammen, und nannten sich Nonnen (ägyptisch Mutter). — Im vierten Jahrhundert nach Christi Geburt kam das Mönchthum allmählig auch in die Abendländer, zuerst nach Griechenland und Italien, dann auch nach Frankreich, England und Deutschland. Die schweren Kriege, die un-

aufhörlichen Stürme, Unruhen und harten Drangsale der Völkerwanderung, die beständigen Einfälle wilder Horden in die schönen Länder des südlichen Europa's, die immerwiederkehrenden Plünderungen, und die daraus entstehende Unsicherheit alles zeitlichen Besitzes, veranlaßte viele, dem unruhigen Weltleben, den Sorgen der Häuslichkeit, und überhaupt allem irdischen Hab und Gut zu entsagen, sich hinter die stillen Klostermauern zu flüchten, und dort an gottgeweihter Stätte bloß der Andacht und der himmlischen Betrachtung zu leben. Hatten sie hier beim Eintritt das strenge Klostergelübde einmal abgelegt, so war ihnen die Rückkehr in die Welt auf immer verschlossen, sie blieben von nun an von Eltern, Schwestern, Brüdern und Theuern auf ewig geschieden, und mußten sich von nun an in allem ihrem Thun und Lassen, in Speise und Trank, Fasten und Gebet, in Arbeit und Ruhe, ja selbst im Wachen und Schlafen den strengen Vorschriften ihres Ordens unterwerfen, deren Uebertretung sehr hart bestraft wurde. Ihr Hauptgeschäft bestand in erbaulichen Uebungen, in stillem oder lautem Gebet in den Zellen, daneben Arbeit im Garten, Weinberg oder Felde, und manche andere Handarbeit, selbst noch die nächtliche Ruhe ward vom Klang der Glocke unterbrochen, die wiederum zum Gebet rief. So verfloß ihr Leben denn ziemlich einförmig, unter Andachts- und Bußübung, unter Fasten und Geißelung. Manche zogen indeß auch wohl von Zeit zu Zeit unter die rohen benachbarten Heiden und suchten sie zum Christenthum zu bekehren. Durch diese frommen Mönche des Mittelalters sind viele wüste Flecke und Oerter urbar gemacht, und der Same der Religion und milderer Sitten verbreitet worden. Auch unser deutsches Vaterland verdankt ihnen die ersten Keime seiner Bildung und des veredelten Landbaues. Mit unerschütterlichem Muth drangen sie in den nächstfolgenden Jahrhunderten in Deutschlands Wälder, unter zahllosen Mühen, Gefahren und Drangsalen stürzten sie den heidnischen Aberglauben, verdräng-

ten die rauhen grausamen Sitten der Vorzeit, und gewöhnten das Volk an menschliches Recht und an das göttliche Gesetz. Die von ihnen gestifteten Klöster wurden die Punkte, von denen das Licht der Religion und einer höheren Sittenbildung ausging, und um sie her bauten sich allmählig Ansiedler an. Die Mönche selbst gingen in allem guten Beispiel voran, rotteten Wälder aus, machten Sümpfe und Wildnisse urbar, pflanzten Fruchtbäume und Reben, und wurden so für das umwohnende Volk Lehrer und Vorbilder zugleich, bis sie selbst durch Reichthum träge wurden, aller körperlichen Arbeit entsagten und durch den Verfall der alten strengen Zucht später eine durchgehende Reform nöthig machten.

33.

Umfang des römischen Reichs. Theilung desselben. Völkerwanderung. Zerstörung des abendländischen Kaiserthums.

Ehe das ungeheuere römische Reich nach und nach sich auflöst, und wie ein verwittertes Gebäude ganz in Trümmer zerfällt, lasset uns noch einmal auf der Karte alle die Länder übersehen, welche zu diesem Reiche gehörten. Es gehörten dazu: Italien mit den umherliegenden Inseln, Sicilien, Sardinien, Korsika: das Hauptland, worin die Hauptstadt Rom, bis auf Konstantin im Jahr 333 auch kaiserliche Residenz; Portugal (Lusitanien); Spanien (Hispania); Frankreich (Gallien); England und der südliche Theil von Schottland (Britannien); Holland a) (Belgien,

a) Es findet sich sehr häufig in der Geographie, daß die Namen einer ausgezeichneten Provinz oder des zuerst bekannten

Batavien); von Deutschland (Germanien) besaßen sie nur, was westwärts vom Rhein und südwärts von der Donau lag, also die vormaligen Churfürstenthümer Mainz, Trier, Kölln, die südliche Hälfte des schwäbischen und baierischen Kreises, und den größten Theil des österreichischen Kreises. Ferner gehörten dazu die Schweiz (Helvetien); Ungarn südlich von der Donau (Pannonien); die Moldau und Wallachei; die ganze europäische Türkei (das alte Griechenland) nebst allen Inseln des mittelländischen Meeres und des Archipelagus. Weiter die Küstenländer des schwarzen Meeres, z. B. die taurische Halbinsel Krimm, Tschirkassien, mit seinen durch ihre Schönheit berühmten Einwohnern, ganz Kleinasien, welches jetzt den Türken gehört, bis zum Euphrat; südlich darunter alle Küstenländer am Mittelmeere ringsherum bis zu den Säulen, oder wie wir den Paß jetzt nennen, bis zur Meerenge von Gibraltar; also Syrien, wo die Hauptstadt Antiochia; Phönizien mit den Städten Sidon und Tyrus; Palästina, das

Gebietes auf die ganzen Länder übertragen werden. So ist Schweiz oder Schwyz nur der Name eines der kleinsten Kantone; aber weil von ihm die Freiheit des ganzen Landes ausging, ist nach und nach, seit etwa 300 Jahren erst allgemein, der Name Schweiz dem ganzen Lande gegeben worden, statt des alten allgemeinen Volksnamen Helvetien. Eben so ist Holland eigentlich nur der Name einer Provinz, aber der merkwürdigsten in dem Lande der Bataver; und so ward statt Batavien der allgemeine Name des Landes Holland. So nennen die Franzosen noch jetzt unser Vaterland nicht Deutschland, sondern Allemagne, weil die Franzosen vor 1500 Jahren nur vorzüglich ihre Nachbarn am Rhein in Schwaben, die Allemannen, kannten. So nennen die Araber Spanien Andalus, weil sie bei ihrer Herüberkunft aus Afrika zuerst die Provinz Andalusien kennen lernten.

Vaterland der Juden; Aegypten, die Kornkammer Italiens; die jetzigen Raubstaaten Algier, Tunis (in dem Gebiet des alten berühmten Karthago), Tripolis; und Fez und Marokko.

Dies war der ungeheuere Inbegriff von Ländern, welche die Kaiser Roms beherrschten. Es reichte also vom atlantischen Meere im Westen bis nah an den kaspischen See im Osten; von den schottischen Gebirgen, der Nordsee, dem Rhein, der Donau und dem schwarzen Meere im Norden bis zu den Wasserfällen des Nil, auf der Südgränze Aegyptens, und den Sandwüsten Arabiens und Afrika's im Süden.

Dieses gewaltige Reich ward seit 200 nach Christo meist von schwachen Kaisern regiert, die es nicht verstanden, die Kräfte desselben wirksam zu vereinigen, oder auch nur die erhaltene Macht zu behaupten. Empörungen im Innern des Reiches waren ganz gewöhnlich geworden; und auswärtige Feinde wurden immer zahlreicher. Aus Deutschland kamen die Allemannen, welche in dem heutigen Schwaben wohnten, über die Donau, und oben gegen die Mündung des Rheins die Franken über den Rhein. Am Euphrat kämpften die Perser, die sich jenseits wieder ein großes Reich erobert hatten; und der furchtbarste Feind waren die Gothen, am schwarzen Meere und in Ungarn, die über die Donau her in Griechenland einfielen. Die Kaiser, so von allen Seiten gedrängt und durch Unruhen im Innern beschäftiget, konnten ohne Gehülfen nicht mehr fertig werden; daher herrschten schon oft vor Konstantin (333), nach seiner Zeit aber fast immer zwei Kaiser zugleich; und endlich ward daraus eine wirkliche Theilung des Reiches. Theodosius, ein tapferer Krieger, und der letzte kraftvolle Kaiser theilte das Reich unter seine beiden Söhne, damit kein Streit über die Nachfolge entstehen sollte, doch keinesweges mit der Absicht, dadurch eine gänzliche Scheidung zu veranlassen. Allein die bei-

den Brüder und ihre Vormünder wurden bald so eifersüchtig auf einander, daß jeder nur sein Ansehen und seine Macht zu behaupten und zu vergrößern suchte; wodurch denn nothwendig gänzliche Trennung, und bald offenbare Feindseligkeiten entstehen mußten. Diese Tren-
395 nung erfolgte im Jahr 395 nach Christi Geburt. Es bildeten sich zwei Reiche, das morgenländische oder griechische Kaiserthum, mit der Hauptstadt Konstantinopel; und das abendländische oder römische Kaiserthum mit der Hauptstadt Rom. Die Gränze beider Reiche ging durch das heutige Ungarn, und wurde gebildet durch eine Linie, die man von dem Theile der Donau aus, wo die Save oder Sau einfließt, gerade südwärts hinunter bis an das adriatische Meer zieht: hier an der Küste lag auf der Gränze die Stadt Skodra. Was von dieser Linie aus ostwärts lag, gehörte zum morgenländischen Kaiserthum, also die ganze europäische und asiatische Türkei mit Aegypten; was davon westwärts lag zum abendländischen, also ein großer Theil Ungarns, Italien, Frankreich, Spanien und Portugal, England, Holland, Schweiz, und die afrikanischen Raubstaaten. Doch ward durch diese Theilung das Reich nur geschwächt, und es wurde den eindringenden Horden Asiens leichter, wenigstens eines derselben schon früh zu zertrümmern.

Um diese Zeit nehmlich erschütterte ganz Europa die berühmte große Völkerwanderung, welche das abendländische Kaiserthum gänzlich zerstörte, und im westlichen Europa die Veranlassung zur Gründung neuer Staaten wurde. — Hierbei könnt ihr abermals lernen, wie oft die erste Ursache einer großen Begebenheit so weit von ihrer nachfolgenden Wirkung getrennt liegt, daß man den Zusammenhang der Dinge für unmöglich halten würde, wenn er nicht wirklich wäre.

Die Hunnen, aus dem innern Asien, in der heutigen Mongolei, hatten ums Jahr 220 nach Christi

Be-

Geburt den größten Theil des östlichen Asiens, selbst China, sich unterworfen: allein noch vor 300 erhoben sich die Chinesen wieder, und unterwarfen sich die Hunnen. Diese thaten indeß wiederholte Einfälle in das chinesische Gebiet, bis sie zuletzt mit überlegener Gewalt angegriffen und aus ihren alten Wohnsitzen verjagt wurden. Sie zogen weiter westwärts, und gingen im Jahr 374 über die Wolga und den Don, die beiden Gränz- 374
flüsse Asiens und Europa's. Am Don fanden sie ein anderes Volk, die Alanen: nach kurzem Kriege verbanden sie sich mit ihnen, und beide drangen nun tiefer in das heutige europäische Rußland ein.

Ein alter Schriftsteller beschreibt die Hunnen als ein Reitervolk von fürchterlicher Wildheit und gräßlichem Ansehen. Sie zerschneiden sich, sagt er, in der Kindheit mit unzähligen Rissen Kinn und Wangen, um durch die dichten Narben den Bartwuchs zu unterdrücken. Bei der größten Häßlichkeit des Gesichts haben sie einen vesten Knochenbau, einen fleischigen Hals, breite Schultern, und so wenig von der feineren menschlichen Gestalt, daß sie von weitem wie grob zugehauene Pfäle an Brückengeländern aussehen. Ihre Speisen erfordern kein Feuer und kein Gewürz, sie leben von wilden Wurzeln und rohem Fleisch, welches sie wie einen Sattel aufs Pferd legen, und mürbe reiten. Städte, ja Hütten kennen sie nicht. Von Kindesbeinen an streifen sie auf Bergen und in Wäldern umher, und lernen Kälte und Hunger ertragen. Ihre Kleidung sind leinene Kittel, auch Pelze von Waldmäusen und die Beine umwickeln sie mit Bocksfellen. Von ihren Pferden sind sie unzertrennlich: sie essen, trinken und schlafen darauf. Auch bei gemeinsamen Berathschlagungen sitzen Alle zu Pferde. Ackerbau und Handwerke kennen sie nicht; von Gesetzen und Religion ist keine Spur. Ihre schmutzigen Weiber und Kinder führen sie in Karren mit sich, die mit Fellen überzogen sind. Krieg ist ihr Leben; sie siegen durch Schnelligkeit und

Kühnheit; und nichts kömmt ihrer Raubsucht und Grausamkeit gleich.

Diese Hunnen, vereint mit den Alanen, trafen auf die Gothen, ein sehr weit ausgebreitetes Volk, das vom schwarzen Meere an, die Donau hinauf, durch Ungarn, Polen und Preußen hin bis an die Ostsee wohnte. Sie waren getheilt in die Ostgothen und in die Westgothen. Die Hunnen und Alanen stürzten sich auf die Ostgothen; die Ostgothen wichen aus und warfen sich auf die Westgothen; und die Westgothen gingen über die Donau, und ließen sich in dem Gebiete des morgenländischen Kaiserthums nieder. Da man ihnen hier aber nicht Wort hielt, griffen sie den Kaiser von Konstantinopel an, und erzwangen sich mit Gewalt, was man ihnen gutwillig nicht hatte geben wollen. So lebten diese Westgothen einige Zeit als Verbundene der griechischen Kaiser, und leisteten diesen oft gegen innere Aufrührer und gegen auswärtige Feinde wichtige Dienste. Auch blieben die Hunnen, Alanen und Ostgothen eine Zeit lang ruhig in ihren eroberten Ländern nordwärts der Donau, in dem heutigen Rußland, Siebenbürgen u. s. w., wahrscheinlich, weil es ihnen an einem kühnen Anführer fehlte, der die Kräfte der getheilten Völkerhorden zu einem Unternehmen vereinigte.

Nach einiger Zeit aber wurden die Westgothen unzufrieden mit den griechischen Kaisern, und ein muthiger Heerführer derselben, Alarich, drohete dem ganzen Reiche Gefahr, so daß man ihn durch einen Vergleich abzukaufen suchte, und ihm Italien zeigte, als ein Land, wo er reichere Beute gewinnen könnte. Alarich folgte dem
403 Wink, ging wie ein zweiter Hannibal über die Alpen, und drang bis vor die Thore Roms. Er ward abgekauft, kehrte aber mehreremale wieder, und eroberte endlich die
409 Hauptstadt Italiens selbst, die sich noch kurz vorher auf ihren Münzen die Ewige genannt hatte.

Diese Angriffe Alarichs hatten weit ausgebreitete Fol-

gen. Die Kaiser Roms, um wenigstens ihr Stammland und ihre Residenz zu retten, ließen aus allen entfernteren Provinzen Truppen nach Italien kommen, und entblößten die Gränzen von abwehrenden Besatzungen. So wurden die römischen Heere aus England, vom Rhein und von der Donau weggeführt, die hier gerade jezt so äußerst nothwendig gewesen wären. Denn am Rhein und an der Donau waren deutsche Völkerhorden in steter Bewegung, die nach den fruchtbareren, besser angebaueten römischen Provinzen strebten. So wie daher die römischen Besatzungen weg waren, setzten sie über, drangen in alle Provinzen Roms, selbst in Italien ein, und verheerten und plünderten. Dies ist die Zeit, wo der größte Theil der schönen Gebäude und Bildsäulen Roms so zerstört worden ist, daß sich nur von wenigen Trümmer erhalten haben. Ganz Frankreich und Spanien wurde von deutschen Völkern überschwemmt; nach Frankreich gingen die Franken über, von denen das Land nachher seinen veränderten Namen (Frankreich statt Gallien) erhalten hat; die Burgunder, die sonst in Deutschland vielleicht gegen die Ostsee zu wohnten, bevölkerten ebenfalls eine Gegend Frankreichs, die von ihnen den Namen Burgund erhielt; und die Vandalen, ebenfalls Deutsche, gingen nach Spanien. Bald aber kamen die Westgothen diesen ausgewanderten Völkern nach, überschwemmten Frankreich und Spanien, und bildeten hier ein großes Westgothisches Reich mit der Hauptstadt Toulouse. Von diesen Gothen, die sich mit den Einwoh- 416
nern, die sie vorfanden, vermischten, stammen großentheils die heutigen Portugiesen und Spanier, und ein Theil der Franzosen ab. Die Vandalen setzten nach Afrika über, eroberten Karthago, das die Römer wieder aufgebaut und bevölkert hatten, und stifteten an der Nord- 429
küste von Afrika das Vandalische Reich. — In das von den Römern verlassene England fielen von Norden her aus Schottland die Pikten und Skoten ein. Die

alten Britten, welche zu ohnmächtig waren, sich gegen diese wilden Nachbarn zu vertheidigen, baten die Römer wiederholt um Hülfe; aber vergebens. Da schickten sie nach dem nördlichen Deutschlande, zu den Saxen, An-
449 geln und Jüten, im heutigen Holstein. Diese kamen, verjagten die Feinde, behielten aber das Land, woraus sie die Skoten vertrieben, für sich selbst, stifteten hier neue Reiche, und der ganze südliche Theil erhielt von ihnen den Namen Angelland, woraus nachher Engelland, England geworden ist. Noch jetzt finden sich in der englischen Sprache und Landwirthschaft manche Uebereinstimmungen mit der holsteinischen, die ihre Verwandtschaft beweisen. Die englischen Wörter God, Vader, Moder, Son, Dohter wird jeder Niederteutsche ohne Anstoß verstehen; und die Abtheilung der Aecker durch Baumhecken, wodurch Felder ein gartenähnliches Ansehen erhalten, findet man nur in England und in Holstein. Dagegen wanderten wieder Britten nach Frankreich aus, besetzten hier die norwestliche Spitze des Landes und gaben ihr den Namen Bretagne, den sie noch bis jetzt führt. Auch finden sich in dieser Provinz Frankreichs, so wie in den gebirgigten Theilen Englands, in Walis an der Westküste, Reste einer alten sonst ausgestorbenen Sprache, wahrscheinlich der alten brittischen. — Nur ein Land im Westen erhielt bei allen diesen Wanderungen, Eroberungen und Vermischungen größtentheils seine alten Einwohner, und das ist unser Vaterland, Deutschland: bloß in die nordöstlichen Gegenden, in Pommern, die Mark Brandenburg, Mecklenburg drangen Wenden und Slaven von Rußland her ein; und in diesen Ländern sind viele Familien wendischen oder slavischen Ursprungs, wie ihre Namen beweisen.

Nachdem durch diese Wanderungen bereits alle Theile des römischen Reiches erschüttert waren, erhob sich aufs neue die Horde der Hunnen. Attila, ein unternehmender und ehrgeiziger Mann, ganz Krieger, vereinigte sein

in viele kleine Horden getheiltes Volk, und unterjochte eine Menge anderer Völker, so daß sein Name eben so furchtbar in China wurde als in Italien. Den Kaiser von Konstantinopel zwang er zu einem Tribut und schimpflichen Vergleich. Er plünderte Deutschland und Frankreich, drang in Italien ein, zerstörte Aquileja und Mailand, legte Pavia in Asche, und Rom zitterte: als er plötzlich starb, im Jahr 453. Mit seinem Tode löste sich das 453
von ihm eroberte Reich wieder in seine Theile auf: denn seine Söhne hatten nicht den Heldenmuth und den Verstand des Vaters; und die vornehmsten der unter ihm vereinigten Völker setzten sich in Freiheit, und machten Eroberungen für sich allein.

Dabei erging es dem entkräfteten Rom noch weit übler. Von Afrika setzte der Vandalenkönig **Geiserich** nach Italien über, eroberte Rom und plünderte es mehrere Wochen lang mit wüthender Grausamkeit; ja ließ den Kaiser und dessen Sohn hinrichten, und führte die Kaiserin gefangen fort. Kaum war er abgezogen, so ward ein neüer Kaiser eingesetzt — von dem König der Westgothen. Dieser wird wieder abgesetzt von einem Sueven, Namens Ricimer, der nun eine Zeitlang nach Willkühr den Thron besetzte, und hinrichten ließ jeden, der ihm nicht gefiel. Er starb 472. Da brach eine allgemeine Empörung aus; deutsche Völkerschaften zogen durch Italien; **Romulus Augustulus**, der letzte römische Kaiser, fast noch Kind, ward abgesetzt; und ein Deutscher, Namens **Odoacer**, wird in Rom zum **König** ausgerufen, 476. Doch auch dieser kann sich 476
nicht lange behaupten. Die **Ostgothen**, die bisher meist ruhig gesessen hatten, fielen unter Theodorich in Italien ein, eroberten 493 auch Rom und stifteten ein eigenes Reich.

So war denn ums Jahr 500 das weströmische Kai- 500
serthum auf folgende Weise zertheilt: In Portugal, nördlich vom Tajo bis zum Meere, herrschten die **Sueven**,

ein deutscher Völkerstamm, aus den nördlichen Gegenden Sachsens; durch Spanien und Frankreich bis an die Loire die Westgothen; durch Nordafrika und über die Inseln Majorka, Minorka, Sardinien und Korsika herrschten die Vandalen; in Italien und um das adriatische Meer die Ostgothen; dicht über ihnen an der Donau in Ungarn und Oesterreich die Longobarden, die nachher in Italien selbst eindrangen. Im südwestlichen Deutschlande um den Neckar und die Donau wohnten Allemannen und Baiern; um Main und Saale die Thüringer; um Oder und Weichsel Wenden und Slaven; um Elbe und Weser die Sachsen; zwischen Weser und Rhein und in dem jetzigen Holland die Friesen; durch das nördliche Frankreich bis zur Loire und den Quellen der Saone die Franken, die sich immer weiter ausbreiteten; südlich darunter um Saone und Rhone bis tief in die Schweiz hinein die Burgunder. In England wurden die Britten an die Westküste gedrängt, und die Angelsachsen herrschten an der Ostküste; in Schottland streiften Pikten und Skoten umher. — So sah die Karte des westlichen Europa vor 1300 Jahren aus.

34.

Justinian. Seidewürmer in Europa.

Das morgenländische Kaiserthum erfuhr diese Erschütterungen nicht so stark, sondern hatte die Einfälle, die ihm gedrohet, meist um Geld abgekauft. Von 527 bis 565 regierte darauf in Konstantinopel ein Kaiser, der durch zwei große Feldherren und einige merkwürdige Begebenheiten unter seiner Regierung berühmt geworden ist, Justinianus I. Der erste dieser beiden Feldherren war Belisarius: er eroberte die Hauptstadt des vandali-

schen Reiches in Afrika, Karthago. Der vandalische König Gelimer mußte fliehen, und nachdem er vergebens Hülfe bei den Westgothen in Spanien gesucht hatte, kam er zurück, und schweifte in den brennenden Sandwüsten Afrika's umher, wo er mit unaussprechlichem Elende zu kämpfen hatte. Belisar schickte einen Vermittler an ihn, und ließ ihm gute Bedingungen antragen. Ich bin nicht unempfindlich gegen so billige Vorschläge, schrieb Gelimer an den Vermittler, der sein Freund war: ich kann mich aber nicht überwinden, der Sklave eines ungerechten Feindes zu werden, der meinen Haß verdient. Ich habe ihn nie beleidiget; er aber sendet da einen Mann gegen mich, der mich vom Thron in den Abgrund des Verderbens gestürzt hat. Justinian ist ja ein Fürst und ein Mensch: fürchtet er denn nicht einen ähnlichen Glückswechsel. Ich kann nicht mehr schreiben, der Schmerz überwältiget mich. Sende mir, theurer Freund, eine Harfe, einen Schwamm und ein Brod. — Die Harfe sollte ihm seinen Gram zerstreuen, mit dem Schwamme wollte er die von Thränen wunden Augen kühlen, und Brod hatte er lange nicht gegessen. Er mußte es einst sehen, wie einer seiner Prinzen mit einem Mohren oder Mauern um ein noch heißes, schlecht gebackenes und mit Asche bedecktes Brod stritt. — Er erhielt, warum er bat, und mit bitterem Lachen überlieferte er sich bald darauf dem Belisar. Dieser nahm ihn mit nach Konstantinopel, und der Kaiser sicherte ihm einen anständigen Unterhalt in Kleinasien zu. Das nördliche Afrika aber ward Provinz des morgenländischen Kaiserthums.

Von Afrika setzte Belisar im Frühling 536 nach Italien über: und da die Ostgothen als Ketzer berüchtiget waren, so öffneten die Italiener den Griechen willig die Thore ihrer Städte, und bis Rom hin war schon Alles den Griechen unterworfen. Da kam dem Belisar, der kaum 800 Soldaten bei sich hatte, ein Heer von 150,000 Mann entgegen, und belagerte ihn in Rom.

Belisar hatte so wenig Leute, daß er manche Wachen mit Hunden besetzen mußte, und oft fehlte es an den nothwendigsten Lebensmitteln: dennoch hielt er sich ein ganzes Jahr, that oftmals glückliche Ausfälle, und die Gothen verloren viele tausend Menschen. Endlich erschien Verstärkung aus Griechenland, und die Gothen mußten 538 die Belagerung aufheben. — Sie zogen in das nördliche Italien, und boten dem Belisar an, sie wollten sich ihm ergeben, wenn er ihr König werden wollte. Er stellte sich willig, und ward ohne Schwerdtstreich in die große und veste Stadt Ravenna eingelassen. Nachdem er sich aber der Stadt versichert hatte; schlug er die Königswürde aus, und sandte den Anführer der Gothen und dessen Schätze nach Konstantinopel. Allein Justinian war es nicht werth, einen so treuen Feldherrn zu haben: er hatte den Belisar schon längst mit seinem Mißtrauen verfolgt, ihn daher schlecht unterstützt, seine kühnsten Pläne oft durch eigenmächtige Befehle zerstört, und jetzt rief er ihn ganz zurück.

Kaum war er weg; so sammelten sich die Gothen abermals unter einem tapferen Anführer, Totilas: und dieser, obgleich nur mit 5000 Mann, eroberte den größten Theil Italiens, selbst Rom und Neapel, wieder. Da wurde Belisar zum zweitenmal nach Italien geschickt, aber ohne Geld und ohne frische Truppen: er sollte den Krieg von der Beute führen, die er machen würde. Er nahm zwar Rom wieder ein, was aber eben keine Heldenthat war, denn die Stadt lag aller Vestungswerke und Mauern beraubt fast öde da, und sie, einst die Hauptstadt der Welt mit einigen Millionen Einwohnern, zählte jetzt nur noch 500 Bürger, also wohl kaum 3000 Einwohner. Weiter indeß konnte Belisar nichts ausrichten, und ging daher 549 mit Undank belohnt in sein Vaterland zurück.

An seine Stelle ward Narses geschickt, mit einem großen und gut gerüsteten Heere. Er brach 552 in Ober-

italien ein, und Totilas, der ihm freilich nicht widerstehen konnte, fiel, wie ein zweiter Leonidas, mit allen seinen Gothen. Doch sammelte sich noch ein Rest, und vertheidigte einige Städte mit solchem Löwenmuth, daß Narses dem letzten übrigen Haufen freien Abzug anbot, 554. Sie wanderten aus, und das ostgothische Reich sank nach einem harten Kampfe. So war auch Italien Provinz des morgenländischen Kaiserthums; aber welch ein Italien! Dörfer und Städte lagen in Asche und Schutt; alles Geld war aus dem Lande fortgeführt; Handwerke und Handel waren vernichtet; seit langer Zeit war kein Acker bestellt; Millionen von Menschen hatte das Schwerdt weggerafft; Millionen Hunger und Pest. — Und doch war das Elend Italiens nicht zu Ende. Denn die griechische Herrschaft behauptete sich nicht lange: es brach ein Schwarm in das Land, wilder als je einer dort gewesen, die Longobarden, 568, und beschränkte die Griechen nach und nach auf ein kleines Gebiet in Unteritalien.

In Konstantinopel wüthete indeß ein furchtbarer Bürgerkrieg. Der Hof hatte seine Religionsmeinung für die rechtgläubige (orthodoxe) erklärt; viele der Unterthanen aber wollten diese Meinung nicht als wahr anerkennen. Jene, die orthodoxe Hofparthei, kleideten sich blau; ihre Gegner grün; und beide Partheien feindeten sich unter einander an und mordeten sich, wo Gelegenheit war. — Im Jahr 532, als Justinian das Fest seiner Thronbesteigung feierte, bat ihn die unterdrückte grüne Parthei um Beistand gegen die Feindseligkeiten der Blauen. Der Kaiser hieß sie schweigen, und schalt sie Lästerer, Juden, Samariter. Sie erbittert, schimpften ihn dagegen einen Esel, einen Tyrannen, einen Mörder. Das war den Blauen genug, über ihre Erzfeinde, die Grünen, herzufallen, und in den Straßen von Konstantinopel ein allgemeines Blutbad anzurichten. Da griff die Obrigkeit zu, und ließ einige der Hauptanführer von

den Blauen sowohl als von den Grünen hinrichten. Nun entstand ein neuer allgemeiner Aufruhr; beide Parteien glaubten sich gekränkt, und vereinigten sich beide gegen die Regierung. Wer sich ihnen widersetzte, ward niedergehauen. Fünf Tage währete das Morden; die vornehmsten Männer verloren das Leben, ihre Häuser wurden angezündet, und darüber ging ein großer Theil der Stadt in Flammen auf. Schon machte Justinian Anstalt, heimlich vor dem wüthenden Volke zu entfliehen, als die Blauen wieder vom Hofe gewonnen wurden, sich von den Grünen trennten, und in Verbindung mit 3000 Soldaten über die Grünen herfielen, von denen 30,000 getödtet wurden.

Eine erfreulichere Begebenheit in der Regierungszeit des Kaisers Justinian ist die Einführung des Seidenbaues in Europa.

Die Seide ist ein zarter Faden, der von der sogenannten Seidenraupe gesponnen wird. Diese Raupe lebt in Indien und China im Freien, und man kann dort die Seide von den Bäumen, auf welchen diese Thierchen sich einspinnen, abnehmen und benutzen, ohne daß man nöthig hat, sich um die Erziehung und Verpflegung der Raupen selbst zu kümmern. Da aber die wilde Seide von schlechterem Ansehen und geringerer Güte ist, als diejenige, welche man von aufgezogenen und gepflegten Raupen erhält; so ist die künstliche Pflege und Wartung der Seidenwürmer auch in ihrem Vaterlande allgemein herrschend und zu einer hohen Stufe der Vollkommenheit erhoben worden; und dies schon über 1000 Jahre vor Christi Geburt. Ja, die Chinesen erzählen, bereits 2600 Jahre vor Christo habe die Gemalin eines chinesischen Kaisers die Kunst erfunden, die Seidenwürmer zu ziehen, und Seide aus ihren Geweben zu bereiten. China und die umliegenden Gegenden blieben auch lange in dem ausschließenden Besitz dieser reichen Erwerbsquelle. Denn die Griechen und Römer bekamen

ihre seidenen Zeuge durch Karawanen aus Indien über Persien, wußten aber so wenig von dem Entstehen der Seide, daß sie glaubten, sie wachse auf Bäumen. Auch war sie so kostbar, daß ums Jahr 274 nach Christo für ein Pfund Seide ein Pfund Gold gegeben wurde; und fast alle seidenen Zeuge, die man bei Griechen und Römern erwähnt findet, waren nur halb seiden und halb leinen. — Am Kaiserhofe zu Konstantinopel wurde zuerst seidene Stoffe zu tragen allgemeine Mode unter den Reichen; und daher das Verlangen nach ihnen weit eifriger, als zuvor. Da aber Justinian, wie seine Vorgänger, mit den Persern fast unaufhörlich Krieg führte, und die persischen Karawanen keine Seide mehr brachten; befahl der Kaiser, den arabischen Busen hinunter nach Indien zu schiffen und die Seide unmittelbar aus ihrem Vaterlande zu holen. Während man auf dies Unternehmen dachte, welches für die damaligen Zeiten ein kühnes Wagniß schien, kamen zwei Mönche, die, um Heiden zu bekehren, Persien und Indien durchwandert waren, zu dem Kaiser Justinian nach Konstantinopel. Sie brachten die ersten Kokons nach Europa, und zeigten, wie die Seidenwürmer gezogen, genährt und gepflegt werden müßten, und wie leicht der Seidenbau in den kaiserlichen Staaten könne in Flor gebracht werden. Auf des Kaisers Befehl reisten die Mönche wieder nach Indien, und brachten im Jahre 555 in ihren ausgehöhleten Wanderstäben eine Anzahl Saameneier mit. Diese wurden im nächsten Frühlinge im Mist ausgebrütet, die jungen Raupen mit Maulbeerblättern gefüttert, und glücklich Kokons gewonnen. Justinian ließ zu Konstantinopel, Athen, Korinth und Theben die ersten Seidemanufakturen anlegen, und Griechenland blieb bis ins zwölfte Jahrhundert einzig in Europa im Besitz dieser Würmer und der Kunst Seide zu gewinnen. Im Jahre 1130 führte ein König Siciliens in einem Kriege mit dem griechischen Kaiser einige tausend Seidenfabrikanten aus Griechenland

nach Sicilien und nach Kalabrien, im südlichen Italien; und Italien blühete in den nächsten Jahrhunderten auch mit durch seine Seidenmanufakturen. Von dort kam der Seidenbau nach Spanien. In Frankreich legte zwar schon Ludwig XI. 1470 die erste Seidenmanufaktur zu Tours an; doch kam der Seidenbau erst nach dem Jahre 1600 in Blüthe; und Deutschland lernte die Kunst, Seidenwürmer zu ziehen und Seide zu bereiten, erst von den reformirten Franzosen (Hugonotten), welche der Eifer der französischen Katholiken austrieb, und welche Deutschland, besonders Brandenburg, um 1685 und nachher, freudig aufnahm. Seit 50 Jahren blühen nun in mehreren Gegenden Deutschlands Seidenmanufakturen; man bemüht sich, auch in unserer kälteren Luft die Seidenraupen, die Bewohner eines wärmeren Klima, zu erziehen; und da Fürsten durch Belohnungen aufzumuntern suchen, da Seidenzeuge einen starken Absatz haben, und gut bezahlt werden, so werden auch die Unterthanen das Ihrige thun, reichere Aerndten zu gewinnen, um diesen Erwerbszweig ihrem Vaterlande eigenthümlich zu machen.

35.

Arabien. Mahomed. Eroberungen der Araber.

Die Araber sind ein uraltes Volk, das in den ältesten Schriften der Bibel bereits häufig genannt wird. Sie bewohnen eine große Halbinsel, zwischen dem persischen und arabischen Meerbusen, fünfmal größer als Deutschland, die aber nur wenige fruchtbare Gegenden enthält, meist aus brennenden Sandwüsten, steilen Gebirgen und wasserlosen Steppen besteht. Daher leben die meisten Araber als herumziehende Hirten von dem dürftigen Ertrage ihrer Heerden, und jetzt noch fast eben so, wie damals, als Moses nach arabischer Weise die Juden durch ihre Wüsten führete.

Andere, die in Städten wohnen, treiben Handel, und führen die Waaren Persiens und Indiens in Karawanen an den arabischen Busen und zu den Hafenstädten des Mittelmeeres. Da man nun im Alterthum glaubte, daß alle diese Waaren, die sie nach Aegypten und Phönizien brachten, Erzeugnisse ihres Landes wären, pries man es als eines der fruchtbarsten und glücklichsten Länder der Erde. Doch hat nur ein kleiner Theil des großen Landes, unten im Süden, reine Luft, gesundes Wasser, und schöne Baumfrüchte, unter denen besonders Weihrauch, Myrrhen, Aloe und **Kaffee** a) merkwürdig sind; und dieser

a) Wie Arabien in alten Zeiten den unverdienten Ruhm hatte, das Vaterland trefflicher Früchte, z. B. des Zimmts, zu seyn, die doch nicht daselbst wuchsen: so ist ihm in neueren Zeiten ein verdienter Ruhm entzogen worden. Der arabische Kaffee ist nehmlich der beste, den wir kennen; da ihn aber die Europäer zuerst in Kleinasien trafen, wohin ihn Karawanen gebracht hatten: so nannte man ihn nicht arabischen, sondern **levantischen** Kaffee; denn die Italiener nannten Kleinasien die Levante. Von diesem arabischen Kaffee stammt aller Kaffee ab, der jetzt in Ost- und Westindien gebaut wird. Als nehmlich ums Jahr 1648 die Europäer den Kaffe kennen lernten und Wohlgeschmack an ihm fanden, suchten sie ihn in ihren eigenen Besitzungen anzupflanzen. Die Holländer brachten um 1630 einen arabischen Kaffeebaum nach Batavia auf der Insel Java in Ostindien. Ungeachtet diese ersten Pflanzungen durch ein Erdbeben zerstört wurden, wußte man sich doch neue Bäume zu verschaffen, und um 1700 wurde schon eine große Menge ostindischer Kaffeebohnen ausgeführt. Im Jahre 1710 erhielt Amsterdam die ersten Kaffeebäume, die nach Europa kamen, und 1714 schenkte man Ludwig XIV. von Frankreich einen dieser Bäume. Einen Abkömmling davon schickte Frankreich 1720 nach Martinique, einer französischen Insel in Westindien, wo er sich zum Schaden der Holländer sehr vermehrte. Doch ist der westindische Kaffee der gemeinste und schlechteste.

heißt daher auch das glückliche Arabien. Nicht wenig berühmt sind auch die arabischen Pferde, die in Arabien so hoch geschätzt werden, daß man darüber ordentlich Stammbäume hält. Das schlechteste von der ersten Klasse verkauft man nicht leicht unter 500, die besten aber um mehrere 1000 Thaler; und ein solches Pferd läuft in einem Tage 18 bis 20 deutsche Meilen. Die Einwohner sind bei ihrer Armuth gastfrei und gutmüthig, nur daß sie Straßenraub für erlaubt halten. Ihr Körper ist stark und geschmeidig; ihr Ansehen offen und heiter; sie sind zur Fröhlichkeit geneigt, und haben eine leicht zu reizende Lebhaftigkeit des Geistes.

Unter diesem Volke ward um 569 nach Christo Mahomed (man schreibt ihn auch Mohamed, Muhamed) in der Stadt Mekka geboren. Er verlor noch als Kind Vater und Mutter. Da nahm ihn ein Oheim zu sich, der ihn zur Handlung erzog, und ihn mit seinen Karawanen nach den Gegenden des Euphrat und Tigris, nach Syrien und Palästina sandte — Mahomed war ein schön gewachsener Mann, von kraftvoller Gesundheit, und einem kühnen majestätischen Blick; er besaß dabei einschmeichelnde Beredtsamkeit, hohe Klugheit, und kühnen Muth: Eigenschaften, durch die er sich leicht die Liebe der Menschen gewann; und die er geschickt zu benutzen wußte, sich bald eine glänzendere Gewalt zu erwerben.

Er heirathete eine reiche Wittwe, deren weitläuftige Handelsgeschäfte er schon vorher geführt hatte. Nachdem er noch einige große Reisen gethan; gab er die Handlung auf und zog sich in die Einsamkeit zurück. Hier sann er nach über den großen Entwurf, Stifter einer neuen Religion zu werden, wodurch er die Einfalt der Vorwelt unter seine Volksgenossen zurückführte, ihnen würdige Vorstellungen von Gott und der Zukunft beibrächte, und lehrete, was sie thun müßten, um glücklich zu seyn. Die christliche Religion hatte er wohl auf seinen Reisen kennen gelernt: da sie aber in den Staaten des griechischen Kaiserthums bald

in leeren Formen bestand und diese viel Streit und Blutvergießen veranlaßten, so ward sie von den Heiden als eine Quelle alles Bösen gehaßt. Und die reine Lehre Jesu, wofern Mahomed sie kannte, schien zu streng für ein Volk, das keine andere Glückseligkeit zu schätzen wußte, als die des körperlichen Genusses. Er begeisterte sich in der Einsamkeit für seinen kühnen großen Gedanken, und so entdeckte er endlich erst seiner Frau, dann auch den anderen Verwandten: es sey ihm der Engel Gabriel erschienen, und habe ihm offenbart, daß er zum Abgesandten Gottes bestimmt sey. Die wahren Schicksale und Reden Mahomeds wissen wir nicht zuverläßig; denn seine Anhänger haben ihm so viel Wunderbares angedichtet, daß sein Leben ein sonderbares Mährchen geworden ist; und der Koran, die Bibel der Mahomedaner, ist nicht von Mahomed, sondern erst nach seinem Tode von seinen Schülern geschrieben worden. Mahomed konnte weder lesen noch schreiben; und die Araber erzählen: als der Engel Gabriel ihm zuerst in einer Höhle bei Mekka erschienen sey, und ihm gesagt habe: Gott hat dich zu seinem Propheten erkoren; lies! habe er geantwortet, er könne nicht lesen. Da habe ihn der Engel beim Schopf ergriffen, und ihn dreimal zur Erde geworfen mit den Worten: Lies im Namen des Herrn, der den Menschen lehret, was er nicht weiß! Darauf habe er lesen können.

Nachdem er drei Jahre lang bloß seinen Verwandten und Freunden die wiederholten Offenbarungen von Gott eröffnet, und sich dadurch nach und nach einigen Anhang verschafft hatte, dem besonders sein sehr geachteter Schwiegervater Abu Bekr Ansehen zu geben vermochte; trat er öffentlich auf, und erklärte sich für einen Abgesandten Gottes, der ihm befohlen habe, das Volk der Araber zu ihm zu führen. Abu Bekr begrüßte ihn sogleich öffentlich als Propheten, und erbot sich ihm zum Gehülfen und Bruder: die Anwesenden aber fingen an zu lachen. Da indeß Mahomed fortfuhr öffentlich zu predigen, und in kurzem be-

deutenden Anhang unter dem Volke fand; wurde der in Mekka herrschende Stamm Koreisch aufmerksam, Mahomed und seine Anhänger wurden einigemal aus der Stadt vertrieben, und da sein Ansehen dennoch immerfort wuchs, verschworen sich seine Feinde, ihn zu ermorden. Er mußte fliehen, und diese Flucht besonders ist von den Arabern mit mancherlei Wundern ausgeschmückt a), da sie der Anfangspunkt seiner Religionsstiftung ist, und die Araber von der Flucht (Hegira, ausgesprochen Hedschra) an die Jahre zählen, wie wir von Christi Geburt. S. §. 11.

Mahomed floh von Mekka nach Medina. Seine neue Lehre war hier schon bekannt, und weil die Einwohner dieser Stadt mit dem Stamme der Koreischiten zu Mekka in alter Feindschaft lebten, wurde er willig aufgenommen, und die Zahl seiner Anhänger vermehrte sich mit jedem Tage. Bald konnte er sie als Krieger gegen seine Feinde führen; und da er sich hier als tapferer Feldherr Achtung zu gewinnen wußte, nahm man seine Lehren um so williger auf, und es sammelten sich zu seinem herumziehenden Kriegerhaufen eine Schaar nach der andern. So tapfer er focht, so gerecht und leutselig war er außer dem Kampfe: er theilte redlich sein Eigenthum wie die gemachte Beute; dabei erlaubte er Vielweiberei, und versicherte mit hinreißender Rede das Volk, Gott habe an dem Tode derer, die seiner Religion feind wären, solches Wohlgefallen, daß ein Tro-

a) Der Engel Gabriel soll ihm die Verschwörung offenbart haben; Mahomed, heißt es, sey seinen Mördern begegnet, habe aber eine Hand voll Staub über ihre Köpfe gestreut, daß sie alle plötzlich mit Blindheit geschlagen worden. Drauf habe er sich in einer Höhle versteckt. Seine Verfolger hätten aber die Höhle von einer Spinne zugewebt und im Eingange ein Taubennest mit zween Eiern gefunden. Da hätten sie gedacht, hier kann niemand eingegangen seyn, und wären wieder umgekehrt. Daher habe Mahomed befohlen: die Tauben als heilig zu ehren, und keine Spinne zu tödten.

Tropfen Bluts für die Sache Gottes vergossen, oder eine Nacht in Waffen zugebracht, verdienstlicher sey, als zwei Monate lang zu fasten und zu beten; wer im Treffen falle, erlange im Himmel die höchsten Freuden des Paradieses, und jede seiner Wunden werde am Tage des Weltgerichts wie Bisam duften und wie ein Leuchtkäfer glänzen; 72 der schönsten Jungfrauen, deren Jugend nie verblühe, würden dort oben jedem Anhänger dieser Religion zu Theil; und auf die allerfrömmsten warte außerdem noch ein Glück, das keine sterbliche Zunge aussprechen könne.

Diese Lehren, mit zauberischer Beredtsamkeit vorgetragen, begeisterten seine Schaaren, daß alle voll des glühendsten Eifers für die neue Lehre und ihren Stifter kämpften, und mit einer fast unglaublichen Schnelligkeit Eroberungen auf Eroberungen machten. Mekka mußte sich unterwerfen, und Mahomed wußte die Koreischiten selbst so zu gewinnen, daß die meisten seine Religion annahmen, und als Freunde seinem Heere folgten. Ganz Arabien ward durchzogen und bezwungen, und schon im siebenten Jahre nach der Flucht rückte er mit 30,000 Mann in Syrien ein, machte sich dem Könige von Persien furchtbar, und lud sogar den griechischen Kaiser von Konstantinopel ein, die christliche Religion aufzugeben, und seinen allein seligmachenden Glauben anzunehmen.

Er starb im 63sten Jahre an früher schon erhaltenem Gift. 652
Als er die Annäherung seines Endes fühlte, ließ er sich in einen Tempel bringen, oder wie die Mahomedaner es nennen, in eine Moschee, und sprach zu dem versammelten Volke: Ihr Männer, habe ich jemand mit Härte gestraft, so lasset mich eben die Streiche empfinden, die er empfunden hat; habe ich jemandes guten Namen beleidiget, so thut meinem Namen ein Gleiches; habe ich von jemand ungerechter Weise Geld genommen, so bin ich bereit, solches wieder zu erstatten. Niemand fürchte sich, von mir zu fodern, was ihm gebührt; ich werde ihm nicht zürnen. — Alles schwieg: nur ein gemeiner Mahomedaner

trat zu ihm, und sagte: Mahomed sey ihm drei Dirhems schuldig (eine kleine Scheidemünze). Und Mahomed ließ sie sogleich auszahlen. Sein Sarg wird noch in der Moschee von Medina gezeigt; und es gehört zu den Pflichten des rechtgläubigen Mahomedaners, einmal wenigstens in seinem Leben, zum Grabe des Propheten eine Wallfahrt angestellt zu haben. Ihr Hauptgeschäft auf dieser Wallfahrt ist zu beten; denn das Gebet ist, nach dem Koran, der Pfeiler der Religion und der Schlüssel zum Paradiese. Auch wird ihnen fasten und Almosengeben sehr dringend empfohlen; denn, heißt es in einer andern Stelle des Koran: Beten führt auf halbem Wege zu Gott, Fasten bringt an den Eingang zum Himmel, und Allmosen eröffnen die Pforte. — Noch unterscheiden sich die Mahomedaner dadurch, daß sie sich sehr häufig waschen, sich beschneiden, wie die Juden, und keinen Wein trinken: für das heiße Klima, in welchem die Araber leben, sind dies sehr heilsame Gebräuche. Auch sind ihnen alle Glücksspiele untersagt.

Folgende Wörter, die man wohl öfter liest, verdienen hier eine Erklärung: Islam heißt der Glaube; so nennen die Araber ihre Religion. Moslemim, Moslemen, woraus die deutsche Sprache verderbt hat Muselmänner, heißt Gläubige, und ist der Name aller derer, die sich zu Mahomeds Lehre bekennen. Mufti ist ein höherer Geistlicher; Derwisch ein niederer. Kalif oder Chaliph heißt ein Nachfolger, und ist Titel der Oberhäupter des arabischen Volkes aus dem Geschlechte des Mahomed. Anfangs nach des Propheten Tode war nur Einer; nachher aber machten sich mehrere Feldherren in dem vergrößerten Reiche unabhängig, und nannten sich ebenfalls Kalifen. Emir ist der Unterbefehlshaber eines Kalifen. Saracenen heißt Morgenländer, und ist ein allgemeiner Name für Araber.

Unter den ersten Kalifen gingen die Eroberungen der Araber mit unglaublicher Schnelligkeit fort. Ein Heer des griechischen Kaisers ward 635 geschlagen, und 638 ward

Syrien, Phönizien, Palästina und ganz Aegypten erobert. Nun ging es weiter in Afrika: fast die ganze Nordküste mußte sich unterwerfen, 648 die Insel Cyprus an Phönizien, und 653 die Insel Rhodus an der Südwestspitze Kleinasiens. — Diese Insel besaß noch aus dem griechischen Alterthum ein seltenes und bewundernswürdiges Kunstwerk, die metallene Statue des Sonnengottes von so ungeheuerer Größe, daß zwischen ihren Beinen die größten Schiffe durchsegeln konnten; denn man hatte sie quer über dem Eingange des Hafens auf zwei Postamente gestellt. In der einen Hand hielt diese Figur ein Feuerbecken, worin man Nachts wie auf einem Leuchtthurm Feuer brennen ließ. Ein Erdbeben hatte diesen berühmten Koloß von Rhodus schon früh herabgestürzt, und er war seitdem nicht wieder aufgerichtet worden. Weit umher auf dem Boden lagen die ungeheueren Trümmer. Ein Jude kaufte sie jetzt als altes Metall den Saracenen ab, und nachdem er sie zu Schiffe an die Küste von Syrien hatte schaffen lassen, brauchte er 900 Kameele, um das Erz weiter ins Land zu bringen.

Der Kaiser in Konstantinopel zitterte vor den kühnen Eroberern, und man war froh, im Jahre 637 einen Frieden zu erhalten, nach welchem die Araber alle eroberten Länder behielten, und dem Kaiser dafür einen Tribut entrichteten. — Dieser Tribut ward bald vergessen; und wie konnten die ohnmächtigen Griechen das jetzt schon so mächtige Volk der Saracenen zwingen, das Versprechen zu halten? Die Araber herrschten mit ihren Flotten auf dem Mittelmeere, besetzten 670 Sicilien, daß Italien zitterte; überwältigte 671 die Südküste Kleinasiens, und belagerten 672 Konstantinopel selbst. Dies wiederholten sie sieben Jahre nach einander; doch ohne die Stadt erobern zu können: denn ihre Lage machte sie zu der ersten Vestung der damaligen Welt, und, so lange unser schweres Geschütz nicht erfunden war, gingen die Belagerungen vester Städte langsam von statten. Dennoch war das Schicksal der Griechen hart genug; ihr ganzes Gebiet war von Fein- 676

den besetzt, und ihre Hauptstadt so eng eingeschlossen, daß man mehr als einmal Hungersnoth litt. — Da machte ein Grieche aus Syrien, Kallinikus, eine glückliche Erfindung. Er mischte Schwefel, Erdharz und andere leicht entzündbare Materien: diese warf man in Töpfen oder Röhren unter die feindliche Flotte; oder wand sie mit Flachs um Pfeile und Wurfspieße, um, was man damit traf, in Brand zu stecken. Man nennt diese Erfindung das griechische Feuer, und rühmt unglaubliche Wirkungen davon. Es brannte unter dem Wasser fort, und konnte nur mit Urin und Sand gedämpft werden. Es zerplatzte, wie unsere Bomben, mit entsetzlicher Gewalt und starkem Knall und Dampf, und verbreitete unter den Arabern Schrecken und Furcht. Wie nahe mag man damals schon daran gewesen seyn, Schießpulver und Feuergewehr zu entdecken. Aber man verfolgte die Erfindung absichtlich nicht, um das Geheimniß nicht unter zu viele Mitwisser zu verbreiten, und deßhalb fehlt es auch uns an vollständigen Nachrichten über das griechische Feuer. Als in der Folge das Schießgewehr erfunden ward, gerieth es ganz in Vergessenheit.

In Spanien herrschten Uneinigkeiten unter den Westgothen. Eine Partei ward besiegt, und um sich zu rächen, rief sie die Araber aus Afrika zu Hülfe. Der arabische Feldherr Tarik setzte zuerst nur mit weniger Mann-
711 schaft über die Meerenge von Gibraltar, ließ aber bald Verstärkung nachkommen, und eroberte in wenig Jahren das zerrüttete westgothische Reich bis an die Pyrenäen. Ja die Araber gingen über dies Gebirge, und drangen tief in Frankreich ein. Hier aber trafen sie auf die wachsende Macht der Franken. Ein tapferer Feldherr dieses ursprünglich deutschen Volkes, Karl Martell d. i. der Hammer (von seiner zermalmenden Tapferkeit also genannt), zog ihnen entgegen, und schlug sie 732 bei der Stadt Tours an der Loire so, daß sie sich wieder zurückzogen. a)

a) Ein Deutscher, Hermann, rettete uns von der Unterjochung durch die Römer; ein Deutscher, Karl Martell,

Von Spanien aber behielten sie den größten und schönsten Theil des Landes im Besitz, handelten auf dem Mittelmeere und am atlantischen Ocean, und zuletzt machten sich die spanischen Emirs von ihrem Kalifen unabhängig, und nahmen selbst den Kalifentitel an. Die Gothen waren in die nördlichen Gebirge hinaufgedrängt: hier bildeten sich im Stillen zwei neue Reiche. Doch währete es bis 1492, ehe die Araber gänzlich wieder aus Spanien vertrieben wurden.

Nachdem die Sucht zu erobern ein wenig gesättiget war, baueten sich die Araber in ihren neuen Wohnsitzen an. Der Kalif Al Mansur erbauete 760 Bagdad am Tigris, und wählete diese Stadt zu seiner Residenz. Er munterte sein Volk auf, Handel zu treiben, und Künste und Wissenschaften zu üben. So entstand um diese Zeit Kairo in Aegypten, und war der Haupthandelsort; Alexandrien sank. Die Araber lernten griechisch, übersetzten die Werke griechischer Aerzte, Sternkundiger und anderer Gelehrten in ihre Sprache, legten Schulen an, Sternwarten und Laboratorien zu chemischen Versuchen, und trieben besonders eifrig die Arzneikunde und die Astronomie, freilich nicht ohne mancherlei Aberglauben. a) Daher haben sich auch aus

rettete Frankreich und Deutschland, ja man kann sagen Europa, von der Gewalt der Araber; ein Deutscher, Luther, zerbrach die Geistlähmenden Fesseln des tyrannisirenden Pabstthums; Deutschlands Völker zerbrachen das eiserne Joch, unter welches Frankreichs Kaiser die Nation zwingen wollte, und erkämpften den Völkern Europa's Freiheit und Unabhängigkeit.

a) Man findet bei den Arabern die ersten Apotheken, die ersten Hospitäler; aber auch den Aberglauben, daß man aus der Stellung der Sterne in der Geburtsstunde eines Menschen seine Schicksale vorhersagen, daß man durch einen Spruch aus dem Koran die fallende Sucht (Epilepsie, die damit behafteten heißen in der Bibel Besessene) heilen könne.

dieser Zeit nicht blos auf Malta, Sicilien und in Spanien viele arabische Wörter erhalten, z. B. der Name des Flusses Guad-alquivir, d. i. der große Fluß, Gibr-al-tar, d. i. Gibl-al-Tarik, Berg des Tarik; sondern manche ihrer Wörter sind in alle Sprachen übergegangen: z. B. Algebra, Name derjenigen Wissenschaft, welche ohne Zahlen in allgemeinen Zeichen rechnen lehrt, und die zusammengesetztesten Aufgaben löst: die Araber haben sie zwar nicht erfunden, die Griechen haben sie schon vor ihnen gekannt; allein sie verdankt den Arabern so bedeutende Verbesserungen, daß es nicht ganz unverdient ist, mit dem Namen, den sie der Wissenschaft gaben, sie allgemein zu nennen. Alkali, Laugensalz; denn die Araber gewannen unser Laugensalz oder unsere Pottasche aus einer Pflanze, welche sie Kali nannten, oder mit dem arabischen Artikel al, der: Alkali. Jetzt nennt man Alkalien überhaupt solche Salze, die einen scharfen, brennenden, aber nicht saueren Geschmack haben, und aus den Säuren die darin aufgelösten Materien niederschlagen, diese Salze mögen nun aus faulenden Thieren (animalischen Stoffen), aus Pflanzen (Vegetabilien), aus Steinen (Mineralien) oder aus der Luft gewonnen seyn. Zenith heißt der Punkt am Himmel, der gerade über uns am Himmel ist. Unsere Zahlzeichen 1, 2, 3, 4 u. s. w. sollen auch arabischen Ursprungs seyn. Auch meint man gewöhnlich, daß das Wort Almanach ein arabisches Wort sey, wegen der Anfangssylbe Al; Andere indeß leiten den Namen so ab: Um die Mitte des dritten Jahrhunderts nach Christi Geburt (um 250) lebte in Bretagne in Frankreich ein Mönch Guinklan, der sich durch seine Gelehrsamkeit, die damals in Lesen, Schreiben und etwas Sternkunde bestand, berühmt gemacht hatte. Er pflegte jährlich ein kleines Buch von dem Lauf der Sonne und des Mondes auszuarbeiten, und durch 55 Abschreiber vervielfältigen zu lassen. Es war in der alten celtischen Sprache geschrieben, und führte den Titel: Diagonon

al Manach Guinclan, d. h. Vorhersagungen des Mönchs Guinklan. Aus diesem Titel gebrauchte man nun bloß die Worte al Manach, des Mönches, zur Bezeichnung jedes Buches über Sonnen- und Mondlauf, über Witterung u. s. w.; und so ward endlich Almanach der allgemeine Name für das, was wir jetzt mit einem lateinischen Worte Kalender nennen, von Calendae, wie bei den Römern jeder erste Monatstag hieß.

36.

Das Christenthum in Deutschland durch Bonifacius. Wachsende Macht des Pabstes.

In unserem deutschen Vaterlande waren seit dem Jahre 500 die Franken das mächtigste Volk, und hatten sich einen grosen Theil des westlichen Deutschlands unterworfen. Diese Vereinigung unter einem Oberhaupte zu einem großen Staate mußte natürlich manche Veränderungen in Sitten und Charakter hervorbringen; dennoch blieben die Deutschen ihren alten Sitten viel länger getreu, als man es erwarten mögte. Krieg und Jagd waren noch ums Jahr 600 und 700 die Hauptbeschäftigungen der Deutschen: für den gestohlenen Jagdhund mußte noch einmal so viel bezahlt werden, als für eine Kuh oder für ein gutes Pferd; und ein gut abgerichteter Stoßvogel, der einen Krannich fing, stand in gleichem Preise mit einem Pferde. Doch wurde jetzt allgemeiner schon Ackerbau getrieben: man pflanzte Kraut- und Obstgärten, ja sogar Weinberge; man hatte Scheunen, Kornböden, Keller, statt daß der ältere Deutsche sein Getreide nicht anders als in Höhlen unter der Erde zu verwahren wußte. Und diese Gebäude bestanden nicht mehr bloß aus einer Reihe auf einander gelegter Balken, sondern man fing an aus Stein

und Kalk zu bauen. — Ein Wohnhaus, Scheunen und Ställe wurden zusammen mit einem hohen Zaun eingeschlossen, und diese Gebäude hießen ein Hof. Dachte man zu dem Hofe die Felder, Wiesen, Waldungen, Seen u. s. w.; so hieß es ein Weiler (daher noch Städtenamen wie Laufersweiler, Rothweil u. a.). Aus mehreren Weilern entstand eine Mark; und aus mehreren Marken ein Gau. Aus diesen Höfen und Weilern, die nicht gar nah bei einander lagen, sind nach und nach unsere Dörfer und Flecken, ja unsere Städte entstanden. Der freie deutsche Mann indeß, der sich bloß zum Krieger geboren glaubte, hielt Ackerbau für eine knechtische Arbeit, und suchte durch Kauf und Raub Leute zu erhalten, die ihm seine Felder bestellten. Besonders wurden die Kriegsgefangenen dazu benutzt; oft auch Schuldner, die nicht bezahlen konnten: und diese hingen denn ganz von der Willkühr ihres Herrn ab. Dies ist der Ursprung der Leibeigenschaft, die einem rauhen kriegerischen Zeitalter angehört, und mit Recht jetzt überall aufgehoben wird, damit jeder Mensch des Erworbenen als seines Eigenthums sich freuen könne, und dadurch zu Fleiß, Uebung seiner Kräfte, Nachdenken und Erfinden aufgemuntert werde.

Die Deutschen an der Donau und am Rhein waren schon früh zur christlichen Religion übergetreten; im übrigen Deutschlande herrschten indeß noch bis zum Jahre 700 fast allgemein heidnische Gebräuche, Versammlung in Hainen, Anbetung von Bäumen, Menschenopfer u. s. w. Zwar hatten schon mehrere Abgesandte des römischen Bischofes es versucht, unter diesen Heiden die christliche Religion auszubreiten; allein es war ihnen wenig damit gelungen. 715 aber kam ein englischer Mönch, Namens Winfried, der das Bekehrungsgeschäft mit großem Eifer trieb, und einen großen Theil Deutschlands für die christliche Religion gewann. Anfangs ging es ihm nicht so glücklich; denn er begann sein Geschäft oben an der Nordsee bei den störrischen Friesen. Ein König der Friesen hatte

schon einen Fuß in den Fluß gesetzt, um sich taufen zu lassen, als ihm noch einfiel zu fragen, wohin seine ungetauften Vorfahren gekommen wären. Unfehlbar in die Hölle, antwortete Winfried. Nun wenn das ist, rief der König und zog den Fuß wieder zurück: so will ich lieber mit den Meinigen verdammt, als mit euch Fremdlingen selig werden.

Winfried, unzufrieden mit dem schlechten Erfolge seiner Bemühungen, reiste nach Rom, sich von dem dortigen angesehenen Bischofe, den man jetzt schon den heiligen Vater, Papa, Pabst, zu nennen anfing, Empfehlungsschreiben an die deutschen Fürsten, daß sie ihn unterstützten, und Vollmachten zu holen, die vorhandenen Kirchen zu ordnen. Denn fast die meisten Schwierigkeiten wurden ihm von den schon angestellten Geistlichen in den Weg gelegt. Diese waren unwissend, lebten ausschweifend, jagten und fischten und zogen mit in den Krieg; ja sie tauften Christen und opferten Pferdefleisch unter den heiligen Eichen, wie es jeder haben wollte. — Der Papst gab Empfehlungen und Vollmachten, und Winfried, der jetzt mit dem heiligen Namen Bonifacius aus Italien nach Deutschland zurückkehrte, suchte ganz Deutschland als Einen Kirchsprengel dem römischen Bischofe zu unterwerfen. In Baiern und Frankreich gelang es. Bonifacius legte Wohnungen für Geistliche an, und verschaffte ihnen einiges Gebiet zu ihrer Benutzung; und daraus sind zum Theil reiche Abteien, große Dörfer und volkreiche Städte erwachsen. So ist Würzburg in Franken entstanden; Fulda in Hessen, welches Bonifacius zuerst bloß mit englischen Mönchen bevölkerte; die deutschen Herzoge unterstützten ihn thätig, und Bonifacius verdiente es; denn es war ihm ein Ernst damit, die Menschen zu belehren über die Wahrheiten, an die er glaubte, und ihre rohen Sitten zu mildern. Und so verdankt ihm Deutschland wirklich vieles Gute. Er gründete eigentlich erst das Christenthum unter unseren Vorfahren, ge-

wöhnte sie an veste Wohnsitze, schaffte das Essen des Pferdefleisches ab, und machte die Schreibkunst bekannter. Auch war es für die damalige Zeit wohlthätig, daß er die Bischöfe nicht sich selbst überließ, daß sie nicht so gleichgültig gegen die christliche Religion werden konnten, wie er sie vorfand. Er machte sie alle abhängig vom Pabste; und wäre der Pabst wirklich der heiligste Mann in der Christenheit gewesen, so hätte dies für alle Zeiten heilsam seyn können. Da aber die folgenden Päbste fast alle nur darauf bedacht waren, sich Macht zu erwerben; so benutzten sie dies fromme Ansehen, das ihnen Bonifacius in Deutschland verschafft hatte, durch die Bischöfe Volk und Fürsten nach ihrem Willen zu regieren, und verlangten, daß auch nicht die unbedeutendste Kleinigkeit in sogenannten Kirchensachen entschieden würde, ohne daß man sie erst um Rath fragte oder ihre Bestätigung einholte.

Rom wurde indeß, während die Longobarden in Oberitalien herrschten, noch immer von einem Statthalter des griechischen Kaisers regiert, der in Ravenna wohnte, und in Rom seinen Unterstatthalter hielt; der Papst aber hatte an der weltlichen Gerichtsbarkeit gar keinen Antheil. Diese zu erringen war jetzt sein Streben; und ein Zusammentreffen mehrerer Umstände unterstützte ihn nur zu glücklich.

Man pflegte in den Kirchen die Bildnisse Jesu, der Jungfrau Maria und anderer Heiligen aufzuhängen, und daraus entstand allmälig der Mißbrauch, daß das Volk diese Bilder knieend anbetete. Einige verständige griechische Kaiser in Konstantinopel verboten um 720 diese heidnische Bilderverehrung, und mehrere Bischöfe stimmten bei. Dies Verbot kam auch in Rom an; erregte hier aber unter dem Volke einen allgemeinen Aufruhr, den der Pabst sehr gerne sah, und selbst unterstützte. Was? ließ er ausbreiten: die Heiligen, die das arme sündhafte Menschengeschlecht bei Gott vertreten, die man nicht genug verehren kann, soll man aus den Kirchen werfen? Und das gebie-

tet ein christlicher Kaiser? Ein Verruchter nur, ein Heide, ein abtrünniger Ketzer kann solche Befehle geben; und verflucht sey, wer solchen Befehlen gehorcht! — Das Volk ward wüthend, und kündigte dem Kaiser den Gehorsam auf; der griechische Statthalter ward aus Rom verjagt, die Bildsäulen des Kaisers und der Kaiserin wurden umgestürzt, und bei der drohenden Macht der Longobarden in der Nähe, war der Kaiser in offenbarer Gefahr, sein ganzes Besitzthum in Italien zu verlieren. Er mußte also nachgeben, und sich vor dem Pabste demüthigen, um sein Land zu retten. Doch nahm Rom den griechischen Statthalter nicht wieder auf.

Dadurch war indeß dem Pabste nicht geholfen. Denn wie die Macht der Kaiser in Italien geschwächt wurde, suchten die Longobarden sich auszubreiten, und bedroheten seit 730 Rom selbst. Die Römer, welche die Herrschaft der wilden und nahen Longobarden mehr fürchteten, als die Gewalt der entfernteren Griechen, schickten nun an den Kaiser nach Konstantinopel um Hülfe. Dieser aber war durch die Angriffe der Araber zu sehr beschäftiget, als daß er sein Land in Italien hätte vertheidigen können. — Da wandte sich der Pabst an die Franken.

Bei diesen herrschten seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts (d. i. seit etwa 640, 650) schwache und meist unmündige Könige, so daß ihre Haushofmeister (majores domus), die eigentlich nur für die Güter der Fürsten sorgen sollten, allmälig die ganze Besorgung der Staatsgeschäfte übernahmen, und endlich (seit 687) den fränkischen Königen nichts als den Namen übrig ließen. Einer dieser Haushofmeister war der tapfere Karl Martell, der 732 die Araber bei Tours schlug, der Sohn eines durch Tapferkeit eben so sehr, als durch Gerechtigkeit ausgezeichneten Vaters. Er dachte schon daran, sein Geschlecht auf den Königsthron zu erheben; ließ bei dem Tode eines Königes 737 den Thron vier Jahre lang unbesetzt; und regierte die Franken unter dem Titel Herzog und

Fürst (dux et princeps). Allein nach seinem Tode 741 entstanden hin und wieder Unruhen, so daß Pipin der Kleine, ein Sohn Karls, der Nation einen König aus der herrschenden Familie wiedergeben mußte, während Pipin als Major domus in der That doch einzig und allein regierte. Den Beinamen hat er von seiner kleinen Gestalt; er besaß aber dabei so viel Kraft, daß er einmal bei einer Thierhetze einem Löwen, welcher einem Büffel auf dem Nacken saß, mit einem einzigen Hiebe den Kopf abschlug, daß das Schwerdt noch tief in den Nacken des Büffels fuhr. — Unter diesem Pipin verbreitete Bonifacius die christliche Religion und mit ihr das große Ansehen des Pabstes, den die Franken bald abgöttisch verehren lernten. Pipin sah dies nicht ungern; denn er hoffte das Ansehen des Pabstes zu gebrauchen, um dem Volke seine Ehrfurcht vor der regierenden Familie zu nehmen. Und der Pabst war nicht abgeneigt, den Pipin zu unterstützen, da er sich seiner wiederum zu bedienen wünschte gegen die Macht der Longobarden.

Als nun Pipin sah, wie ihn das Volk ehrte, und wie es die Heiligkeit des Pabstes anstaunte; schickte er eine feierliche Gesandtschaft nach Rom mit der Frage: ob derjenige König zu heißen verdiene, der allein die königlichen Geschäfte besorge, oder derjenige, der zwar den Titel führe, aber den Geschäften nicht gewachsen sey? Der Pabst stimmte für den ersten. Da wurde dann Childerich, so hieß der damalige schwache und träge König, auf einer Volksversammlung der Franken im J. 752 der Krone unwürdig erklärt, in ein Kloster verwiesen, und Pipin, nach der Väter Weise, auf einen Schild gehoben, feierlich herumgetragen, und auf den Königsstuhl der Franken gesetzt.

Jetzt konnte der Pabst auch wieder eine Gefälligkeit von Pipin erwarten; denn gegen die Longobarden mußte er Hülfe haben. Diese um so sicherer zu erhalten, machte sich im Jahre 753 der Pabst Stephan II. selbst auf die Reise nach dem Lande der Franken, mit einem großen Ge-

folge und reichen Geschenken. Dieser Besuch des heiligen Mannes erregte unter den Franken ein allgemeines Aufsehen. Man schätzte sich glücklich, das Antlitz des Statthalters Christi auf dem vaterländischen Boden zu sehen. Pipin selbst, der neue König, ging ihm entgegen, fiel vor ihm nieder, und hielt ihm nachher jedesmal den Steigbügel, so oft er zu Pferde steigen wollte; und der Pabst salbte den König mit eigenen Händen: das erstemal, daß dieser jüdische Gebrauch bei christlichen Königen des Abendlandes vorkömmt; in Konstantinopel war er seit dem J. 457 herrschend. Mit dem anbrechenden Frühlinge 754 rückte dafür ein großes Heer nach Italien, freudig, als ginge es die Sache Gottes zu vertheidigen. Die Longobarden, erschreckt durch die Annäherung der Franken, versprachen dem Pabste alle Genugthuung, und Pipin kehrte wieder um. Allein im folgenden Jahre 755 griffen die Longobarden oder Lombarden wieder an; Pipin zog über die Alpen, und zwang sie, Alles heraus zu geben, was sie den Römern abgenommen hatten. Dies Wiedereroberte gehörte nun eigentlich den griechischen Kaisern; der Pabst aber ließ es sich von Pipin übergeben, und wie man vorgab, schriftlich zusichern, und erkannte den König der Franken als Oberlehnsherrn an, dem daher auch das Recht zukäme, den jedesmal von dem Volke und den Geistlichen in Rom erwählten Pabst zu bestätigen. So war der Pabst auf einmal im Besitz von Rom, Ravenna und mehr als zwanzig Städten, und von mehrern hundert Dörfern; und der geistliche Oberherr der Kirche hatte auch den ersten Grund zu weltlichem Besitzthum gelegt.

37.

Karl der Große. Das fränkische Reich.

Pipin der Kleine starb 768. Er hinterließ das Reich seinem Sohne, dem berühmten Karl dem Großen, der von 768 bis 814 regierte, und wie er einen Vater, Großvater und Urgroßvater aufzuweisen hatte, wie kein König, kein Held weder vor noch nach ihm, so durch eine Reihe eigener großer Thaten und wohlthätiger Einrichtungen seine Regierung für alle Zeiten denkwürdig gemacht hat. Er war stark von Körper, und ohne weitern Unterricht, als im Jagen und Kriegen, hatte er in seinen spätern Jahren durch Reisen nach Rom, durch den Umgang mit gelehrten und geistreichen Männern seinen Geist so gebildet, daß er vielleicht der gelehrteste Mann seines Volkes war. Doch zeigte er sich nicht minder groß als Krieger und König: an allen Gränzen des fränkischen Reiches siegte er; und die Staaten, die ihm unterworfen waren, mußte er ohne harten Zwang in Gehorsam zu erhalten, und so die vielen getrennten Völker seiner großen Herrschaft in Eine Gesellschaft zu verbinden, welche durch die Vereinigung ihrer Kräfte den Staat der Franken zum mächtigsten in Europa erheben mußte.

Der berühmteste Krieg, welchen Karl geführt hat, war der Krieg gegen die Sachsen. Dieses alte deutsche Volk wohnte in Westphalen, Niedersachsen, bis zur Elbe, und theilte sich damals in drei Hauptstämme, in die Westphalen, Angrier und Ostphalen. Sie hielten vest an ihrer Götzenreligion und ihren Gebräuchen, und erschlugen alle christliche Abgesandte, die sie taufen wollten; denn sie fürchteten in ihnen Verräther ihrer Freiheit. Sie hatten keine Städte, keine Könige; und ihr armes Vaterland unter dem damals noch rauherem Himmelsstrich ernährete sie nothdürftig. Doch wollten sie von keiner besseren Verfas-

sung wissen, und lebten mit den Franken in unaufhörlichem Kriege; denn ihre Gränzen berührten sich fast überall, und selten schied sie Gebirge oder Fluß. Karl wollte sie jetzt nicht auf einige Meilen in ihre Wälder zurückschlagen, wie bisher gewöhnlich geschehen war; sondern er wollte sie alle insgesammt unterwerfen, und mit dem übrigen Deutschlande vereinigen. Dabei sah er es für etwas verdienstliches an, sie von dem bösen Heidenthum zu erlösen, und sie durch die christliche Religion zu milderen Sitten auch wohl mit Gewalt zu zwingen: denn Pabst und Priester stellten die Bekehrung der Heiden als das seligste Geschäft, und die Vertilgung der Halsstarrigen, die der Gnade widerstrebten, als einen wahren Gottesdienst dar. So entstand ein 33jähriger Krieg, der sich endlich mit der gänzlichen Unterjochung und Bekehrung der Sachsen endigte, nachdem viele Tausende von ihnen ermordet worden waren.

772 fing der Krieg an. Das Volk der Franken folgte gern; denn die Sachsen hatten durch Plünderungen sie aufs neue gereizt. Die Sachsen wurden geschlagen, und ein großer runder Platz im Paderbornischen zerstört, auf welchem die Säule eines allgemein verehrten Götzen stand, die sogenannte Irmensäule. Karl drang bis an die Weser vor; und da er keinen Widerstand mehr fand, ließ er sich Geißeln geben und schloß Frieden.

773 rief ihn der Pabst nach Italien gegen die Longobarden, welche aufs neue das römische Gebiet angegriffen hatten. Siegreich machte er in Einem Feldzuge dem ganzen Lombardenreiche ein Ende 774, bestätigte in Rom, das er jetzt zum erstenmal sah, dem Pabste den Besitz der Städte, die Pipin ihm geschenkt hatte, und zog heim nach Franken als Herr des ganzen Oberitaliens (der Lombardei) und als Gerichtsherr und Schirmvogt der römischen Kirche. — Dies war 774. — 775 war er wieder oben in Ostphalen und Westphalen; denn die Sachsen hatten in seiner Abwesenheit die Gränzländer geplündert. Er trieb sie zurück bis an die Ocker, sie baten um Frieden, gaben Geißeln; und

776 — stand Karl plötzlich wieder in Italien. Hier hatte sich ein Herzog mit den noch-übrigen Longobarden empört, die lombardische Herrschaft wieder aufzurichten. Der Herzog fällt im Treffen, die Empörer werden gezüchtiget; und noch in demselben Jahre ist Karl wieder bei den Sachsen, die aufs neue eingefallen waren. Er schlug sie, ließ jetzt veste Plätze mit fränkischer Besatzung in ihrem Lande anlegen, und sie zitterten so vor seinem Zorn, daß sie niemals wieder ungehorsam zu werden versprachen; und viele mit Weibern und Kindern sich taufen ließen. Nun hoffte Karl aller Gewaltthat gegen sie überhoben zu seyn: er ließ Kirchen bauen, stellte Geistliche an, schickte die Sachsen, die ihm als Geißeln gegeben waren, in die Klöster, dort unterrichtet zu werden, und berief 777 eine Versammlung der Edlen zur Huldigung nach Paderborn: die Meisten kamen, viele ließen sich auch hier wieder taufen; aber Wittekind, der ausharrende Anführer der Sachsen, erschien nicht.

Während Karl hier in Paderborn war; kam eine seltene Gesandtschaft an ihn. Araber waren es, abgesandt von einem Emir aus Spanien, der gegen einen andern arabischen Fürsten Hülfe begehrte. Das Glänzende der Unternehmung reizte den christlichen Helden: 778 zog er über die Pyrenäen, eroberte das Land bis an den Ebro, und richtete durch seinen Sieg über die Araber dermaßen den Muth der christlichen Gothen auf, daß sie von jetzt an Kühneres gegen die Ungläubigen wagten. Auf dem Rückzuge aber litt er einen größern Verlust, als er in allen seinen Kriegen erlebt hatte. Das Heer konnte in den engen Wegen durch die waldbewachsenen Höhen der Pyrenäen nicht anders als in schmalen Reihen marschiren. Doch war es glücklich durch bis auf den Nachtrab. Dieser war, nebst dem Gepäck, mitten in den engen von steilen Bergen eingeschlossenen Tiefen, als auf den Höhen feindliche Völker hervorkamen, die, selbst leicht bewaffnet und des Bergkletterns gewohnt, auf die schwergerüsteten Franken derge-

stalt

statt mit Steinen warfen und mit Bogen schossen, daß nur sehr wenige entkamen, und das Gepäck eine Beute der Feinde wurde. In diesem Hinterhalte soll auch einer der tapfersten Feldherren Karls, Roland oder Rutland, gefallen seyn, dessen Heldenmuth durch Gesang verherrlicht in ganz Europa berühmt, aber freilich auch in dem Fortgange der Zeit und in der Ueberlieferung von Mund zu Mund, von Volk zu Volk, mit gar vielfachen Fabeln ausgeschmückt worden ist. Man zeigt noch jetzt bei Roncèval sein vorgebliches Grabmal.

Der heiligsten Eidschwüre ungeachtet waren indeß die Sachsen aufs neue in das fränkische Gebiet eingefallen, und hatten gesengt, geplündert und gemordet. Karl züchtigte sie, empfing 780 zu Lippspring Eid und Geißeln, und machte 781 eine Reise nach Italien. Kaum war er weg; so ermorden die Sachsen die fränkischen Feldherren und viele edle Franken ihres Gebietes, und fallen unter Wittekind mit neuer Wuth in das Gebiet des Königes. — Dies erbitterte Karl. Er eilte von Rom nach Deutschland, fand das Heer der Sachsen bei Verden an der Aller, schloß sie ein, und verlangte Wittekind ausgeliefert. Er war entflohen; da ließ der Erzürnte 4500 Sachsen auf der Stelle enthaupten, und drohete bei neuer Treulosigkeit noch grausamere Strafe. 782. — Diese Härte aber, statt Gehorsam zu gewinnen, reizte das ganze Sachsenvolk aus seinen entlegensten Wohnsitzen auf; und alle schwuren den Franken blutige Rache. — In ihrer Verzweiflung fochten die Sachsen so wild, daß Karl sich zurückziehen mußte. Doch mit verstärktem Heere durchzog er von 783 bis 785 das Land der Sachsen, und gewann sie durch Drohungen und Güte so, daß endlich der furchtbarste ihrer Anführer ihr Herzog a) Wittekind freiwillig sich ergab. Er trauete

a) Herzog bedeutet Heerführer, Fürst, Först, der Vorderste. Graf, altdeutsch Grafe, Grave, hießen die königlichen Richter, von ihren ehrwürdigen

dem Worte des deutschen Mannes, und Karl nahm ihn edel und offen auf. Wittekind ward Christ. — Dem Beispiele Wittekinds folgten viele der übrigen Sachsen, und ließen sich taufen, 786.

Nachdem Karl hier Ruhe gewonnen hatte; zog er aus, andere Theile seines Reiches zu sichern. Er beruhigte Italien 787, schickte den treulosen Herzog von Baiern ins Kloster 788, machte 789 die Wilzen in der Mark Brandenburg unterwürfig, und drängte die Nachkommen der alten Hunnen in Ungarn, die Avaren, die in Deutschland oft einfielen, 791 und 792 bis nach Belgrad zurück. Und er hätte sie noch weiter von Deutschlands Gränzen entfernt, wenn nicht neue Empörungen unter den Sachsen ausgebrochen wären, die ihn zu neuen Zügen gegen dies halsstarrige Volk nöthigten, 794 — 798. Der Grund dieser neuen Empörung waren die freilich drückenden Kriegszüge, auf welchen Karl seine Unterthanen so weit fort von ihrer Heimath ihm zu folgen zwang.

Während dieses sächsischen Krieges waren Unruhen in Italien entstanden, und der Pabst Leo III. war bei einem öffentlichen Aufzuge in Rom von seinen Gegnern aus der Reihe herausgerissen und beinahe ermordet worden. Der Vorfall ward an Karln berichtet, und dieser befahl, den Pabst unter den größten Ehrenbezeugungen zu ihm nach

Greiseshäuptern. Die Grafschaften an der Gränze hießen Markgrafschaften; denn Marke bedeutet Gränze. Die Richter in den königlichen Burgen und Palästen hießen Pfalzgrafen. Die mit diesen Aemtern verbundenen Gütern nannte man später Lehen. Der, welcher dieselben erhielt (Lehnsmann), schwor dem, von welchem er sie bekam (Lehnsherr), Treue, und war verpflichtet, diesem im Kriege zu dienen. Diese Lehnsgüter wurden hernach erblich; ein Vasall ward mächtiger, machte sich unabhängig von seinem Lehnsherrn: es blieben die Namen, aber ohne ihre alte Bedeutung, z. B. das Markgrafthum Anspach, Pfalzbaiern u. s. w.

Sachsen zu führen. Leo kam 799 mit einem glänzenden Gefolge nach Paderborn, ward von dem Könige mit der größten Ehrerbietung empfangen, und von dem Volke, das sich ihn zu sehen drängte, wie ein Gott angestaunt. Karl versprach ihm Genugthuung, entsandte ihn 800 mit einer zahlreichen Begleitung, und im Herbste folgte er selbst, und hielt in Rom strenges Gericht über die Empörer. Doch ward dieser Aufenthalt Karls in Rom durch eine andere Begebenheit noch merkwürdiger.

Den ersten Weihnachtstag ward in der berühmten prächtigen Peterskirche gewöhnlich unter Begleitung einer herrlichen Musik ein ausgezeichnet feierlicher Gottesdienst gehalten. Römer und Franken drängten sich in die große Kirche, die glänzende Feier anzusehen, und des heiligen Vaters segnende Stimme zu hören. Da trat auch Karl in die Kirche, im langen Purpur eines vornehmen Römers, ging zum Altare, und knieete nach seiner gewöhnlichen frommen Weise an der untern Stufe nieder. Wie er aber nach verrichtetem Gebet wieder aufstehen wollte; trat der Pabst zu ihm, und setzte ihm eine kostbare Krone auf. Der Chor der Musiker stimmte einen Krönungsgesang an, und das gesammte Volk rief Karln zum römischen Kaiser aus. So lebte der Kaisertitel, der seit Romulus Augustulus 476 im Westen Europa's außer Gebrauch gekommen war, wieder auf; und Karl und seine Nachfolger wurden dadurch die vornehmsten Fürsten in der lateinischen Kirche. Nachher ward er die Auszeichnung des Oberhauptes im deutschen Reiche; daher man sie richtiger deutsche Kaiser nennen könnte. — Karl blieb noch einige Monate in Rom; denn er hielt sich gern in dieser Stadt auf, die trotz aller Verwüstungen noch immer eine der schönsten Städte Europa's war, und die unterrichtetsten Männer der damaligen Zeit umfaßte. Er schrieb an einen seiner Freunde, Alkuin, Bischof von Tours, der es ausgeschlagen hatte, diese Reise mit ihm zu machen: er begreife nicht, wie man dem goldenen Rom die Strohdächer

von Tours vorziehen könne. Wir können daraus zugleich schließen, wie schlecht die fränkischen Städte damals in Vergleich mit Rom gewesen seyn müssen.

Bald nach seiner Rückkehr aus Italien hatte Karl endlich die Freude, die sächsischen Kriege ganz zu beendigen, 803. Die Sachsen ließen sich taufen, behielten ihre eigenen Gesetze und Freiheiten, und erkannten Karln als Oberherrn an. Es wurden nun in ihrem Lande Burgen und Bischofssitze angelegt, aus denen nachher große Städte entstanden sind, z. B. Hamburg, Magdeburg und Halle, Halberstadt, Hildesheim, Bremen, Osnabrück, Münster u. s. w.; und die Sachsen wurden nun eben so fromme eifrige Christen, als sie vorher Feinde dieser Religion gewesen waren. Unter ihnen hat sich am längsten der alte deutsche Sinn, und die sanftere reinere Muttersprache erhalten; noch jetzt ist Niederdeutschland weit weniger mit Fremden vermischt, als die südlichen Provinzen; es hat die wohlklingendere Sprache, regeren Fleiß und größere Bildung. Besonders hat die sich sogenannte plattdeutsche oder altsassische Sprache in den nördlichen Gegenden Deutschlands einzig erhalten; und wiewohl sie nur selten noch geschrieben wird, so wird sie doch von allen den Millionen gesprochen, die vom Niederrhein bis zur Weichsel wohnen. Und es ist nicht gut, daß diese wohlklingende, kraftvolle und lebendige Sprache jetzt so vernachläßiget wird.

Durch die Besiegung der Sachsen wurden nun an der Elbe die Wilzen und Dänen unmittelbare Nachbarn des fränkischen Reiches; und der Wilzen Plünderungen und der Dänen Kriegslist nöthigte Karl den Großen bald, sich mit Heeresmacht gegen sie zu wenden. Jene wurden bis an die Oder besiegt, und versprachen Ruhe. Und mit den Dänen ward 811 ein Vergleich geschlossen, nach welchem die Eider als Gränze zwischen Dänemark und Deutschland vestgesetzt wurde, wie sie es noch jetzt ist.

So erstreckte sich Karls des Großen Reich von dem spanischen Fluß Ebro in Westen bis zu dem ungarischen Fluß

Raab und bis zu der Oder in Osten; von dem Kanal der Nordsee, Eider und Ostsee in Norden, bis zum Mittelmeere längs der französischen Küste und bis zur Tiber bei Rom in Süden. Es gehörte also dazu ein Theil von Spanien, ganz Frankreich, Holland, der größte Theil des heutigen Deutschlands, die Schweiz, die nördliche Hälfte Italiens und ein Strich von Ungarn. Dieses große Reich zerfiel nachher in drei Theile: Mittelfranken (Italien, Schweiz, Lothringen, Holland); Ostfranken (Deutschland); Westfranken (Frankreich): und aus dieser Theilung haben sich dann nach und nach Frankreich als eigener Staat, Holland, Deutschland, die Schweiz gebildet: Mittelfranken ist zerstückelt worden; die mannichfaltigsten Veränderungen hat Oberitalien erfahren; am Rhein kämpften Deutsche und Franzosen: noch an 20 Meilen jenseit des Rheins wird Deutsch gesprochen, und Elsaß, Lothringen, Flandern und Brabant waren deutsche Provinzen.

So groß Karl als Feldherr war; eben so groß zeigt er sich als Regent seiner Staaten. Er hatte das ganze Reich in kleinere Provinzen getheilt; aus allen mußten ihm Berichte eingeschickt werden; nach allen Seiten hin schickte er Befehle: und diesen wußte er Nachdruck zu geben. Sein Petschaft war in seinen Degenknopf gegraben. Hatte er nun einen Befehl an einen halsstarrigen Vasallen untersiegelt; so pflegte er wohl zu sagen: Hier ist mein Befehl, und hier — indem er das Schwerdt schüttelte — der, der ihm Gehorsam schaffen soll. Dabei aber ist nicht zu vergessen: er ließ jedem seiner Völker die einheimischen Gesetze, Sitten und Sprache; er wollte nicht verschiedenartige Völker in Eine Form zwängen, die überdies gar nicht für diese Völker erfunden war. — Seine liebste Beschäftigung aber in den Tagen des Friedens war, sich Kenntnisse zu verschaffen, und Kenntnisse unter seinem Volke zu verbreiten. Darum nahm er einen gelehrten englischen Mönch Alkuin aus Italien

mit nach Deutschland, Lehrer seiner Söhne zu werden; und so oft er konnte, war er selbst bei dem Unterrichte zugegen, um mitzulernen. Latein sprach er fertig; im Griechischen konnte er wenigstens ein Buch verstehen. Er las sehr fleißig, und da er in seiner Jugend nicht schreiben gelernt hatte, setzte er, der Held, dem halb Europa gehorchte, sich noch in seinen männlichen Jahren an den Schreibtisch, die Buchstaben nachmachen zu lernen, was seiner des Schwerdtes gewohnten abgehärteten Hand wahrlich schwerer werden mußte, als den gefügigen Knabenfingern. Besonders lag ihm daran, den Schulen aufzuhelfen, um nützliche Kenntnisse der Jugend einzupflanzen. Er ließ dazu geschickte Männer aus Italien und Griechenland kommen; und führte auch an seinem Hofe eine Schule ein, in welche alle seine Diener, die hohen wie die niedern, ihre Söhne schicken mußten. Einmal trat er selbst in die Schulstube, hörte eine Zeitlang zu, und ließ sich dann die schriftlichen Arbeiten der jungen Leute zeigen. Die Geschickten mußten alle auf seine rechte, die Ungeschickten auf seine linke Seite treten; und da fand es sich, daß die Letztern meist die Söhne vornehmer Aeltern waren. Er wandte sich zu den fleißigen, aber armen Kindern, und sagte: Ich freue mich, meine liebe Kinder, daß ihr so gut einschlagt; bleibt dabei, und werdet immer vollkommener. Ihr verfolgt euer wahres Beste, und zu seiner Zeit soll euch mein Lohn nicht fehlen. Ihr aber — und hier wandte er sich zornig zur Linken — ihr Söhne der Edlen, ihr feinen Püppchen, die ihr euch so reich und vornehm dünkt, und des Wissens nicht noth zu haben meint, ihr faulen, unnützen Buben: ich sage euch bei Gott! euer Adel und eure hübschen Gesichter gelten nichts bei mir; von mir habt ihr nichts gutes zu hoffen, wenn ihr eure Faulheit nicht durch eifrigen Fleiß wieder gut macht!

Er ließ sich auch vom Pabst Orgelspieler a) und Sän-

a) Die erste Orgel hatten Gesandte Pipins aus Konstantinopel im Jahr 756 nach Franken gebracht; in Karls Zeit

ger schicken, um einen ordentlichen Kirchengesang einzurichten. Aber die plumpen Franken stellten sich eben so ungeschickt zum Singen als zum Schreiben. Die Italiener verglichen den fränkischen Kirchengesang mit dem Geheul wilder Thiere, und dem Hinrumpeln eines Lastwagens über einen Knüppeldamm; und Alkuin klagt oft in seinen uns noch übrigen Briefen, daß er mit den Leuten gar nichts ausrichten könne, und mit einer unglaublichen Tölpelhaftigkeit zu kämpfen habe a). — Den Geistlichen verbot er, Waffen zu tragen, mit Hunden durch den Wald zu schweifen, Stoßvögel zu haben; denn die Kirche sey ein Haus des Gebetes, wo man weder weltliche Geschäfte noch eiteles Geschwätz treiben solle. Dagegen ermahnte er zum Bücherabschreiben, und sammelte sich selbst für damalige Zeiten eine ansehnliche Bibliothek von Handschriften. In den eingesandten Briefen korrigirte er den Geistlichen manchmal die Sprachfehler; aufs dringendste aber empfahl er ihnen ein frommes Leben: denn, sagte er, wiewohl es löblich ist, daß die Kirche fein gebauet sey, so ist doch das Gebäu und die Zier guter Sitten noch löblicher. Und um auch den Unwissenden zu Hülfe zu kommen, ließ er eine Auswahl guter Predigten aus den besten griechischen und lateinischen

baueten die Franken selbst schon Orgeln, die an Stärke dem Donner, an Süßigkeit der Leyer gleich kamen; und 60 Jahre nach Karls Tode bat Pabst Johann VIII. den Bischof Anno von Frisingen, aus Deutschland nach Italien ihm eine gute Orgel zu schicken und einen Mann, der sie gut spiele und darauf unterrichten könne.

a) Wir können diese Klagen wohl glauben, da auch noch in unseren Stadt= und Dorfkirchen, besonders des nördlichen Deutschlandes, gewöhnlich nicht gesungen, sondern geschrieen wird. Hier können sich Schulmeister noch sehr verdient um die Feierlichkeit der öffentlichen Gottesverehrungen machen, wenn sie die aufwachsende Jugend an einen reinen, hellen, aber melodischen Gesang gewöhnen.

Kirchenlehrern sammeln und abschreiben, damit diese dem Volke vorgelesen würden. — Er selbst hatte immer eine Gesellschaft von Gelehrten um sich, mit denen er oft freundschaftlich zusammen kam, den Kaiser ganz verleugnete, und sich mit ihnen über die Mittel besprach, sein Volk und seine Sprache zu bilden. Diese Gesellschaft, sammelte die Volkslieder der alten deutschen Barden (Dichter), die uns aber leider verloren gegangen sind. Sie bestimmten die Gesetze des deutschen Sprechens, erfanden für mehrere Wörter aus fremden Sprachen ächtdeutsche Namen, z. B. für die Monate. Den Januar nannte Karl den Wintermonat; den Februar Hornung; den März Lenzmonat (das ist Frühlingsmonat); den April Ostermonat; den Junius Brachmonat; den Julius Heumonat; den August Aehrenmonat; den December den heiligen Monat. Und ächt deutsch durch Karl eingeführt sind die Benennungen der Winde: Ost, Süd, West, Nord, und deren Zusammensetzungen Südost, Nordwest u. s. w. In dieser Gesellschaft waren auch Eginhard, ein Deutscher, der das Leben Karls beschrieben hat; und der schöne geistvolle Angilbert, durch dessen Schönheit sogar eine Tochter des Kaisers, Bertha, für ihn soll eingenommen worden seyn; wie eine andere Tochter Karls Emma für Eginhard. — Eginhard und Emma, so wird erzählt, liebten sich; aber ohne Hoffnung, daß der Kaiser die ungleiche Vereinigung billigen werde. Daher hinterging die unbesonnene Liebe den edlen Vater mit unredlichem Geheimniß; sie sahen und sprachen sich nur des Abends, wenn sie glaubten, daß alle schon schliefen. Einst als spät Abends Eginhard aus der Kaiserburg nach Hause gehen wollte, war frischer Schnee gefallen. Beide fürchteten, sie könnten verrathen werden, wenn man am Morgen die Fußtritte eines Mannes aus Emmas Thüre fände; und Emma kam auf den Einfall, den Geliebten auf ihre Schultern zu nehmen, und ihn über den Schloßhof zu tragen. Sie that es. Allein ihr alter Vater, der Kaiser, der, weil er des Tags nach Tisch zwei bis drei Stunden zu

schlafen pflegte, Nachts oft aufwachte und dann auch wohl, um die Sterne zu beobachten, aufstand, war wach und stand am Fenster. Als Emma zurückkam, sah sie ihn und erschrack. Doch Karl ließ sie gehen und schwieg mehrere Tage lang. Da wagte es Eginhard, der das Schlimmste fürchtete, um seine Entlassung zu bitten. Komm morgen auf den Gerichtstag! antwortete der Kaiser. Er kam, ward aber nicht eher vorgelassen, als bis Karl seinen Räthen den ganzen Vorfall erzählt hatte. Einige drangen auf harte Bestrafung; andere auf gelinde. Doch Karl schüttelte den Kopf und rief: Laßt ihn hereinkommen! — Eginhard! redete er ihn an: Du hast mir treu gedient, und willst jetzt deine Entlassung. Ich wünsche dich zu belohnen für deinen treuen Dienst, und gebe dir daher meine Tochter Emma, und ein Heirathsgut, womit ihr zufrieden seyn sollt. — Doch halten gelehrte Männer diese Erzählung nicht ohne Grund für ein Mährchen, das ein Mönch erdichtet habe. Denn Eginhard selbst erzählt, daß Karl keine seiner Töchter verheirathet habe.

So groß und verständig endlich Karl als Regent war, so sorgsam war er auch in den kleinen Geschäften des Hauswesens. Er ließ sich alle Rechnungen vorlegen, und rechnete selbst nach, und da mußten alle Einnahmen und Ausgaben treu eingegangen seyn, selbst die Anzahl der gewonnenen und gebrauchten Eier. Besonders beschäftigte er sich gern mit Anschlägen zu Gebäuden, und in seinen Lieblingssitzen, Aachen und Ingelheim, ließ er schöne Schlösser und Kirchen aufführen. Er ließ Sümpfe austrocknen, Wälder ausrotten, Kanäle ziehen; und trieb Feld- und Gartenbau mit großem Eifer.

Sein einziger Erbe war Ludwig. Als Karl die Abnahme seiner Kräfte fühlte, berief er eine große Versammlung nach Aachen. Und nachdem er feierlich die Großen des Reiches ermahnt hatte, seinem Sohne treu zu bleiben; ging er 813 den 16. November, im kaiserlichen Schmuck in die Kirche, wo er eine goldene Krone auf den

Altar hatte legen lassen. Nachdem er sein Gebet verrichtet, ermahnte er seinen Sohn mit lauter Stimme vor allem Volke, Gott zu fürchten und zu lieben, seine Gebote zu halten, für die Kirche zu sorgen und sie gegen boshafte Menschen zu beschützen, sich gegen seine Schwestern und Halbbrüder allezeit gütig zu erweisen, sein Volk zu lieben wie seine Kinder, den Armen Trost zu verschaffen, getreue und gottesfürchtige Beamte anzustellen, keinen seiner Lehen und Ehren ohne hinlängliche Ursach und Untersuchung zu entsetzen, sich selbst aber vor Gott und den Menschen jederzeit unsträflich zu erhalten. Willst du das alles erfüllen, mein lieber Sohn? fragte zuletzt der gerührte Greis. Ludwig versprach es mit Thränen. — Nun wohl! so setze dir selbst die Krone auf und stets erinnere sie dich an dein Versprechen. — Er that es unter lautem Weinen und Rufen des Volkes: Das ist Gottes Wille! — Im Januar 814 verfiel Karl in ein heftiges Fieber, das mit Seitenstechen verbunden war. Er wollte sich nach seiner Gewohnheit durch Fasten kuriren, allein die Natur war erschöpft. Den 28sten Januar Morgens in der zehnten Stunde starb er im 72sten Jahre seines thatenreichen Lebens, ruhig und gefaßt, mit auf der Brust gefalteten Händen und den Worten: Herr, in deine Hände befehle ich meinen Geist a)!

Auch das Ausland ehrte den König der Franken durch

a) Ich kann nicht unterlassen, die Rührung auszudrücken, mit welcher ich diese Worte heute den 28sten Januar 1814, gerade tausend Jahre nach Karls des Großen Tode lese und schreibe. Es ist selten, das Andenken einer großen Begebenheit nach tausend Jahren feiern zu können. Es hätte heut allgemein in Deutschland das Andenken des wahrhaft großen deutschen Kaisers gefeiert werden sollen, damit wir alle recht lebhaft hätten erkennen mögen, ob der Fremdling, der in unsern Tagen sich ihm so gern vergleichen mag, ihm wirklich gleicht. (Anmerk. d. sel. Bredow bei den früheren Auflagen d. Buchs.)

Gesandtschaften und Geschenke. Ein Emir schickte ihm einen der größten Elephanten nach Aachen, der in Deutschland ein allgemeines Aufsehen erregte, da es wahrscheinlich das erste Thier dieser Gattung war, das in unserm Vaterlande gesehen wurde. — Harun al Raschid, einer der berühmtesten arabischen Kalifen in Bagdad, machte ihm ein Geschenk mit den kostbarsten indischen Gewürzen und mit mehreren Kunstarbeiten der Araber. Unter diesen ist besonders merkwürdig eine Schlaguhr, die erste, welche man im westlichen Europa kennen lernte. Doch war sie keineswegs so künstlich zusammengesetzt, wie unsere Schlaguhren, welche eine der sinnreichsten Erfindungen des menschlichen Verstandes sind, und es verdienen, von euch genauer gekannt zu werden. Karls Gegengeschenke bestanden in trefflichen Jagdhunden, feiner Leinwand und anderen Weberarbeiten, worin die fränkischen und frisischen Frauen sehr geschickt waren. Karl selbst trug an Werkeltagen keine andere Bekleidung, als die ihm seine Frauen und Töchter gesponnen und gewebt hatten: ein linnenes Kamisol und Hosen, über Strumpf und Hosen kreuzweis farbige Binden, und einen Rock mit seidnem Bande eingefaßt. Auf der Jagd hatte er einen Schafpelz. Nur wenn er fremden Gesandten Audienz gab und bei hohen Festen sah man ihn im golddurchwirkten Rocke, am weiten Mantel goldne Hefte, in Schuhen mit Edelsteinen, und geschmückt mit goldener Krone.

38.

Uhren.

Wir sind jetzt so daran gewöhnt, Tag und Nacht in 24 gleiche Theile oder Stunden zu scheiden, daß es uns vielleicht kaum einfällt daran zu denken, daß man irgendwo diese Stundenrechnung nicht haben könne. Dennoch finden

wir bei den meisten rohen Völkern, welche neue Reisende auf fernen Inseln entdeckt haben, keine Spur von einer genaueren Eintheilung der Tageszeit; unsere ältesten Vorfahren in Deutschland kannten sie nicht; selbst die gebildeten Völker vor Christo, Aegyptier und Phönizier, Griechen und Römer, entbehrten dieses für die Eintheilung der Geschäfte so wichtigen Hülfsmittels sehr lange. Und die bei uns gebräuchlichen Werkzeuge, wodurch wir die Zeit so genau und bequem abmessen, unsere Thurm-, Stuben- und Taschenuhren, waren auch noch lange nach Christi Geburt unbekannt: sie sind erst eine Erfindung der neuesten Zeiten; und diese Erfindung gehört zum Theil wenigstens den Deutschen.

Sonnenaufgang und Sonnenuntergang waren die ersten natürlichen Gränzen des Tages. Mit der Sonne standen Hirten und Ackerbauer auf, und gingen an ihre Arbeit; mit der sich neigenden Sonne begab sich der Landmann zur Ruhe: denn die Nacht ist Niemandes Freund. Nur der rauhe Jäger mochte in Mondhellen Nächten dem Wilde nachspüren, das dann auf Raub ausgeht, oder es in seinen Lagern überfallen.

Menschen, die fast immer unter freiem Himmel leben, mußten es zunächst bemerken, daß ein Theil des Tages heißer ist als der andere, und daß dies ungefähr in die Mitte des Tages trifft, wo die Sonne scheinbar am Himmel am höchsten steht, und der Schatten am kürzesten fällt. Wie nun der abnehmende und wachsende Schatten schon früh ein Spiel unserer Kinder ist: so reizte er gewiß auch schon in frühen Zeiten Hirten und Ackerbauende Völker zu Beobachtungen; und wir können daher vermuthen, daß in uns unbekannten Zeiten ein in Muße beobachtender Aegypter oder Babylonier es sich anmerkte, bis auf welchen Punkt der Schatten eines Pfahles oder einer Säule falle, wann er am kürzesten ist. Hatte er sich dies etwa durch einen Strich angemerkt; so mußte er bald finden, daß dies doch nicht an allen Tagen des Jahres gleich sey, daß in den Sommermonaten der kürzeste Schatten kürzer falle als in den

Wintermonaten. Setzte er aber seine Beobachtungen fort; so fand er zu seiner Freude nach dem Kreislaufe eines Sonnenjahres, daß dieselbe Folge der kürzesten Schatten wiederkehre, die er schon einmal beobachtet hatte. An jedem Tage aber fiel, Winter und Sommer, der kürzeste Schatten gerade in die Mitte zwischen Aufgang und Untergang der Sonne; dies stimmte mit dem höchsten Stande der Sonne zusammen, und gab so einen dritten bequemen Scheidepunkt des Tages, den Mittag.

Da man nun aus alten Zeiten her eine Menge von Sonnenzeigern in Aegypten findet, und da zugleich schriftliche Nachrichten uns lehren, daß man in dem Lande des Nils vorzüglich den kürzesten Schatten beobachtet habe: so dürfte man nicht ohne Grund die früheste Erfindung der Gnomen oder Sonnenzeiger den Aegyptern zuschreiben; wiewohl nicht unwahrscheinlich ist, daß auch andere Völker durch eigene Erfahrungen auf diese Beobachtung geleitet worden sind. So hatten die ältesten Römer diese Punkte bemerkt, wohin der kürzeste Schatten ihres Rathhauses fiel: um diese Zeit ging der Gerichtsdiener oder Liktor des Konsuls durch die Straßen Roms, und rief aus, daß es Mittag wäre.

Die Zeit zwischen dem Sonnenaufgang und dem kürzesten Schatten ist aber nicht alle Tage gleich lang, wenn schon in den südlicheren Gegenden die Tage des Winters nicht so kurz, und die Sommertage nicht so lang sind, als in unserm nördlichen Deutschlande. Denn während bei uns der längste Tag gegen 18 Stunden währt, währt er in Griechenland und dem südlichen Italien nur 15, in Aegypten und Babylonien nur 14 Stunden; und im mittlern Afrika, in Ostindien und Peru, unter dem Aequator, sind Tag und Nacht fast immer gleich. Dafür enthält aber auch der kürzeste Tag bei uns noch nicht 7 Stunden; in Italien dagegen über 9, und in Aegypten 10 Stunden. Ungeachtet dieser wechselnden Tageslänge fand man aber doch alle Tage ein verhältnißmäßiges

Wachsen und Abnehmen der Schattenlänge. Dies führte auf den Gedanken, den Zwischenraum gleichmäßig zu scheiden, und der Zeit von Sonnenaufgang bis zum kürzesten Schatten und vom kürzesten Schatten bis Sonnenuntergang, Winter und Sommer gleiche Theile zu geben; aber diese Theile an Brettern, auf welche der Schatten einer Säule fiel, zu bemerken. Auf diese Weise wurden freilich die Tagstunden des Sommers länger, als die des Winters; allein, so lange es an anderen Werkzeugen fehlte, mußte man sich hiermit begnügen: man hatte jetzt doch Unterscheidungen der Zeit nach einem sichern Verhältniß.

Diese Stunden von wechselnder Länge finden wir fast bei allen Völkern des Alterthums: und wiewohl die Zahl der Zeittheile von Morgen bis Abend willkürlich war; so ist doch die Sitte, den Tag in zwölf gleiche Theile zu scheiden, seit den frühesten Zeiten bis zu uns herab, die fast allgemein herrschende geblieben. Man sagt, daß die Babylonier zuerst diese Erfindung gemacht haben: von ihnen erhielten sie die Griechen; von den Griechen kam sie zu den Römern; und durch die Römer ist sie über ganz Europa ausgebreitet worden. Bei jenen wechselnden Stunden war aber in Italien des Sommers um die Zeit des längsten Tages jede Tagstunde so lang, als bei uns $\frac{5}{4}$ Stunde; und im Winter um die Zeit des kürzesten Tages betrug die Stunde dort nur 45 Minuten, oder $\frac{3}{4}$ unserer Stunde. — Bei den älteren Juden vor der babylonischen Gefangenschaft finden wir keine Andeutung von Stunden: sie unterscheiden gewöhnlich nur Morgen, Mittag und Abend. Doch lesen wir eine Stelle im alten Testament, aus welcher wir schließen können, daß sie doch auch die abnehmende und wachsende Länge des Schattens nach Sonnenzeigern schon vor der Bekanntschaft mit den Babyloniern (oder Chaldäern) beobachtet haben, 2. Kön. 2, 9 — 11. Der Schatten von dem Sonnenzeiger am Palaste des Königs Ahas konnte wenigstens zwanzig Stufen niederwärts und aufwärts gehen. Und Ahas herrschte in Juda schon um 740 vor Christi Geburt.

Diese Stunden indeß konnte man nur am Tage, und auch am Tage nur dann beobachten, wenn der Himmel unbewölkt war, für die Nacht hatte man gar kein Maaß. Um die Zeit in jedem Augenblicke bestimmen und unterscheiden zu können, dazu gehörte eine Maschine, die in gleichmäßig fortgehender Bewegung blieb, und bei jedem Fortgange irgend ein sichtbares oder hörbares Zeichen gab, wie viele Zeittheile verflossen seyen. Auch dies Bedürfniß scheint man schon früh gefühlt zu haben, und der Zufall unterstützte vielleicht dabei, Werkzeuge einzurichten, welche diesem Zweck einigermaßen entsprachen. — Wir finden nehmlich, daß man schon in sehr frühen Zeiten Schalen gebraucht hat, aus denen durch eine kleine Oeffnung Wasser Tropfenweise ablief, sogenannte Wasseruhren. Man beobachtete, wie viel Wasser aus einem solchen Gefäß vom Aufgang der Sonne an bis auf den Augenblick des kürzesten Schattens in ein anderes darunter stehendes Gefäß tröpfelte. Diese Zeit schied man als die Hälfte des ganzen Sonnentages in 6 Stunden: man nahm also den sechsten Theil des herabtröpfelnden Wassers, goß dieses in das obere Gefäß; und war es ausgelaufen, so war eine Stunde zu Ende. — Dann machte man es sich bequemer. Man beobachtete, wie hoch mit jeder Stunde das Wasser in dem untern Gefäße steige, bezeichnete diese Punkte, und bestimmte darnach, wie viele Stunden man vom Sonnenaufgang entfernt wäre. Bei diesen Wasseruhren muß man es aber sehr unbequem gefunden haben, daß die Stunden von wechselnder Länge waren. Denn dabei erforderte wenigstens jeder Monat sein eigenes Wassermaaß, jeder Monat fast eine andere Wasseruhr. Diese Unbequemlichkeit hat wohl zuerst darauf geführt, Winter und Sommer, die Tage und Nächte in unveränderlich gleiche Theile oder Stunden einzutheilen. — Bei den Chinesen sind die Wasseruhren von einem hohen Alter. Sie bedienen sich dazu eines runden Gefäßes, welches unten ein rundes Loch hatte, und leer auf ein ande-

res mit Wasser angefülltes Gefäß gesetzt wurde. Wie nun das Wasser aus dem untern Gefäß in das obere eindrang, sank das obere Gefäß nach und nach ein, und zeigte dadurch die Theile der verflossenen Zeit an. — Im westlichen Asien sollen die Babylonier Erfinder der Wasseruhren gewesen seyn. Von ihnen kamen sie nach Kleinasien zu den Griechen, um 555 vor Christo, im Zeitalter des großen persischen Eroberers, Cyrus. Die Römer aber erhielten die erste Wasseruhr erst im Jahr 160 vor Christi Geburt. Durch sie wurden darauf diese Zeitmesser im ganzen römischen Reiche verbreitet. — Wenn man aber auch die wechselnden Stunden aufgab; so behielt man es doch bei, die Stunden vom Morgen an zu zählen. Wenn es bei uns etwa 7 Uhr des Morgens ist, zählten die Alten 1 Uhr; ist es bei uns 12 des Mittags, so zählten sie 6; 3 Uhr des Nachmittags bei uns, war bei ihnen 6 Uhr u. s. w. Diese Art die Stunden zu zählen, war auch zu Christi Lebenszeit in Palästina üblich; und man muß hiernach in der Lebensgeschichte Jesu, z. B. Matth. 27, 45. rechnen. Auch ist die jetzt im südlichen Italien herrschende Weise die Stunden zu zählen wahrscheinlich aus jener altrömischen entstanden. Die Italiener rechnen nemlich, wie die Juden noch jetzt und die Griechen ehemals, den Tag von Sonnenuntergang bis Sonnenuntergang, und theilen diese Zeit in 24 gleiche Stunden, und zählen auch im täglichen Leben von 1 bis 24 Uhr. Dieser Zwischenraum ist sich aber nicht immer gleich; sondern, da die Sonne, wenn die Tage zunehmen, jeden folgenden Tag etwas später untergeht als den Tag vorher, so müssen die Stunden vom Jannar bis Juni etwas länger werden als bei uns; und da umgekehrt, wenn die Tage abnehmen, die Sonne jeden folgenden Tag etwas früher untergeht, als den Tag vorher, so müssen die Stunden vom Juli bis zum December etwas kürzer seyn als bei uns. Doch ist der Unterschied der Stundenlänge im Ganzen unbedeutend, wenn

schon

schon ihre Stunden immer auf dieselben Stunden bei uns fallen. Sie haben nehmlich folgende abweichende Art, die Stunden zu zählen: Mit Sonnenuntergang fangen sie an; eine Stunde nach Sonnenuntergang ist eins; um Mitternacht haben sie im Frühling und Herbst 6 Uhr, im Sommer 5, im Winter 7 Uhr; des Morgens 12 Uhr; des Mittags 18 Uhr; des Nachmittags 20, 21, 22 Uhr; mit 24 Uhr geht die Sonne unter. Man sieht leicht, daß 24 Uhr im Winter auf 5 Uhr, im Frühling und Herbst auf 6 Uhr, im Sommer auf 7 oder 8 Uhr nach unserer Zählart fällt.

Die Wasseruhren konnte man auch in der Nacht gebrauchen; und die Römer theilten darnach ihre Nachtwachen, die sie viermal wechseln ließen, es mogte Sommer oder Winter seyn. Nach diesen vier Nachtwachen wurde daher nicht bloß in Rom, sondern überall gerechnet, wo römische Besatzungen lagen, also auch in Palästina. — Und fast, scheint es, wurden in Rom die Wasseruhren mehr bei Nacht als bei Tage gebraucht; denn man findet selten nach Tagesstunden gerechnet. Wenigstens muß man nicht glauben, daß, wie jetzt fast jeder Bürger und Bauer eine Taschen- oder Wanduhr hat, so jeder römische Bürger eine Wasseruhr im Hause gehabt habe. Diese Instrumente waren um Christi Geburt noch immer nicht häufig.

Alle durch Schönheit sich auszeichnenden Uhren zunächst nach Christi Geburt waren ebenfalls Wasseruhren. So schickte im Jahre 490 Theodorich, der König der Ostgothen in Italien, dem damaligen burgundischen a) Könige Gundebald eine Wasseruhr zum Geschenk, welche

a) Burgund hieß damals das Flußgebiet der Saone und Rhone, zwischen der Loire und dem Rhein, von Nevers bis Basel und bis nahe ans Meer. Es war um 500 ein eigenes Königreich mit den Städten Dijon, Genf, Lion, Avignon.

die Bewegungen der Sonne und des Mondes mit anzeigte. Da mußten also in dem Wassergefäß Stifte oder wahrscheinlicher Räder angebracht seyn, die, von dem herabtröpfelnden oder fließenden Wasser in Bewegung gesetzt und erhalten, jene Veränderungen hervorbrachten a). — Von ähnlicher Art war auch die Uhr, welche der arabische Kalif Harun 809 Karl dem Großen zum Geschenk sandte. Sie war eine Wasseruhr aus Metall gearbeitet, mit einem Stundenzeiger, und so eingerichtet, daß am Ende jeder Stunde so viel metallene Kügelchen auf ein darunter gestelltes Becken klingend fielen, als die Glocke war. Zugleich traten mit dem Fall dieser Kügelchen aus Thüren Reiter hervor, welche mit der letzten Stunde des Tages wieder zurückgingen, und die Thüren schlossen. Es müssen also Räder angebracht gewesen seyn, welche durch das Wasser in Bewegung gesetzt wurden, und die Thüren öffneten, aus denen Kügelchen und Reiter hervorkamen.

Da aber das Wasser im Sommer durch die Wärme ausgedehnt und verdünnt wird, des Winters aber dichter ist und oft gar gefriert; so kann die Wasseruhr die Stunden nicht immer ganz richtig zeigen. Ueberdies muß man, wenn man sie gebrauchen will, das Wasser erst aus einem Gefäß in das andere gießen: dadurch geht leicht Wasser verloren, und will man den Abgang durch Zugießen ersetzen; so gießt man leicht zu viel. Daher wählte man schon in frühen Zeiten, bereits um Christi Geburt, statt des Wassers Sand. Dieser muß nur ganz fein und trocken seyn. Er wird dann, wie das Wasser, in ein Gefäß geschüttet, das unten eine kleine Oeffnung hat. Damit aber nirgend sich Sand ansetze oder zurückbleibe, giebt man dem Gefäße eine trichterförmige Gestalt,

a) Auch unter den Geschenken, die Pabst Paul I. dem Vater Karls, Pipin, machte, wird eine Nachtuhr (also keine Sonnenuhr) ausgezeichnet.

damit die Masse des Sandes immer auf die Oeffnung zudrücke. Hierzu kann man nun zwei gleich grosse trichterförmige Gläser nehmen und diese mit ihren offenen Spitzen verbinden. Wenn dann der Sand aus dem oberen Spitzglase in das untere gelaufen ist, so darf man nur die ganze Uhr umkehren, und der Sand läuft wieder aus dem nun nach oben gekehrten in das untere Glas: und zeigt in beiden Fällen die Stunden an. So sind jetzt gewöhnlich unsere Stundengläser, z. B. auf den Kanzeln. Auch gebraucht man sie auf Schiffen, wo man sie aber passender statt des Sandes mit Quecksilber füllt.

Unsere jetzt gewöhnlichen Uhren messen aber die Zeit weder durch Wasser noch Sand, noch bedürfen sie der Schattenlängen, um die Stunden anzuzeigen. Sie werden durch Räder getrieben, und diese Räder werden entweder durch Gewichte in Bewegung gesetzt, wie bei den Thurm- und Stubenuhren; oder durch eine elastische Feder, welche die Neigung hat, sich so weit als der Raum erlaubt auszudehnen, wie bei den Taschenuhren.

Jene sogenannten Gewichtuhren wurden früher erfunden als diese. Man weiß zwar nicht ganz bestimmt, wann und von wem sie erfunden worden sind: so viel aber ist ausgemacht, daß man sie schon vor dem Jahre 1000 kannte. Eine der ersten Gewichtuhren, von der wir Nachrichten haben, hat ums Jahr 996 ein französischer Mönch Gerbert in Magdeburg verfertiget, der im Jahre 999 Pabst wurde unter dem Namen Sylvester II. und 1063 zu Rom starb. Doch zeigte diese bloß die Stunden, ohne zu schlagen. Wer diese Verbesserung hinzufügte, wissen wir nicht. Ums Jahr 1300 erst finden wir bestimmte Nachrichten von Schlaguhren; und wahrscheinlich waren sie damals noch nicht lange erfunden. Denn 1344 ward erst die Thurmuhr zu Padua in Oberitalien verfer-

tiget, welche alle Stunden schlug; und im Jahr 1370 ließ der König von Frankreich Karl V. den durch Schlaguhren berühmten Heinrich von Wick aus Deutschland kommen, der die erste große Uhr in Paris machte, und sie auf den Thurm des königlichen Palastes setzte. In Deutschland scheint Augsburg die erste Stadt gewesen zu seyn, welche eine Schlaguhr hatte: man findet dort eine schon 1364. — Doch waren alle diese Uhren noch unvollkommen; denn es fehlte ihnen das Pendel oder das Perpendikel, wodurch der Fortgang im Abrollen der Gewichte ganz gleichmäßig gemacht wird. Diese äußerst wichtige Erfindung verdanken wir zween berühmten Männern, einem Florentiner Galiläi, der 1564 geboren wurde und 1642 starb, und einem Holländer Huygens, geb. 1629, gest. 1695. — Galiläi beobachtete nehmlich schon in seiner Jugend, daß sich ein Gewicht, an einem Faden aufgehangen, ganz gleichmäßig hin und herschwinge, daß alle Schwingungen eines Pendels gleich lange Zeit dauerten, und daß es bloß von der Länge des Pendels abhange, nicht vom Gewicht, daß es sich schneller, oder langsamer schwinge. Da man nun sehr kurze Pendel machen kann; so ist man dadurch in den Stand gesetzt worden, sehr kleine Zeittheile abzumessen, was für Beobachtungen an Sternen so äußerst wichtig ist. — Dieses Pendel verband man nun unmittelbar mit den Uhren, und faßte es so ein, daß eine kleine Erschütterung (durch die sogenannte Unruhe) es unaufhörlich in schwingender Bewegung erhält. Denn fänden die Körper bei ihren Bewegungen keinen Widerstand in der Luft; so würden die an einem Faden aufgehängten Gewichte, einmal angestoßen, unaufhörlich fortschwingen: der Widerstand in der Luft aber schwächt die Schwungkraft, und es gehört also eine, wiewohl nur geringe Erschütterung dazu, um die Schwingungen eines Pendels gleichmäßig zu erhalten.

Künstlicher noch sind die Taschenuhren. Die Eng-

länder haben sich eine Zeitlang für die Erfinder derselben gehalten, und eine silberne Taschenuhr, die man auf einem Schlosse in Schottland fand, schien für sie zu sprechen. Diese Uhr hatte statt des Glases über dem Zifferblatt durchsichtiges Horn; und auf dem Zifferblatt standen die Worte: Robert B. Rex Scotorum, das heißt: Robert Bruce, König der Schotten. Dieser König regierte von 1305 bis 1348. Man schloß also daraus, daß die Taschenuhren schon zu Anfange des 14ten Jahrhunderts in Schottland bekannt gewesen wären. Allein die ganze Sache war ein Betrug, den ein Goldarbeiter in Glasgow gespielt hatte. — Der wahre Erfinder der Taschenuhren ist ein Deutscher, Peter Hele, Uhrmacher zu Nürnberg, der nach 1540 starb, und ums Jahr 1500 diese Erfindung gemacht hat. Diese ersten Sack- oder Taschenuhren waren größer, als man sie jetzt macht, hatten ungefähr die Gestalt von Eiern, und wurden daher auch wohl die Nürnbergischen Eierlein genannt. Man verstand es indeß schon früh, sie auch sehr klein zu machen; und Karl V., der von 1519 bis 1558 deutscher Kaiser war, hatte eine Uhr mit Zeigern und Glocke in einem Fingerringe; und um 1600 trugen Frauenzimmer Uhren als Ohrengehänge. — Doch hatten diese ersten Uhren noch bei weitem nicht die Vollkommenheit und Regelmäßigkeit unserer jetzigen: sie zeigten bloß Stunden, hatten keine Feder und Kette, und die Bewegung der Unruhe war äußerst unregelmäßig. Auch hier hat der Holländer Huygens, derselbe, der die Pendeluhren erfand, wichtige Entdeckungen gemacht, um die Bewegung der Unruhe regelmäßig zu machen. Der künstliche Bau einer Uhr verdient es wohl, daß wir ihn genauer kennen lernen. Eine bloße Wortbeschreibung indeß macht die Sache nicht gehörig klar. Suchet Gelegenheit, euch von einem Uhrmacher die einzelnen Theile einer Uhr und ihre Zusammensetzung zeigen zu lassen: es wird für euch lehrreich seyn, und freudige Bewunderung erwecken, wie der menschliche Geist durch scheinbar

kleine Mittel, wie ein Pendel, eine Uhrfeder, so grosse Wirkungen hervorzubringen vermag a).

39.

Heinrich I. und Otto I.

Die Nachfolger Karls des Grossen hatten weder den Muth noch die Geistesgrösse ihres Ahnherrn, sein weitläuftiges Reich in Ordnung zu erhalten. Da nun überdies das Erbrecht der Erstgeburt noch nicht eingeführt war; so entstanden bald blutige Fehden unter den Söhnen der fränkischen Könige, und Deutschland trennte sich als eigener Staat von Karls grossem Reiche. — Doch war auch hier nicht Ruhe. Die mächtigen Herzoge wollten nicht gehorchen und bekriegten sich unaufhörlich unter einander; und zwei Feinde hatte Karl noch nicht ganz besiegt, die unter schwächeren Regenten bald wieder kühnere Einfälle und Räubereien wagten: dies waren die Ungarn, welche gewöhnlich Hunnen genannt wurden und Wenden und Slaven jenseit der Elbe und Oder in Mecklenburg, Pommern, Preussen und Polen. — Dieses so von innern und äussern Feinden erschütterte Reich regierte ums Jahr 900 ein Kind, Ludwig. Er starb 911 achtzehn Jahre alt; und Deutschland wäre jetzt wahrscheinlich in lauter kleine Staaten zerfallen, hätten sich nicht die Franken und Sachsen, aus Furcht vor den Ungarn und Wenden, mit einander vereiniget, und einen König als Oberhaupt des Reiches gewählt. Sie wählten den alten Herzog der Sachsen Otto. Dieser aber lehnte die angetragene Würde seines Alters wegen ab, und empfahl den Herzog der Franken

a) Eine gute Zeichnung von den Theilen einer Taschenuhr findet man in Klügels Encyklopädie, 3ter Thl., erste Abtheilung Tab. XII. Fig. 45 u. 46.

Konrad. Dieser war ein guter Mann, besaß aber nicht die Geisteskraft, ein so zerrüttetes Reich zusammenzufassen. Besonders meinte er, von dem mächtigen Herzoge der Sachsen Alles fürchten zu müssen. Als daher sein Gönner Otto starb, wollte er dem Sohne desselben, Heinrich, die Lehen des Vaters nicht bestätigen. Dies empörte die Sachsen, die ihrem Herrn mit der treuesten Liebe anhingen; und zugleich brachen die Ungarn in Deutschland ein, und plünderten, ohne daß Konrad es ihnen wehren konnte.

Konrad, selbst unzufrieden mit dem schlechten Erfolge seiner Regierung, beschloß sein Leben mit einem Zuge seltenen Edelmuths. Er ließ seinen Bruder Eberhard, den Herzog der Franken, zu sich nach Limburg an der Lahn kommen, wo er krank lag, und sagte zu ihm in Gegenwart vieler Fürsten und Herren: Lieber Bruder, ich fühle, daß ich sterben werde. Laß dir also deine Wohlfahrt und das Beste deiner Franken empfohlen seyn. Wir sind im Stande, Heere zu stellen, haben Städte und Waffenvorrath, und Alles was zum königlichen Glanze gehört; nur Glück und Geschick haben wir nicht. Das aber besitzt in vollem Maaße Heinrich: auf dem Sachsen beruht allein das Wohl des Reiches. Nimm diese Kleinodien und Kleider, die Lanze, das Schwerdt und die Krone der alten Könige, gehe damit zu Heinrich, und mache ihn dir zum Freunde und Friedensgenossen auf immer. Melde ihm, daß ich ihn euch zu meinem Nachfolger empfohlen habe. — Alle Anwesenden wären gerührt über die neidlose Schätzung der Verdienste seines Feindes, und versprachen, seinem letzten Willen nachzukommen. Kaum hatte Konrad die Augen geschlossen; so reiste sein Bruder mit den Reichskleinodien nach dem Harze ab, dem Herzog Heinrich, der dort seine Güter hatte, die unerwartete Botschaft zu überbringen (918).

Er soll ihn eben auf der Jagd mit Vogelfang beschäftiget gefunden haben, und daher haben ihm die Ge-

schichtschreiber den Beinamen des Vogelstellers gegeben. Er hätte aber passender als mancher andere den Beinamen des Großen verdient. — Er war von männlich schöner Gestalt, tapfer und fromm, und von einer liebenswürdigen Freundlichkeit im Umgange. Ausharrende Thätigkeit und unaufhaltbare Schnelle bezeichnen auch seine kleinsten Handlungen. Jagte er; so ließ er nicht ab, bis er mit eigener Hand dreißig, ja vierzig Eber, Hirsche, Bären oder anderes Wild erlegt hatte. War er in den Waffen; so legte er die Lanze nicht eher nieder, als bis kein Feind mehr zu besiegen war; und kein Krieg endigte ohne Eroberung einer Provinz. Bei diesem vesten Sinn wollte er immer das Gute; und von Ungerechtigkeit und Härte findet sich in seiner ganzen Regierung keine Spur. Eine glücklichere Wahl hätte man nicht treffen können. — Als er öffentlich zum Könige ausgerufen wurde; trat der Erzbischof von Mainz hinzu, ihn, wie es gewöhnlich war, zu salben. Aber Heinrich sagte demüthig: Es ist mir genug, daß ich aus meinem Volke zur königlichen Würde gelangt bin; das Salböl hebt für Würdigere auf, für mich ist diese Ehre zu groß. — Bald wußte er sich alle deutsche Fürsten ohne Schwerdtschlag zu Freunden zu gewinnen, und führte Einigkeit unter sie zurück.

924 thaten die Ungarn einen ihrer gewöhnlichen Einfälle in Deutschland, und raubten und mordeten bis ins Thüringische. Heinrich, der unglücklicherweise gerade krank lag, konnte sie nicht anders entfernen, als daß er einen neunjährigen Waffenstillstand mit ihnen schloß und einen jährlichen Tribut versprach. Diese neun Jahre benutzte er aber mit Klugheit, die Deutschen im geschickteren Kämpfen zu üben; ihnen bessere Waffen zu geben, und besonders Vestungen zu bauen, damit die plündernden Ungarn, welche durch ihre zahlreiche Reiterei das flache Land schnell zu überschwemmen pflegten, nicht bis in das Innere des Reichs eindringen könnten. Durch diese Anlegung vieler vesten Plätze legte Heinrich den Grund zu der

spätern Erbauung mancher Städte. Eine Vestung nannte man nehmlich Burg. Damit diese Burgen vertheidigt werden könnten, wählte er aus der waffenfähigen Mannschaft der freien Ackerbauer je den neunten Mann, welcher in die Burg ziehen, für die übrigen acht Wohnungen erbauen und den dritten Theil aller Ackerfrüchte in der Burg verwahren mußte, während die übrigen auch für ihn mit zu säen und zu erndten verpflichtet waren. Später baueten sich neben solchen Burgen andere Freie an, deren Schutzpflichtige und Hörige Handwerke trieben. So bildeten sich nach und nach Gemeinde-Verfassungen. Städte, deren Regierung in der Hand der Freien war, welche Bürger genannt wurden. Auch diese Städte neben den Burgen wurden mit eigenen Mauern umgeben und von den Bürgern vertheidigt, während die Burg von des Landesherren Burgmannschaft besetzt war. Da nun nach und nach auch die Handwerker frei wurden und einen Theil an der Regierung der Stadt erhielten, so wurden auch sie Bürger genannt, und weil der Ackerbauer, der sich bisher seine Bekleidung, Häuser, Hausgeräthe u. s. w. selbst gearbeitet hatte, sie durch den Bürger schöner und bequemer erhalten konnte; so kaufte er sich seit der Zeit seine Bedürfnisse aus der Stadt vom Bürger. Dadurch wurden einige Städte nach und nach wohlhabend: denn, als der Ackerbauer sich seine Kleidung und Geräthe nicht mehr selbst zu machen verstand, sie aber doch schön und bequem zu haben wünschte, wie er es nun einmal gewohnt war; da setzte der Bürger den Preis seiner Waaren höher. Und kam nun Handel hinzu, kaufte der Bürger die gesuchte Waare da, wo sie im Ueberfluß war, um einen geringen Preis auf; verfertigte er sie in großer Menge und mit erleichternden Maschinen, in Manufakturen und Fabriken: so konnte eine Stadt allmählig reich werden.

Während dieser neuen Anlagen von Städten empörten sich die Wenden an der Elbe, Saale, Havel. Heinrich unterwarf sie wieder 927, eroberte an ihrer Gränze

(Mark) die Festung Brannibor d. i. Waldburg, legte sächsische Besatzung hinein, und stellte darüber einen Gränz-, oder nach der alten Sprache, einen Markgrafen, der die Wenden beobachten sollte. Dies ist der Ursprung der Markgrafschaft Brandenburg. 929 setzte er auf gleiche Weise gegen einen südlicheren Wendenstamm, in der Gegend von Meißen und Dresden, einen solchen Markgrafen zur Hut, für den er auf einem mit Holz bewachsenen Berge die Burgschaft Meißen erbauen ließ. Von hier aus ward nachher Bauzen und die ganze Lausitz erobert. Schon jetzt eroberte Heinrich Prag, und machte sich Böhmen zinspflichtig. Darauf zog er gegen die Normänner oder Dänen, welche die ihnen von Karl dem Großen bestimmte Gränze, den Fluß Eider, oft überschritten hatten. Er that, was seine Vorfahren schon längst hätten thun sollen: er suchte sie in ihren eigenen Wohnungen auf, nahm ihnen ein Stück Landes nordwärts der Eider, und machte dies gegen sie selbst zur Vormauer für Deutschland, indem er eine sächsische Kolonie dorthin führte, und zur Beschützung derselben einen Markgrafen ansetzte. Auf solche Weise ward 931 die Slie die Gränze zwischen Deutschland und Dänemark, da es sonst die Eider gewesen war. Die Markgrafschaft aber bekam den Namen Schleßwig. Auch zwang Heinrich den König der Dänen und sein Volk, die christliche Lehre anzunehmen, und den Götzendienst abzuschaffen und die Menschenopfer, die noch bei ihnen gebräuchlich waren.

Indeß war die Zeit des Waffenstillstandes mit den Ungarn verflossen. Als die Gesandten kamen, den ferneren Tribut zu fordern; wurden sie schimpflich abgewiesen: mnn erzählt, Heinrich habe ihnen einen räudigen und verstümmelten Hund reichen lassen. Die darüber aufgebrachten Ungarn drangen mit einem großen Heere in Sachsen und Thüringen ein, 934. Doch die Deutschen zogen ihnen muthig entgegen, und waren nur besorgt, die Ungarn möchten nicht Stand halten. Man suchte daher ei-

nen Theil des Heeres vor ihnen zu verbergen: dennoch flohen die Ungarn, ehe sie gefochten hatten; die meisten aber wurden eingeholt und niedergehauen, und die man lebendig fing, an die Bäume geknüpft. Die Hauptschlacht fiel vor bei Merseburg. Heinrich ließ sie an einer Wand seines besten Zimmers in seiner Burg zu Merseburg abmalen; und noch lebt dieser Sieg im Munde der Bauern des heutigen Kirchspiels Keuschberg bei Merseburg, wo er jährlich durch eine Predigt und durch eine alte Erzählung, die der Prediger vorliest, gefeiert wird. — Heinrich selbst bauete aus Dankbarkeit gegen Gott viele Kirchen und Klöster. — Heinrich starb im 60sten Jahre, 936 den 22. Juli, und sein Leichnam ward in Quedlinburg beigesetzt.

Sein Sohn, Otto I., der Große genannt, war ein gewaltiger Krieger, ein entschlossener Mann, von scharfem Blick, aber auch rauh von Sitten. Bei seiner Krönung in Aachen kommen schon dieselben Ceremonien vor, die in der letzten Zeit bei der Kaiserkrönung üblich waren; und bei der Mahlzeit verrichteten die Vasallen, die Herzoge der größten Völker, ehrerbietig alle die kleinen Dienste selbst, welche später die Gesandten der Kurfürsten dem neuen Kaiser leisteten. Der Herzog von Lothringen hatte für die Zimmer des Königs gesorget, Erzkämmerer; der Herzog der Franken trug die Speisen auf, Truchseß a); der Herzog von Schwaben das Getränk, Mundschenk; und der Herzog von Baiern besorgte das Heer- und Hoflager, Erzmarschall b). Und unter den Bischöfen von Trier und Köln war bereits Streit, wer den König salben sollte. Diesmal that es der Bischof von Mainz. — Ottos Regierung war sehr unruhig, fast nichts als ein Gewebe von Verschwörungen und Empörungen. Denn

a) Truchseß, eine altdeutsche Benennung dessen, der die Truhen, Schüsseln, aufsetzt.

b) Marschalk heißt im Altdeutschen der, welcher über die Rosse (Mären) zu schalten hat.

er besaß nicht die Geschicklichkeit seines Vaters, sich Freunde zu machen; sondern schon sein Aeußeres hatte einen solchen zurückschreckenden Ernst, daß man ihn einen Löwen zu nennen pflegte. Dabei besetzte er fast alle Aemter mit Sachsen, und strafte die Unruhigen mit Härte. — Doch brachte er alles wieder in Ruhe, und von 946 folgten Siege auf Siege. Er strafte die Dänen, welche die sächsische Kolonie in Schleßwig vernichtet hatten, und drang bis an das nördliche Meer (Ottensund). Die Ungarn, welche einen neuen Einfall in Deutschland wagten, schlug er auf dem Lechfelde so, daß sie nicht wiederkehrten, 955. Und Oberitalien vereinigte er mit Deutschland. In Rom setzte er den Pabst Johann XII. ab, weil dieser ihm erst Treue gelobt und sich nachher heimlich gegen ihn verbunden hatte, und ließ sich bei dieser Gelegenheit von den Römern versprechen, daß sie künftig keinen Pabst ohne des Kaisers Einwilligung wählen wollten. Und als sie dennoch einen Pabst ohne seine Einwilligung wählten, setzte er ihn ab, und schickte ihn in die Verweisung nach Hamburg, 964. Doch hatte er nie Ruhe in Italien. Er starb 973 den 7ten Mai, und liegt in Magdeburg begraben, welche Stadt er sehr lieb hatte, mit starken Mauern befestigte, mit der berühmten noch jetzt stehenden Domkirche verschönerte, und zum Erzbisthum der ganzen Gegend erhob.

Unter Otto I. wurden die Bergwerke des Harzes entdeckt. Sie waren anfangs so ergiebig, daß man sagte, es sey damals das goldene Zeitalter für Deutschland erschienen; und die Nation ward dadurch so eifrig in der Bearbeitung der Metalle, daß selbst Bischöfe darauf sannen, was sie Schönes an auswärtigen Gefäßen sahen, mit deutscher Kunst nachzubilden. Dadurch ward auch Sachsen, das noch vor kurzem ein spottender Grieche aus Konstantinopel das pelzigte wegen der armseligen Kleidung seiner Einwohner genannt hatte, so reich, und aller Orten blühete Fleiß und Thätigkeit so sehr, daß man es

bald ein blumiges Paradies der Sicherheit und des Ueberflusses nennen konnte. Hierdurch mußte auch der Handel lebhafter werden. Und man findet jetzt schon in mehrern Städten des innern Deutschlandes Jahrmärkte angeordnet, und deutsche Kaufleute, die in London und in anderen auswärtigen Gegenden Handel treiben. — Auch wurden jetzt schon häufiger steinerne Kirchen statt der hölzernen gebaut, und die Verbindung mit Italien brachte manche Kenntniß nach Deutschland. Wo aber Belehrung durch das bloße Auge nicht zureichte, da waren die Deutschen auch jetzt noch ziemlich unwissend und abergläubisch. So hielten sie den vorher genannten Mönch Gerbert, der eine der ersten Gewichtuhren in Magdeburg zeigte, für einen Hexenmeister, der nur in Verbindung mit einem bösen Geiste solche Kunstwerke zu Stande bringen könne. — Als Otto I. mit seinem Heere in Italien stand, ereignete sich eine große Sonnenfinsterniß. Von dem wahren Grunde dieser Begebenheit, daß der Mond in der Zeit des Neumondes so zuweilen zwischen Sonne und Erde trete, daß er der Erde das Licht der Sonne entziehe, und seinen Schatten auf die Erde werfe, ahneten die deutschen Krieger nichts, sondern alle glaubten, daß der jüngste Tag da sey und die Welt untergehen werde. Um diesem Untergange zu entgehen, verbarg sich jeder so gut er konnte: einige versteckten sich in leeren Weinfässern, andere unter dem Gepäck, andere krochen unter die Karren und Wagen. Ein Bischof von Lüttich suchte die bestürzten Gemüther zu beruhigen, indem er ihnen vorstellte, daß dieß eine ganz natürliche Begebenheit sey: aber wenige glaubten ihm. Erst als die Sonne wieder sichtbar ward, kamen die Erschrockenen hervor.

40.

Gregor VII. Heinrich IV. von Deutschland.

Seit die römischen Bischöfe, unter dem Namen der Päbste, sich in Deutschland besonders großes Ansehen erworben hatten, und auch in den übrigen Ländern des westlichen Europa als die Häupter der Christenheit geachtet wurden, besonders aber seit sie im Besitz der weltlichen Herrschaft über Rom und die umliegende Gegend waren: sannen sie immer weiter und weiter auf Mittel, in allen Reichen Europa's die Herren zu spielen. So schickten sie an alle Höfe Gesandte, welche die Stelle des Pabstes vertraten, und daher unverletzlich waren, wie er selbst. Sie mußten auf den christlichen Wandel der Fürsten und der Völker achten, die päbstlichen Vorschriften (Bullen) der Kirche bekannt machen, und auf die Geistlichen besonders ihr Augenmerk richten. Zu diesen Geschäften wurden die schlauesten Köpfe ausgewählt, welche durch eine scheinheilige Frömmigkeit Ansehen beim Volke zu gewinnen wußten, die Heiligkeit und Unfehlbarkeit des Pabstes recht tief einprägten, und sich zugleich in die Familienangelegenheiten der Fürsten und so in Regierungssachen zu mischen wußten, daß der Pabst durch sie alles erfuhr, was an den Höfen vorging, theils auf die Höfe selbst unvermerkt wirken konnte. — Das dadurch erworbene Ansehen benutzte er aber so ungebührlich, daß, wenn ein Fürst gegen die Kirche, d. i. gegen den Pabst etwas unternahm, er die Unterthanen von der Treue gegen den Fürsten lossprach; und das Volk war oft abergläubig und treulos genug, diesen Bannspruch des Pabstes anzuerkennen und seinem Fürsten den Gehorsam aufzukündigen.

König Robert von Frankreich hatte ums Jahr 1000 eine Gemalin, Bertha, die er zärtlich liebte. Sie war weitläuftig mit ihm verwandt; und die Kirchengesetze er-

klärten Ehen unter Verwandten für Verbrechen. Sogleich überbrachte ein päbstlicher Gesandter (Legat) dem Könige den Befehl, sich von seiner Gemalin zu scheiden. Er wollte nicht, und schnell erfolgte die Bannbulle, welche die Unterthanen vom Gehorsam lossprach. Da erhoben sich die unruhigen Grossen im Reiche, das Volk wollte dem Könige nicht folgen, und er war in augenscheinlicher Gefahr, die Krone zu verlieren. Er bat, den Bannfluch von ihm zu nehmen: doch geschah dies nicht eher, als bis er seine geliebte Gemalin verstoßen hatte.

Auf den höchsten Gipfel ward die päbstliche Macht erhoben durch Gregor VII., der zwar nur von 1073 bis 1085 selbst Pabst war, aber schon vorher als Kardinal a) unter dem Namen Hildebrand alle Geschäfte des päbstlichen Hofes geleitet hatte. Er wurde so geschwind und

a) Die 7 Hauptkirchen im römischen Gebiete hießen Kardinalkirchen, und die an denselben stehenden Priester Kardinalbischöfe. Bis 1059 waren die Päbste von den römischen Geistlichen und dem Volke gewählt, und denjenigen Kaisern, die auf ihr Recht hielten, bestätiget worden. Dabei hatten sich viele Unordnungen eingeschlichen; Bestechungen und Parteien waren unvermeidlich. 1059 ward daher verordnet, daß die Kardinalbischöfe die Pabstwahl überlegen, sie dann mit den übrigen Geistlichen und dem Volke zu Stande bringen, und die Kardinalbischöfe den Gewähleten einweihen sollten, wozu der Kaiser gewiß seine Einwilligung geben werde, wenn die Päbste darum nachsuchen würden. Nach und nach wurde aber das Volk von der Wahl ganz ausgeschlossen, die Kaiser wurden gar nicht gefragt, nur die Geistlichen der Kardinalkirchen wählten. Endlich wurde die Zahl der Wählenden auf 70 beschränkt, und diese ausschließlich Kardinäle genannt. Sie hatten den Rang über Fürsten und Gesandten der Könige. Sie besorgten die Regierungsgeschäfte, und der Pabst bestätigte nur ihre Beschlüsse. Ihre Kleidung war ein rother Hut und ein langer Scharlachmantel.

heimlich erwählt, daß außer Italien niemand anders davon erfuhr, als bis er schon als geweiheter Stellvertreter Petri zu handeln anfing. Man hatte seine Strenge schon vorher kennen gelernt: als daher die deutschen Bischöfe erfuhren, er sey Pabst geworden, geriethen sie in Schrecken, und wandten sich an den König, ihre Freiheiten zu schüzzen. — In Deutschland regierte damals Heinrich IV., von dem ich euch gleich Mehreres erzählen werde. Er schickte nach Rom, und ließ der dortigen Geistlichkeit Vorwürfe machen, daß sie ohne sein Vorwissen zur Pabstwahl geschritten sey. Da ließ der schlaue Gregor höchst demüthig zur Antwort sagen: Gott sey sein Zeuge, daß er diese Ehre auf keine Weise gesucht, sondern nur nach dem Wunsche der Römer, selbst wider seinen Willen, die Regierung der Kirche übernommen habe. Doch habe er sich noch nicht einweihen lassen, sondern erwarte erst die Genehmigung des Königes und der Fürsten von Deutschland. — Mit dieser Erklärung war Heinrich zufrieden, und gab seine Einwilligung zu der Weihung des Pabstes.

Nun ging Gregor mit raschen Schritten an sein kühnes Werk. Er erklärte öffentlich, der Pabst sey als Stellvertreter Petri und Oberhaupt der Christenheit gleichsam der sichtbare Statthalter des unsichtbaren Gottes auf Erden; daher sey der Pabst eigentlich geborner Lehnsherr aller Könige und Kaiser, und könne daher auch selbst alle Zeichen der kaiserlichen Hoheit tragen. Er habe Macht, den Königen, die den Willen Gottes nicht thäten, ihr Reich zu nehmen, und es einem andern zu geben a). Denn jeder gottlose König stände unter der Gewalt des Satans: da aber jeder gemeine Geistliche schon die Kraft habe, bei der Taufe den Teufel aus den Kindern auszutreiben; wieviel

mehr

a) Und Päbste haben dies wirklich gethan. 1209 verschenkte Pabst Innocentius England an den König von Frankreich, Philipp August, und dieser nahm es auch an; mußte aber das Geschenk bald wieder fahren lassen.

mehr müsse er, der höchste aller Bischöfe, Herrschaft über den Satan haben, und also über alle diejenigen, die unter der Gewalt des Satans ständen. Er, der Pabst, könne alle Menschen richten; er selbst aber stehe nur unter Gott. — Diesen Grundsätzen gemäß schrieb er an die christlichen Fürsten in Spanien (in einem Theile Spaniens herrschten noch die Araber): Spanien habe ehemals dem heiligen Petrus gehört, wie ihnen wohl bekannt seyn werde; gehöre also noch immer dem Pabste. Wenn er daher seine Rechte nicht geltend machen sollte; so mögten sie sich durch einen billigen Vertrag mit ihm absinden, und ihm eine jährliche Abgabe bezahlen. — Dem Könige von Frankreich drohete er mit dem Bannfluche, wenn er nicht die Unordnungen in Besetzung der geistlichen Aemter in Frankreich abstellete; und verlangte, daß jeder Franzose jährlich dem heiligen Petrus einen Denar a) bezahlen solle, als Zeichen, daß sie ihn als ihren Vater und Oberhirten anerkenneten. So gingen seine Gesandten mit seinen trotzigen Briefen fast an alle Höfe Europa's, selbst nach Konstantinopel und Dänemark.

Doch sein Hauptplan war, die Geistlichen aller europäischen Länder von den Regierungen, unter denen sie lebten, loszureißen, und sie unter einander als einen eigenen vom Staate abgesonderten Stand in der Christenheit zu verbinden, dessen Oberhaupt der Pabst wäre. Zu diesem Zwecke gab er drei Gesetze: 1) daß keine Simonie mehr statt finden sollte — so nannte man den Kauf und Verkauf geistlicher Aemter, weil man diesen ärgerlichen Handel mit dem Verbrechen des Simon verglich, von dem in der Apostelgeschichte Kap. 8, V. 9. erzählt wird, daß er das Volk durch vorgebliche Zauberei für sich gewonnen habe; — 2) daß die Regenten nicht mehr das Recht haben sollten, die Geistlichen in ihren Aemtern und Würden zu bestätigen, sondern daß dieses Recht einzig dem

a) Eine kleine Silbermünze von einigen Schillingen an Werth.

Pabste zustehe. Als Zeichen seiner Würde empfing ein Bischof einen Ring und einen Stab (daher das Sprichwort: unterm Krummstab ist gut wohnen, d. h. unter einer geistlichen Regierung; aber ein Sprüchwort ist nicht immer ein wahres Wort:) mit diesem Zeichen, sagte man, werde ein Bischof bekleidet, oder mit einem lateinischen Worte investirt; daher drückt man dies gewöhnlich kurz so aus: den Regenten ward das Investiturrecht abgesprochen; — 3) daß alle christliche Geistliche ohne Ausnahme ehelos leben sollten. Ehelos heißt lateinisch caelebs, daher sagt man: Gregor führte das Cälibat oder die Ehelosigkeit unter den Geistlichen ein.

Es ist wahr, der Handel mit den geistlichen Stellen wurde auf eine höchst ärgerliche Weise getrieben, und vorzüglich während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. die erledigten Bisthümer und Abteien oft den Meistbietenden verkauft. Die Bischöfe verkauften auch ihrerseits alle von ihnen zu ertheilenden geistlichen Würden. So bekam mancher eine einträgliche Stelle, der sein Leben hindurch nichts anders gethan, als Geld zusammen zu bringen gestrebt hatte. — Solchen Unfug abzustellen, wäre allerdings ein des Pabstes würdiges Bemühen gewesen: allein Gregor benutzte dies mehr als einen Vorwand, den Fürsten überhaupt das Recht zu nehmen, irgend eine geistliche Stelle künftig zu besetzen. Er behauptete, die Investitur der Bischöfe, d. i. die Belehnung mit Ring und Stab, sey immer das Vorrecht der Päbste gewesen; sie hätten es nur einstweilen den Fürsten überlassen: diese aber hätten sich durch den Handel, den sie mit den Kirchenämtern getrieben, dessen unwürdig gemacht. Er drohete also mit Bannflüchen dem Fürsten, der wieder ein geistliches Amt vergeben, und dem Geistlichen, der Ring und Stab aus eines Fürsten Hand annehmen würde. Zum warnenden Beispiel wurden auch mehrere Bischöfe nach Rom gefördert und abgesetzt, die des Befehles nicht geachtet hatten.

Diese scharfe Kirchenzucht erschreckte schon die Geistlichkeit, als noch der neue Befehl kam: es solle kein Priester weiter eine Frau nehmen, und wer eine Frau habe, solle sich von ihr scheiden, bei Strafe der Absetzung. Dies erregte allgemeinen Aufruhr unter den Geistlichen. Der Erzbischof von Mainz schrieb nach Rom zurück: er habe zwar die Geistlichen seines Kirchspiels zusammenberufen und ihnen den Befehl vorgelegt; er zweifle aber, daß er ihn durchsetzen werde. Sogleich erschien ein neuer Legat mit der Antwort: er müsse ihn durchsetzen bei Verlust seiner Würde. Der Erzbischof berief seine Geistlichen zu einer neuen Versammlung, auf der es aber so unruhig herging, daß der Erzbischof mit dem Legaten in Lebensgefahr gerieth. — Doch Gregor blieb standhaft, er nahm nichts zurück. Und wenige Jahre nachher war die Ehelosigkeit unter den Geistlichen fast allgemein eingeführt.

Durch diese Einrichtung gewann der Pabst unendlich an Macht. Kein Geistlicher war nun weiter an seinen Landesherrn gebunden, alle hingen einzig vom Pabste ab; denn Er nur konnte geistliche Aemter besetzen, und angestellte Geistliche absetzen. Keiner durfte um Weiber und Kinder willen den Schutz des Staates suchen oder für empfangene Wohlthaten dankbar seyn: ihr Fürst und Oberhaupt war der Pabst, von dem sie Alles zu hoffen und zu fürchten hatten. So bildeten die Geistlichen einen großen Staat, der in allen christlichen Ländern Europa's zerstreut war, aber durch den Bischof in Rom als ein Ganzes zusammengehalten und nach gemeinschaftlichen Gesetzen gelenkt wurde.

Fast alle Fürsten Europa's ließen dies ruhig geschehen; theils weil sie die Gefahr, die ihren eigenen Rechten drohete, nicht so deutlich sahen; theils aber, und dies besonders, weil ihre Obergewalt nicht so ganz festgegründet war, und sie unaufhörlich mit mächtigen Vasallen zu kämpfen hatten. Das Volk aber war abergläubisch, und glaubte sich gegen einen Fürsten alles erlauben zu können, über den

der allerheiligste Vater den Fluch Gottes ausgesprochen hätte. So mußten die Könige allgemeinen Aufruhr fürchten, wenn sie sich dem Pabste widersetzten; und Gregor sprach so zuversichtlich, daß schon dieser Ton sie bestürzt machen konnte. — Nur einer wollte die Befehle des Pabstes nicht so willig annehmen, und dies war Heinrich IV. von Deutschland. Doch hätte keiner in einer ungünstigeren Lage sich widersetzen können; und sein Schicksal schreckte wohl jeden andern Fürsten ab, dem strengzüchtigenden Oberhaupte der Kirche weiter zu widersprechen.

Heinrich IV. war ein sechsjähriges Kind, als sein Vater Heinrich III. 1056 starb. Dieser sowohl als sein Großvater Konrad (aus dem Volke der Franken) hatten zwar mit Kraft, aber nicht zur Zufriedenheit der deutschen Herzoge und Grafen regiert, da sie die königliche Gewalt über die Großen vester stellen wollten und der Eigenmacht derselben, vorzüglich in Sachsen, zum Schutze des Volks entgegenarbeiteten. Allen denjenigen, welche mit diesen eigenmächtigen Handlungen unzufrieden waren, konnte die Regierung eines Kindes nicht anders als willkommen seyn, da jeder sich zu der Vormundschaft drängte und hoffen durfte, von denjenigen, welchen er die Vormundschaft überlasse, bedeutende Vorrechte zu erhalten. — Zuerst übernahm die Mutter des jungen Kaisers seine Erziehung und die Regierung des Reiches. Allein dies erregte allgemeine Unzufriedenheit; und Hanno, Erzbischof von Köln, ein frommer, aber sehr herrschsüchtiger Mann, verband sich mit mehreren weltlichen Fürsten und vornehmen Geistlichen, ihr die Vormundschaft zu entreißen. 1062 ward die kaiserliche Wittwe mit ihrem Sohne nach Kaiserswerth am Rhein zu einem Feste eingeladen. Der Prinz wird nach der Mahlzeit auf ein prächtiges Jagdschiff gelockt; und kaum hat er es bestiegen; so stoßen die unterrichteten Ruderer schnell vom Ufer ab, und eilen mit dem geraubten Knaben über den Rhein, nach Köln. Er schrie, er sprang über Bord ins

Wasser; aber alles umsonst: man zog ihn wieder heraus, und suchte ihn wieder durch Reden zu besänftigen. Auch der Mutter Bemühungen, ihren Sohn wieder zu erhalten, waren vergebens. Hanno behielt ihn bei sich, und erzog ihn streng. Allein zwei Jahre nachher gelang es dem Erzbischof von Hamburg und Bremen, Adelbert, sich des jungen Königes zu bemächtigen, und ihn mit sich nach Sachsen zu nehmen. — Dieser Adelbert war von ganz entgegengesetztem Sinn, wie Hanno: er sprach verächtlich von den deutschen Fürsten und Bischöfen, und prägte diesen hochfahrenden Sinn auch seinem Zöglinge ein. Besonders lernte Heinrich durch ihn und den Bischof Benno von Osnabrück schon früh die Sachsen als eine trotzige, ihm feindselige Nation hassen, und machte bereits als Knabe Entwürfe, wie er sie gänzlich unterdrücken wolle, da er wohl wußte, daß ihn die Sachsen haßten und schon gleich nach dem Tode seines Vaters hatten vom Throne stoßen wollen. Doch die deutschen Fürsten sahen, was ihnen drohete, und erklärten, wenn Heinrich nicht den Adelbert entferne, würden sie einen andern König wählen. Zwar mußte Adelbert weichen 1066; allein Heinrich behielt seine Grundsätze, war dabei äußerst leichtsinnig, und liebte Müssiggang und Vergnügungen über Alles.

Einer der ausgezeichnetesten Männer jener Zeit war der sächsische Graf Otto, damals Herzog von Baiern. Er wurde fälschlich angeklagt, daß er einen Edelmann habe dingen wollen, den König zu ermorden: und ohne Untersuchung der Sache entsetzte ihn Heinrich seines Herzogthums, 1070. Otto floh zu dem Sohne des Herzogs Ordulph, Magnus; Heinrich zog gegen sie, nahm beide gefangen, und ließ darauf überall in Sachsen, besonders am Harz, Bergschlösser und Vestungen aufführen, in die er fränkische Soldaten legte, welche von da das Land durchstreiften, die freien Landleute plünderten, und sie im Namen des Königes zum Schlösserbau zwan-

gen. — Da vereinigte sich ein groſſer Bund aus den vornehmſten ſächſiſchen Grafen und Biſchöfen, und bat Heinrich, die Bergſchlöſſer niederreißen zu laſſen, den jungen Herzog Magnus freizuſtellen, und zu ſeinen Rathgebern nicht ſchlechte Leute zu wählen, ſondern ſeine getreuen Stände. Als Heinrich die Geſandten halb drohend, halb verächtlich zurückwies; rückte plötzlich ein Heer von 60,000 Sachſen auf Goslar an. Er floh: nur mit wenigen Dienern entkam er durch dicke Wälder und Bergſchluchten, und vergebens forderte er in Baiern ſeine Vaſallen zu ſeiner Vertheidigung auf: ſie waren eher geneigt gegen ihn aufzuſtehen. Die Sachſen befreieten indeß ihren Herzog Magnus, und zerſtöreten viele Bergſchlöſſer am Harz. — Voll inneren Grimmes zog Heinrich 1075 nach Worms, wo er ſich unter dem gemeinen Volke viele treue Anhänger erwarb. Zugleich ſtimmte er ſeinen ſtolzen Ton herunter, ſtellte ſich freundlich, und gewann durch Bitten und Verſprechungen endlich auch mehrere Fürſten, daß ſie ihm Beiſtand gegen die Sachſen gelobten. Es kam ein treffliches Heer zu Stande, die Sachſen wurden nach tapferem Widerſtande geſchlagen, und die ſächſiſchen Herzoge, Grafen und Biſchöfe durch gütliche Vorſtellungen vermogt, die Waffen niederzulegen, und Friedebittend vor dem Könige zu erſcheinen. Heinrich aber war ſo treulos und unedel, daß er ſie alle gefangen nehmen ließ und durch Deutſchland vertheilte.

Das kränkte die Sachſen: und da ſie jetzt in Deutſchland wenig Beiſtand hofften, es aber ſahen, wie der Pabſt ſich gern ihrer Sache gegen einen König annehmen würde, der ſeiner Befehle nicht achtete; wandten ſie ſich an ihn. Gregor VII. ſchickte ſogleich eine Botſchaft an Heinrich, die ihn einlud, ſich in den nächſten Faſten in Rom vor dem geiſtlichen Gerichte einzufinden, um über die Verbrechen Rechenſchaft zu geben, deren er angeklagt worden ſey. — Der König, nicht wenig überraſcht durch dieſe Sprache, berief 1076 eine Verſammlung der Biſchöfe nach Worms,

und brachte es auch ohne grosse Schwierigkeit dahin, daß der Pabst für unrechtmäßig erklärt und abgesetzt wurde. Kaum erhielt Gregor diesen Beschluß, als er die Kardinalgeistlichen in Rom versammelte, und folgendes Schreiben nach Deutschland sandte: Im Namen des allmächtigen Gottes untersage ich dem Könige Heinrich, der sich gegen die Kirche mit einem unerhörten Hochmuth aufgelehnt hat, die Regierung des deutschen und italienischen Reiches, und spreche alle Christen von dem Eide los, den sie ihm geleistet haben, verbiete, daß ihm jemand als einem Könige diene, und statt des heiligen Petrus belege ich ihn mit dem Bannfluche, auf daß alle Völker erfahren sollen, daß Petrus der Fels sey, auf den der Sohn Gottes seine Kirche gebauet. — Gern benutzten die unzufriedenen Deutschen diesen päpstlichen Aufruf als Vorwand, ihrem Könige den Gehorsam aufzukündigen. Doch Heinrich kümmerte sich wenig um den Bannfluch, zog vielmehr wieder nach Sachsen, und fing an neue Bergschlösser zu bauen: bis ihm auf einer Fürstenversammlung die sämmtlichen Fürsten erklärten, sie erkenneten ihn nicht weiter als ihren Oberherrn; und im Falle er binnen Jahres Frist vom Banne nicht losgesprochen wäre, hätten sie beschlossen, zur Wahl eines neuen Königes zu schreiten. Sein Schicksal hange jetzt allein vom Pabste ab. — Diese Wendung der Dinge brachte den zuversichtlichen Heinrich in nicht geringe Verlegenheit: er sah sich auf einmal von allen den Seinigen verlassen.

Geringere Verbrecher pflegten, um aus dem Banne zu kommen, nach Rom zu reisen, und den Pabst um eine Kirchenbuße zu bitten. Sie wurden dann gewöhnlich mit einem wollenen Büßerhemde angethan, mehrere Tage an einer Kirchthüre zu stehen verurtheilt, wobei sie fasten, beten und sich vor allen Vorübergehenden demüthigen mußten. Dann erlaubte ihnen endlich ein Geistlicher, in die Kirche zu kommen, und gab ihnen gegen gewisse Gebühren die Absolution oder Lossprechung. — Heinrich lag jetzt

Alles daran, vom Banne freigesprochen zu werden; denn dadurch nahm er seinen Unterthanen den Vorwand ihres Abfalles. Sollte er sich aber so tief demüthigen? Er hoffte, man werde mit einem büßenden Kaiser wohl eine Ausnahme machen, und entschloß sich zur Reise. — Mühsam und nach mancher vergeblichen Bitte brachten seine Diener so viel Geld zusammen, die Kosten zu der weiten Reise bestreiten zu können. Außer seiner treuen Gemalin, die er oft beleidiget hatte, und seinem kleinen Sohne folgten ihm nur wenige Getreue. Seine Feinde aber, denen daran lag, daß Heinrich in dem Banne bliebe, hatten alle deutschen Gebirgspässe über die Alpen besetzt, die Reise des Königes zu hindern. Doch Heinrich erfuhr es, wandte sich nach Frankreich, und ging im härtesten Winter, im Januar 1077, über die Eisgebirge der Alpen. Oft war er auf den Gletschern in Lebensgefahr, kroch bald auf Händen und Füßen, oder glitt auf Rücken oder Bauch einen schlüpfrigen Abhang hinab; die Frauen mußten in Ochsenhäute gehüllt an Seilen hinabgelassen werden; und eben so wurden die Pferde über gefährliche Stellen gebracht, indem man ihnen die Beine zusammenband, und sie an Stricken herunterließ, wobei mehrere umkamen. So reiste eine deutsche Königsfamilie nach Italien, den Pabst um Gnade zu bitten.

Als Heinrich endlich die Thäler Piemonts glücklich erreicht hatte; sammelten sich die Italiener in großer Anzahl zu ihm: denn sie meineten, er komme den Pabst zu züchtigen, den sie auf das bitterste haßten und mit allen Schandnamen belegten. Aber Heinrich wies sie zurück, vielleicht nicht ganz klug: denn der Pabst selbst erschrack bei der Nachricht, daß Heinrich in Italien sey. Er war bereits auf dem Wege nach Deutschland, dort über den Gebannten Gericht zu halten; schnell wandte er sich vom Wege in das veste Schloß K a n o s s a, welches seiner Freundin, der reichen Gräfin Mathilde, gehörte. (Es liegt westlich von Modena in Oberitalien, nahe bei Reggio).

Doch in welche Freude löste sich sein Schrecken auf, als er hörte, in welcher Demuth der König ihm nahe. — Heinrich wandte sich zuerst an Mathilde, die seine nahe Verwandte war, um ihm mildere Bedingungen für die Absolution vom Banne zu bewirken. Doch Gregor wollte ihn anfangs gar nicht vor sich lassen. Dann gab er nach, der König solle im Büßergewande vor ihm erscheinen, und zum Zeichen seiner aufrichtigen Reue ihm seine Krone mit dem öffentlichen Bekenntnisse übergeben, daß er derselben unwürdig sey. Mathilde fand auch dies noch zu hart, und durch vieles Bitten brachte sie es zuletzt dahin, daß der Pabst zugab, der König solle ohne alle Begleitung in den vordersten Hof der Burg eingelassen werden, dort aber seine Kleidung mit einem bloßen wollenen Hemde vertauschen, und mit entblößtem Haupte, und barfuß, unter freiem Himmel auf des Pabstes Entscheidung harren. — So stand der König Deutschlands im wollenen Hemde zwischen hohen Mauern bei scharfem Winterfroste barfuß auf dem bereiften Boden; und so ließ der Grausame ihn drei Tage hindurch stehen; ja er schreibt selbst von diesen Tagen: Viele, die sein Weinen und Wimmern rührte, legten mit Thränen Fürbitten bei Uns ein, und alle bewunderten die ungewöhnliche Härte Unseres Geistes; ja einige riefen sogar, es sey mehr als apostolische Strenge, es sey tyrannenmäßige Grausamkeit. — Endlich am vierten Tage ließ er ihn vor sich kommen, und sprach ihn unter der Bedingung vom Banne los, daß er ruhig nach Deutschland gehen, sich aber aller königlichen Gewalt enthalten solle, bis auf einem Reichstage entschieden sey, ob er König der Deutschen bleiben könne oder nicht.

Heinrichs Feinde wählten indeß einen andern König, Rudolf von Schwaben, und päbstliche Legaten bestätigten die Wahl. Doch Heinrichs unwürdige Behandlung empörte: er fand bei seiner Rückkehr großen Anhang in Deutschland, besonders in den Städten, und schlug 1078 seine Gegner so entscheidend, daß der Pabst wieder anfing,

ihm mit freundschaftlichen Gesinnungen zu schmeicheln; und als die Sachsen jetzt Beistand von Gregor verlangten, stellte er sich, als wüßte er nichts von Rudolfs Wahl. Als aber 1080 Heinrich abermals geschlagen wurde; übersandte er dem Rudolf eine Krone, und that den Heinrich aufs neue in den Bann. Doch wirkte dies jetzt wenig: die Sachsen hatten die Doppelzüngigkeit des Pabstes kennen gelernt, und faßten eine tiefe Verachtung gegen ihn: und Rudolf fiel noch in demselben Jahre 1080 in einem Treffen bei Merseburg, wiewohl sein Heer siegte. (Die verschrumpfte Hand Rudolfs wird im Dome zu Merseburg noch jetzt den Reisenden gezeigt).

Heinrich zog nun, ohne Deutschland beruhiget zu haben, 1081 nach Rom, den Pabst zu züchtigen. Er belagerte die Stadt: da er sie aber nicht einnehmen konnte, zog er im Winter nach Hause. 1082 kam er wieder, und im Winter ließ er abermals die Truppen auseinander gehen. 1083 eroberte er einen Theil Roms, blieb nun auch den Winter dort, setzte Gregor ab, und wählte einen neuen Pabst Klemens III., von welchem er sogleich zum Kaiser gekrönt wurde. Indeß behauptete sich Gregor noch immer in der Engelsburg; 1084 ward er durch die Normänner, die sich in Unteritalien ein Reich erobert hatten, befreiet, und nach Salerno, unweit Neapel, in Sicherheit gebracht, wo er 1085 den 25sten August starb.

Ungeachtet Heinrich durch den Tod Gregors seines furchtbarsten Feindes entlediget war; dauerten doch in Deutschland und Italien die Unruhen bis an seinen Tod fort, und sein Leichtsinn hinderte ihn, die oft glücklichen Fügungen des Zufalls zu benutzen. Kränkend war es für ihn, daß die meisten unter denen, welche gegen ihn die Waffen führten, ihm gewöhnlich ihr ganzes Glück zu danken hatten: doch die bitterste Kränkung mußte er noch in seinen letzten Lebensjahren erfahren. 1093 empörte sich sein ältester Sohn Konrad und ließ sich zum König von Italien

krönen. Dieser starb zwar 1101, wie einige meinen, aus Gram, seinen Vater verrathen zu haben; allein nun ließ sich auch sein zweiter Sohn Heinrich bereden, durch Treulosigkeit seinem Vater die noch übrigen Lebenstage zu verbittern, und so viel an ihm war, Ehre und Krone zu rauben. Denn, erklärte er, einem Vater, der unter dem Bannfluche der Kirche lebe, könne er keinen Gehorsam schuldig seyn; er müsse aber die Ehre des Pabstes und der Kirche zu erhalten streben, und den Fluchbeladenen Fürsten von Staat und Kirche zu entfernen suchen. Tiefgebeugt und von allen seinen Freunden verrathen, floh der alte Vater, und der Sohn berief einen Reichstag nach Mainz, sich krönen zu lassen, 1105. Auf diese Nachricht sammelte Heinrich seine letzten Kräfte, um entweder diese Zusammenkunft zu hinderrn, oder ebenfalls dort zu erscheinen. Als der Sohn dieß erfuhr, ging er ihm entgegen, stellte sich demüthig, und beredete ihn, seine Truppen zu entlassen, denn er sey bereit zur Versöhnung. Kaum aber hatte Heinrich der Vater seine Leute fortgeschickt, so ward er gefangen genommen; man brachte ihn durch Drohungen dahin, dem Reiche zu entsagen und die Reichskleinodien auszuliefern, und hütete sich wohl, ihn nach Mainz zu bringen; denn die Bürger dort waren gerührt von der Mißhandlung eines durch so viele traurige Schicksale geprüften Mannes, dessen Anblick hinreichend gewesen wäre, alle Hände gegen den unnatürlichen Sohn zu bewaffnen. Seine Freunde verschafften ihm indeß bald Gelegenheit, aus dem Gefängnisse zu entkommen; einige Städte erklärten sich für ihn; und der neuerwählte Konig, Heinrich V., hätte vielleicht noch einen langen Kampf gehabt, wenn nicht der unglückliche Kaiser 1106 in der tiefsten Erniedrigung gestorben wäre. — Sein getreuer Bischof Otbert von Lüttich ließ ihn in seiner Domkirche anständig begraben; allein er mußte ihn auf Befehl der päbstlichen Legaten wieder ausgraben, und unbeerdigt auf eine kleine Insel in der Maas hinstellen lassen; denn ein Gebannter könne keinen Antheil an der

Kirche haben. Hier sang ein mitleidiger Einsiedler aus Jerusalem aus eigenem Antriebe Tag und Nacht Bußpsalmen am Sarge für des Kaisers Seele. Heinrich V. ließ den Leichnam von hier nach Speier bringen. Das Volk empfing ihn mit Rührung und Ehrfurcht, und man setzte ihn in der Domkirche bei, welche er von Grund aus herrlich gebaut hatte. Sogleich verbot der dortige Bischof allen Gottesdienst, und ruhete nicht eher, als bis man den Sarg wieder heraufgezogen und in eine noch uneingeweihte Kapelle gebracht hatte. Hier standen die Gebeine des unglücklichen Kaisers noch fünf Jahre über der Erde, bis endlich der Sohn die Absolution vom Banne für ihn erhielt, weil mehrere aussagten, daß er bußfertig gestorben sey. Jetzt wurde er in Speier 1111 prächtiger begraben, als je ein Kaiser begraben worden ist.

41.

Kreuzzüge.

Schon seitdem die Mutter des Kaisers Konstantin, Helena, eine Wallfahrt nach Jerusalem gemacht hatte, war es zur herrschenden Meinung unter den Christen geworden, daß eine Reise in jenes heilige Land, und ein frommes Gebet auf der Stätte, wo Jesus Christus einst gelitten hatte, rein von Sünden mache, und nach dem Tode gewiß zur ewigen Seligkeit führe. Daher war das heilige Grab (nicht das alte ächte, sondern ein späteres, welches Helena hatte aufbauen lassen, und welches noch jetzt steht) immer mit Pilgern erfüllt, welche oft mehrere hundert Meilen weit hergezogen waren. Die Araber, welche seit dem siebenten Jahrhundert die Beherrscher dieser sonst christlichen Länder waren, störeten die Andachtsübungen nicht, ließen den Erzbischof und die übrigen christlichen Einwohner Jerusalems ungekränkt, und fanden bei den häufigen Besuchen fremder Reisenden sogar ihren Vortheil. Karl der

Große schloß überdieß ein Freundschaftsbündniß mit dem damaligen Oberhaupte der Araber in Asien, und bat ihn, die christlichen Pilgrime zu beschützen. Seitdem sah man Pilger in Menge, bald einzeln, bald in größeren Gesellschaften nach Palästina wandern, und unter ihnen oft vornehme Herren, auch vom geistlichen Stande. Mancher darunter hat es gewiß mit einem frommen Herzen gethan, die heilige Erde zu betreten, auf welcher einst Jesu göttlicher Fuß wandelte; auf dem Hügel Thränen der wehmüthigsten Rührung zu weinen, auf welchem Christus einst sein Blut vergossen hatte. Doch die meisten zogen hin aus bloßem Aberglauben, weil ihnen dieß ein Mittel zur Seligkeit schien.

Im Jahre 1076 aber kamen die Pilger mit großer Wehklage in die Abendländer zurück: es sey ein Krieg im Morgenlande ausgebrochen; die Araber wären aus Palästina vertrieben; und ein rohes Volk von türkischer Abkunft, die Seldschucken, hätten das heilige Grab in ihrer Gewalt, mißhandelten die Christen, beschimpften die geweiheten Oerter, und duldeten die Andachten der gläubigen Pilger nicht mehr. Diese Klagen gingen vielen frommen Männern zu Herzen, und erweckten den schwärmerischen Wunsch, in Heeresmassen hinzuziehen, und das heilige Land den Ungläubigen mit dem Schwerdte zu entreißen. — Diese Stimmung der Gemüther gefiel Gregor VII., der damals Pabst war, gar sehr; denn sie gab ihm eine neue Gelegenheit, die fürstlichen Häupter unter seinem Willen zu versammeln, wenn es ihm gelänge, sie zu einem Feldzuge gegen die Ungläubigen zu bereden; und zugleich konnte er bei dieser Gelegenheit den griechischen Kaiser züchtigen, der seinen Anmaßungen am kräftigsten widerstrebte, und die griechische Kirche ganz von der römischen trennte. Doch die Streitigkeiten mit Heinrich von Deutschland hinderten ihn, diesen Plan auszuführen.

1094 aber kam Peter von Amiens, einer Stadt in der Pikardie im nördlichen Frankreich, ein Einsiedler,

von einer Wallfahrt zum heiligen Grabe nach Rom zurück. Er überreichte dem Pabst Urban II., Gregors Nachfolger, Bittschriften von dem bedrängten Patriarchen in Jerusalem, und machte ihm mit der lebhaftesten Beredtsamkeit ein rührendes Gemälde von der Lage der Christen und dem Schicksal der Pilger in Palästina; ja er fügte hinzu, Christus sey ihm im Traume erschienen, und habe ihm befohlen, die ganze Welt zur Befreiung des heiligen Grabes aufzubieten. — Urban, welcher Gregors Plane nicht vergessen hatte, sah in diesem begeisterten Einsiedler ein treffliches Mittel, sie in Erfüllung zu bringen. Er sandte ihn umher durch Italien und Frankreich, die an ihn ergangene Auffoderung des Heilandes von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt zu verkündigen; und der Ruf von dem heiligen Pilgersmanne ging weit vor ihm her, so daß er überall, wo er selbst erschien, als ein Bote Gottes betrachtet wurde. Sein Aeußeres unterstützte den Eindruck seiner Predigten. Abgezehrt von Hunger und Durst und langen Mühseligkeiten, barfuß und mit entblößtem Haupte, als Bettler gekleidet, mit einem Kruzifix (einem kleinen Kreuze, woran Christus hängt) in der Hand, ritt er auf einem Esel daher. Seine Stimme aber und der feurige Blick seiner Augen zeigten den lebhaften Geist; und sein Eifer für die Religion und sein strenges Leben flößten Bewunderung und Ehrfurcht ein. Er predigte in Kirchen, auf den Straßen, auf Kreuzwegen, und seine feurige Beredtsamkeit verbreitete allgemeine Begeisterung. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen unaussprechlich erwiesen. Sterne, erzählte man, fielen herab wie Schneeflocken; ein feuriger Weg gehe durch die dunkele Bläue des Himmels nach Morgen hin, und bald darauf erschiene der halbe Himmel blutroth; eine ansteckende Krankheit aber, welche damals herrschte und woran viele Menschen starben, wäre eine göttliche Strafe für das Zögern, und ward daher auch das heilige Feuer genannt. (Vielleicht war es ein Scharlachfieber.)

Pabst Urban sah diese allgemeine Begeisterung mit

Wohlgefallen. Er berief eine Versammlung nach Klermont, einer Stadt im südlichen Frankreich, in Auvergne, auf den November 1095. Eine weite Ebene war hier mit Bischöfen und Mönchen, Fürsten und Herren bedeckt; und als der Pabst ihnen die weltliche Vortheile, neue Besitzungen, unermeßliche Beute vorspiegelte, die sie bei einem solchen Zuge gewinnen könnten; ihnen das unsterbliche Verdienst und den großen Lohn im Himmel, Vergebung der Sünden und Gnade bei Gott, an das Herz legte: da rief die ganze Versammlung: Gott will es! Gott will es! Alle knieeten nieder, und der Pabst ertheilte ihnen Vergebung der Sünden und seinen Seegen; heftete dann einem Bischofe, den er zu seinem Legaten auf dem Zuge ernannte, ein rothes Kreuz von wollenem Zeuge auf die Schulter, und alle, die an dem Heerzuge Theil nahmen, thaten dieß nach, daher ihr Name, Bekreuzte oder Kreuzfahrer.

Alles rüstete sich: Ritter und Knechte, Geistliche und Laien (Nichtgeistliche), Männer und Weiber, Greise und Kinder. Der Ritter träumte schon von seinen Heldenthaten, und den unermeßlichen Schätzen auf Erden und im Himmel. Der leibeigene hart gedrückte Bauer verließ freudig Pflug und Egge, um sich in einem andern Welttheil Freiheit und den Himmel zu erkämpfen. Den Sündern ward völliger Ablaß aller ihrer Sünden verheißen; und alle Schuldner sollten von ihrer Schuld keine Zinsen bezahlen, so lange sie im heiligen Lande wären. Für die Zurückbleibenden sollte väterlich gesorgt werden; und Geld und Gut, versprach die Kirche, in treue Verwahrung zu nehmen, und den Wiederkehrenden unbeschädigt zurückzugeben. Dabei aber ließ sich leicht voraussehen, daß ein großer Theil der Ausziehenden nicht wiederkehren würde.

Alles dieß war nur in Italien und Frankreich vorgegangen: weder Peter noch der Pabst waren zu den Deutschen gekommen. Als daher die Deutschen die großen Schaaren von Bekreuzten durch ihr Land ziehen sahen, oh-

ne die Ursach zu wissen, verspotteten sie die Kreuzfahrer als Wahnsinnige, die das Gewisse verließen, und nach dem Ungewissen haschten; fremdes Gut suchten, und das eigene wegwürfen. Allein, da nichts ansteckender ist als Schwärmerei, so fingen die Deutschen auch allmählig an, durch die vielen Erzählungen der Durchreisenden und ihre wiederholte Betheurung, daß es Gottes Wille sey, aufgereizt, an die Sache zu glauben; man sah auch in Deutschland Himmelszeichen, weil man sie sehen wollte; und so machten sich auch einige deutsche Haufen auf den Weg, doch bei weitem nicht so zahlreich als die Italiener und Franzosen.

Der Zug sollte anfangen den 15ten August 1096, nach vollbrachter Erndte. Allein schon im Frühlinge dieses Jahres erschien Peter an der Spitze von 15000 Menschen, und wie er weiter zog, vergrößerte sich der Haufen immer mehr, so daß er ihn theilen mußte; er übergab die eine Hälfte einem französischen Ritter Walter von Habenichts, so genannt wegen seiner Dürftigkeit. Doch diese Schaaren zogen ohne Lebensmittel und nöthige Bekleidung, wie Feinde und Räuber daher, und wurden auch so behandelt. Ihr Weg ging durch Deutschland, Ungarn, Servien (wo damals ein kriegerisches Volk die Bulgaren wohnten), in das Gebiet des griechischen Kaisers. In Deutschland ließ man sie noch ungezüchtigt reisen; die Ungarn, Bulgaren und Griechen aber wurden durch ihre Plünderungen so erbittert, daß sie über die Kreuzfahrer herfielen, einen großen Theil derselben niederhieben, und ihnen all ihr Gepäck wegnahmen. So kamen Peter und Walter endlich nach Konstantinopel, und baten hier um Lebensmittel und Beistand. Der Kaiser ließ sie geschwind über die Meerenge nach Kleinasien übersetzen, um des losen Gesindels nur los zu werden. Hier geriethen sie unter einander in Zwist, mordeten sich selbst, oder wurden bei ihren Plünderungen von den Türken ermordet: und von dem ganzen Heere, das über 100,000 Menschen stark gewesen war, blieben nur 3000 nach, mit welchen sich Peter noch zur

rech-

rechten Zeit nach Konstantinopel rettete. — Die Haufen, welche sich in Deutschland zusammengerottet hatten, auch an 40,000 Mann, erreichten nicht einmal Konstantinopel, sondern wurden schon in Ungarn theils getödtet, theils gefangen.

So waren noch während des Sommers 1096 an 150,000 Menschen ausgezogen, die, ohne das heilige Land gesehen zu haben, schon auf dem Wege ihr Grab gefunden hatten. Nun erst, zu der bestimmten Zeit, brach Gottfried von Bouillon auf, mit 80,000 Fußsoldaten und 10,000 Reutern. Sein Bruder, Balduin von Flandern, begleitete ihn. Beide hatten ihr Leben diesem heiligen Kriege geweiht, hofften dort in dem eroberten Lande neue Reiche zu gründen, und verkauften oder verpfändeten alle ihre Besitzungen im Abendlande: und viele Ritter und Gemeine thaten dasselbe. — Gottfried zog mit seinem Heere in guter Ordnung nach Deutschland, öffnete sich den Weg durch Ungarn mit Güte, und langte ohne Störung im Gebiete des griechischen Kaisers Alexius an. Hier fanden sich auch die übrigen Herzoge und Grafen zu ihm, die auf anderen Wegen gezogen waren: Hugo, Bruder des Königs von Frankreich; Graf Raimund von Toulouse, ein Greis, der seine noch übrigen Lebenstage dem heiligen Grabe weihete; Herzog Robert von der Normandie, Bruder des Königs von England; Robert, Graf von Flandern. Und nachher vereinigte sich noch mit ihnen einer der mächtigsten, Boemund, Fürst von Tarent in Unteritalien, nebst seinem berühmten Vetter Tankred, der sich auf diesem Zuge auch ein eigenes Reich zu erobern gedachte. — Alexius gerieth in keine kleine Verlegenheit, als eine solche ungeheuere Menschenmenge sein Land überschwemmte, und von ihm Lebensmittel verlangte. Er mußte indeß ihre Forderungen befriedigen, wenn er nicht selbst wollte feindlich behandelt seyn.

1097 im Mai fanden sich alle Fürsten mit ihren Heeren in Asien zusammen, und man zählte in einer Musterung

über 100,000 wohlgerüstete Reuter, 200,000 auserlesene Streiter zu Fuß, ohne Weiber, Kinder, Knechte und Mönche. Indeß waren die Seldschucken ein tapferes und hinterlistiges Volk: jede Tagereise in Kleinasien kostete Hunderten der Christen das Leben, und Städte wurden nur mit der größten Mühe erobert. Da wurden auch die Entschlossensten kleinmüthig; die meisten sprachen von Umkehren, einige kehrten wirklich um, und unter den anderen entstanden Streitigkeiten, so daß das Fortrücken eine Zeitlang ganz gehemmt ward. Endlich im Mai 1099 zogen sie von der eroberten Stadt Antiochia in Syrien längs der Seeküste fort, unterwarfen sich die Städte Tyrus und Sidon, Akre und den kleinen Seehafen Joppe; und den 6ten Juni 1099 kamen sie auf eine Anhöhe, von welcher sie Jerusalem gerade vor sich liegen sahen. — Alle riefen mit Einer Stimme: Jerusalem! Jerusalem! und konnten kaum abgehalten werden, sich ohne Ordnung auf die starkbevestigte Stadt zu stürzen. Doch waren von der unzählbaren Christenmenge jetzt kaum noch 60 000 Kampffähige übrig. Rasch vertheilten sie sich in der holzarmen Gegend, etwas Holz zusammenzubringen zur Erbauung von Kriegsmaschinen und Sturmleitern. Den 14ten Juli ward ein allgemeiner Sturm gewagt, doch von den Belagerten muthig zurückgeschlagen. Den folgenden Tag ward der Angriff wiederholt: Gott will es! war ihr Kriegsgeschrei; und Gottfried war der Erste, der von seinem Kriegsthurm herab in die Stadt hinein sprang. Ihm folgten die Anderen, öffneten die Thore, und von Rache entflammt und für die Ehre Gottes mordeten alle so furchtbar, daß die Moscheen vom Blut flossen. Und als hätten sie das schönste Werk vollbracht, das ihnen Gottes Gnade nothwendig erwerben müßte, Feinde des Herrn ermordet und sein heiliges Land von der Heiden Herrschaft erlöset zu haben: warfen sie sich mit inbrünstiger Andacht betend nieder auf der heiligen Grabstätte, und feierten dann ein allgemeines Dankfest mit Lobgesängen und feierlichen Umzügen durch die

blutgeröthketen Straßen. — Kinder! zittert und betet, daß Gott euch vor solchem Gräuel bewahre; thut aber auch das Eurige, daß ihr davor bewahret bleibet! Lernet es einsehen, daß Gott aller Menschen Vater ist; und daß man die Menschen, die nicht so gut belehret sind als wir, nicht morden, sondern belehren müsse. Paulus selbst, der strenge Eiferer für das Christenthum, ermahnet die Christen zu Rom, Kap. 14.; Welcher glaubet, es sey erlaubt, allerlei zu essen, der verachte den nicht, der diesen Glauben nicht hat. Ein jeglicher wird nur für sich selbst Gott Rechenschaft geben. Der Geist des Christenthums aber ist Friede und Freude: wer darin Christo dienet, der ist Gott gefällig und den Menschen angenehm.

Obgleich nun Jerusalem erobert war; so waren doch darum die Türken nicht besiegt, sondern die Kreuzfahrer hatten noch Alles zu fürchten von den ringsumher gelagerten Feinden, und von den Kalifen in Aegypten. Den Rangstreit unter den christlichen Fürsten selbst schlichtete eine Wahl, wodurch Gottfried von Bouillon einstimmig zum Könige von Jerusalem ernannt wurde. Doch weigerte sich sein bescheidener Sinn, da eine goldene Krone zu tragen, wo der Heiland der Welt unter einer Dornenkrone geblutet hatte; er lehnte den königlichen Titel ab, und schrieb sich nur Beschützer des heiligen Grabes. Mehrere der übrigen Fürsten wählten sich andere Theile des eroberten Landes. Gottfried starb leider zu früh, schon 1100 den 18ten Juli, und überließ die von den Türken unaufhörlich beunruhigte Herrschaft seinem Bruder Balduin.

Schon vor diesem Kreuzzuge hatten Kaufleute für die nach Jerusalem reisenden Christen, denen es dort gewöhnlich an bequemem Unterkommen fehlte, eine klösterliche Herberge nebst einem Bethause nahe bei der Kirche des heiligen Grabes erbaut. Als Jerusalem von den Christen erobert war; vereinigten sich die Vorsteher dieser Anstalt zu einer besondern Gesellschaft, deren Mitglieder sich verpflichteten, arme und kranke Pilgrimme zu verpflegen und die Ungläu-

digen zu bekriegen: sie nannten sich nach Johannes dem Täufer Johanniterritter. Ihr Name ward in der Christenheit berühmt; und damit sich immer mehrere zu diesem heiligen Dienste fänden, schenkten fromme Christen im Abendlande ihnen Geldsummen und vermachten ihnen liegende Güter, damit sie, ohne selbst einen Kreuzzug gemacht zu haben, doch das Ihrige gethan hätten, daß die Ungläubigen bekämpft würden. Indeß konnten sich die Ritter in Palästina nicht auf die Dauer behaupten: die Türken verdrängten sie, und sie flohen nach der Insel Rhodus, an der Südwestspitze Kleinasiens. Als die Türken ihnen aber auch hieher folgten; gingen sie nach Malta. Daher heißen sie auch Rhodiser oder Malteser Ritter: und wiewohl sie schon lange aufgehört haben, gegen die Ungläubigen zu kämpfen; sind ihnen doch bis vor wenigen Jahren alle die Güter geblieben, welche die Frömmigkeit ihnen in früheren Zeiten geschenkt hat, und deren Zahl nicht klein war. In den letzten Jahren haben mehrere Fürsten die in ihren Staaten gelegenen Güter der Malteser Ritter für sich genommen; und die Insel Malta selbst ist seit 1798 von den Engländern besetzt. — Auf eine ähnliche Art entstand der Orden der Tempelherren. Sie verpflichteten sich zu einem gottseligen Wandel, und insbesondere, die Landstraßen von Raubgesindel zu reinigen. Den Namen erhielten sie daher, weil Balduin ihnen auf dem Platze des vormaligen Salomonischen Tempels eine Wohnung anwies. Dieser Orden hatte seine Güter vorzüglich in Frankreich, und wurde so reich, daß er die Habsucht des Königs Philipps IV. reizte. Die Ordensglieder wurden grober Vergehungen angeklagt, mehrere durch die Folter dahin gebracht, daß sie eingestanden, was man verlangte, einige darauf eingemauert, andere verbrannt, und, was die Hauptsache war, die Güter eingezogen, 1311.

42.

Kreuzzüge. Fortsetzung.

Seit dem ersten Kreuzzuge fehlte es nicht an kleineren Pilgergesellschaften, welche von Jahr zu Jahr nach Palästina zogen: allein diese Verstärkungen waren doch viel zu unbedeutend, als daß die Sieger des heiligen Landes sich lange hätten halten können. Sie baten den Pabst dringend um Hülfe; und dieser brachte auch endlich, besonders durch den heiligen Abt Bernhard in Frankreich, einen zweiten großen Heereszug zu Stande, der an Glanz und Hoheit der Anführer den erstern noch weit übertraf.

Ludwig VII., König von Frankreich, hatte gegen zwei rebellische Vasallen die Waffen ergriffen, ihr Land verheert, und Vitri in Champagne mit Sturm erobert. Dabei war eine Kirche, in welche sich 1500 Menschen geflüchtet hatten, von seinen Soldaten in Brand gesteckt worden. Um diese Grausamkeit wieder gut zu machen, gelobte er Gott einen Kreuzzug. Der Abt Bernhard bestärkte ihn in dem frommen Entschluß, holte des Pabstes Einwilligung und Segen dazu, und zog dann selbst, wie einst Peter, durch einen Theil von Frankreich und Deutschland, und predigte das Kreuz mit solchem Nachdruck und Eifer, daß Alles in Feuer und Flammen gerieth und das Kreuz verlangte. Auch der Kaiser von Deutschland, Konrad III., ließ sich durch Bernhard überreden; und viele deutsche Fürsten und Herren folgten seinem Beispiele.

So zogen 1147 zwei große Heere von mehr als 200,000 Kriegern aus, und wenige kamen zurück. Sie fanden auf ihrem Marsche noch größere Schwierigkeiten, als Peter und Gottfried fünfzig Jahre vorher. Der griechische Kaiser verweigerte ihnen Lebensmittel, griff sie als Feinde an, und führte sie wohl gar den Türken in die Hände. Und als sie in Asien ankamen, rieben Hungersnoth und Pest den größten Theil der Heere auf, und die

Christen in Jerusalem, voll Argwohn gegen die abendländischen Fürsten, als suchten sie eigene Macht, hinderten jede größere Unternehmung. Konrad und Ludwig kehrten unwillig wieder zurück, nachdem sie durch die Aufopferung von fast 200,000 Menschen weiter nichts erlangt hatten, als daß sie Jerusalem und das heilige Grab gesehen. Bernhard, der sich von diesem Zuge den glücklichsten Erfolg im Namen Gottes versprochen hatte, ward jetzt mit Vorwürfen überhäuft; er aber rechtfertigte sich: die Schuld läge an den Sünden der Kreuzfahrer, und die Seelen der Gebliebenen seyen doch alle im Himmel. Habe doch Moses selbst sein Volk nicht in das gelobte Land einführen können.

Am besonnensten zeigten sich bei der allgemeinen Schwärmerei die nördlichen Sachsen, welche meinten, wenn man doch Ungläubige bekehren wolle, so könne man sie näher haben: denn es waren damals die Slaven in Pommern, Preussen, Litthauen, Liefland noch lange nicht alle Christen. Sie zogen daher unter diese Völker, und am thäthigsten zeigte sich hier Heinrich der Löwe, Herzog in Sachsen. Er beredete die Wenden an der Ostsee, sich taufen zu lassen, stiftete das Bisthum Lübeck 1163, und suchte überall das verfallene Christenthum wieder herzustellen. Die Blasiuskirche in Braunschweig ist auch von ihm erbaut.

Die abendländischen Könige, überflüssig in ihren eigenen Staaten beschäftiget, hatten nun fast 40 Jahre die Sache des heiligen Kreuzes ruhen lassen, als plötzlich die Nachricht kam: Jerusalem sey wieder in der Gewalt der Ungläubigen. 1187 den 2ten Oktober hatte sie sich dem tapferen und furchtbaren Sultan von Aegypten, Saladin, ergeben müssen, und der heidnische Sieger beschämte durch seinen Edelmuth die grausamen Christen: er nahm viele gefangen, ließ aber die vornehmsten Herren nach Verschiedenheit des Standes ein Lösegeld bezahlen und die Auswanderer sicher nach Tyrus begleiten. —

Jetzt endlich fand der Pabst Gehör, der lange schon vergebens die Fürsten zu einem dritten Kreuzzuge aufgefordert hatte; und die drei mächtigsten Regenten Europa's entschlossen sich, selbst nach Palästina zu reisen, um die heilige Stadt wieder zu erobern: Kaiser Friedrich I. von Deutschland, genannt Rothbart; Richard I. König von England, Löwenherz genannt wegen seiner Tapferkeit; und Philipp August, König von Frankreich. Ueberall zogen Mönche umher, und predigten das Kreuz: alles gerieth aufs neue in Bewegung; und deutsche Seefahrer von der Nord- und Ostsee, ja Dänen, Norweger und Schweden, vereinigten sich diesmal mit den italienischen Flotten Venedigs, Genuas und Pisas im Mittelmeere, theils um Kreuzfahrer überzusetzen, theils sich durch Handel zu bereichern.

1189 brach Friedrich I. auf: er hatte mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe er Asien erreichte. Der Weg ging zum Theil durch unwegbare Gebirge, Moräste und dicke Wälder; Wegweiser führeten das Heer absichtlich irre und flohen; dann brachen Bulgaren und Servier hervor und hieben viele Kreuzfahrer nieder. Der griechische Kaiser versagte Lebensmittel, fast alle Pferde fielen um, und das Volk verschlang das Fleisch der todten Pferde als eine köstliche Speise. Und als man nun bald das Ende der Wallfahrt erreicht zu haben hoffte, stürzte der Kaiser unweit der syrischen Stadt Seleucia auf einem schlüpfrigen Wege mit seinem Pferde in den Fluß Seleph, und starb 1190, den 10ten Juni. — Sein jüngerer Sohn Friedrich brachte etwa 5000 Mann ins Lager vor Ptolemais oder Akko, welche Stadt schon seit drei Jahren von den Christen belagert wurde. Aber auch er starb mit dem größten Theile seines noch übrigen Heeres im Anfange des folgenden Jahres an der Pest.

1190 schifften sich die Franzosen und Engländer ein, und nahmen ihren Weg zur See. Schon unterweges zeigte sich die Eifersucht der beiden Nationen gegen einander,

und sie ging in offenbare Feindseligkeit über, als sie vor Ptolemais ankamen. Man kam endlich darin überein, daß beide Heere einen Tag um den andern mit dem Angriffe wechseln sollten; und so brachte es der Wetteifer in der Tapferkeit dahin, daß die Belagerten am 13ten Juli 1191 die Stadt unter der Bedingung übergaben, daß man ihnen freien Abzug gestattete, sie aber nichts als ihre Kleider mitnähmen, und Saladin beiden Königen 200,000 griechische Dukaten Kriegskosten bezahlte: bis dahin sollte die Besatzung verhaftet bleiben. Man ließ nun die eingeschlossenen Türken herausziehen: da aber Saladin das Geld nicht gleich schickte, ließ Richard in der Hitze 6000 dieser Unglücklichen niederhauen. Jetzt stürmten die Christen von allen Seiten hinein, und Herzog Leopold von Oesterreich, der einer der ersten in der Stadt war, ließ seine Fahne auf einen Thurm stecken. Dies verdroß Richard: er ließ die Fahne herunterreißen, und in den Koth treten. Zornig griffen die Deutschen zu ihren Waffen: allein da sie die schwächere Partei waren; besänftigte sie Leopold, und führte sie schnell aus Asien weg.

Bald darauf verließ auch der König von Frankreich das Heer, doch blieben 10,000 Franzosen unter dem Herzog von Burgund zurück. Richard rückte dennoch weiter vor, und schlug den Saladin: als er aber gegen Jerusalem ziehen wollte; kehrte plötzlich der Herzog von Burgund um, und ging mit den Franzosen nach Hause. Richard indeß, im Vertrauen auf seine Tapferkeit, ließ sich dadurch nicht abhalten, weiter vorzudringen, wiewohl er einigemal selbst in Lebensgefahr kam. Einmal ging er mit wenigen Begleitern auf die Jagd, und gerieth in einen türkischen Hinterhalt. Er hieb wie ein Rasender um sich: allein seine Begleiter waren schon alle bis auf Einen gefallen, und der Türken waren viele. Da rief plötzlich dieser Eine — Wilhelm von Pourcellet war sein Name: — ich bin der König! sogleich ließen die Türken Richard los, und nahmen jenen gefangen. Saladin labte ihn, als er

die List erfuhr; behandelte ihn sehr edel, und wechselte ihn nachher gegen 10 Araber aus.

Richard indeß, schon im Angesichte Jerusalems, ward von seinen Fürsten genöthigt, umzukehren. Er wandte sein Gesicht unwillig von Jerusalem ab, und rief: Wer den Muth nicht hat, des Heilands Grab zu befreien, verdient auch nicht es zu sehen! — Er zog zurück nach Ptolemais, schloß mit Saladin Frieden, und segelte im September 1192 nach Europa zurück. Doch unterweges traf ihn ein Sturm, sein leichtes Schiff ward in den Meerbusen von Venedig oder das adriatische Meer getrieben, und er mußte bei Aquileja ans Land steigen. Um keine Zeit zu verlieren, weil in seinem Königreiche Unruhen ausgebrochen waren, entschloß er sich als Pilger verkleidet zu Lande durch Deutschland zu reisen. In Wien aber ward er erkannt; der Herzog Leopold von Oesterreich, der seine herabgerissene Fahne noch nicht vergessen hatte, läßt ihn gefangen nehmen, und liefert ihn auf Verlangen an den damaligen deutschen Kaiser, Heinrich VI., aus. Dieser setzte ihn in ein hartes Gefängniß; und Philipp von Frankreich gab Geld, daß er ihn noch länger gefangen hielt, um während der Zeit Richards Länder plündern zu können. Doch die Engländer blieben ihrem Könige treu, und die deutschen Fürsten schämten sich der Unredlichkeit ihres Kaisers. Richard erhielt seine Freiheit um 1 Million Thaler oder 100,000 Mark Silbers, für die damalige Zeit eine ungeheure Summe, welche die Engländer freiwillig zusammenbrachten.

Einer der schlauesten und herrschsüchtigsten Päbste war Innocenz III. von 1198 bis 1216: er befahl Königen, sich von ihren Gemahlinnen scheiden zu lassen, setzte den König von England, Johann, ab, und verschenkte seine Länder an den König von Frankreich, wenn er sie erobern könnte. Als Johann sich aber vor dem Pabste demüthigte, England für ein Lehen des Pabstes erklärte, und sich zu einem jährlichen Zins von 1000 Mark

Silbers verbindlich machte: da ward er wieder ein begnadigter Sohn der Kirche, und dem Könige von Frankreich, der schon gerüstet stand, ward der Bann gedrohet, wenn er sich unterstehen würde, das nunmehrige Erbe des Stuhles Petri anzutasten. — Ein solcher Pabst konnte es nicht übersehen, welch ein Vortheil ihm von den Kreuzzügen zuwüchse. Er schickte also zu allen Fürsten umher; ertheilte Dieben und Mördern Ablaßbriefe; gab Knechten, ohne Wissen und Willen ihrer Herren, durch geistliche Zettel ihre Freiheit, wenn sie nur das Kreuz nahmen: und eine Anzahl französischer Grafen und Ritter vereinigte sich zu einem vierten Kreuzzuge. Venedig gab gegen eine Summe Geldes Schiffe und Lebensmittel; im April 1203 fuhren sie ab, und kamen schnell vor Konstantinopel. Hier herrschte damals die äußerste Gesetzlosigkeit: es entstanden Streitigkeiten zwischen Griechen und Franzosen; und die Kreuzfahrer, ohne weiter an Palästina zu denken, eroberten diese prächtige Stadt, setzten einen aus ihrer Mitte zum Kaiser ein, 1204, und errichteten in Konstantinopel ein so genanntes lateinisches Kaiserthum, welches, von französischen Grafen 57 Jahre regiert, bis 1261 bestand.

Da das heilige Grab durch diesen Zug nichts gewonnen hatte; bewegte Innocenz den König Andreas von Ungarn und viele Deutsche zu einem fünften Kreuzzuge, der aber Jerusalem auch nicht erreichte. Ja die heilige Wuth ging so weit, daß man 1213 in Frankreich eine Schaar von 30,000, und in Deutschland eine andere von 20,000 Kindern durch das Land ziehen sah gegen die Ungläubigen. Die Deutschen kamen fast alle vor Hunger und Mattigkeit um; und die Franzosen fielen gar Sklavenhändlern in die Hände, die ganze Schiffsladungen derselben an die Türken nach Aegypten verkauften a).

a) Noch ist die Regierung des Pabstes Innocenz merkwürdig wegen der Kreuzzüge gegen Ketzer, zu denen er ermun-

Einen neuen Kreuzzug unternahm einige Jahre später Friedrich II., Kaiser von Deutschland: höchst ungern, allein er hatte ihn bei seiner Krönung eidlich gelobt, um mit dem Pabste Frieden zu haben, und mußte jetzt das Interdikt für sein ganzes Reich fürchten, wenn er das Gelübde nicht erfüllte. Das Interdikt war auch eine Erfindung des Pabstes Innocenz, und bestand darin, daß aller äußere Gottesdienst aufhörte, die Altäre ihrer Zierden entblößt, alle Bilder der Heiligen in Trauerflor gehüllt wurden: keine Glocke durfte sich hören lassen; kein Todter kam in die geweihete Erde des Gottesackers, sondern ward ohne Gebet und Gesang in unheiliger Erde eingescharrt; Ehen wurden nicht vor dem Altare, sondern auf Gräbern eingesegnet; kein Bürger durfte den andern auf der Straße grüßen: eine allgemeine Todtenstille sollte verkündigen, daß das ganze Land unter dem Fluche des Herrn läge. Gewöhnlich folgte einem solchen Interdikt ein allgemeiner Aufstand des Volkes. Friedrich daher reiste 1228 ab, schloß im März 1229 einen Waffenstillstand mit dem Sultan von Babylon auf zehn Jahre, kraft dessen ihm Jerusalem und alle von Saladin eroberten Plätze herausgegeben wurden, hielt einen prächtigen Einzug in Jerusalem, und setzte sich in der Kirche zum heiligen Grabe unter lautem Jubel seiner Deutschen die Königskrone von Jerusalem selber auf. Und im Mai war er schon wieder in Italien.

terte. So lebten im südlichen Frankreich um die Stadt Alby Christen: welche lehreten: Der Pabst sey nicht mehr wie jeder andere Bischof, das Fegfeuer sey eine Erfindung habsüchtiger Priester u. s. w. Gegen diese rückte ein Kreuzzug an: Alles ward niedergehauen, und während des Sturmlaufens gegen die Stadt gesungen: komm heiliger Geist, Herre Gott! Zwar wohnten unter den Ketzern auch viele Rechtgläubige; allein es hieß: nur alle todtgeschlagen! der Herr kennt die Seinen. Und ganz Toulouse ward verheert.

Indeß bemächtigten sich die Türken bald darauf wieder der abgetretenen Oerter, und verdrängten die Christen aus einer Besitzung nach der andern. Das ganze Königreich Jerusalem bestand zuletzt noch blos aus einem mäßigen Landstrich an der Küste zwischen Tyrus und Tripolis, und Ptolemais war die veste Stadt darin. Der Pabst ließ nicht ab, das Kreuz zu predigen; und Ludwig IX., König von Frankreich, der in einer schweren Krankheit einen Kreuzzug gelobt hatte, schiffte sich im August 1248 mit 40,000 Mann bei Marseille gegen die Ungläubigen ein. Doch fast kein Kreuzzug war so unglücklich abgelaufen, wie dieser. Ludwig griff Damiette in Aegypten an, und eroberte die Stadt. Das Heer aber theilte sich, drang unbesonnen zu tief in das Land ein, und ward durch Schwerdt, Hunger und Krankheit fast ganz aufgerieben. Einige tausend wurden in der Gefangenschaft hingerichtet; andere schwuren den christlichen Glauben ab, ihr Leben zu retten; und der König selbst war unter den Gefangenen. Ungeachtet ihm mehr als einmal der Tod angekündiget wurde, blieb er doch der christlichen Religion getreu, und seine unerschütterliche Standhaftigkeit gewann ihm selbst die Achtung seiner Feinde. Er kaufte sich und den übriggebliebenen Seinigen endlich um eine große Summe Geldes die Freiheit, und kam erst 1254 in sein Reich zurück.

Dennoch ließ er sich in seinem spätern Alter noch einmal zu einem Kreuzzuge gegen Tunis in Afrika verleiten. Ludwig konnte kaum noch zu Pferde steigen, und nicht mehr die volle Rüstung tragen; seine treuesten Diener zeigten ihm die traurigen Folgen dieser Entfernung für sein Reich: doch er achtete den vermeinten Ruf Gottes höher als jede weltliche Rücksicht; denn der Fürst von Tunis hatte ihm Hoffnung gemacht, das Christenthum annehmen zu wollen. Er schiffte den 1sten Juli 1270 ab, landete mit 60,000 Mann in Afrika: allein ansteckende Krankheiten verbreiteten sich unter dem Heere, und Ludwig selbst

starb den 25sten August desselben Jahres. Sein letzter Gedanke war die Predigt der christlichen Lehre in Tunis.

Seitdem zeigte niemand mehr Lust, den Christen in Palästina zu Hülfe zu kommen: 1291 ward auch der letzte Ort der Christen, Ptolemais, von den Türken erobert; und seitdem ist dies Land immer in der Gewalt der Türken geblieben.

Dies ist die Geschichte der merkwürdigen Kreuzzüge. Sie raubten den Abendländern an 6 Millionen Menschen; doch sind sie auch nicht ohne große und wohlthätige Folgen für Europa geblieben. Die dadurch verbreitete Begeisterung weckte den Geist der Völker, die fast alle in dumpfem Aberglauben gleichsam schlummerten; man lernte die Sitten und Künste des Morgenlandes kennen; und das prächtige Konstantinopel reizte die abendländischen Fürsten, ihre Residenzen gleichfalls mit schönen Gebäuden zu schmücken. Mit Begeisterung erzählten die Heimkehrenden von allem dem Großen und Schönen, von allem dem Furchtbaren und Wunderbaren, das sie gesehen, gehört und gethan hatten; mit Bewunderung und Liebe wurden sie gehört. Bald wiederholten die Erzählung Dichter in ihren Liedern, schmückten die Heldenthaten mit glänzenden Erfindungen, und indem sie dadurch ihre Zuhörer mit der geistigen Freude, welche die Dichtkunst gewährt, bekannt machten, reizten sie Jüngling und Mann, zu thun, was dereinst auch noch den spätesten Nachkommen erzählt werden könnte. — Die meisten der Umgekommenen waren Ritter und Güterbesitzer; es waren dadurch mehr Bürger zu liegendem Eigenthum gelangt. Die zu Hause gebliebenen Unterthanen hatten oft so viel erworben, daß sie den arm zurückkehrenden Gebieter wieder zu Macht und Wohlstand bringen konnten, und dadurch erhielten auch sie Vorrechte und Ansehen. Es erhob sich ein freier Bürgerstand, die Städte erweiterten sich; und die Fürsten, welche bisher von den mächtigen Vasallen am meisten gelitten hatten, begünstigten den Bürgerstand

mehr, damit dieser dem Ritterstande (dem Adel) an die Seite treten könnte. Besonders ward der Handel erweitert, und in Italien begann seit dem Anfange der Kreuzzüge ein ganz neues Leben: die einzelnen Städte wurden reich, gewannen dadurch Selbstgefühl, und bildeten sich fast alle zu Republiken; und in dieser geistigen Regsamkeit erfanden und dachten sie, so daß von ihnen die Kultur des neueren Europa ausging.

43.

Ostindische Produkte. Handelswege, auf denen sie nach Europa kommen. Hansa.

Nehmt jetzt die Karte von Asien, und suchet dort Ostindien, ein Land, welches durch seine Früchte eines der merkwürdigsten der ganzen Erde geworden ist. Man umfaßt unter dem Namen Ostindien erst die zwei Halbinseln zwischen Persien und China, und dann vier große Inseln, welche von jenen Halbinseln südöstlich liegen, nebst vielen kleinen umher zerstreueten Inseln. Die beiden Halbinseln theilt man durch den großen Strom Ganges und den bengalischen Busen in die Halbinsel diesseit des Ganges, und in die Halbinsel jenseit des Ganges. Jene wird durch den berühmten Fluß Indus von Persien geschieden; und in der Mitte streicht durch diese Halbinsel ein Gebirge, welches im Süden auf jeder Seite nur einen schmalen Küstenstrich läßt. Die westliche gegen Arabien gewandte heißt die Küste Malabar; die östliche am bengalischen Busen die Küste Koromandel: an dieser liegt die durch Zimmt berühmte Insel Zeilon. In der Mitte des Busens liegt die jetzige Hauptstadt der englischen Besitzungen in Ostindien Kalkutta. Auf der Halbinsel jenseit des Ganges ist der lange schmale südli-

che Erdstrich am bekanntesten, Malakka. — Doch wichtiger sind die Inseln; erst die vier grossen: Sumatra, wo Engländer und Holländer die Küsten beherrschen; Java, wird grossentheils von den Holländern beherrscht, mit der Hauptstadt des holländischostindischen Handels Batavia, einer grossen, aber sehr ungesunden Stadt; Borneo, die größte der vier Inseln; Celebes, bis jetzt die unwichtigste. Und östlich davon liegt eine Gruppe kleiner Inseln, die man zusammen die Molukken oder die Gewürzinseln nennt.

Die kostbaren und allgemein gesuchten Erzeugnisse dieser warmen, oder größtentheils heißen Gegenden sind: Seide, von der schon oben gesprochen; Baumwolle, die an einem 3 bis 4 Fuß hohen Stengel in Saamenkapseln, von der Größe eines kleinen Apfels, wächst; Reiß, das Getreide aller warmen Länder, der auf der Erde wahrscheinlich weit ausgebreiteter angebauet wird, als Weitzen und Roggen: er wächst etwa 4 Fuß hoch, die Aehre gleicht anfangs einer Gerstenähre, breitet sich aber nachher in einen grossen Büschel aus. Dann vor allem die verschiedenen Arten Gewürze, die uns jetzt fast zum täglichen Bedürfniß geworden sind, und bei deren Genuß wir kaum noch daran denken, daß sie 1000 Meilen von unserem Vaterlande entfernt wachsen. Der Zimmt. Dieß ist die innere Rinde eines Baumes, der dem Lorbeerbaume ähnlich ist; die äußere Rinde ist unbrauchbar. Man schält sie gewöhnlich nur von abgeschnittenen Zweigen ab; denn nähme man sie vom Stamme, so würde dieser verdorren. Hat man die innere Rinde gelöst, so legt man sie zum Trocknen hin, wo sie sich dann von selbst zusammenrollt, und engere und weitere Röhren bildet. Der ächte Zimmt ist biegsam und fast so dünn wie Papier, von Farbe rothgelb oder bräunlich, von Geschmack süß und nicht brennend scharf, wie die Rinde von ähnlichen Bäumen schmeckt, die man häufig statt der wahren Zimmtrinde verkauft. Die schönste Art findet man auf

Zeilon. — Pfeffer sind die Beeren eines Gewächses, dessen Schößlinge wie Weinreben oder Hopfen ranken. Die Beeren bilden 6 bis 8 Zoll lange Trauben, und sehen zur Zeit der Reife roth aus. Sie werden aber nicht alle zugleich reif, sondern es sitzen gewöhnlich rothe und grüne Beeren an einer Traube. Da die reifen leicht abfallen, so darf man mit dem Pflücken nicht zaudern: man pflückt daher, um nichts zu verlieren, reife und unreife durch einander, sondert sie dann, und trocknet die unreifen an der Sonne, wodurch sie schwarz und runzligt werden; und dieß ist der gemeine schwarze Pfeffer. Die reifen Beere werden in Seewasser eingeweicht, dann durch Waschen und Reiben mit den Händen von ihrer Haut befreit, und zuletzt auch getrocknet. Diese geben den weißen Pfeffer, welcher nicht so scharf ist, als der schwarze. Er dient zur bessern Verdauung fetter und schleimiger Speisen. Auch ist er, des Morgens nüchtern in ganzen Körnern genommen (10 bis 12 mit einem Schluck Wasser), ein einfaches Mittel, den Magen zu stärken. Schweinen ist er ein Gift. — Ingwer ist ein 3 Fuß hohes schilfartiges Gewächs. Was zu uns kömmt, ist die Wurzel, die man weiß, schwarz, braun und blaulich findet. In Ostindien benutzt man auch die Blätter zu Salat. Die Wurzel ist eines der gesundesten Gewürze, besonders in Zucker eingemacht. — Zu eben diesem Geschlechte gehört der Kardamom, dessen kleine eckige Saamenkörner von gelbrother Farbe als Gewürz an Speisen gebraucht werden; in Ostindien noch häufiger als bei uns. — Der Gewürznelkenbaum gleicht dem Lorbeerbaum. Alle Theile desselben, vornehmlich die Blattstiele, sind gewürzhaft: am meisten aber werden die noch nicht aufgeblüheten Blumenknospen geschätzt, und diese sind es, welche wir unter dem Namen der Gewürznelken oder Nägelein kaufen. Die letzte Benennung haben sie von ihrer Gestalt, die erste von ihrem Geruch. Sie werden grün abgepflückt, weil sie aufgeblühet von ihrer

Kraft

Kraft verlieren. Man trocknet sie dann im Rauche, wodurch sie die braunrothe Farbe erhalten, und zuletzt in der Sonne. Sie haben einen äußerst scharfen, brennend gewürzhaften Geschmack; und ein daraus destillirtes Oel ist so scharf, daß es äußerlich die Haut entzündet, und als ein ätzendes Mittel gebraucht wird, auch zur Stillung der Zahnschmerzen taugt. Diese Nelken wachsen fast einzig auf den molukkischen Inseln, und die Holländer, die vormaligen Herren dieser Inseln, hielten den Anbau der kostbaren Bäume sehr geheim, damit sie den Vortheil dieses Handelsartikels allein hätten. Ja man erzählt, daß sie den Baum überall ausgerottet, und nur auf den Inseln Amboina und Ternate noch gelassen haben, um ihn bloß für sich zu bewahren. — Der Muskatennußbaum ist einem Birnbaum ähnlich, und trägt das ganze Jahr hindurch runde Steinfrüchte, wie Aprikosen, die man zwei bis dreimal des Jahres sammelt. — Das Fleisch, welches den Stein oder die Nuß umgiebt, ist röthlich, saftig und von herbem Geschmack! wird aber, wenn die Nüsse reif sind, abgeschält und weggeworfen. Unter dem Fleisch ist die ganze Nuß mit einem braunrothen netzartigen Gewebe überzogen. Dieses wird mit einem Messer behutsam abgehoben, an der Sonne getrocknet, mit Seewasser besprengt, und dann wieder im Schatten getrocknet, wodurch es eine pomeranzengelbe Farbe annimmt. Dieses getrocknete Gewebe nennen wir Muskatenblüthe. Die Nüsse, welche in einer schwarzen holzigten Schaale sitzen, trocknet man an der Sonne und durch Rauch, bis sie in der Schaale klappern. Dann schlägt man sie auf, sondert sie, und taucht sie einigemal in Kalkwasser, worunter Seewasser gemischt ist. Dieß geschieht, damit sie nicht so leicht ranzig werden; denn sie besitzen viel Oel: und das kostbare Muskatenöl, ein Nervenstärkendes Mittel in der Medicin, preßt man nur aus den schlechtesten. Der Baum wird vorzüglich auf der Insel Banda angebauet; und die Holländer, welche sich mit den Nüssen

desselben den Alleinhandel zu verschaffen gewußt hatten, hielten in ihren Magazinen beständig einen ungeheueren Vorrath davon. Damit aber durch die große Menge derselben der Preis nicht sinken mögte, verbrannten sie von Zeit zu Zeit einen Theil, wie z. B. im Jahre 1760 zu Amsterdam geschah, wo der Werth des verbrannten Vorraths auf 2 Millionen Thaler geschätzt wurde.

Auch wachsen in Ostindien viele wohlriechende Kräuter, unter denen am meisten gesucht wird die Myrte. Sie ist ein zarter Baum von schönem Wuchs und angenehmem Geruch. Der kleinen schwarzen Beere bediente man sich sonst statt des Pfeffers an den Speisen. — Eine Art von Myrten ist noch besonders zu merken, die Gewürzmyrte. Ihre grünen Beere pflückt man unreif, trocknet sie an der Sonne, wodurch sie schwarzbraun und runzligt werden, und verkauft sie unter dem Namen des englischen Gewürzes, weil es in England am meisten gebraucht wird. Es soll nicht so hitzig seyn, als das andere gemeine Gewürz, und wird in dieser Hinsicht empfohlen.

Dann findet man in Ostindien ganze Wälder von Kokospalmen, die den Menschen Speise, Getränk, Kleidung und Schreibmaterialien, ja noch Futter für das Vieh geben. Gold und Edelsteine sind hin und wieder noch jetzt nicht von der Habsucht der Europäer erschöpft, und ergiebige Perlenfischereien finden sich besonders an der Halbinsel diesseit des Ganges. Auch sind Elephanten vorzüglich auf Ceilon sehr häufig, die das im Alterthum noch höher als jetzt geachtete Elfenbein liefern.

Die Erzeugnisse dieser fruchtbaren Gegenden kannten die Aegypter, Juden, Phönizier und Griechen schon sehr früh, (Zimmt wird schon in den Büchern Mosis genannt), doch ohne die Gegenden selbst zu kennen: und da ihnen die Früchte einen sehr hohen Werth hatten, priesen sie das Land, welches diese Früchte erzeugte, als eines der glücklichsten Länder der Erde, und schmückten das Morgen-

land, Indien, wie sie es schon früh nannten, mit mancherlei Fabeln. — In den frühesten Zeiten erhielten die Phönizier, das Haupthandelsvolk der alten Welt, die indischen Erzeugnisse, Seide, Baumwolle, Elfenbein, Zimmt und einige andere Gewürze über Arabien. Wahrscheinlich kamen sie auf Schiffen von Indien um Persien her in den persischen Busen, wurden hier an der Küste Arabiens ausgeladen, und von dort durch Karawanen (von den Gerrhäern) nach dem arabischen Busen geführt. Hier nahmen phönizische Karawanen, oder auf eine kurze Zeit, jüdische Schiffe, auf denen Phönizier fuhren, (unter David und Salomo), diese Waaren in Empfang, und brachten sie ans Mittelmeer und in alle westlichen Länder. — Nachdem der Handel der Phönizier durch Alexander den Großen zerstört war, und Alexandrien in Aegypten sich zu einer mächtigen Stadt durch griechische Kunst erhoben hatte; holten Griechen von Arabien her über den Busen die gesuchten Waaren Indiens, führten sie eine kurze Strecke über Land bis in den Nil, und schifften sie den Nil hinunter ins Mittelmeer. — Wer nun seit Alexander im Besitz der von ihm erbaueten Stadt Alexandria war, der hatte auch den gewinnvollen Handel mit den ostindischen wohlriechenden Spezereien und Gewürzen. Als daher die Römer Aegypten eroberten (30 vor Chr.); kam der ostindische Handel in ihre Gewalt. Als nachher 395 nach Chr. das große römische Reich in's Morgenland und Abendland zertheilt wurde, und Aegypten dem Morgenlande zufiel; trieben die Griechen unter den Kaisern in Konstantinopel diesen Handel. Allein ums Jahr 630 wurden die Griechen aus Aegypten und aus allen Häfen der phönizischen und syrischen Küste vertrieben durch die Araber, und die wilden Kriege der Mahomedaner unterbrachen jenen alten Handelsverkehr auf einige Zeit, so daß die Indianer es nicht sicher fanden, auf dem gewöhnlichen Wege weiter ihre Produkte (Landeserzeugnisse) zu versenden.

1000 vor Christo.

333 vor Christo.

Man erzählt, daß in den folgenden Jahrhunderten die ostindischen Produkte durch Rußland an die Ostsee gekommen seyen. Man habe sie gebracht den Indus hinauf; vom Indus zu Lande in den Amu, der sich in den Aralsee ergießt; und aus dem Aralsee in den großen kaspischen See. In diesen ergießt sich bei der alten, und jetzt noch berühmten Stadt Astrakan der große Fluß, die Wolga. Diese sey man hinaufgeschiffet bis zu ihrer Quelle: (sie entspringt aber nicht weit östlich von Petersburg;) aus der Wolga dann in den Ladogasee, und aus diesem in die Ostsee. — Oder man sey aus der Wolga nach der Düna gegangen, die bei Riga im heutigen Liefland in die Ostsee ausströmt. — Die Erzählung, daß ein Handelsverkehr auf diesem Wege Statt gefunden habe, ist alt; allein es finden sich doch so wenige und so unzuverläßige Spuren von indischen Produkten unter den Handelsartikeln der Ostseestädte, daß entweder die Meinung derer Beifall verdient, welche diesen Handelsweg für eine bloße Erdichtung halten, oder daß man wenigstens annehmen muß, er sey nicht lange benutzt worden a).

Wohl lagen im 8ten, 9ten Jahrhunderte mehrere wichtige Handelsstädte an der Küste der Ostsee, vorzüglich die wendischen Städte Wineta und Julin. Wi-

a) Man glaubt, daß auch Karl der Große (793) deswegen, um den asiatischen Handel vom schwarzen Meere aus die Donau herauf durch das Innere seiner Staaten, bis in die Nordsee zu gewinnen, durch einen Kanal die Rednitz und Altmühl mit einander habe verbinden wollen: denn die Altmühl fällt in die Donau; die Rednitz aber in den Main, und der Main in den Rhein: man hätte dann also aus der Donau in den Rhein, und den Rhein hinunter in die Nordsee schiffen können. Angefangen wurde das kühne Werk, aber man kam damit nicht zu Stande. Man zeigt noch eine Erhöhung bei Dettenheim in Baiern, die von diesem Kanalbaue herrühren soll.

neta lag auf der Insel Usedom, am Ausflusse der Peene in die Ostsee, etwa zwei Meilen von Wolgast. Sie war ums Jahr 800 eine der reichsten Städte; Kaufleute aller Nationen versammelten sich in ihr. In einem heftigen Sturme aber riß das Meer ein großes Stück Land ab, und versenkte die ganze Stadt: und noch einige Jahrhunderte nachher, wird erzählt, habe man bei stillem Wetter, gegen Donneron über, eine halbe Meile vom Ufer im Meere sehen können, wie die Gassen in schöner Ordnung liefen, und dies Ueberbleibsel allein sey größer gewesen, als Lübeck in seinem damaligen nicht kleinen Umfange. — Julin stand am Ausflusse der Oder in die Ostsee, wo jetzt das Städtchen Wollin liegt, und blühete besonders nach dem Untergange von Wineta auf. Nach dem Jahre 1000 war ihr höchster Flor: man wußte sie mit keiner andern Stadt zu vergleichen, als mit Konstantinopel; was Seltenes und Reizendes zu finden war, traf man dort im Ueberfluß; die Schiffe aller Nationen kamen zu ihr; und Dänen, Russen, Sachsen, Wenden hatten in ihr eigene Gassen. Doch ihr Reichthum erzeugte Eifersucht: es entstanden innere Unruhen; und ihr Stolz und Uebermuth reizte endlich den Zorn des dänischen Königs Waldemar dergestalt, daß er sie im Jahre 1170 belagerte, und nachdem er sie eingenommen hatte, in einen Steinhaufen verwandelte. — Von diesen beiden Städten Pommerns wurden aber meist nur Erzeugnisse der nördlichen Gegenden Europa's, als Bernstein, Pelzwerk, Holz, Heringe nach den westlichen Ländern Europa's ausgeführt. Daß sie indeß auch mit asiatischen Völkern, besonders mit den Arabern, mittelbar oder unmittelbar in Handelsverkehr gestanden haben, dafür zeugen unter Anderen auch die alten arabischen Münzen, welche man in den letzten Jahren in Pommern wieder aufgefunden hat, und die vielleicht bei irgend einem feindlichen Ueberfalle vorsichtige Handelsleute verbargen, welche nachher selbst getödtet oder gefangen fortgeführt wurden. — Nach dem

Untergange von Julin war Wisby, auf der jetzt schwedischen Insel Gothland, eine der größten Handelsstädte ihrer Zeit. Es wohnten in ihren Mauern 12,000 Kaufleute, und unter ihnen ein einziger Bäcker: alle andere Handwerksleute mußten außerhalb in den Vorstädten wohnen. Was aber den Namen dieser Stadt noch lange erhalten wird, ist dat Water-Recht dat de Kooplüde unde Schippers gemaket hebben to Wisby, das eigentliche älteste Seerecht der Hansa, welches aus dem Plattdeutschen schon früh in das Schwedische, Französische, Englische und Holländische übersetzt, die Grundlage aller neueren Seerechte geworden ist.

Nach und nach bildeten sich hier im nördlichen Deutschlande mehrere Handelsstädte, besonders Lübeck und Hamburg. Jene ward seit 1200 das Haupt aller Städte an der Ostsee: und diese war im Besitz des inländischen Verkehrs mit den westlichen Ländern. Sie handelten besonders mit deutschen Produkten: Holz zum Schiffbau und zur Feuerung, kostbarem Pelzwerk, Leder, Seife, Wachs, Honig; auch mit Pferden. Dann waren die Sachsen und Friesen durch ihre Leinwand berühmt; und wie Karl der Große den arabischen Fürsten nichts Schöneres zu schenken wußte, als deutsche Weberarbeiten; so läßt sich leicht denken, daß die Kaufmannsstädte unter den Sachsen einen nicht unbedeutenden Handel auch hiermit werden getrieben haben, und daß wiederum der Gewinn, welchen der Weber und die Spinnerin von ihrer Arbeit hatten, den Kunstfleiß der Norddeutschen reizte.

Was aber den Handel störte, war Mangel an Sicherheit auf Reisen. Nicht allein Räuberbanden griffen an und plünderten, sondern selbst die Ritter hielten es nicht für entehrend, von ihren Raubschlössern herab reisende Fuhrleute zu überfallen, und auszuplündern, oder reich beladene Schiffe auf offenem Strome anzuhalten. Und auf der Ost- und Nordsee war man nicht vor den dänischen und normännischen Schiffen sicher, die dort auf gleiche Weise,

wie die Ritter auf dem vesten Lande, raubten und plünderten. Um sich gegen solche gewaltsame Plünderungen zu schützen, schlossen Lübeck und Hamburg um 1241 ein Bündniß mit einander. Bündniß aber oder Gesellschaft hieß in der alten Sprache Hansa (ein Bundesgenoß oder Gesell Hans, wie noch jetzt im Dänischen hans der Seinige, das Seinige bedeutet); daher sagt man, dies sey der Anfang der berühmten Hansa, wiewohl in jener Zeit der Name noch nicht vorkömmt, auch später der Hauptzweck der eigentlichen Hansa Erweiterung des auswärtigen Handels war. Beide Städte sollten Schiffe rüsten und Soldaten bewaffnen, um die Landstraße zwischen der Trave und Elbe, und die Gewässer von Hamburg bis in die Nordsee zu sichern. Später schlossen mehrere Städte zu ähnlichem Zwecke sich an: Braunschweig, Bremen, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde und andere; es wurde so viel Mannschaft zusammengebracht, daß die Land- und Wasserstraßen zwischen den Hansastädten völlig gesichert werden konnten; und um 1300 zählte der Bund über 60 Städte vom Niederrhein an bis nach Preußen und Liefland. Köln am Rhein gehörte dazu; Salzwedel in der Altmark, welches in lebhaftem Handelsverkehr mit Hamburg und Lübeck stand; es lieferte vorzüglich den Waid, ein Färbekraut, dessen Blätter blau färben, Torf, Hopfen und Bier; denn die märkischen Biere waren berühmt, und selbst die Markgrafen von Brandenburg legten sich Hopfengärten an. Auch wurden in der Mark viele Tücher, Hüthe, Strümpfe und Rasche gewebt, die meist nach Hamburg und Lübeck gingen. Ferner waren berühmte Hansastädte Stettin, Thorn, Danzig, Königsberg, Riga, Reval, Narva. Sie bildeten zusammen einen Kriegsstaat, der ganze Heere zu See- und Landschlachten aufstellen konnte, der mit anderen Staaten Bündnisse schloß, und sich allen nördlichen Seemächten furchtbar machte. Auswärtige bewarben sich um die Gunst dieser deutschen Handelsstädte, und räumten ihnen

bequeme Stapelplätze a) ein. Besonders erhielt die deutsche Hansa vier große Hauptniederlagen zu Novgorod in Rußland, zu Bergen in Norwegen, zu Brügge in Flandern, und in London, deßen Handel sich damals aber mit unserem Deutschen noch gar nicht vergleichen konnte. — Dieser für Deutschland so wohlthätige Städteverein erhielt sich bis ins 16te Jahrhundert. Da fing er an sich aufzulösen, theils durch innere Streitigkeiten und durch die Anmaßungen Einzelner, theils in Folge der neuentdeckten Handelswege, auf welchen die kostbarsten Produkte des Auslandes von andern Nationen, Portugiesen, Spaniern, Engländern, Holländern und Franzosen nach Europa gebracht wurden: wodurch diese Nationen zugleich eine so bedeutende Seemacht erlangten, daß sie die früher den Hansastädten zugestandenen Vorrechte aufheben, und ihnen überhaupt den Handel nach ihren Küsten wehren konnten.

Gewisser ist, daß man eine Zeit lang die ostindischen Waaren, wahrscheinlich von der Wolga aus, über Land in den Tanais (Don), und so in das schwarze Meer brachte. Von hier holten griechische Schiffe sie nach Konstantinopel, und von dieser Hauptstadt des morgenländischen Kaiserthums aus ward das griechische Reich und Italien mit Seide, Baumwolle und Gewürzen versorgt. — Doch war auch dieser Weg noch immer sehr langweilig, und machte die Waaren sehr kostbar. Man suchte daher jenen näheren

a) Stapelplatz, wo man Waaren aus Schiffen auslādet, entweder um sie von da zu Lande oder in anderen Schiffen weiter zu führen, oder sie zum Verkauf auszubieten. Und weil die Kaufleute gewöhnlich nach der Messe ihre Waaren zum Verkauf ausstellten, weil sich in jenen Zeiten alter Frömmigkeit nirgend in der Regel die Menschen aller Stände so zahlreich beisammen fanden, als zu Gebet und heiliger Andacht; so nannte man jede größere Versammlung von Kaufleuten, die Waaren zum Verkauf ausbot, auch Messe.

über den persischen Busen wieder in Gang zu bringen; und nachdem die Araber von ihren Kriegszügen ruheten, kamen wieder die Waaren aus Indien zu Schiffe in den persischen Busen, den Euphrat und Tigris hinauf nach Bagdad, dann auf Kameelen nach den Handelsplätzen der syrischen Küste Aleppo, Tripoli und anderen, und von hier holten die Italiener sie ab, besonders die Venetianer, Genueser und Pisaner. — Daher waren den Italienern die Kreuzzüge der abendländischen Christen gar nicht unwillkommen: sie unterstützten dieselben vielmehr sehr thätig, thaten aber auch als Kaufleute nichts umsonst. Sie wußten die eroberten Seeplätze sehr gut zum Nutzen ihrer Handlung zu gebrauchen, und erhielten mehrere in Syrien und Palästina sogar zum Eigenthum, unter der Bedingung, sie gegen die Heiden zu vertheidigen. Dies thaten sie indeß nur so lange, als es ihrem Handel Vortheil brachte. Denn als Saladin sich 1175 zum Sultan in Aegypten erhob, und den Befehl ertheilte, alle Christen zu vertreiben, wußten die Genueser es dahin zu bringen, daß sie davon ausgenommen wurden: sie versprachen, den christlichen Königen von Jerusalem weiter keinen Beistand zu leisten.

Zugleich benutzten die Genueser die Kreuzzüge zur Beschränkung des griechischen Handels. Sie gewannen sich Landungsplätze am schwarzen Meere, besonders auf der Halbinsel Krimm, wo Kaffa die Hauptniederlage ihrer Waaren wurde. Hier wußten sie die ostindischen Waaren, welche während der Christenkriege in Palästina nicht so häufig an die syrische Küste kamen, an sich zu ziehen, und führten sie nun auf ihren Schiffen nach Konstantinopel und dem übrigen Europa. Auch erkannten die griechischen Kaiser bald den bedeutenden Vortheil, den ihr Land und ihre Hauptstadt insbesondere von diesem Handelsverkehr hatte, und begünstigten daher die Genueser durch mancherlei Vorrechte. Diese aber dankten es ihnen schlecht: sie betrugen sich fast immer feindselig gegen die Griechen, nahmen ihnen Länder und Städte; ja man erzählt, daß sie die furchtbarsten Fein-

de der Christen, die **Türken**, über die Meerenge von Konstantinopel gesetzt haben, um den Lohn der Ueberfahrt zu verdienen. Wäre dies wahr; so hätte ihre Untreue sie selbst gestraft. Denn die Türken eroberten nach und nach das ganze griechische Kaiserthum, in Asien und Europa, und 1453 endlich auch die Hauptstadt Konstantinopel, wodurch dem morgenländischen Reiche fast 1000 Jahre nach der Zerstörung des abendländischen (476) ein Ende gemacht wurde. Hierauf aber wandten sich die Türken auch gegen die Genueser; und bald nach der Eroberung Konstantinopels wurde Kaffa belagert, erobert, und die Genueser von allem Handel auf dem schwarzen Meere ausgeschlossen. Wie es scheint, hatte sich der Zug der ostindischen Waaren hierher auch verloren; er müßte wenigstens sehr unbedeutend gewesen seyn, denn es werden in dieser Zeit unter den Handelsartikeln vom schwarzen Meere her keine ostindische Produkte weiter genannt a).

Auch hatten in der Zeit die Sultane Aegyptens den

a) Noch jetzt meint man Nachkommen ehemaliger Genuesischer Kolonisten in dem großen vesten Dorfe **Kubescha**, in den hohen Gebirgen Kaukasus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere zu finden. Die Einwohner sind Mahomedaner, reden aber eine ganz eigene Sprache, treiben wenig Ackerbau, und sind fast alle Künstler. Sie machen das beste Feuergewehr, Säbel und Panzer, haben aus Kupfer gegossene Kanonen, und besonders zeichnen sie sich aus durch ihre Gold- und Silberarbeiten. Es geht unter ihnen die Sage, daß sonst hier Bergwerke gewesen, aus denen man Silber, Kupfer und andere Metalle gewonnen habe; und um diese Metalle zu verarbeiten, seyen von Genuesern Fabriken angelegt, und Arbeiter hingesandt. Als nachher die Araber, Türken und andere asiatische Horden in Europa eingedrungen, seyen die Bergwerke und Fabriken zerstört worden, die Künstler aber seyen zurückgeblieben, und ihre Kunst habe sich auf ihre Nachkommen fortgepflanzt.

alten Weg von Indien her wieder aufgefunden, und die indischen Waaren zu Schiffe den arabischen Busen hinauf bringen lassen. Hier durften sie nur eine kleine Strecke zu Lande bis an den Nil gebracht werden, und so nach Alexandrien, von wo sie dann in das übrige Europa verbreitet wurden. Da man die Waaren auf diesem Wege wohlfeiler liefern konnte; so läßt es sich leicht denken, daß die anderen Handelswege, seit dieser Weg häufiger gewählt wurde, sich nach und nach verlieren mußten. Von Aegypten holte die Waaren besonders Venedig, doch kam dieser Handel erst nach 1300 recht in Gang. Seit der Zeit aber sah man auch die indischen Produkte viel häufiger in Italien und dem übrigen Europa; und nach der Ostsee kamen sie seit 1360 durch das südliche Deutschland. Solche Veränderungen hat der wechselnde Gang des ostindischen Handels zur Folge gehabt.

Wie sehr sich nun auch die italienischen Kaufleute durch diesen Handel bereicherten: so sahen sie doch, wie weit größer ihr Gewinn seyn würde, wenn sie den Handel mit Indien unmittelbar führeten. Allein die Sultane Aegyptens wußten auch ihren Vortheil zu berechnen, und erlaubten es keinem Europäer, durch ihr Land den arabischen Busen hinunter zu handeln: sondern Aegypter brachten die Waaren bis nach Alexandrien und Damiette, und hier mußten die Europäer das ihnen bezahlen, was sie als Preis bestimmten. Daher war in Italien besonders ein Sinnen und Streben, einen andern Weg nach Ostindien, und wo möglich ganz zur See zu entdecken. Denn theils die Zwischenhändler, theils aber das Umladen und der Landtransport machten die Waaren sehr theuer.

43.

Seeweg nach Ostindien um die Südspitze Afrika's, durch die Portugiesen entdeckt.

In der Halbinsel südwestwärts von den Pyrenäen herrschten seit 711 die Araber, und die Gothen waren in die nördlichen Gebirge verdrängt. Nach und nach erholten sich diese wieder, trieben die Araber zurück, und es bildeten sich, ums Jahr 1035, zwei neue gothische Staaten: Aragonien und Kastilien. Neben diesen erhob sich seit 1100 eine Statthalterschaft Kastiliens als eigenes Reich, unter dem Namen Portugal, welches sich durch Eroberungen von den Arabern bald vergrößerte: denn im südlichen Spanien und Portugal herrschten die mahomedanischen Fremdlinge noch immer. Nachdem es endlich den Portugiesen gelungen war, diese Feinde der Christenheit aus ihrem Lande zu vertreiben; strebte ihr Glaubenseifer weiter, und sie suchten nun ihre Erbfeinde jenseit des Meeres in Afrika. König Johann, der von 1411 bis 1433 regierte, setzte über; es gelang ihm, den vesten Hafen Ceuta, an der Straße von Gibraltar, einzunehmen; und die Eroberung dieses Ortes 1415 ward die Veranlassung großer Länderentdeckungen.

Der dritte Sohn des Königes nehmlich, Infant a) Heinrich, widmete die Muße, welche ihm sein Stand gab, den Wissenschaften, insbesondere der Erd- und Himmelskunde. Er verließ daher den Hof, und wählte seine Wohnung zu Lagos in Algarve, im südlichen Portugal, damit er hier in der Stille seiner Neigung leben könnte, und zugleich der afrikanischen Küste nahe wäre, Nachrichten

a) Infanten heißen in Spanien und Portugal die königlichen Prinzen, und ausgezeichnet nennt man auch so wohl den Erbprinzen.

von den jenseitigen Bewohnern zu sammeln. Ihm war es dabei nicht um Gewinnbringende Eroberungen zu thun; sondern das allgemeine Streben jener Zeit, einen Seeweg nach Indien aufzufinden, brachte ihn auf den bestimmten Gedanken, ob es nicht möglich seyn sollte, um Afrika herum nach dem südöstlichen Asien zu kommen. Theils glaubte man nehmlich, daß Afrika sich bis ins Unendliche nach Süden hin forterstrecke; aber man glaubte es nur, keiner hatte noch den Versuch gemacht, das Ende zu erreichen; vielmehr war eine Sage aus alten Zeiten, daß Afrika wirklich unumschifft wäre. Theils fürchtete man, wenn man weiter nach Süden käme, eine unerträgliche Hitze, die Alles verbrenne; man erzählte sich Geschichten von wilden grimmigen Thieren, von Feuerströmen, von schlammigem Wasser, das sich endlich wie ein Gallert verdichte, und worin kein Schiff mehr fahren könne. Solche Fabeln schreckten von allen Versuchen ab. Dazu kam, daß man nur immer noch an der Küste hinschlich, und ungeachtet seit 1300 der Kompaß bekannt war, sich nicht gern auf das hohe Meer wagte. — Sorgfältig forschte Heinrich, was er von Seefahrern und Kaufleuten über die Westküste Afrika's erkundigen konnte; und die gesammelten Nachrichten gaben ihm Muth, auf eigene Kosten Fahrzeuge zu rüste und abzuschicken. Allein die ersten Steuermänner ließen sich durch jene Fabeln abschrecken, weit in das unbekannte Meer vorzudringen; sie kehrten unverrichteter Sache zurück. Endlich gaben ihm zwei tapfere Ritter, Gonzalez Zarka und Tristan Vaz, ihr Wort, nicht eher umzukehren, als bis sie etwas Bedeutendes gefunden hätten. Sie entdeckten glücklich, durch Ungewitter und Stürme unterstützt, 1418 die kleine Insel Porto Santo. (Hierbei muß man auf der Karte von Afrika folgen). Heinrich ließ dort eine Kolonie anlegen, den Boden mit Korn, Gemüse und Wein bepflanzen; auch verschiedene Thiergattungen aussetzen, die sich unter dem schönen warmen Himmel sehr schnell vermehrten. Ein einziges trächtiges Ka-

ninchen lieferte in wenig Jahren eine so zahlreiche Nachkommenschaft, daß man von ihr im Ernst fürchten mußte, sie werde alle Pflanzungen der Insel zerstören.

Von Porto Santo sah man oft bei hellem Wetter einen fernen Nebelberg am Horizonte, und Gonzalez beschloß, auf denselben loszusteuern. Er fand 1420 die Insel Madera, und auf derselben einen einzigen dichten, dem Anschein nach von Menschen nie betretenen Wald von 18 Meilen Länge und mehr als 4 Meilen Breite. Man steckte den Wald an, und das Feuer soll sieben Jahre gebrannt haben. Heinrich legte auch hier eine Kolonie an, schickte Sämereien und Hausthiere, ließ Wein aus Cypern und Zuckerrohr aus Sicilien dorthin verpflanzen, und beides gedieh in dem mit Asche so herrlich gedüngten Boden, und unter dem schönen Himmel ganz vortrefflich: noch jetzt ist der Zucker aus jenen Inseln von vorzüglicher Feine, wiewohl wenig gebaut wird; und vom Maderawein kommen jährlich an 30,000 Fässer (jedes zu 3 Oxhoft gerechnet) nach Europa, und viel geht nach Ost- und Westindien.

Diese Entdeckungen belebten den Muth Heinrichs, wiewohl die Seeleute noch immer nicht ohne Furcht waren. Sie kamen zu den kanarischen Inseln, welche den Alten schon unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt waren; denn sie lagen nicht weit von der Küste. Mehrere unter ihnen haben Vulkane, besonders Teneriffa mit dem immerwährend rauchenden Pik. Solche Erscheinungen konnten leicht die Furcht noch vermehren, und glauben machen, daß nun jene brennende Hitze anfange. Dennoch schiffte man weiter in die offene See hinein, und entdeckte 1432 eine der azorischen Inseln, die zwischen Portugal und Amerika an 200 Meilen von der portugiesischen Küste ab liegen. Man fand diese Inseln völlig Menschenleer: 1449 bekamen sie die ersten Einwohner, welche nachher 1466 durch eine Kolonie aus Flandern vermehrt wurden. Daher werden sie auch wohl die flandrischen Inseln genannt. Sie haben jetzt einen großen Ueber-

fluß an Getreide und Wein, und versehen die portugiesischen und spanischen Schiffe auf ihren Fahrten nach Amerika und Ostindien mit Erfrischungen.

Indeß war man südwärts noch nicht über die kanarischen Inseln hinaus. Denn dort erstreckte sich ein Vorgebirge westwärts ins Meer, welches man bis dahin als das Ende der Welt ansah, und das Kap Non nannte. Das Meer macht hier gewaltige Strudel, und konnte auch bei einem kühnen Seefahrer Besorgniß erregen. Gilianez, ein muthvoller und verständiger Steuermann, wagte verschiedene Versuche, aber alle umsonst: doch nicht kleinmüthig verließ er endlich die Küste, steuerte ins offene Meer hinein, und so gelang es ihm 1433 das Kap Non zu umfahren, das nun auch seinen Namen ändern mußte, und mit einem spanischen Worte das Kap Bojador genannt wurde, d. h. das umfahrene Vorgebirge. Diese Begebenheit erregte allgemeines Aufsehen, und machte dem Infanten Heinrich große Freude, wiewohl man die Küste jenseit Bojador fast durchaus wüste und öde fand. Die einzige Ausbeute waren Robben oder Seehundsfelle.

Wo die christlichen Seefahrer hier nun Mahomedaner fanden; glaubten sie geborene Feinde der Christen zu treffen. Sie plünderten, mordeten und führten die Menschen als Gefangene fort. Aus diesen Räubereien entstand der Negerhandel. 1442 sah die Hauptstadt Portugals, Lissabon, die ersten Menschen mit schwarzem Gesicht, krausen lockigen Haaren, aufgeworfenen Lippen, die man in der Gegend des Goldflusses gefangen hatte. Die Unglücklichen boten für ihre Befreiung Goldstaub. Dies war es, was die Habsucht begehrt hatte: nun entstand ein allgemeiner Eifer für Entdeckungsreisen; die Goldgier trieb Menschen zu Schiff, die sich sonst wohl nimmermehr über den Kreis der bekannten Welt hinausgewagt hätten. Kaufleute aus Venedig und Genua ließen Schiffe ausrüsten: Alles wollte neue Länder mit Goldflüssen entdecken.

Da man diese aber nicht sogleich fand; raubte man Neger, und verkaufte diese.

Um 1450 erreichten die Portugiesen den Fluß Senegal. Hier fanden sie zuerst wilde heidnische Neger; die sie nördlicher getroffen hatten, waren alle Mahomedaner gewesen. Nahe an der Mündung des Senegal liegt das grüne Vorgebirge, und vor diesem zehn Inseln, welche man zusammen die Inseln des grünen Vorgebirges nennt. Zu ihnen kamen die Portugiesen 1456. Diese Inseln sind sehr gebirgig; haben aber eine so warme Luft, daß die niedrigen Gegenden mit immer grünen Bäumen bedeckt sind. Doch fehlt es an Wasser, und da die portugiesische Regierung sich nicht viel um sie kümmert, sind sie meist unangebaut und Menschenleer. Ihr wichtigstes Produkt ist Seesalz. Die Engländer versorgen sich hier mit Wasser und Erfrischungen auf der Fahrt nach Guinea; die Holländer auf der Reise nach Surinam in Südamerika; und die Portugiesen auf dem Wege nach Brasilien. 1462 ward endlich die Küste des eigentlichen Guinea entdeckt, und man war nun bis in die gefürchtete Gegend des Aequators gekommen, ohne von der Hitze verbrannt zu seyn: vielmehr fand man hier Gold, Elfenbein, Wachs und Kostbarkeiten, so daß in den nächsten Jahren die Schiffahrt nach Afrika sich sehr vermehrte. — Alle diese Entdeckungen, von Porto Santo bis Guinea, eine Strecke von 500 Meilen, verdanken wir dem Infanten Heinrich; denn schiffte er auch nicht selbst mit, so wurden doch alle jene Fahrten nach seinen Entwürfen unternommen: und welche Freude muß es ihm gemacht haben, diese Entwürfe so gelingen zu sehen. Er war es, durch den der kleine Staat von Portugal auf einige Zeit einer der angesehensten in Europa wurde; und eine Zeitlang waren die außereuropäischen Besitzungen die einzigen Besitzungen der portugiesischen Königsfamilie. Dieser verdienstvolle Prinz starb 1463, und alle Nachwelt wird seinen Namen mit Dank und Freude nennen.

Nach seinem Tode erkaltete der Eifer für Entdeckungsreisen etwas; das Gold von Guinea war nun das Ziel aller Meerfahrten, und nur was hier in der Nähe lag, ward gelegentlich entdeckt. So fand man 1472 die Prinzeninsel und die Inseln St. Thomas und Annabon, dicht um den Aequator, unter denen die Insel Thomas bald wegen ihres Zuckerbaues berühmt wurde, wozu man hier schon vor der Entdeckung Amerika's die unglücklichen Negersklaven gebrauchte. 1481 aber kam ein König in Portugal zur Regierung, Johann II., der die Pläne Heinrichs weiter auszuführen mit gleichem Eifer unternahm. Er ließ auf Guinea Kolonien und Vestungen anlegen, und sandte von dort Schiffe auf weitere Entdeckungen aus. Diese kamen bis 300 Meilen jenseit des Aequators, und man hörte mit Freuden, daß Afrika sich gegen Süden nicht erweitere, wie es auf alten Karten abgebildet war, sondern daß es sich immer mehr südostwärts abschrege. Da ward die Hoffnung lebhafter als je, man könne also wohl eine südlichste Spitze Afrika's erreichen, diese umschiffen, und so herum nach Ostindien zur See fahren. Und 1486 erreichte diese Spitze Bartholomäus Diaz, ein Deutscher. Doch sah er sie nur. Seine Soldaten wollten ihm nicht weiter folgen, und nicht länger in einem unbekannten Meere am Ende der Welt mit so vielen Gefahren kämpfen; denn schreckliche Stürme, die auch jetzt noch an dieser Spitze sehr gewöhnlich sind, wütheten heftig; er mußte nach Lissabon zurückkehren, und nannte dies südliche Ende Afrika's das Vorgebirge der Angst. Doch wie König Johann II. die frohe Nachricht erhielt, rief er voll freudiges Vertrauens: Nein, es heiße das Vorgebirge der guten Hoffnung a)! jetzt ist der Seeweg nach Ostindien gefunden! — Und dieser Name ist mit Recht der herrschende geblieben, da Johannes Hoffnung so schön erfüllt ward.

Nach langem Zaudern ward endlich unter der Regie-

a) Man nennt es jetzt auch wohl blos das Kap.

rung des Königs Emanuel eine Flotte von vier Schiffen ausgerüstet, die unter dem muthvollen genuesischen Seefahrer Vasko de Gama die Umschiffung Afrika's versuchen sollte. Seine Reisegesellschaft, die aus nicht mehr als 100 Mann bestand, war nicht so frohes Muthes; sie fürchteten, sie gingen in einen gewissen Tod, und suchten durch Fasten und Beten den Zorn des Himmels zu besänftigen. Den 18ten Julius 1497 gingen sie unter Segel. Vasko de Gama kam gerade in der ungünstigsten Jahreszeit an das Kap. Dies erfuhr er bald zu seinem Schrecken: denn die Stürme waren so fürchterlich, daß sie seine Schiffe jeden Augenblick in den Abgrund zu versenken droheten. Und furchtbarer drohete die Verzweiflung seiner Leute, die den tollkühnen Urheber ihrer immerwährenden Todesangst mehr als einmal über Bord zu werfen im Begriff waren. Gama indeß überwand durch seine Standhaftigkeit alle Gefahren; er ließ die widerspenstigen Steuerleute in Ketten werfen, und stellte sich selbst ans Ruder: und so umsegelten sie endlich den 20sten November mit günstigem Westwinde das Kap. Doch wagte sich Gama nicht gleich auf das offene Meer, sondern schiffte nun an der Ostküste Afrika's hinauf, ob er hier nicht Nachrichten von Indien finden könnte. Je weiter er hinauf segelte, am Lande der Hottentotten vorbei, um das Vorgebirge Korientes herum, längs der Küste von Sofala, je mehr Spuren von Wohlstand und vom Verkehr mit Indien traf er. Im Hafen von Mosambique sah er zuerst Schiffe mit Segeln. An diesen Schiffen war kein einziger Nagel; die Bretter waren zusammengebunden mit Bindfaden von Kokos, und damit auch die Fugen verdichtet. Die Segel waren aus Palmblättern; und einige der größeren Schiffe hatten Landkarten und Kompasse. Auch fanden sie hier nicht nur alle indischen Produkte, Seide, Perlen, Gewürze u. s. w., sondern auch Mahomedaner, welche diese Waaren von hier nach dem arabischen Busen abholten. Jetzt waren sie gewiß, das Ziel ihrer Reise zu erreichen. Gama schiffte

Digitized by Google

noch bis **Melinda** hinauf, dicht unter der Linie. Hier ward er freundlich aufgenommen, erhielt Seemänner, welche den Weg nach Indien schon mehrmalen gemacht hatten, und segelte so 500 Meilen queer über den Ocean: 1499 den 19. Mai ankerte er im Hafen von **Kalikut**, auf der Küste Malabar.

So war das grosse Ziel groser und kühner Unternehmungen endlich errungen! So war das gepriesene Indien endlich erreicht! Allein die Portugiesen erkannten bald, daß sie mit ihren drei Schiffen (eins hatten sie unterweges verbrannt) hier keine Eroberung machen, eben so wenig aber auch mit ihren Schellen, Glaskorallen und anderen glänzenden Kleinigkeiten einen Handel anfangen konnten. Denn die Ostindier waren keine rohe Neger, sondern lebten in einem blühenden Wohlstande, hatten Städte, Manufakturen, Handel, Ackerbau, und ihr König lebte mit einem prächtigen Hofstaate. — Ein Kaufmann aus Tunis (an der Nordküste Afrika's, Sicilien gegenüber), der sich des Handels wegen hier aufhielt, freuete sich gar sehr, so unvermuthet Europäer zu finden. Vasko de Gama ließ sich durch ihn dem **Zamorin** oder König von Kalikut vorstellen, und hatte schon die beste Hoffnung, ein vortheilhaftes Bündniß zu Stande zu bringen, als die Mahomedaner, welche von einem solchen Verein den größten Nachtheil für ihren indischen Handel fürchten mußten, aus Neid das gute Vernehmen störten: sie machten die Portugiesen verdächtig, als kämen sie, dem Könige das Reich zu rauben, so daß Gama am Ende froh war, daß er noch mit dem Leben und seinen Schiffen entrinnen konnte. Er segelte schnell nach Melinda, und von da um das Kap nach Europa zurück; und lief den 14ten September 1499 in den Tajo, an dem Lissabon liegt, ein, nachdem er die längste und schwierigste Seereise seit Erfindung der Schifffahrt gemacht hatte.

45.

Entdeckung Amerika's durch Kolumbus.

Ehe indeß auf die erzählte Weise die Portugiesen an Afrika's Westküste entlang nach einer Anstrengung von 70 Jahren endlich das große Ziel, einen Seeweg nach Indien, gefunden hatten; entstand in dem Geiste eines erfahrenen und nachdenkenden Mannes ein Gedanke, wie man auf einem geraderen und kürzeren Wege zu diesem Ziele gelangen könnte. Zwar war der Weg nicht der kürzere; aber er führete zu Entdeckungen, die man bis dahin noch nicht geahnet hatte.

Christoph Kolumbus hieß dieser berühmte Mann. Er war im Piemontesischen a) geboren, hatte sich aber in Portugal mit der Tochter eines Perestrello verheirathet, der mehrere jener Entdeckungsreisen an der Westküste Afrika's mitgemacht hatte. Schon als Knabe war Schiffahrtskunde seine Lieblingsbeschäftigung: doch wollte er kein gemeiner Schiffer bleiben; daher lernte er fleißig alle damals bekannten Länder und ihre Beschaffenheit kennen (Geographie): er erwarb sich Kenntniß der Gestirne (Astronomie): er lernte Meßkunst und Zeichnen. Von seinem 14ten Jahre an war er auf der See gewesen, hatte die vorzüglichsten Häfen des mittelländischen Meeres besucht, und war selbst mit den Engländern auf den Fischfang nach Island gesegelt. In Portugal las und verglich er die Tagebücher und Landkarten seines Schwiegervaters mit großem Eifer, und machte selbst eine Reise nach Madera, den kanarischen und azorischen Inseln. So entstand nach und nach der Gedanke in ihm: man müßte Indien erreichen können, wenn man gerade aus westwärts

a) Sein wahrer Geburtsort ist das kleine Schloß Cuiccard, acht Stunden von Casale, in der Provinz Aqui. S. Curiositäten Bd. VI. St. 6. Seite 548.

ins offne Meer hinein steuerte. Denn das wußte, oder glaubte man damals wenigstens, daß die Erde eine Kugel sey. Auf dieser Kugel lag Indien weit nach Osten herum; war nach den Berichten der älteren Reisenden ein sehr großes Land, von dessen östlichen Enden noch keiner bestimmte Nachricht gegeben hatte. Wer weiß, dachte daher Kolumbus, ob es nicht nah bis an die westliche Küste Europa's herum reicht? Und reicht es auch nicht nah herum; so muß es möglich seyn, wenn man gerade gegen Westen steuert, Indien zu erreichen. — Dieser Gedanke erhielt dadurch noch größere Wahrscheinlichkeit, daß portugiesische Seefahrer zuweilen seltenes Rohr, künstlich bearbeitetes Holz, ja einmal sogar zwei Leichname ganz besonderer Bildung sahen, die von Westen her übers Meer schwammen, und an die Küsten der Azoren trieben. Und verständige Männer, denen Kolumbus seine Gedanken mittheilte, billigten sie.

So wandte sich Kolumbus an seine Vaterstadt Genua, und bat um einige Schiffe, den neuen Weg zu versuchen: aber man wieß ihn als einen Schwärmer ab. Darauf legte er seinen Plan dem Könige Johann II. von Portugal vor. Dieser und seine Räthe fragten den Kolumbus aus, rüsteten heimlich Schiffe, und schickten auf diesen einen andern Mann aus, die Fahrt nach Westen zu versuchen. Allein der kehrte nach einigen Tagen zurück, und versicherte, da sey an kein Land zu denken. — Unwillig über die Treulosigkeit der portugiesischen Minister ging Kolumbus 1484 nach Spanien. Hier regierten damals Ferdinand in Aragonien und Isabella in Kastilien. Kolumbus Vorschläge wurden überlegt: aber theils war Spanien damals noch keine Seemacht, und man verstand noch wenig von Meerfahrt und Erdkunde, theils dauerten noch die Kriege mit den Arabern oder Mauren im südlichen Spanien, und es fehlte dem Könige und der Königin zu andern Unternehmungen an Geld. Schon wollte Kolumbus nach fünf Jahren, die er vergeblich in Spanien gehofft hatte, nach

England übergeben, als ihm noch ein spanischer Geistlicher, der Isabellens Vertrauen besaß, beredete, zu bleiben. Und nach drei Jahren endlich erreichte die Beharrlichkeit des edlen Kolumbus ihr Ziel. Die Mauren waren besiegt; und wiewohl es noch immer an Geld gebrach, erbot sich Isabella ihre Juwelen zu verpfänden, und der Schatzmeister von Aragonien, Santangelo, bot ihr dagegen sein ganzes Vermögen von 17.000 Dukaten als Darlehn an. Den 17ten April 1492 ward mit Kolumbus ein Vertrag unterzeichnet: Er sollte Oberadmiral in allen neuentdeckten Meeren, und Unterkönig aller Länder und Inseln seyn, die er entdecken würde; er sollte den zehnten Theil aller Einkünfte aus den neuen Besitzungen erhalten; und diese Würden und Vortheile sollten erblich auf seine Nachkommen übergehen.

Mit drei kleinen Schiffen und 90 Mann reiste Kolumbus den 3ten August 1492 aus dem Seehafen Palos in Andalusien ab: und so lange man noch in bekannten Wassern schiffte, hatte Alles guten Muth, wiewohl auch hier schon ein zerbrochenes Steuerruder vielen eine böse Vorbedeutung schien. Als sie aber den 6ten September von den kanarischen Inseln ab gerade gegen Westen in das offene Meer steuerten; als schnell alles Land verschwunden war, nichts sich den Blicken zeigte als ein unabsehbares Meer und der weite Himmel; als man, obgleich mit dem günstigen Ostwinde, mehrere Tage, ja endlich Wochen lang fortschiffte, ohne Land zu erblicken: da wurden auch die Beherztesten verzagt; alle glaubten sich dem sicheren Tode Preis gegeben, und droheten endlich ihrem verwegenen Anführer, ihn über Bord zu werfen, wenn er nicht umkehre. Kolumbus indeß blieb ruhig und unerschüttert; besänftigte die Zürnenden durch sein heiteres Vertrauen, indem er sich stellete, als ob er mit seinen bisherigen Fortschritten sehr zufrieden wäre, und gewisse Hoffnung habe, sein Ziel zu erreichen; verheimlichte ihnen aber, daß sie

den ersten Oktober schon 770 Seemeilen a) durchflogen wären. — Doch zuletzt war Alles vergebens: die Schiffsmannschaft wollte den Kolumbus ermorden; und nur der Gedanke, wer sie dann zurückführen solle, hielt sie noch davon ab. Da verlangte er noch drei Tage: sähe man dann kein Land, so wolle er umkehren. Das gingen sie ein. Und schon am folgenden Tage erreichte das Senkblei Grund; Rohr und ein Baumast mit rothen Beeren schwammen auf sie zu; man sah Landvögel auf den Masten: (denn die Seevögel können auch mehrere hundert Meilen über Meer fliegen, und hatten den Kolumbus, der dies noch nicht wußte, mehreremale getäuscht.) Die Sonne ging unter, noch sah man nichts. Doch ließ Kolumbus die Segel einwickeln, um nicht in der Nacht auf Klippen getrieben zu werden. Zwei Stunden vor Mitternacht erblickte Kolumbus in der Ferne ein Feuer; und — Land! Land! erscholl es aus jeder Brust, man stürzte einander in die Arme, alle weinten vor Freude, und baten knieend den Kolumbus um Vergebung. Drauf sangen sie Loblieder Gottes; und als der Morgen anbrach, Freitags den 12 Oktober, sahen sie eine schöne grüne Insel vor sich liegen.

Mit Sonnenaufgang ruderten sie unter kriegerischer Musik ans Land, warfen sich betend nieder, und küßten den sicheren Erdboden; und Kolumbus nahm die Insel im Namen des Königs von Spanien in Besitz: denn Heiden, meinte man, hätten gar nicht das Recht, selbst Land zu besitzen; dies stehe blos den auserwählten Kindern Gottes, den Christen, zu. Ueberdies waren die Bewohner dieser Insel so roh, daß die Spanier eine Zeit lang daran zweifeln konnten, ob sie auch Menschen wären. Sie waren ganz nackt, von röthlicher Kupferfarbe, und ließen nur

a) Die Seemeilen sind etwas kleiner als unsere deutschen Landmeilen; 4 Seemeilen betragen soviel als 3 Landmeilen.

einzelne unzusammenhängende Laute hören. Die milde Luft und die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens erzeugte der kleinen Anzahl von Einwohnern hinlängliche Früchte zur Nahrung; drum arbeiteten sie nichts, baueten keine Aecker, weideten kein Vieh, fiengen keine Fische, keine Vögel; und starke wilde Thiere gab es dort auch nicht, die sie hätten zur Jagd zwingen können. Daher hatte noch keiner ein Eigenthum: jeder aß, wenn er hungrig war, wo er etwas fand; und schlief auf bloßer Erde, im Schatten eines Baumes. — Nach den rohen Tönen dieser Wilden nannte man die entdeckte Insel Guanahani, wie sie auch noch jetzt heißt: sie liegt unter den Bahamainseln. Kolumbus sah aber wohl, daß hier von den Schätzen Indiens nichts anzutreffen sey; und steuerte daher weiter nach Süden. Denn die Insulaner, welche die Begierde der Spanier nach ihren Goldblechen bemerkten, die sie in Ohren und Nasen trugen, zeigten nach dieser Himmelsgegend: und so kam Kolumbus nach der großen Insel Kuba, die er schon für das veste Land von Indien hielt. Er steuerte von Hafen zu Hafen herum, fand die üppigste Fruchtbarkeit des Bodens; aber wieder keine Spur von Anbau: Heerden nackter Menschen rannten eben so thierähnlich wie auf Guanahani herum. Als man ihnen Goldbleche vorhielt, zeigten sie nach Osten. Kolumbus schiffte dorthin, und fand eine neue Insel, welche er Hispaniola, jetzt Sct. (Sanct) Domingo, nannte. — Auch hier dieselbe Schönheit der Gegenden, dieselbe Fruchtbarkeit des Bodens, und Menschen, die weder von Kleidung noch von Arbeit einen Begriff hatten. Doch waren sie schon in Stämme getheilt, und hatten Oberhäupter, Kaziken. Einer von diesen ließ sich auf einem Tragsessel herbeitragen, war aber übrigens nackt wie die anderen. Er gab den Spaniern zu verstehen, daß zuweilen von den benachbarten Inseln (den Karaiben) Feinde in Kanoe's (in ausgehöhlten Baumstämmen) herüber kämen, sein Volk anfielen, und Viele fortschleppten, um sie zu essen. Ko-

lumbus deutete dem Kaziken an, er wolle zur Vertheidigung gegen die Räuber eine Vestung (Fort) bauen, und darin einen Theil seiner Spanier zurücklassen. Die Wilden verstanden ihn, freueten sich über die Arbeiten der spanischen Zimmerer, und trugen fleißig Holz und andere Materialien herbei. Was sie an Goldblechen hatten, gaben sie freudig für Glaskorallen, Schellen und Stecknadeln; und auf Fragen woher? zeigten sie nach Süden, als nach dem rechten Goldlande. Kolumbus konnte indeß für jetzt keine Entdeckungsreisen weiter unternehmen: denn eines seiner Schiffe war eben gescheitert; mit dem zweiten hatte sich Don Pinzon, einer seiner Gefährten, heimlich entfernt, um das wahre Goldland für sich aufzusuchen. So blieb dem Kolumbus nur ein Schiff, und gerade das kleinste. Mit diesem entschloß er sich nach Spanien zurückzureisen. Er ließ in dem neuerbauten Fort 38 Spanier zurück, gab ihnen weise Verhaltungsbefehle, ermahnte sie zu einem freundschaftlichen Betragen gegen die Indianer, und schiffte den 4ten Januar 1493 wieder nach Europa ab.

Am dritten Tage seiner Fahrt traf er den treulosen Pinzon, der nichts entdeckt hatte, nun aber der erste seyn wollte, der die Bothschaft von dem neuentdeckten Lande nach Spanien brächte. Er entschuldigte sich, und Kolumbus verzieh ihm großmüthig. — Ein fürchtlicher Sturm drohete bald darauf den kühnen Seglern den Untergang. Alle erwarteten schon bebend den Augenblick, wo ihre lecken Schiffe versinken würden. Kolumbus aber, der auch jetzt die Fassung nicht verlor, schrieb in der Zeit eine kurze Nachricht von seinen Entdeckungen auf Pergament, steckte dies sorgfältig verwahrt in eine leere Tonne, und warf die Tonne ins Meer; daß, ginge er auch unter, vielleicht doch eine Nachricht seiner wichtigen Entdeckung gerettet würde. Allein der Himmel ward wieder heiter, und am 15ten Januar waren sie bei den Azoren. Hier mußten sie sechs Wochen liegen bleiben, um ihre stark beschädigten Schiffe auszubessern. Auf der noch übrigen Fahrt trieb den Kolum-

bus ein neuer Sturm in den Tajostrom, den 14ten März, und führte ihn nach Lissabon. König Johann II. von Portugall wollte ihn hier selbst sprechen, und bereuete es nun sehr, dem kühnen Manne vor zehn Jahren nicht Gehör gegeben zu haben. Als endlich Kolumbus den 15ten März in den Hafen von Palos einlief; ward er mit allgemeinem Jubel empfangen: man läutete die Glocken, feuerte die Kanonen ab, und erdrückte ihn fast, als er aus dem Schiffe zuerst in ein nahgelegenes Kloster zog, Gott seinen Dank zu bringen. Der Hof hielt sich damals in Barcellona auf, im östlichen Spanien, gegen die Pyrenäen hin. Kolumbus durchzog daher Spanien der Länge nach, und wie im Triumph; Ferdinand und Isabella überhäuften ihn mit Lobsprüchen und Ehren; und ganz Spanien ward in Bewegung gesetzt durch die Nachricht von einer neuentdeckten Welt. — In kurzem hatten sich 1500 Menschen zusammengefunden, die an der zweiten Fahrt Theil nehmen wollten; denn diese sollte in das eigentliche Goldland gehen. Der König rüstete 17 Schiffe aus, sandte Handwerker und Bergleute mit, während Kolumbus für europäische Thiere und Gewächse sorgte, von denen er auf jenen fruchtbaren Inseln das herrlichste Gedeihen hoffte. Auch vergaß man des Pabstes nicht, und — so sklavisch glaubte man daran, daß er gleichsam Gottes Stellvertreter auf Erden sey — ließ sich alles Land, das man entdeckt hatte und entdecken würde, von ihm schenken. Die Portugiesen hatten es bei ihren afrikanischen Entdeckungen nicht anders gemacht: und als sich jetzt Portugal gegen die Schenkung an Spanien auflehnte; entschied der römische Bischof: Was bis 630 Meilen von den Azoren westwärts liege, solle den Portugiesen gehören; was jenseit liege, den Spaniern. Dadurch blieb Brasilien in der Folge ein Eigenthum Portugals.

Den 25sten September 1493 schiffte Kolumbus von Kadix aus, und nahm diesmal einen etwas südlicheren Weg. So fand er den 2ten November die erste der karaibischen Inseln, und in den folgenden Tagen Do-

minique, Guadaloupe, Portoriko und andere; und auf allen eine feindselige Menschenart und häufige Spuren der grausamen Sitte, Feinde zu schlachten und ihr Fleisch zu essen. — Die Sorge für seine zurückgelassene Kolonie trieb ihn indeß nach Hispaniola, wo er den 22sten November ankam. Doch wie erschrack er, als er weder Menschen noch Vestung fand. Ein grausames Betragen der Spanier gegen die gutmüthigen Indianer hatte diese zur Nothwehr gereizt, sie hatten alle Spanier erschlagen, die Vestung zerstört, und sich in das Innere der Insel geflüchtet. Kolumbus gründete an einem bequemern Orte eine neue Niederlassung, die er seiner Königin zu Ehren Isabella nannte. Die mitgegangenen Spanier wurden indeß bald unzufrieden: sie hatten gehofft hier Gold wie Sand zu finden; und sie sollten arbeiten, unangebautes Land urbar machen, Häuser bauen; und der wenige Goldsand, der sich auf Hispaniola fand, lohnte kaum die Mühe. Auch erwartete Ferdinand, das erste Goldschiff nächstens ankommen zu sehen. — Kolumbus war daher zu der Härte gezwungen, den armen Indianern eine bestimmte Abgabe an gesammeltem Golde und an Baumwolle aufzulegen. Anfangs widersetzten sie sich; aber einige Kanonenschüsse, und die gewaltigen Hunde, welche auf die nackten Menschen gehetzt wurden und mehrere unter ihnen zerfleischten, zwangen sie bald, sich zu der mühseligsten Arbeit zu bequemen. — Kolumbus eilte indeß nach der gezeigten Gegend des wahren Goldlandes, nach Süden, und fand Jamaika. Auf dieser Reise ward er krank, es fehlte der Schiffsmannschaft an Lebensmitteln, und als er erschöpft nach Hispaniola zurückkam, fand er Alles in Aufruhr. Man hatte die Indianer abermals unmenschlich behandelt, diese hatten sich gerächt, und viele Unzufriedene waren nach Spanien zurückgereist. In kurzem erschien ein spanischer Kammerjunker, der alle Beschwerden gegen Kolumbus niederschreiben und an den Hof berichten sollte. Kolumbus, über diese Frechheit entrüstet, übergab seinem

Bruder Bartholomäus das Kommando, und eilte nach Spanien 1494. Hier fand er, daß böse Gerüchte ihn angeschwärzt hatten, und wiewohl seine Gegenwart diesmal noch alle Verläumdungen niederschlug, verzögerte sich doch die Ausrüstung einer neuen Flotte zwei Jahre, und man gab ihm nichts weiter mit, als eine Anzahl grober Verbrecher, die er sich freilich selbst, um nur abschiffen zu können, als Kolonisten ausgebeten hatte.

Dießmal 1496 richtete er seinen Lauf noch weiter nach Süden, und würde vielleicht nach Brasilien gekommen seyn, wenn nicht eine ungünstige Windstille und die brennende Hitze unter dem Aequator, die alle Wein- und Wasserfässer zerplatzen machte, und die Lebensmittel verderbte, ihn gezwungen hätte, nach Westen zu steuern. So kam er nach der Insel Trinidad am Ausflusse des Orinokostromes, dessen Heftigkeit seine Schiffe beinahe auf Klippen geworfen hätte. Er schloß aus der Größe dieses Stromes, daß er aus keiner Insel kommen könne, und indem er die Küste entlang fuhr, überzeugte er sich völlig, daß er vestes Land erreicht habe. Da er es aber nicht wahrscheinlich fand, daß dieses Land mit dem gesuchten Indien zusammenhänge; so vermuthete er, es müsse da irgendwo eine Durchfahrt zu finden seyn, die man nachher auch fand. Für jetzt zwangen ihn Krankheit und die Unzufriedenheit seiner Mannschaft, nach Hispaniola zu steuern. Hier fand er wenig Ursache zur Freude. Sein Bruder war ausgezogen, eine zweite Stadt St. Domingo zu gründen. Indeß hatte ein Spanier die übrigen Landesgenossen gegen die beiden Kolumbus empört: „die Genueser wollen nur der Indianer schonen, um die Spanier zu Sklaven zu machen; darum verbieten sie so strenge alle Mißhandlung der Indianer.“ Drei Schiffsladungen mit Lebensmitteln behielten sie für sich, und Bartholomäus mit seinen Leuten mußte am andern Ende der Insel fast vor Hunger verschmachten. — So fand Kolumbus die Lage

der Dinge: mit Mühe dämpfte er den Aufruhr, kaum entging er selbst dem Meuchelmorde, und wiewohl er seinem Könige den treuesten Bericht abstattete, sandten doch auch seine Feinde Berichte; und da man schon einmal Mißtrauen gehegt hatte, fanden die Verläumdungen und Lügen jetzt leichter Eingang. Ein spanischer Edelmann, Franz von Bovadilla, ward abgesandt, die Klagen zu untersuchen: fände er die gehässigen Beschuldigungen gegen Kolumbus erwiesen; so sollte er ihn absetzen, und seine Stelle einnehmen. — Wie Bovadilla in Hispaniola ankam, nahm er ohne Untersuchung Haus und Güter des Kolumbus in Besitz, gebot jedermann, ihn als den neuen Statthalter anzuerkennen, und schickte dem Kolumbus ein königliches Absetzungsdekret zu, das man schon zum voraus mitgenommen hatte. Nun erst eröffnete er seinen Gerichtshof, foderte jedermann auf, seine Beschwerden gegen den Kolumbus anzubringen, der auch hier jene Ruhe und Mäßigung bewieß, wodurch er oft in Gefahren des Todes der Seinigen Retter geworden, ließ Alles geschehen, und verlangte nur bescheiden Gehör. Aber ohne ihn nur vor sich zu lassen, befahl Bovadilla, ihn und seine beiden Brüder in Ketten zu werfen, und jeden auf einem besondern Schiffe nach Europa zu führen. Den Anblick dieser Ketten konnten indeß alle redlichen Spanier nicht ohne bittern Unwillen ertragen. Wie die Schiffe in einiger Entfernung vom Lande waren; nahete sich der Kapitän des Schiffes ehrerbietig dem Kolumbus und wollte ihm die Ketten abnehmen. Kolumbus aber gab es nicht zu: ganz Spanien sollte es sehen, wie sein König den Entdecker einer neuen Welt belohne. Und es konnte nicht anders, diese Art seiner Rückkehr mußte allgemeine Unzufriedenheit erregen. Ferdinand und Isabella schämten sich, und ließen ihm sogleich die Ketten abnehmen; Isabella schickte ihm Geld, damit er anständig bei Hofe erscheinen könnte.

Er kam, und warf sich schweigend, aber mit dem Blicke des gekränkten Verdienstes, an den Stufen des Thrones nieder. Es fehlte auch dießmal nicht an Versicherungen der Gnade, man gestand den begangenen Irrthum, Bovadilla ward abgesetzt; aber des Kontraktes mit Kolumbus schien man sich nicht mehr zu erinnern, sondern sandte einen Ovando als Statthalter in die Kolonie, 1500. Voll von Unwillen verließ Kolumbus den Hof, trug seine Ketten überall mit sich herum, und verordnete, daß sie ihm einst mit in sein Grab gelegt würden.

Einige Jahre nachher erwachte indeß in Kolumbus die alte Neigung wieder, die vermuthete Durchfahrt durch das entdeckte Land nach Indien aufzusuchen. Er kam bei Hofe ein; und Ferdinand, eifersüchtig auf die Entdeckungen der Portugiesen in Indien, gab ihm vier ziemlich schlechte Schiffe, mit denen Kolumbus am 9ten Mai 1502 von Kadix aus unter Segel ging. Eins derselben ward schon in den ersten Wochen leck: dies nöthigte ihn, auf Hispaniola loszusteuern, das er so gern vermieden hätte; auch versagte ihm der feindselige Ovando die Landung im Hafen. Kolumbus suchte nun das veste Land auf, segelte längst der Küste vom Vorgebirge Gracias a Dios (westwärts von Jamaika) südwärts bis Portobello; fand aber die gehoffte Durchfahrt nicht. Auch den Wunsch, hier in diesem schönen Lande eine Kolonie anzulegen, vereitelte ihm die unersättliche Habsucht seiner Spanier. Er mußte die Gegend in Eile verlassen, und nach einer Reihe von Unglücksfällen erreichte er endlich am 14ten Juni 1503 Jamaika. Eins seiner Schiffe war zu Grunde gegangen; die übrigen waren so stark beschädigt, daß an Ausbesserung nicht zu denken war; und wenn nicht der Himmel ein fremdes Schiff zur Rettung sandte, mußte der berühmte Weltentdecker hier im Elende sein Leben unter den Wilden beschließen. Dieß zu verhü-

ten, unternahmen zwei brave Männer von der Schiffsgesellschaft, der Spanier Mendez und der Italiener Fieschi, ein kühnes Wagstück. Sie ruderten auf zween ausgehöhlten Baumstämmen nach Hispaniola, eine Strecke von 30 Seemeilen 10 Tage lang durch das wogende Weltmeer; und was noch bewundernswürdiger ist, sie kamen glücklich hin. Kolumbus aber gab sie bald verloren; denn es verging über ein halbes Jahr, ohne daß er etwas von ihnen hörte. Dieses halbe Jahr war das unglücklichste, das er verlebt hatte. Seine Leute wollten ihm nicht weiter gehorchen; alle Warnungen, die Indianer nicht zu kränken, wurden verachtet; ein Haufen Spanier verließ ihn, um auf der Insel herumzustreifen und zu plündern; die Indianer zogen sich daher ganz zurück, und hörten auf Lebensmittel zu bringen. Nur die Klugheit und Wissenschaft des kranken Kolumbus rettete ihn und die Mannschaft vom Hungertode. Er hatte eine Mondfinsterniß berechnet; und verkündigte den Wilden den Zorn seines Gottes über ihr Betragen, den sie diesen Abend an dem Gesicht des Vollmondes erblicken sollten. Sie sahen mit Schrecken die helle Mondscheibe sich verdunkeln, baten den furchtbaren Fremdling um Vermittelung, und versprachen so viel Lebensmittel zu bringen, als er verlangte. Indeß fuhr die entlaufene Rotte mit ihren Plünderungen fort, und man mußte von den gutmüthigen Insulanern das Aeußerste fürchten. Kolumbus zog daher mit seinen Getreuen gegen die entlaufenen Spanier, mehrere von diesen wurden getödtet, und die Uebriggebliebenen kehrten nun zum Gehorsam zurück. — Endlich, nach acht kummervollen Monaten, erschienen Mendez und Fieschi mit einem großen Schiffe, das sie erst nach langen Bemühungen von dem harten Ovando erhalten hatten. Abgezehrt von Krankheit und Gram kam Kolumbus auf Hispaniola an, und benutzte dort die erste Gelegenheit, nach Spanien überzuschiffen, 1504.

Auch die erste Nachricht, die er hier erfuhr, mußte

eine traurige seyn: Isabella war gestorben. Sie hatte ihn geachtet, und auf sie hatte er seine letzte Hoffnung gesetzt. Auch diese war nun verschwunden. — Er kam mit Bittschriften bei Hofe ein, berief sich auf den Kontrakt, und auf das königliche Versprechen, aber vergebens. — Dabei suchte man seine Entdeckung jetzt herabzuwürdigen, die, nachdem sie gemacht war, allen so natürlich und leicht vorkam, als ob jeder andere sie eben so gut hätte machen können. Mit einer so überklugen Gesellschaft saß Kolumbus einst zu Tische, als gesottene Eier aufgetragen wurden. Kolumbus nahm ein Ei, und: Wer von den Herren, fragte er, kann wohl ein Ei so auf die Spitze stellen, daß es frei steht? Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Kolumbus das Ei, drückte es an einer Ecke ein, und das Ei stand. Ja, riefen jetzt alle: so hätten wir es auch machen können. Und Kolumbus antwortete lächelnd: Ganz recht, liebe Herren, der Unterschied ist nur, daß ihr es so machen konntet, und daß ich es so gemacht habe. — Dies Ei des Kolumbus ist nachher sprüchwörtlich geworden: denn es ist eine nicht seltene Unart unter den Menschen, eine neue Entdeckung dadurch herabwürdigen zu wollen, daß jeder sie auch hätte machen können. Derjenige bleibt immer der große Mann, der sie zuerst gemacht hat: denn Nachmachen ist freilich leichter als Erfinden. Kolumbus starb den 20sten Mai 1506 zu Valladolid, 59 Jahre alt, ohne daß man ihm die gethanen Zusagen erfüllt hatte. Sein Bruder brachte seinen Leichnam nach Sankt Domingo auf Hispaniola, setzte ihn dort in der Domkirche bei, und vergaß die Kette nicht. — Ein Sohn des Kolumbus, Diego, erhielt endlich die Statthalterschaft über die neuentdeckten Länder: doch nicht weil er Kolumbus Sohn war, sondern weil er die Nichte eines vielvermögenden Herzogs geheirathet hatte.

Von diesen neuentdeckten Ländern gab Amerikus Vespucius, ein florentinischer Edelmann, der seit

1497

1497 mehrere Reisen dorthin gemacht hatte, die erste umständliche Nachricht. Da nun die Europäer den neuen Erdtheil viele Jahre hindurch einzig aus des Amerikus Buche kannten; so ward es nach und nach Gewohnheit, es das Land des Amerikus, oder Amerika zu nennen, da es sonst passender und gerechter Kolumbia geheißen hätte. Früher aber dachte man nicht daran, ihm einen eigenen Namen zu geben, da man es noch lange Zeit nach Kolumbus für einen Theil von Indien hielt: woher man auch jetzt noch die Inseln zwischen Nord- und Südamerika Westindien nennt, weil sie durch eine Indiensuchende Fahrt nach Westen von Europa aus erreicht wurden; die beiden Halbinseln aber und die vielen Inseln am südöstlichen Asien, die man bis dahin einzig Indien genannt hatte, nennt man seitdem zur Unterscheidung Ostindien.

46.

Weitere Entdeckungen in Amerika. Erste Reise um die Welt.

Jetzt folgten fast jährlich neue Entdeckungen in Amerika. Noch bei Kolumbus Lebzeit, im Jahre 1500, schickte Emanuel, König von Portugal, eine Flotte auf dem neu entdeckten Seewege nach Ostindien; gab aber dem Admiral Petro Alvarez Kabral den Befehl, sich auf seiner Fahrt nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung so weit als möglich westwärts zu halten. Er that es, und fand Brasilien in Südamerika. Dies große Land ward anfangs von den Portugiesen wenig geschätzt: denn sie fanden hier zwar einen fruchtbaren Boden, aber kein Gold und Silber, noch andere kostbare Handelsartikel. Daher schickte man nur Verbrecher als Kolonisten hin. Erst als verbannte Juden Zuckerrohr aus Madera nach Brasilien verpflanzten, und dies so trefflich gedieh, ward die Regierung aufmerksamer,

und schickte gebildete Männer hin, zu untersuchen. Es wurden Pflanzstädte angelegt; die gutmüthigen arbeitscheuen Brasilianer wurden durch kleine Geschenke gewonnen, und man erhielt von allen hieher verpflanzten Früchten sehr reiche Aerndten. Doch noch wichtiger ward den Portugiesen dies Land, als man 1695 Gold, und 1730 Diamanten entdeckte, die auf der ganzen Erde sonst nirgend so groß und schön gefunden werden. Außerdem liefert Brasilien eins der schönsten Färbehölzer, besonders auf der Küste Fernambuko, wovon die Engländer allein jährlich an 20,000 Centner kaufen. Ueberhaupt wurde Brasilien die wichtigste und reichste Besitzung der Portugiesen, seit 1808 auch der Aufenthalt der portugiesischen Königsfamilie, welche 1821 nach Portugal zurückkehrte, worauf sich Brasilien 1822 unabhängig von Portugal erklärte und den ältesten Sohn des Königs, Pedro, zum Kaiser ausrief.

Die Spanier, welche indeß das Goldland noch immer nicht gefunden hatten, mißbrauchten die unglücklichen Indianer auf den Inseln, ihnen den fruchtbaren Boden anzubauen, und durch den Gewinn reicher Aerndten sich Schätze zu sammeln. Besonders pflanzte man Zuckerrohr, welches auch noch jetzt der vorzüglichste Reichthum der westindischen Inseln ist. Die Indianer aber waren schwächlich und der Arbeit nicht gewohnt, und starben daher unter den Mißhandlungen ihrer grausamen Herren so schnell dahin, daß von einer Million Menschen auf Hispaniola nach 15 Jahren kaum noch 60,000 übrig waren. — Noch wilder verfuhr man gegen diejenigen, welche sich der Herrschaft der Spanier zu entziehen suchten: man hetzte Hunde auf die Nackten, hieb mit Schwerdtern, schoß mit Flintenkugeln unter die Wehrlosen; und ihre Kaziken verbrannte man gewöhnlich zum warnenden Beispiel bei langsamem Feuer. Und zu allen diesen Gräueln konnten Priester der Lehre Jesu, der Religion, der Menschen-, ja der Feindesliebe, Christen ermuntern! — Doch vergaßen nicht alle so ihres schönen Berufes. Besonders eiferte ein Mann, Las Kasas,

gegen die Unmenschlichkeit, mit welcher man die armen Indianer mißhandelte. Er selbst gab seine Sklaven frei; und da man auf den Inseln ihn nicht hörte, machte er mehrere Reisen nach Spanien, und suchte den König und seine Räthe zu rühren: gelang ihm dies aber auch auf kurze Zeit; so wußte die Habsucht der goldgierigen Europäer durch Bestechungen Alles bald wieder in Vergessenheit zu bringen, und ihre Wildheit seine schönsten Plane zur Bildung der Indianer zu vereiteln. Indeß ward es seit der Zeit allgemeine Sitte, statt der schwächlichen Amerikaner die stärkeren Neger zum Plantagenbau aus Afrika zu holen. Man fand dies bald so vortheilhaft, daß seitdem jährlich an 80,000 Negersklaven aus Afrika nach Amerika gebracht werden. Gewöhnlich nennt man den Las Kasas als denjenigen, der zuerst zur Schonung der geplagten Indianer gerathen habe, Neger aus Afrika zu holen. Allein man that dieß schon vor seiner Zeit, und der edle Mann ist an diesem entehrenden Menschenhandel unschuldig.

Balboa, ein kühner und kluger, aber sonst roher Mensch, hatte indeß die erste Stadt auf dem vesten Lande, Santa Maria, angelegt; und machte sich auf, zu Lande die goldreiche Gegend zu erreichen, nach welcher die Indianer hinzeigten. 190 kühne Abenteurer folgten ihm, und nach einem der beschwerlichsten Märsche durch Moräste, dicht verwachsene Wälder, hohe Berge, voll zahlloser Schlangen und giftigen Ungeziefers, kamen sie auf eine Anhöhe, von welcher sie das unbegränzte Meer im Westen von Amerika erblickten. Dies war eine neue Entdeckung: Kolumbus vermuthete schon, daß dies gefundene Land nicht das gesuchte Indien sey, daß aber wohl irgendwo eine Durchfahrt sich finden mögte, durch die man in einer unbekannten wahrscheinlich nicht großen Entfernung Indien erreichen könne. Balboa stieg hinab an die Küste, ging mit Schwerdt und Schild bis an die Brust ins Wasser, und nahm das Weltmeer für den König von Spanien in Besitz, 1513. Auch fand er hier mehr Gold und Perlen,

und überall bestätigte sich die Sage von dem Goldlande südwärts. Doch auch dieser kühne Balboa ward schlecht belohnt: es ward ihm ein feiger Mensch als Oberbefehlshaber geschickt, der, wie bescheiden auch Balboa war, ihn endlich hinrichten ließ, und den kühn versuchten Weg nicht weiter verfolgte.

Indeß steuerte eine Flotte von Kuba nordwärts nach Mexiko, unter Ferdinand Kortez, 1519. Er landete, und fand ein bevölkertes Land und gebildetere Menschen, als sie bis jetzt noch getroffen hatten. Er hatte aber nur 600 Mann, 13 Flinten, 16 Pferde und 14 kleine Kanonen bei sich; und auf Unterstützung durfte er nicht rechnen: denn der Oberbefehlshaber in Kuba Velasquez hatte ihm schon das eben erst gegebene Kommando wieder nehmen wollen, weil er ihn klüger fand, als er geglaubt hatte; und ehrsüchtigen Menschen scheinen Kluge immer verdächtig. Kortez mußte sich also selbst zu helfen suchen. Erst ließ er sich von seinem Heere zum Feldherrn erwählen. Darauf bewegte er seine Soldaten mit seltener Ueberredungskunst, alle ihre Schiffe zu zertrümmern, und sich selbst die Rückkehr abzuschneiden. Und nun rückte er ins Land ein, und wußte sich und seine Leute so in Ansehen zu setzen, daß die Mexikaner nicht wußten, ob sie ihres Gleichen sähen, oder ob höhere Wesen zu ihnen herabgekommen wären. Ihr König Montezuma wollte ihn durch große Geschenke abkaufen; umsonst. Er ging gerade auf Mexiko los, und stand mit seinem ganzen Heere in der Stadt, ehe Montezuma mit sich einig geworden war, ob er ihn als Freund oder Feind empfangen sollte. Selbst der König ward ohne Gewaltthat gefangen genommen. — Da kam die Nachricht, daß Velasquez ein Heer geschickt habe, den Kortez gefangen nach Kuba zu bringen. Kortez zog diesem Heere entgegen mit wenigen Leuten, gewann es fast ganz für sich, und kehrte verstärkt nach Mexiko zurück. Hier aber hatte die unkluge Strenge eines spanischen Offiziers die Mexikaner empört: vergebens suchte Kortez

durch den gefangenen Montezuma den Aufruhr zu stillen; das Volk schleuderte einen Hagel von Steinen und Pfeilen auf den König, daß er sie treulos verlassen und sich den Grausamen ergeben habe. Schwer am Kopfe verwundet sank der Unglückliche nieder, und starb nach wenigen Tagen. Kortez aber mußte nach einem großen Verlust an Menschen die Stadt wieder verlassen; und wäre noch auf dem Rückzuge mit seinen wenigen Nachgebliebenen unter den Händen der Erbitterten gefallen, wäre es nicht seiner kühnen Entschlossenheit gelungen, die große mexikanische Reichsfahne zu erbeuten, von welcher, wie die Mexikaner glaubten, das Schicksal ihres Reiches abhing. Wie sie diese in Kortez Händen sahen, flohen sie so plötzlich, daß die Spanier nicht anders glaubten, als ein Engel vom Himmel habe die Ungläubigen in die Flucht geschlagen: denn wenige Spanier waren nur noch übrig. — Doch Kortez Muth sank nicht. Er wußte sich wieder Verstärkung zu verschaffen, und rückte abermals gegen Mexiko an. Nach einer tapferen Gegenwehr nahm er die Stadt ein, 1521 den 13ten August; und seine Leute, welche hier in allen Wohnungen Goldhaufen vermuthet hatten, folterten die unglücklichen Mexikaner, zu gestehen, wo sie ihre Schätze verborgen hätten. Selbst der junge König ward entkleidet, gebunden, und mit einem seiner Vertrauten auf glühende Kohlen gestellt. Er hatte nichts zu gestehen und schwieg; sein Unglücksgenosse aber jammerte und schrie. Da sagte der König tadelnd zu ihm: Freund, sieh! lieg' ich denn hier auf Rosen? Kortez, der sonst auch nicht milde war, kam dazu, schämte sich der unwürdigen Behandlung, und befreiete die Leidenden. — Er ward zum Statthalter des eroberten Landes ernannt, und verfuhr mit empörender Grausamkeit, um überall Gehorsam zu erzwingen. Wie viel aber auch Spanien durch ihn gewonnen hatte: so erhielt doch auch er nicht den verdienten Lohn. Er ward bald in seiner Provinz Mexiko eingeschränkt; zog daher mißmuthig weiter nach Norden, und entdeckte noch 1536

die grosse Halbinsel Kalifornien. — Er starb 1547 den 2ten December, im 62sten Jahre seines Lebens, vor Gram über den Undank seines Herrn (Karls V. von Spanien).

Während der Eroberung von Mexiko ward die so lange vergeblich gesuchte Durchfahrt nach Indien glücklich gefunden. Der Ruhm dieser Entdeckung gebührt dem Portugiesen Ferdinand Magellan. Er segelte den 10ten August 1519 von Sevilla ab; fuhr an der Küste von Südamerika hinunter, und untersuchte jede Bucht. Den 12ten Januar 1520 erreichte er die breite Mündung des grossen Flusses La Plata, welche man vorher für eine Meerenge gehalten hatte, durch welche man in das Meer von Indien kommen könne. Von hier an hatte er mit gefährlichen Klippen und rauher Witterung zu kämpfen: denn in den Ländern jenseit des Aequators fängt der Winter an, wenn er bei uns aufhört, und in der Entfernung vom Aequator, in welcher nordwärts warmer Sommer und ganz leidliche Winter sind, ist südlich vom Aequator die Kälte in den Wintermonaten unerträglich, und die Wärme des Sommers von kurzer Dauer. Magellan mußte den 31sten März in den Hafen St. Julian einlaufen, um den Winter abzuwarten, und fünf Monate dort bleiben. Hier lernten die Reisenden zuerst eine Menschengattung kennen, die von ungewöhnlicher Leibesgröße war, alle an 7 Fuß und darüber; daher sie ihnen ein Volk von Riesen schienen. Die Gesichter waren roth bemahlt, um die Augen herum hatten sie gelbe Streifen und auf den Backen zwei herzförmige Flecken. Sie waren in Pelzwerk gekleidet, und wußten Pfeil und Bogen gut zu gebrauchen. Auch aßen sie im Verhältniß zu ihrer Größe. Magellan hatte zwei gefangen, um diese Wunder von Größe mit nach Europa zu nehmen: von diesen zween aß jeder täglich einen Korb voll Zwieback, und trank in Einem Athemzuge einen halben Eimer Wasser aus. Die Mäuse aßen sie roh, sogar ohne ihnen die Häute abzuziehen. Magellan nannte dies Riesenvolk Patagonier.

— Wie Kolumbus und Gama, hatte auch Magellan manchen harten Kampf mit der Unzufriedenheit seiner Schiffsmannschaft. In Patagonien hatten sie schon den Plan gemacht, ihn zu ermorden, der sie wie Verbrecher so weit von ihrer Heimath weg an Felsen hinführe, wo sie sich kaum des Hungers und der Kälte erwehren könnten. Die Verschwörung ward entdeckt, und zwei der Schuldigen wurden hingerichtet. — Endlich den 21sten Oktober erreichten sie eine schmale Meerenge; hohe mit Schnee bedeckte Berge schlossen sie ein, und sie hatte sehr tiefes Wasser. Die ganze Mannschaft meinte nimmermehr, daß sich hier ein Ausweg nach Westen finden werde: allein Magellan steuerte muthvoll hinein, kreuzte in der gefahrvollen Enge über 30 Tage, und erblickte endlich zu seiner Freude eine unabsehbare Meeresfläche. Alle weinten, und nannten die letzte Spitze der Straße das ersehnte Kap; die Straße selbst die patagonische. Nachher ist es herrschend geworden, sie nach dem Entdecker die magellanische Straße zu nennen. — Von den 5 Schiffen aber, mit denen er aussegelte, war eins gescheitert, doch die Mannschaft gerettet; ein zweites war treulos nach Spanien umgekehrt und unterweges verloren gegangen; und von den dreien noch übrigen kam nur eins nach Europa zurück. — Den 28sten November verließen sie die Meerenge, und liefen in das große Meer ein, auf welchem sie in kurzer Zeit Indien gewiß zu erreichen meinten. Allein wie hatten sie sich getäuscht! drei Monate und zwanzig Tage fuhren sie auf dem offenen Meere, bei dem günstigsten Ostwinde, ohne anderes Land als zwei unbewohnte Inseln zu treffen. Sie hatten sich nicht mit Lebensmitteln für eine so lange Fahrt versorgt: der Zwieback, den sie aßen, war kein Brod mehr, sondern bloß Staub mit Würmern vermischt, und von einem unerträglichen Gestanke. Das Wasser war faul. Und um nicht Hungers zu sterben, mußten sie Stücken Rindsleder, die an den Tauen bevestiget waren, zur Nahrung zubereiten. Diese Lederstücke, erzählt Pigafet-

ta, der die Reise mitmachte, waren von der Sonne und den Winden so gehärtet, daß wir sie vier bis fünf Tage lang im Meere einweichen mußten, um sie ein wenig zarter zu machen; dann brieten wir sie auf Kohlen, um sie zu essen. Oft aßen wir auch Sägespäne; und selbst Mäuse waren eine so gesuchte Speise geworden, daß man für das Stück wohl einen halben Dukaten bezahlte. Dabei wurde fast die ganze Schiffsmannschaft krank, und 19 starben. Ich glaube nicht, setzt Pigafetta hinzu, daß in Zukunft jemand die Reise wieder unternehmen wird a). Sie nannten das Meer das stille Meer, weil sie während der ganzen Zeit ihrer Fahrt auf demselben nicht den geringsten Sturm hatten. Allein andere Seefahrer sind nicht so glücklich gewesen: daher der Name des stillen Meeres nicht weiter passend ist, als daß er die Erfahrung des ersten Weltumseglers auf diesem Wasser erhält. Man nennt es jetzt gewöhnlicher den großen Ocean, das große Weltmeer, weil es die größte von keinem bedeutenden Landstück unterbrochene Wasserfläche ist. — Endlich den 6ten März 1521 erblickten sie eine Inselgruppe, die sie wegen ihrer diebischen Einwohner die Diebsinseln (Ladronen) nannten; und den 15ten März gingen sie auf einer friedlicheren Insel ans Land. Das klare Wasser, ein Ueberfluß erfrischender Früchte, besonders der Kokospalme, und die heitere, mildere Luft stellte alle Kranken in kurzer Zeit her. Magellan segelte darauf nach den von ihm so genannten Philippinen. Hier aber fand er in einem Gefecht mit den feindseligen Wilden den Tod, den 27sten April 1521. — Der Rest der kleinen Mannschaft setzte nun auf zween Schiffen die Reise fort, und erreichte den 8ten November die große Insel Borneo, und von da Tidor, eine der Molucken.

a) Auch währte es 56 Jahre, ehe ein anderer Seefahrer die Reise wiederholte; der Engländer Drake war 1578 nach Magellan der erste, der dieses Meer durchschiffte.

Hier fanden sie Portugiesen, die sich nicht wenig wunderten, Europäer von Osten her kommen zu sehen, und die bald Feindseligkeiten anfingen. Die Mannschaft des einen stark beschädigten Schiffes mußte sich an die Portugiesen ergeben; das andere, einzig noch übrige, Victoria genannt, nahm in Eil eine gute Ladung moluckischer Gewürze ein, schiffte nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ab, und erreichte endlich Spanien wieder, den 7ten September 1522. Dies war die erste Reise um die Welt; und es läßt sich denken, welches freudiges Aufsehen sie durch ganz Europa erregte. Von 237 Leuten aber, die ausgeschifft waren, kam Pigafetta nur mit 17 Gefährten zurück, und diese waren größtentheils krank.

Ich muß hierbei noch einer astronomischen Merkwürdigkeit erwähnen, die ihr euch suchen müßt, deutlich zu machen. Auf dem Schiffe nämlich, als es in Sevilla landete, schrieb man Sonnabend den 6ten September, und in Spanien hatte man Sonntag den 7ten. Bei der damals noch unvollkommenen Kenntniß der Erdkugel und ihrer Bewegung glaubte man, die Weltumsegler hätten sich geirrt; allein man fand nachher bei jeder neuen Weltumseglung, daß, wenn man zurückkam, nach dem Ort, von wo man abgesegelt war, man entweder einen Tag im Kalender mehr oder weniger zählte, als auf dem Lande: segelte man nach Westen, so hatte man einen Tag weniger; segelte man nach Osten um die ganze Welt herum, einen Tag mehr. Dies geht nehmlich so zu: Denkt euch einen Kreis, der um die ganze Erdkugel in gleicher Richtung mit dem Aequator läuft (Parallelkreis), in vier gleiche Theile getheilt: ist es nun bei uns Mittag; so haben die Leute, welche um den vierten Theil des Kreises weiter nach Osten wohnen, schon Abend; und denjenigen, die um den vierten Theil des Kreises von uns gegen Westen wohnen, geht dann die Sonne erst auf. Diejenigen aber, die um den halben Kreis von uns entfernt, auf der andern entgegengesetzten Seite der Erdkugel wohnen, haben dann Mitternacht. So ist es alle

Tage. Gesetzt nun, es reist jemand den ersten Januar von hier ab nach Westen; so hat er, wenn er nach 3 Monaten den vierten Theil jenes Kreises durchreist ist, am ersten April Morgen, während es an dem Orte, von dem er ausreiste, schon Mittag ist. Reist er in den nächsten 3 Monaten wieder einen vierten Theil jenes Kreises; so schließt sich ihm Mitternacht um 12 Uhr der 30ste Juni, während man an dem Orte seiner Abreise schon Mittags 12 Uhr den ersten Juli hat. Reist er nun noch einen vierten Theil weiter; so hat er den 30sten September Abend, während man an dem Orte der Abreise den ersten Oktober Mittag hat. Und kömmt er nach einem Jahre zurück; so ist die Schiffsgesellschaft noch im alten Jahre, den 31 December, während man auf dem vesten Lande das neue Jahr feiert. Denn fährt Einer nach Westen; so geht ihm jeden Tag die Sonne etwas später auf, aber noch später unter; und wie der Mensch sich nach Westen fortbewegt, so folgt ihm die Sonne mit jedem Tage etwas. Dadurch wird ihm jeder Tag etwas länger, als er am Orte der Abfahrt ist; und dieser Ueberschuß von wenigen Minuten für jeglichen Tag beträgt auf der Fahrt um die ganze Erde einen ganzen Tag. Umgekehrt ist es, wenn einer gegen Osten reist: dann wird ihm jeder Tag etwas kürzer, und wenn er nach einem Jahre zurückkehrt, zählt er auf dem Schiffe den 2ten Januar, wenn man am Lande den ersten feiert.

Endlich im Jahre 1529 erreichten die Spanier das gesuchte Goldland, Peru. Der kühne, harte Mensch, der nach unglaublichen Mühseligkeiten zu Lande und zu Wasser sie hinbrachte, hieß Franz Pizarro, der als Knabe die Schweine gehütet hatte, und auf Abenteuer mit nach Amerika gegangen war. Hier in Peru fand man in der That eine unermeßliche Beute an Gold. Der gefangene König der Peruaner (Inka) versprach, wenn man ihn losließe, das ganze Zimmer, 22 Fuß lang und 16 Fuß breit, voll von Gold als Lösegeld zu geben. Er erfüllte sein Versprechen; und bei der Theilung der Schätze erhielt

jeder Fußsoldat 4000 Pesos, etwa 20.000 Thaler nach unserm Gelde; jeder Reiter 8000 Pesos; noch mehr die Offiziere, und nach Spanien wurde an den König eine Million Thaler geschickt. Jetzt eilte Alles nach Peru: das Land ward von Spaniern überschwemmt, die mit Goldstücken wie mit Rechenpfennigen spielten, und die Peruaner wie Hausthiere mißhandelten. Lima ward die Hauptniederlassung in dem eroberten Küstenlande. Von der Provinz Quito drang man mit den furchtbarsten Mühseligkeiten über die höchsten Berge der Erde, die Andes a), bis an den Amazonenfluß hindurch, doch ohne etwas anders zurück zu bringen als Fabeln.

In Peru und in allen den neuentdeckten Ländern Amerika's herrschte indeß unter den Spaniern die größte Gesetzlosigkeit. Raubgier unterdrückte alle menschlichen Gefühle; man plünderte und mordete Feinde und Freunde mit empörender Grausamkeit. Da fing endlich der spanische Hof an darauf zu denken, wie diese Länder zu ordnen wären, wie man Gesetzlichkeit einführte, die Willkühr der Statthalter beschränkte, und zugleich nach Las Kasas menschenfreundlichen Vorstellungen die Freiheit der Indianer durch Gesetze sicher stellte. Der erste Mann, welchen man dazu wählte, meinte es zwar recht gut, übereilte aber aus Unbesonnenheit die Sache; und ein Bruder des Entdeckers von Peru, Gonzalo Pizarro, nahm ihn gefangen und ließ ihn hinrichten, 1546. — Jetzt wählte man einen klügeren Mann, Pedro de la Gaska. Er war ein Geistlicher, und ein Mann von der größten Einsicht, Rechtschaffenheit, und von beispielloser Uneigennützigkeit. Seine Priesterwürde, sein ehrwürdiges Ansehen und sein entschiedenes edles Betragen verschafften ihm überall Achtung. Pizarros Soldaten und Offiziere brachte er fast alle durch Milde und durch Versprechungen auf seine Seite;

a) Ihre höchste Spitze ist der Tschimboraffo, fast eine deutsche Meile hoch.

und noch an demselben Tage, da die Heere zusammenstießen, liefen ganze Haufen der Widerspenstigen zu Gaska über, so daß der Kampf ohne großes Blutvergießen entschieden wurde. Pizarro selbst, der Trotzige, ward gefangen und geköpft. — Mit Mäßigung und Vorsicht führte der weise Gaska allmälig die gleichmäßigere Vertheilung der Güter ein; denn einzelne Offiziere und Soldaten hatten sich alles Eigenthums bemächtiget; und milderte die Sklaverei, mit der man die Peruaner drückte. Die Soldaten murreten anfangs; aber er wußte sie theils durch Entdeckungsreisen zu zerstreuen, theils durch Ehrenstellen zu gewinnen: und so wurde ein Land der wildesten Empörungen und ungeheuren Ausschweifungen durch eines Mannes Klugheit in eine ruhige und gehorsame Provinz verwandelt. Bei allen Belohnungen, die er hatte austheilen müssen, konnte er dennoch dem Könige an 6 Millionen Thaler unseres Geldes mitbringen. Er sehnte sich nehmlich, nach Vollendung seines Werkes, in den Privatstand zurück, und verließ Peru so arm, als er es betreten hatte, aber allbewundert, fast angebetet wegen seiner Weisheit und Rechtschaffenheit. König Karl I. (als Kaiser von Deutschland Karl V.) machte ihn nachher aus Dankbarkeit zum Bischof von Valencia, wo er seine letzten Tage in Ruhe verlebte.

Doch haben die spanischen Besitzungen in Amerika nicht das freudige Gedeihen, welches sie haben könnten. Die Sucht, durch Goldsuchen reich zu werden, ist dem Feldbau und der ruhigen Landesbildung durchaus hinderlich. Dann ist verboten, Fabriken und Manufakturen anzulegen, und mit den Nachbaren Handel zu treiben, damit die Amerikaner Alles, was sie brauchen, von den Spaniern kaufen müssen. Und endlich ist ganz Amerika von müssigen Geistlichen überschwemmt: Lima, die Hauptstadt Perus, hat etwa 60,000 Einwohner, und zählt 40 Klöster. An Sicherheit und Bürgerglück ist nicht zu denken; denn die Gesetze haben bei der weiten Entfernung der Regierung nur

geringe Kraft, und die hingeschickten Statthalter handeln willkührlich, und suchen sich zu bereichern, weil sie wissen, daß die Regierung sie nicht lange auf ihrem Posten läßt, aus Furcht, daß sich einmal Einer losreißen, und sich ein eigenes unabhängiges Reich in den spanischen Kolonien gründen mögte. Seit 1808 brach in diesen Gegenden ein innerer Krieg aus, indem einige Provinzen sich ganz von Europa unabhängig machen und eigene Staaten bilden, andere wenigstens nicht der neuen Königsfamilie gehorchen wollten, die Napoleon in Spanien auf den Thron gesetzt hatte. Da nun durch Bolivars, des Befreiers von Columbien, Siege 1825 auch in Peru das königlich spanische Heer vernichtet wurde und mehrere der neuen Freistaaten geregelte Verfassungen einrichteten, so erkannte England die Unabhängigkeit derselben, wie früher schon die Vereinigten Freistaaten von Nordamerika gethan hatten, 1825 förmlich an. Unermeßliche Mittel zur Cultur jeder Art sind in diesen Ländern vorhanden und ihr rasches Fortschreiten zeugt von dem Reichthume der Naturproducte, wie von dem großen Glücke, welches diesen Staaten durch ihre Unabhängigkeit geworden ist.

47.

Weitere Entdeckungen der Portugiesen in Ostindien, und wechselnde Beherrscher Ostindiens.

Die Portugiesen erkannten bald, daß, um in Ostindien vesten Fuß zu fassen, keine kleine Macht erfordert werde. Der Zamorin von Kalikut widersetzte sich mit großer Gewalt, und die Mahomedaner unterstützten ihn fleißig von Aegypten aus. 1502 schiffte Vasko de Gama mit einer großen Flotte ab, der bald zwei kleinere folgten. Er beschoß Kalikut, machte reiche Beute an Gold, Perlen,

Edelsteinen und Gewürzen, und legte im Gebiete von Kochin, dessen König mit Kalikut in Krieg lebte, eine kleine Vestung an. Nachdem die Flotten sich mit indischen Gütern reich beladen hatten; dachten sie auf Rückzug. Aber was sollte aus der Vestung werden? Diese zu vertheidigen, blieb ein Mann von ausgezeichnetem Heldenmuth, Pacheko Pereira, mit zween Schiffen und 150 Mann zurück, und verrichtete dort Thaten, die ans Wunderbare gränzen. — Kaum waren nehmlich die Flotten abgesegelt; so kam der Zamorin von Kalikut mit seiner ganzen Kriegs- und Seemacht, den Beherrscher von Kochin dießmal ganz zu vertilgen: er kam mit 50,000 Menschen, nicht ohne Schießgewehr. — Nur äußerst glückliche Stellungen, klug ersonnene Kriegslisten, und die weit größere Vollkommenheit des europäischen Kriegswesens konnte das kleine Häuflein unter Pereira aufrecht erhalten: erstaunen aber muß man, daß es sich fünf Monate lang gegen eine solche Uebermacht vertheidigt hat. Da endlich erschien Hülfe aus Portugal. Pereira's That fand so allgemeine Bewunderung, daß man ihn bei seiner Rückkehr nach Lissabon, unter lautem Jubel, in feierlichem Aufzuge in die Domkirche führte, wo ihm der Bischof eine herrliche Lobrede hielt. Auch er gehörte zu den uneigennützigen Helden, denen der bloße Ruhm genügt: er hatte ein ansehnliches Geschenk des Beherrschers von Kochin ausgeschlagen und bloß um ein schriftliches Zeugniß seiner dort verrichteten Thaten gebeten. Der König machte ihn nachher zum Oberbefehlshaber in Guinea. Hier aber erlag seine Redlichkeit den Hinterlisten seiner Feinde: er ward auf eine verläumderische Anklage in Ketten auf die Vestung geschickt. Die Zeit entdeckte seine Unschuld, man ließ ihn los, dachte aber nicht weiter an seine vormaligen Verdienste, und ließ ihn in Armuth sterben.

1506 ward der Handel mit Ceylon eröffnet: man suchte die Mahomedaner immer mehr von den ostindischen Handelsplätzen auszuschließen; ja sogar den persi-

schen und arabischen Meerbusen zu sperren. Darum kam es zum Kriege, besonders mit dem Sultan von Aegypten, der von den Venetianern unterstützt wurde; denn auch diese litten durch den neuerfundenen Seeweg nach Ostindien sehr in ihrem Handel, da sie jetzt nicht mehr von Alexandrien aus die indischen Waaren dem übrigen Europa zuführen konnten. Alfons Albuquerque eroberte die Insel Ormus, am Eingange des persischen Busens, den allgemeinen Stapelplatz der persischen, arabischen und ägyptischen Kaufleute. Der bisherige König dieser Insel hatte dem Perserkönige eine Abgabe bezahlen müssen. Als diese jetzt auch von den Portugiesen gefodert wurde; ließ Albuquerque den Gesandten ein Becken mit Degenspitzen und Kanonenkugeln überreichen, und setzte hinzu: Dies ist die Münze, in welcher die Könige von Portugal Tribut bezahlen! Er hatte schon eine Vestung gebaut, welche die beiden vortrefflichen Häfen der Insel beschützte, als die Eifersucht der Seinigen ihn zwang, die Insel wieder den Mahomedanern zu überlassen. Doch schwur er im Weggehen, sich nicht eher den Bart abnehmen zu lassen, als bis er Ormus wieder genommen hätte. Er ward darauf Unterkönig über ganz Ostindien, eroberte 1510 Goa, und erhob es zur Hauptstadt der portugiesischen Eroberungen. 1511 eroberte er Malakka, machte ungeheuere Beute, eröffnete Handelsverbindungen mit Java und Sumatra, und ein Theil der Flotte drang weiter vor, und eroberte die Molukken, das Vaterland der feinsten Gewürze. Jetzt erst kam Albuquerque auf seinen alten Plan zurück, Ormus wegzunehmen, und dadurch den Mahomedanern den Weg nach Indien ganz zu verschließen. Sein schneeweißer Bart war indeß so lang geworden, daß er ihm bis über den Gürtel hinabreichte. Er rückte 1515 vor die Stadt, und beschloß mit ihrer Eroberung die lange Reihe seiner glänzenden Thaten. Denn als er nach Goa zurücksegeln wollte, erhielt er vom Könige seine Entlassung; und ein Mensch, den er selbst zur Strafe nach Portugal zurück-

geschickt hatte, wurde zu seinem Nachfolger bestimmt. Diese Nachricht kränkte ihn tief, und schon entkräftet von einer gefährlichen Krankheit wollte er gern Goa noch einmal sehen: er sah es, und entschlummerte kurz vorher, ehe sein Schiff in den Hafen einlief, den 16ten September 1515. Seine Soldaten betrauerten ihn als ihren Vater, die Bewohner der von ihm bezwungenen Städte verdankten ihm die Einführung besserer Gesetze und einer guten Ordnung, die besiegten Völker rühmten dankbar seine Menschlichkeit und Mäßigung, und es hat wenig Helden gegeben, in denen so große Kraft mit so vieler Güte vereiniget gewesen ist. Viele Jahre nach seinem Tode wünschte man seine Gebeine in Lissabon zu haben; aber die Einwohner von Goa konnten nur erst nach langem Streit durch einen päbstlichen Befehl dahin gebracht werden, diesen theuern Ueberrest ihres großen Statthalters herauszugeben, dessen Schatten noch jetzt von den so hart bedrückten Eingebornen mit Wehmuth angerufen wird.

1518 ward der Handel mit China eröffnet. Die Portugiesen fanden hier einen stark bevölkerten, gesitteten und wohleingerichteten Staat, der sie in Erstaunen setzte; dabei aber ein ungewöhnliches Mißtrauen gegen Fremde. Sie bezwangen einen Seeräuber, der den Chinesen vielen Schaden gethan hatte, und erhielten dafür die kleine Insel Makao, als Stapelort ihres Handels: denn in China selbst einzudringen ward ihnen nicht erlaubt, und noch bis jetzt dürfen fremde Schiffe in dem einzigen Hafen Kanton einlaufen. Die vorzüglichsten Waaren, welche man hier fand, waren Thee, Seide, und Porzellan, unter denen jetzt Thee einer der wichtigsten Handelsartikel geworden ist. — Er besteht aus den Blättern eines 5 bis 6 Fuß hohen Baumes, die mit der größten Vorsicht und Aufmerksamkeit einzeln gepflückt werden. Die erste Lese ist im Anfange des März, wo die Blätter noch nicht ganz entfaltet und ausnehmend fein sind. Diese geben den sogenannten Blumenthee oder Kaiserthee

und

und werden nur für den Kaiser und fürstliche Personen aufgehoben. Die zweite Sammlung geschieht im Anfange Aprils, und die dritte und letzte im Mai. Frisch haben die Blätter keinen merklichen Geruch und einen widrigen Geschmack; der Aufguß davon verursacht Betäubung und Schwindel. Sie werden aber noch an demselben Tage, an dem sie eingesammelt sind, geröstet, und dann verliert sich jene schädliche Eigenschaft. Sobald sie geröstet sind, was mit großer Sorgfalt geschehen muß, verschließt man sie in zinnerne Gefäße, denn der Zugang der freien Luft nimmt ihnen ihre beste Kraft; trinkt sie aber erst nach einem Jahre, denn früher berauschen und schaden sie der Gesundheit, in China ohne Zucker und Milch, wie die Araber den Kaffee: und glaubwürdige Reisende versichern, daß man sich von dem köstlichen Geruch und Geschmack, den dies Getränk in China selbst habe, auswärts keine Vorstellung machen könne. Auch der beste Thee, welcher nach Europa geschickt wird, hat hier seine Kraft nicht mehr. Doch hat der Thee, welchen Rußland durch seine Karawanen jetzt nach Europa bringt, große Vorzüge vor dem, welchen wir über Meer erhalten: vermuthlich kömmt dieß von dem Unterschiede der See- und Landluft. Es kommen jährlich an 24 Millionen Pfund Thee aus China nach Europa: und die Chinesen nehmen dagegen keine oder wenige europäische Manufakturwaaren: sie verlangen Silber, Edelsteine, Elfenbein, Gewürze, Metalle u. s. w. Doch haben die Portugiesen dieses Gewächs nicht gleich anfangs so schätzen gelernt; erst seit 1600 ward es durch die Holländer in Europa bekannt, und allgemeiner getrunken wird Thee erst seit 1700.

Von China aus erreichten die Portugiesen endlich J a p a n. Dieser Staat bestehet aus drei großen und einigen kleineren Inseln, von denen die größte N i p o n heißt. Auch hier fanden die Portugiesen ein Reich, das an Bevölkerung, Bildung und Reichthum dem chinesischen gleich kam, ja dessen Bewohner in Bearbeitung der Metalle, be-

sonders des Stahles, noch geschickter waren, als die Chinesen. Die Portugiesen wurden mit Freundlichkeit aufgenommen: man ließ sie ungehindert das Christenthum predigen, die reichsten Japanerinnen heirathen, und einen einträglichen Handel an sich ziehen. Sie führten indische, chinesische und europäische Waaren ein, und führten dagegen aus Gold, sehr feines geläutertes Kupfer, welches man auch noch jetzt für das beste hält, Kampfer a), Porzellan.

a) Es giebt natürlichen und durch Kunst zubereiteten Kampfer. Jenen findet man auf Borneo und Sumatra, in Bäumen, die an 100 Fuß hoch und sehr dick werden. Er setzt sich zwischen den Holzfasern in dünnen Blättchen an, und wo eine Oeffnung ist, sammelt er sich in Klümpchen. Von älteren Bäumen tröpfelt er aus den von selbst aufgerissenen Zweigen als eine Flüssigkeit herab, und wird in untergesetzten Gefäßen aufgefangen. Dieser natürliche Kampfer kömmt fast gar nicht nach Europa, und kostet in Japan der Zentner 2 bis 3000 Thaler. Auch giebt ein mittelmäßiger Baum nur etliche Unzen, die größten aber doch nicht mehr als ein bis höchstens 3 Pfund. Die Japaner, die ihn alle aufkaufen, brauchen ihn besonders in der Medizin, und kennen keine Arznei ohne Zusatz von Kampfer. — Zu dem künstlich bereiteten findet man den Stoff in einem Baum, der auf Japan und den umliegenden Inseln wächst. Man hackt die Wurzeln, Stämme, wohl auch die Blätter des Kampferbaumes in kleine Stücke, und kocht sie mit Wasser in einem eisernen Topfe, auf welchen ein zugespitzter irdener Helm gedeckt wird, der mit Stroh und Binsen angefüllt ist. So steigt der Kampfer gleich einem weißen Schnee in die Höhe, und hängt sich an das Stroh: dieß ist der rohe Kampfer, wovon jährlich eine beträchtliche Menge nach Europa kömmt. Hier muß er aber erst noch gereiniget (raffinirt) werden, was vorzüglich die Holländer thun: doch findet sich auch in Kopenhagen und Hamburg eine Kampferraffinerie. — Der Kampfer ist ein Körper von wunderbarer Natur; der gute ist weiß, klar, leicht, zerbrechlich, fühlt sich etwas feucht

So breitete Portugal seine Macht im östlichen Asien aus, erwarb sich die weitläuftigsten Besitzungen in Indien, zog den indischen, persischen, chinesischen Handel an sich, und ward eines der reichsten Länder in Europa. Allein diese Blüthe des Reichthums und der Macht ging bald vorüber; und das Volk, welches den reichsten Handel aller Länder in seinen Händen hatte, ward arm, und fiel eben so schnell von seiner Höhe, als es sie erstiegen hatte. — Denn, wie die Spanier in Amerika, erbitterten die Portugiesen in Ostindien durch Ungerechtigkeiten die Völker, und straften mit Grausamkeit; die Unzufriedenen aber in Schranken zu halten, hatten sie nicht die Macht der Spanier; und die Anführer der Macht, die noch da war, waren meist unter sich uneins. — Philipp II., ein grausamer König Spaniens, zwang 1580 auch Portugal, ihn als Oberherrn anzuerkennen, und drückte das Land mit wilder Härte, so daß die Portugiesen, um der spanischen Habgier zu genügen, ihre ostindischen Besitzungen immer mehr erschöpfen mußten. — Mit Spanien führten damals die Holländer Krieg, die sich von der despotischen Regierung Philipps II. losgerissen hatten. So wie sie hörten, daß Portugal eine spanische Provinz geworden sey; sahen sie Alles, was den Portugiesen gehörte, als spanisches oder feindliches Eigenthum an, und meinten daher, es angreifen zu dürfen. Sie suchten und fanden den

an, hat einen starken dem Rosmarin ähnlichen Geruch, und einen gewürzhaften bitterlichen Geschmack. Er schwimmt auf dem Wasser, verdünstet in freier Luft, der künstliche aber zehnmal schneller als der natürliche; eingeschlossen verdünstet er nicht. Ans Feuer gehalten brennt er weiß, selbst auf dem Wasser brennt er fort: auf Kohlen geht er in Rauch auf. In einem Gefäß über Feuer zerfließt er in Oel, und verfliegt in stark riechenden Dämpfen. Er ist den meisten Thieren schädlich: in gehöriger Mischung aber eine treffliche Arznei.

Seeweg nach Ostindien. Die Portugiesen hier hatten nicht mehr den tapferen Geist ihrer Vorfahren, der ersten Entdecker, Reichthum und Wollust hatten sie in diesen heißen Ländern entnervt; und ihre Habsucht und andere Laster hatten sie zum Abscheu der Indianer gemacht. Diese vereinigten sich daher sogleich mit den Holländern gegen die Portugiesen, und da die spanische Regierung nicht daran dachte, Hülfe und Vertheidigung von Europa aus zu schiffen; so gingen die reichen ostindischen Besitzungen für Portugal auf immer verloren. Am Ende behielten die Portugiesen nur einen unbedeutenden Rest von ihrer glänzenden Macht in Indien, nehmlich Goa, Diu, Makao: alles übrige eroberten die Holländer um 1600, und behaupteten es. Auch Brasilien hatten sie besetzt, von dort aber wurden sie 1654 wieder vertrieben. — So wurde seit 1600 Holland, wie klein auch an Flächeninhalt, einer der reichsten Staaten Europa's; daher aber auch oft in Kriege verwickelt. Diese schwächten den kleinen Staat bald, so daß auch seine Blüthe nicht von langer Dauer war. Nach 1714 hörte Holland auf, einer der ersten Staaten Europa's zu seyn; und nur die Eifersucht der übrigen Seefahrenden Nationen gegen einander schützte das machtlose Ländchen, daß man ihm nicht alle seine ostindischen Besitzungen nahm. Kam es aber in den letzten achtzig Jahren zum Kriege, so konnte sich Holland nicht vertheidigen. Dieß erfuhr es z. B. 1780, als England Krieg ankündigte: alle holländischen Schiffe wurden genommen, und mehrere der auswärtigen Besitzungen durch die Engländer erobert. In dem unglücklichen Kriege seit 1795 sind alle ostindischen Besitzungen der Holländer, Ceylon, Kochin, Malakka, die Gewürzinseln von den Engländern weggenommen; auch das Kap der guten Hoffnung: und wiewohl nach dem Frieden von Amiens 1802 der größte Theil dieser Eroberungen den Holländern wieder zurück gegeben werden sollte; so ward doch schon 1803 aufs neue den Holländern von England der Krieg angekündiget, und

fast alle Inseln und Vestungen Ostindiens kamen wieder in die Gewalt der Engländer. Denn diesen ist es jetzt leicht, hier neue Eroberungen zu machen, da sie in Ostindien seit 1756 durch allerhand Kunstgriffe einen Nabob (Fürsten) nach dem andern ihrer Obergewalt zu unterwerfen verstanden haben, so daß ihnen jetzt der größte Theil der Halbinsel diesseit des Ganges unterthan ist, und sie auf den Inseln fast überall gleiche Herrschaft mit den Holländern schon vor dem letzten Kriege übten. Durch diese Erwerbungen hat sich England zum ersten Seestaate und dem reichsten Lande Europa's erhoben: in Ostindien bauen die englischen Kolonisten Reis, Baumwolle, Seide und Zucker, lauter allgemein gesuchte und kostbare Waaren; nicht weniger Pfeffer und Indigo; und neue Anpflanzungen von Zimmt- und Muskatennußbäumen, die man gemacht hat, um den Holländern den Alleinhandel mit diesen Gewürzen zu entreißen, gedeihen sehr gut. Man berechnet, daß England durch den ostindischen Handel jährlich vom übrigen Europa an 30 Millionen Thaler baares Geld einnimmt.

48.

Erfindung des Schießpulvers, der Kanonen und Feuergewehre.

Der Krieg ist eins der furchtbarsten Uebel des Menschengeschlechts. Er mordet das Leben von Tausenden; er zerstört das Wohlseyn einzelner Familien und ganzer Staaten; er verheert angebaute Länder, und hindert die Ausbildung der erfreuenden Künste des Friedens. Dennoch dürfen wir nicht hoffen, daß er je ganz aufhören werde: es wird immer Fürsten und Völker geben, die mehr ihrer Raubgier und Herrschsucht gehorchen werden, als der Stimme der Gerechtigkeit; und so muß auch der friedliebenste König sich immer in einen wehrhaften Stand setzen, um sich und

sein Volk gegen solche Angriffe der Habgier und Unterdrükkung vertheidigen zu können. — Wir leben indeß in einer Welt, die kein Spiel des Ungefährs ist; wir können, wie kurzsichtig und eingeschränkt der Blick unseres Geistes auch ist, doch oft hindurch blicken, zu welchem größeren Gute ein kleines Uebel führt: drum müssen wir da, wo unser Blick nicht so weit reicht, den Glauben nicht fahren lassen, daß auch dieses Uebel uns nur ein Uebel scheine, daß in Gottes Welt Alles zum Guten gereichen müsse; und wir können unser Herz ganz beruhigen, wenn wir uns bewußt sind, kein Uebel gewollt zu haben. — Wie schrecklich das Uebel des Krieges ist; so finden wir denn auch hierbei manches Große und Gute, das er geweckt und veranlaßt hat. Er hat so viele und so große Seelenkräfte aufgereizt, die sonst vielleicht auf immer geschlummert hätten; er hat die wichtigsten Erfindungen veranlaßt; und so manchen Beweis edler Selbstüberwindung, unbesieglicher Standhaftigkeit und liebevoller Aufopferung im schönsten Glanze dargestellt. Wie viele Helden zeigt uns die Geschichte in einer bewundernswürdigen Größe! wie mancher opferte freudiges Muthes sein Leben für die Freiheit des Vaterlandes, für Glauben und Wahrheit, für die Erhaltung von Vater und Mutter, von Weib und Kind! Die Völker aber, die kriegerischen Muth nicht übten und nicht achteten, versanken in Sklaverei, Ohnmacht und Verachtung. — Einige der Erfindungen, die der Krieg veranlaßt hat, will ich hier erzählen.

Die Waffen der alten Völker waren Wurfspeere, die aus einem langen hölzernen Schaft mit einer eisernen Spitze bestanden, und aus einiger Entfernung auf den Gegner geworfen wurden; Lanzen von gleicher Beschaffenheit, mit denen man stieß; Bogen und Pfeile; Steinschleudern und große Schwerdter. Man verwahrte sich dagegen durch metallene Helme mit großen Haarbüschen meist von Roßschweifen; mit Panzern, die stark mit Eisen ausgelegt waren, und mit Schilden, von denen die besseren so groß waren,

daß sie vom Kopf bis zu den Füßen reichten, und nur mühsam getragen wurden. Die Bogenschützen und Schleuderer konnten auch aus der Ferne verwunden, waren aber eben deswegen nie hoch geachtet. Mit den übrigen Waffen konnte man nur in der Nähe angreifen. Daher erfoderten die Kriege des Alterthums einen höhern Grad persönlicher Tapferkeit: es focht immer Mann gegen Mann; aber deswegen waren sie auch grausamer, und wurden mit weit größerer Erbitterung geführt. Es war nichts Seltenes, daß, wenn 80,000 Menschen mit einander kämpften, 20,000 todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde blieben; und für die Verwundeten ward weit weniger gesorgt, als in unseren Tagen.

Doch genügten diese Mittel des Angriffes und der Vertheidigung nicht, und die Noth zwang neue zu erfinden. So wandte Archimedes, 212 vor Christi Geburt, die Bemerkung, daß man auch schwere Massen, als Steine, Klumpen Metall, Balken Holz durch Kunst weit fortschleudern könne, zur Vertheidigung seiner Vaterstadt Syrakus auf Sicilien an. Er soll es sogar schon verstanden, glühende Kugeln zu werfen, und dadurch die feindlichen römischen Schiffe vor Syrakus in Brand gesteckt haben. Aehnliche Erfindungen hat der Grieche Kallinikus gemacht, um 676 nach Christo, Konstantinopel gegen die Angriffe der Araber zu vertheidigen; und sein griechisches Feuer ist wahrscheinlich eine Mischung gewesen, die mit unserem Schießpulver Aehnlichkeit hatte.

Unser Schießpulver ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohlen: zu 16 Theilen zerriebenen Salpeters nimmt man zwei Theile Schwefel und drei Theile Kohlenstaub. Wenn es eingeschlossen ist, und ein auch noch so kleiner Feuerfunken hineinfällt, entzündet es sich mit einem lauten Knall, sprühet nach allen Seiten umher, und verwundet, wo es auf die Haut trifft. — Den ersten Erfinder dieser Mischung kennt man nicht; man weiß nicht einmal zuverlässig, bei welchem Volke sie zuerst bekannt ge-

wesen ist. Die Chinesen geben sie für eine alte Erfindung ihres Volkes aus, und wollen das Pulver schon vor 1600 Jahren gekannt haben. Von ihnen, meint man, sey es zu den Arabern gekommen, die sonst nach Indien handelten; und durch die Araber nach Europa. Es läßt sich wenigstens nicht läugnen, daß schon vor dem Jahre 1300 die Europäer Pulver gekannt und gebraucht haben, nur nicht zu den wilden Geschäften des Krieges; und die frühesten Spuren finden sich in Spanien, wo die Mauren oder Araber seit 711 herrschten. Im zwölften Jahrhundert brauchte man Feuer und eine Art Pulver zur Sprengung des Gesteins im Rammelsberge bei Goslar. Dieser Bergwerksgebrauch gab Gelegenheit, daß ein Sohn Heinrichs des Löwen, der auch Heinrich hieß, im Jahr 1200 auf eben die Weise die Mauern eines feindlichen Schlosses sprengte. — Der kriegerische Gebrauch des Schießpulvers in Europa, es in Mörser einzuschließen und dadurch schwere Massen, z. B. Steine oder Kugeln, fortzutreiben, ist jünger; und vielleicht war es Berthold Schwarz, ein deutscher Mönch, der so das Schießpulver zuerst anwandte, daß man ihn daher gewöhnlich als den eigentlichen Erfinder des Schießpulvers überhaupt ansieht. Er lebte ums Jahr 1350, war ein Freund der Chemie, und beschäftigte sich gern mit Auflösung der Metalle. Einst stampfte er zufällig Salpeter, Schwefel und Kohlen in einem Mörser, legte einen Stein darauf, und indem er in der Nähe des Mörsers Feuer anschlug, fiel ein Funken hinein; die Materie entzündete sich, und warf den Stein, welcher darüber lag, mit Heftigkeit in die Höhe. Dies, meint man, habe ihn auf die Erfindung geleitet, in Mörserähnliche Röhren, die daher auch den Namen Mörser behielten, jene Mischung zu werfen, davor Steine zu schieben, und dann hinten an dem geschlossenen Boden des Mörsers ein kleines Loch zu bohren, wodurch man das Pulver anzünden könne. Hieß derjenige, der diese Erfindung machte, auch nicht Berthold Schwarz; so ist diese Erfindung doch nicht

unwahrscheinlich auf eine so zufällige Weise und um diese Zeit gemacht worden. Nach dem Jahre 1350 findet man Pulver und die Kanonen häufiger in Gebrauch. Damals hießen sie gewöhnlich Bombarden, Donnerbüchsen, oder, wie schon angeführt ist, Mörser. Die ersten beiden Namen haben sich ganz verloren; Mörser aber nennt man jetzt nur solche kurze Röhren, von Holz, Metall, auch Leder, ja von Stroh, woraus man Bomben abschießt, das sind, runde hohle, mit Pulver gefüllte Kugeln, die mit einer hölzernen Brandröhre versehen sind, durch welche sich das Feuer in die Bomben fortpflanzt; und die, wenn sie aus dem Mörser geworfen niederfallen, durch Zerspringen ihre Wirkung thun. Diese Bomben sind älter als 1300. Kanonen aber ist ein französisches Wort, und bedeutet Schießröhre; sie sind auf die zuvor beschriebene Art eingerichtet, so daß das durch ein Zündloch angezündete Pulver den Stein oder Metallklumpen, die Kugel in einer bestimmten Richtung weit forttreibt. Anfangs konnte man mit ihnen nur kleine Lasten schießen; sie sind aber so vervollkommnet, daß man über 100 Pfund damit zu schießen im Stande ist. Im Kriege muß man zugleich darauf sehen, daß sie leicht fortzubringen sind: daher schießen gewöhnlich die größten nicht über 24 Pfund, die kleinsten 6 Pfund; nur bei Belagerungen hat man wohl 50 bis 56 Pfund schießende Kanonen, bei deren Abfeuerung oft die Erde zu beben scheint. Ums Jahr 1400 fing dies so genannte grobe Geschütz an, allgemein bekannt und gebraucht zu werden, wenn auch noch nicht in großer Menge: denn man hielt die Kunst Kanonen zu gießen sehr geheim.

Später erst ward das kleine Geschütz erfunden, das ein Mensch tragen und nach Willkühr regieren konnte. Dies waren anfangs Kanonen im Kleinen: enge metallene Röhren, unten geschlossen, mit einem Zündloche; es ward Pulver hineingethan, Stein oder Kugel darauf, und dann mit der Lunte oder Zündruthe aus freier Hand das Pulver am Zündloche angebrannt. Man nannte sie daher auch

Büchsen, wie eine Art des groben Geschützes hieß: auch Musketen, von dem lateinischen Worte Muchetus, welches einen Sperber bedeutet. Mehrere Feuergewehre hatten ihre Namen von Raubvögeln, z. B. eine Art kleiner Kanonen Falkonet von Falken. Diese Büchsen oder Musketen scheinen eine deutsche Erfindung zu seyn, wie die Kanonen; und das älteste Zeugniß, das man bis jetzt von dem Alter der Handbüchsen kennt, ist vom Jahr 1381, wo der Rath in Augsburg, in dem Kriege der Reichsstädte mit den Edelleuten von Franken, Schwaben und Baiern, zu dem Heere der Städte 30 Büchsenschützen stellte. Augsburg und Nürnberg hatten auch lange den Ruhm, Kanonen sowohl als Handbüchsen vorzüglich gut zu verfertigen; und die Erfindungen, wodurch diese Instrumente vervollkommnet wurden, gingen meist von den beiden Städten aus. — So fand man es sehr unbequem, die Handbüchsen wie Kanonen durch Lunten abzubrennen. Da ward der Hahn erdacht, in den man ein Stück Kiesel einschraubte, und dabei ein stählernes Rad anbrachte, welches umlief, und Feuer aus dem Kiesel schlug. Diese Erfindung ward 1517 in Nürnberg gemacht, und daher auch das deutsche Feuerschloß genannt. Da man aber dieses Rad nach jedem Schusse erst mit einem Schlüssel wieder spannen mußte, und das Aufziehen desselben Zeit wegnahm; so erfanden die Franzosen das Schloß mit der Pfanne: der aufgezogene Hahn, in den ein Feuerstein geschraubt ist, wird durch eine Feder gegen den stählernen Pfannendeckel gesprengt; dieser springt auf, er gibt einen Funken, der in die Pfanne hinein fährt, und dort das Pulver entzündet. — Der Feuerstein heißt in der alten wendischen Sprache Flins (Vlynz), so wie er auch noch jetzt im Englischen Flint heißt: daher gab man hiernach dem gebräuchlichsten Schießgewehre den Namen Flinte, und nannte den Stein, den man dazu am passendsten fand, vorzugsweise Flintenstein.

Denn nicht jeder Feuerstein schickt sich zu Flintenstei-

nen; diese müssen nicht nur eine besondere Härte besitzen, sondern auch die gehörige Gestalt haben, daß sie in das Schloß passen. Daher sind die Flintensteine eine Handelswaare geworden, wiewohl man sie bekanntlich um einen sehr wohlfeilen Preis haben kann, 1000 Stück für etwa 2 Thaler. Lange bedienten sich die Deutschen ihrer, ohne sich darum zu kümmern, wo sie herkämen, und wie sie zubereitet würden. Das erste war nicht schwer zu erforschen; man erfuhr bald, daß von Frankreich aus die Hauptversendung geschehe, und daß Holland immer einen großen Vorrath davon aufkaufe, um zu Kriegszeiten, wenn Frankreich die Ausfuhr verbietet, andere Länder damit versorgen zu können. Mehr Schwierigkeit hatte es, die Zubereitung derselben zu entdecken, da Frankreich ein Geheimniß daraus machte. Einige hatten die seltsame Meinung, daß die Masse der Flintensteine in den Bergen weich sey, daß man sie mit einem Instrumente zerschneide, und dann an der Luft erhärten lasse. Andere glaubten, sie würden geschliffen, da sie so glatt und eben wären, und alle einerlei Form hätten; nur widersprach dem der geringe Preis. — Um diese Kunst in sein Land zu ziehen, trug der König von Preussen, Friedrich Wilhelm I. (1713 — 1740) dem damaligen Unternehmer der einheimischen Gewehrfabriken dem Kaufmann Splittgerber, auf, die Bereitung der Flintensteine in Frankreich ausforschen zu lassen. Dieser schickte zu dem Ende einen Büchsenschäfter der Gewehrfabrik, zu Potsdam mit der nöthigen Anweisung ab, welcher sich nach St. Auges, einem Städtchen in Berry (südlich von Paris auf der Westseite der Loire) begab, wo ansehnliche Flintensteinbrüche sind. Hier arbeitete er als Büchsenschäftergeselle bei einem dort ansässigen Landsmanne ein Vierteljahr lang, und erlernte glücklich die Handgriffe jener Kunst. Er reiste darauf nach Potsdam zurück, und brachte einen sechs Pfund schweren Flintenstein mit, woran er die Probe machte, welche sehr gut ausfiel. Nun sollte er aus einheimischen Feuersteinen Flintensteine verfertigen, und es ge-

lang, was die Form betraf: als sie aber gebraucht werden sollten, zersprangen sie bei dem zweiten Schuß, weil sie nicht die Härte der französischen Steine hatten. — Die Kunst der Zubereitung ist ganz einfach: die Steine werden mit stählernen Instrumenten aus freier Hand geschlagen, und um ihnen die gleiche Form zu geben, werden sie jedesmal so weit naß gemacht, als sie abspringen sollen. Daß das Naßmachen des Steins ein Hauptkunstgriff sey, davon kann man sich leicht durch eine Probe überzeugen. Da sie aber nicht alle gleich gut gerathen, so werden sie gewöhnlich in drei Haufen gesondert, in Fässer gethan, und diese mit einem Zeichen versehen, woran man die Art erkennen kann. — Indeß ist Frankreich doch nicht ausschließlich in dem Besitz dieser Flintensteine: sie werden auch auf der holländischen Insel Seeland geschlagen, und außer Landes verschickt. Und als Kaiser Joseph II. (1780 bis 1790) eine Belohnung von 300 Dukaten darauf setzte, wenn jemand in seinen Erbländern eben so gute Flintensteine, wie die französischen entdecken würde; so fand man nach der Zeit bei Avio im südlichen Tyrol einen ergiebigen Flintensteinbruch, der brauchbare Steine liefert, und jetzt auch bearbeitet wird.

Durch die Einführung des Schießgewehres gewann die ganze Kriegskunst ein anderes Ansehen: die Schlachten sind seitdem weniger blutig geworden, die Kriege werden nicht mehr mit der ehemaligen Erbitterung geführt, und der Ausgang des Gefechts hängt jetzt mehr von der Geschicklichkeit der Anführer, als von der persönlichen Tapferkeit der Soldaten ab.

49.

Erfindung des Leinenpapiers, der Formschneidekunst, der Buchdruckerei und des Buchbindens, der Kupferstecherkunst, der Brillen, der Fernröhre.

Wenn wir es gleich hin und wieder finden, daß die Deutschen vor anderen Nationen wegen einer gewissen Unbehülflichkeit verspottet werden: so können wir uns darüber leicht trösten, wenn wir dagegen in der Geschichte unseres Vaterlandes lesen, daß die der Menschheit wohlthätigsten Erfindungen zum Theil von Deutschen gemacht worden sind; und unparteiische Männer des Auslandes sind dadurch auch zu dem Ausspruche genöthiget werden, daß die Deutschen die kunstreichste, erfindsamste und ausdauernste Nation Europa's seyen. Insbesondere sind die meisten der in der Ueberschrift genannten Erfindungen eine Zierde des deutschen Namens.

Es ist bereits im 10ten Abschnitt erzählt worden, daß die Aegypter auf Blättern schrieben, die aus den Wurzeln der Papyrusstaude gemacht waren. Da dieses Papier aber sehr kostbar war, und die Aegypter auch bisweilen eifersüchtig die Ausfuhr verboten; so erfand man in anderen Gegenden die Kunst, Kalb-, Schaaf- und Ziegenfelle zu gerben und sie so zu bereiten, daß man bequem darauf schreiben konnte. Auf ungegerbten Häuten schrieben die Juden um Davids Zeit; die Perser hatten seit den ältesten Zeiten ihre Staatsgeschichte auf solchen Fellen geschrieben; und auch bei den alten Griechen in Kleinasien findet man sie. Jene verbesserte Zubereitung soll 300 Jahre vor Christi Geburt in der Stadt Pergamum (im nordwestlichen Theile Kleinasiens) erfunden worden seyn, woher solche Häute den Namen Pergament erhielten. Und dies war um Christi Geburt das allgemeine Material, worauf man schrieb: doch ein sehr unbequemes; denn man konnte

es nicht gut Blätterweise zusammenheften, sondern beschrieb es immer Rollenweise, so daß ein Büchlein, das wir jetzt bequem in die Tasche stecken, damals eine Last war, die kaum ein Mensch tragen konnte. Es blieb indeß sehr lange im allgemeinen Gebrauch in Europa.

Die Chinesen aber hatten bereits vor Christi Geburt die Kunst erfunden, aus roher Baumwolle, die man zu einem Brei auflöste, eine Masse zu bereiten, die weit dünner war als Pergament, und auf der sich sehr gut schreiben ließ. Von ihnen kam dies sogenannte Baumwollenpapier in das mittlere Asien, in die Bucharei, wo man es besonders in der Stadt Samarkand verfertigte. Als die Araber auf ihren Eroberungszügen im Jahre 704 auch nach der Bucharei kamen, lernten sie daselbst den Gebrauch sowohl, als die Verfertigung dieses Papiers kennen, und legten in Mekka Fabriken an. Durch sie, oder vielleicht schon von der Bucharei aus, kam es zu den Griechen nach Konstantinopel, von hier nach Italien, und aus Italien nach Deutschland, wo man es wenigstens um Karls des Großen Zeit, um 800, kannte; und um 1100 hatte man Baumwollenpapier-Fabriken in Spanien und auf Sicilien, durch die Araber. Dies Papier hatte so entschiedene Vorzüge vor dem Pergament, daß man es bald allgemein gebrauchte; nur blieb es bei der weiten Entfernung von dem Vaterlande der Baumwolle schwierig und kostbar, immer den gehörigen Vorrath zu haben. Da fiel, wir wissen nicht wer, ein Araber oder Spanier auf den Gedanken, abgenutztes baumwollenes Zeug eben so zu bereiten, wie die rohe Baumwolle; und siehe! es gelang: man machte seit dem Jahre 1200, und vielleicht schon früher, Papier aus baumwollenen Lumpen. Da aber der Preis des Papiers doch immer noch sehr hoch blieb; so kam ein nachsinnender Deutscher darauf, einen Versuch zu machen, ob sich nicht die leinenen Lumpen, die weit häufiger waren, und damals wohl größtentheils unbenutzt weggeworfen wurden, dazu gebrauchen ließen. Es gelang da-

mit, und seitdem hat man durch mannichfaltige Verbesserungen das **Lumpenpapier** so fein, so brauchbar und so wohlfeil zu bereiten gelernt. Wir kennen weder den Erfinder noch das Jahr der Erfindung: bald nach 1300 findet man es zuerst, und für den Anfang am häufigsten in Deutschland.

Die Materie, woraus unser Papier gemacht wird, sind also Lumpen, besonders flächsene und hänfene. Sie werden von herumreisenden Lumpenkrämern gegen allerlei kleine Waare, z. B. Band, Nadeln, Zwirn u. s. w. eingetauscht. In den meisten Ländern, wo Papiermühlen sind, ist die Ausfuhr derselben verboten, und man muß bei der Menge von Papier, die gebraucht wird, auf die Erhaltung derselben möglichst bedacht seyn. In England ist daher das Gesetz, keinen Todten in Leinen zu begraben, und Friedrich der Große empfahl in eben der Absicht die allgemeine Einführung der Feuerschwämme statt des Zunders aus Lumpen. Die Holländer, welche vor 50 Jahren das beste und feinste Papier lieferten, mußten sich die Lumpen auf Schleichwegen aus den benachbarten Ländern zu verschaffen; man verkaufte sie ihnen lieber als anderen, weil sie besser bezahlten, und dennoch lieferten sie das Papier verhältnißmäßig wohlfeiler, als jede andere Nation. Dies Räthsel hat sich zum Theil dadurch aufgelöst, daß man erfuhr, sie verbargen in den Lumpensäcken und Fässern zugleich die kostbarsten Waaren, und brachten diese auf die Weise ohne Zoll über die Gränze. Doch weiß man jetzt, daß die Holländer auch manche künstliche Einrichtung dabei anwandten, wodurch sie das Papier besser als andere Nationen geben konnten.

Die gesammelten Lumpen werden **ausgelesen** (**sortirt**), d. i. die, welche an Güte einander gleich sind, wirft man auf einen Haufen. Je sorgfältiger dieß geschieht, desto besseres Papier bekömmt man: auch ist es gut, sie vorher zu waschen, welches mittelst einer Maschine geschehen kann. Aus der feinsten Leinwand verfertiget man das

Postpapier, welches seinen Namen daher hat, weil man es zu Briefen, die mit der Post fortgeschickt werden, zu nehmen pflegt. Auch nannte man es sonst holländisches Papier, weil es in Holland am besten und wohlfeilsten verfertiget wurde. Minder feine Leinwand giebt gewöhnliches Schreibpapier; zum Druckpapier nimmt man Hausleinwand und Kattun; zum Löschpapier wollene Lumpen. Auch kann bedrucktes, beschriebenes und mißrathenes Papier wieder umgearbeitet werden. — Die sortirten Lumpen werden in der Papiermühle durch Schneidewerkzeuge, die von Wasserrädern in Bewegung gesetzt werden, zerschnitten; dann in großen steinernen Gefäßen eingeweicht, und in der Stampfe klein gestampft. So entstand der Halbzeug. Diesen läßt man etwas trocknen, und bringt ihn dann in den Holländer. Dies ist eine mit metallenen Schienen beschlagene Walze, welche sich über andere Schienen, die den Boden des Kastens einnehmen, herumdreht, und zwischen welchen der gröbere Halbzeug zu klarem Ganzzeug zermahlen wird. Der Name dieser Walze zeigt an, von welchem Volke wir sie in ihrer Vollkommenheit erhalten haben: denn sonst hatten die Deutschen schon vorher eine Handmühle, wodurch sie den Halbzeug klar mahlten. Auch sind bei den Holländern die Schienen gewöhnlich von Messing; in Deutschland häufiger von Eisen, wodurch die Papiermasse leicht Rostflecke bekömmt. — Das Ganzzeug schüttet man darauf in einen Kasten, worin der Rechen, eine gezackte Stange, die vom Mühlwerk hin und her gezogen wird, ihn zu einem Brei quirlt. — Aus diesem Kasten kömmt der Brei in eine große Bütte, welche durch eine kupferne Blase von unten erwärmt werden kann. An der Bütte stehen zwei Arbeiter, der Schöpfer und der Gautscher; der erste schöpft mit einer Form von Messingdrath so viel Zeug aus der Bütte, als dazu nöthig ist, die ganze Bogenform zu füllen, läßt das überflüssige Wasser ablaufen, und reicht dann die Form dem Gautscher,

der

der den geformten Zeug auf ein Stück Filz legt, und die leere Form zurück giebt. Der Filz, ein feines gewalktes wollenes Tuch, dient dazu, daß sich das Wasser aus dem Zeuge hineinzieht. Wenn der Gautscher den ersten Bogen auf den Filz gelegt hat; so deckt er noch einen Filz darauf, legt auf diesen wieder einen Bogen, dann wieder einen Filz, und so wechselsweise weiter, bis ein Stoß von 181 Bogen über einander liegt, welche Pauscht heißt: drei Pauscht machen ein Ries. Um das Wasser völlig herauszubringen, und den Papierstoff dichter zu machen, wird der Pauscht unter die Presse gesetzt. Nach dem Pressen nimmt man die Bogen auseinander, hängt sie zum Trocknen auf, falzt sie (legt sie in der Hälfte zusammen) und preßt sie noch einmal. So ist das Lösch- und Druckpapier fertig. Das Schreibpapier wird aber noch durch Leimwasser gezogen und geglättet.

Das blaue oder violette Zuckerpapier wurde zuerst in Holland verfertigt, und die Zubereitung war lange ein Geheimniß. Man versuchte in Deutschland verschiedene Nachahmungen: anfangs umsonst; doch gelang es 1758 in Hamburg. Auch jetzt ist die Zubereitung desselben noch nicht allen Papiermachern bekannt.

Das sogenannte türkische Papier ist eine deutsche Erfindung: es wird besonders in Nürnberg und Augsburg gemacht, seit einiger Zeit auch in Leipzig. Das Malen geschieht ganz kunstlos. Man streicht auf ein mit Leisten versehenes Brett einen Grund von Tragantwasser, gießt verschiedene Farben darauf herum, und fährt mit einem Kamme hin und her, so daß sich die Farben in einander verlieren und allerlei zufällige Figuren entstehen. Dann legt man einen mit Leimwasser benetzten Bogen Papier darauf, drückt ihn mit Baumwolle an, hebt ihn ab, trocknet ihn, überstreicht ihn mit Seife, und glättet ihn mit einem Zahn.

Auf eine ähnliche Art, wie wir aus Lumpen, machen die Chinesen aus der zweiten Rinde des Bambus-

rohres das sogenannte Seidenpapier. Es ist schön und dauerhaft, nur nicht ganz so weiß wie unser Linnenpapier; indeß würde man diesem Fehler abhelfen können, wenn man die Rinde zuvor durch Laugen und Bleichen reinigte. Diese Erfindung der Chinesen verdient unsere Aufmerksamkeit: sie zeigt uns vielleicht den Weg, wie wir dem Mangel und der Theurung des Papieres zuvorkommen können. — Man hat auch schon Versuche gemacht, und aus den Hopfenranken z. B. Papier verfertiget, welches zum Einpacken, zu Tapeten, zum Zeichnen zu gebrauchen ist, und dem nur noch die Weiße fehlt. Man legt die Hopfenranken in kochendes Wasser, zieht dann die Schale von dem Holze ab, schneidet sie klein, stampft sie zu einem Brei u. s. w. Durch den Zusatz von einigen Lumpen wird das Papier verbessert.

Durch die Erfindung des Papiers ist uns jetzt das Schreiben und Lesen sehr erleichtert; und es ist also ein nicht unwichtiges Mittel geworden, Kenntnisse allgemein unter den Menschen zu verbreiten. Besonders wichtig wurde es, als die Buchdruckerkunst erfunden ward, eine den Deutschen ganz eigene Erfindung, wozu sie durch die Kunst, Bilder in Holz zu schneiden und abzudrucken, vorbereitet wurden. Besonders schnitt man Heiligen-Bilder in Holz aus, bestrich diese mit einer Farbe, druckte ein Papier darauf, und mahlte die abgedruckte Gestalt aus. Es scheint dieß vorzüglich eine Beschäftigung der Mönche in den Klöstern gewesen zu seyn. — Dann wurde diese Kunst angewandt, um Spielkarten zu verfertigen.

Im Morgenlande war es ein abergläubischer Gebrauch, aus dem Legen von Bildern die Zukunft vorherzusagen. Damit beschäftigten sich theils eigene Menschenklassen, theils war es eine Unterhaltung in Gesellschaften. Gewisse Bilder bekamen dadurch einen eingebildeten Werth von guter Vorbedeutung; und derjenige schien der glücklichste, der bei zufälliger Vertheilung der Bilder jene Glückbedeutenden erhielt. Damit er aber auch für den Augen-

blick der glücklichste wäre, legte die Gesellschaft jeder eine Kleinigkeit zusammen, und wer jenes glücklichste Bild erhielt, hatte gewonnen. Aus diesem einfachen Glücksspiel mit Bildern gingen nach und nach alle die zusammengesetzteren Kartenspiele hervor, die leider unter uns herrschender sind, als sie seyn sollten; denn sie dienen so häufig nicht zur Belebung froher Geselligkeit, sondern sind bloß Spiele um des Gewinnes willen, machen eintönig, reizen die Begierden, erhitzen das Blut, und schaden dadurch der Gesundheit des Körpers, wie sie der Ruhe des Herzens Gefahr drohen. Bei den Italienern findet man das Kartenspiel in Europa am früheſten, bereits ums Jahr 1300. Die ersten Karten waren aber gemahlt. Da dieß viel Zeit wegnahm und man sie nicht in solcher Menge verfertigen konnte, als sie verlangt und verbraucht wurden; so ersann ein Deutscher Mittel, sie geschwinder zu vervielfältigen, um die Menge der Käufer befriedigen zu können. Er schnitt die Figuren der Kartenblätter in hölzerne Tafeln, bestrich diese Holzformen mittelst eines Pinsels mit Farbe, legte Papier oder dünne Pappe darauf, und fuhr dann mit einem Reiber darüber hin, wodurch er die schwarzen Abrisse der Figuren erhielt, auf die man hernach mittelst dazu eingerichteter Patronen, die bunten Farben auftrug. So war der Kartendruck vollendet, und man konnte nun in kurzer Zeit eine weit größere Menge derselben erhalten. 1367 war das Spiel der vier Könige den würtembergischen Bauern schon wohl bekannt; und ums Jahr 1400 wurde das Kartenspiel zur Zerstreuung des wahnsinnigen französischen Königes Karls VI. angewandt, und fand seit der Zeit so viel Liebhaber in Frankreich, daß die meisten Benennungen der Karten und Kartenspiele französischen Ursprungs sind.

Dieses Spielwerk indeß führte auf einen anderen Gedanken. So wie man nehmlich Bilder einschnitt, so kam man drauf, auch Buchstaben auf Holztafeln einzuschneiden, und diese abzudrucken. Und da dieß gelang; so schnitt

man ganze Bücher, Seite für Seite, in hölzerne Tafeln ein, so daß man ein Buch durch den bloßen Abdruck viele hundertmale vervielfältigen konnte. Dies mußte eine große Erleichterung scheinen gegen das mühselige Abschreiben, wodurch ein Buch, nachdem man viele Monate daran gearbeitet hatte, nur einmal mehr da war. — Allein auch bei dem Buchstabenschneiden blieb ein Buch sehr kostbar: denn wie ungeheuer viel Zeit und Geduld gehörte dazu, zu einem etwas großen Buche alle Buchstaben auf Holztafeln ausgeschnitten zu haben! Da führte kein Zufall, sondern Nachdenken einen Deutschen auf die bewundernswürdige Erfindung der Buchdruckerkunst. a)

Johann von Sorgenloch, genannt Gänsefleisch zum Guttenberg, daher gewöhnlich blos genannt Johann Guttenberg, war aus einer alten adeligen Familie zu Mainz 1401 geboren. 1430 zog er von Mainz nach Straßburg. Hier sann er darauf, nachdem er schon seit 1436 in seiner Druckerei mit Holztafeln gedruckt hatte, ob es nicht möglich wäre, ein Buch zu drucken, wenn man die Buchstaben alle einzeln von gleicher Größe aus Holz schnitzte, gehörig an einander setzte, und abdruckte, welches den Vortheil verschaffen müßte, daß man nach dem Druck die Buchstaben wieder auseinander nehmen und zu einem neuen Buche gebrauchen könnte. Nachdem er schon sein kleines Vermögen, diesen Gedanken auszuführen, aufgewandt hatte; machte er auf Kosten einiger angesehenen Bürger Straßburgs vor 1442 den ersten Versuch: er reihete hölzerne be-

a) In China ist die Kunst, Wörter in Holz zu schneiden, (denn Buchstaben haben sie nicht), diese zu schwärzen und abzudrucken, zwar schon alt, vielleicht schon vor Christi Geburt im Gebrauch gewesen: allein es scheint doch nicht, daß man es zu der Leichtigkeit darin gebracht hat, mit welcher wir in Europa drucken. Auch haben die Deutschen ihre Erfindung gemacht, ohne etwas von der chinesischen Kunst zu wissen.

wegliche Lettern an Fäden an einander, bestrich sie mit Dinte, und druckte sie auf Papier ab. Doch wollte es ihm nicht recht gelingen: die hölzernen oder auch bleiernen Lettern widerstanden dem Drucke nicht. Da erfand er die Buchdruckerpresse, worin die geordneten Lettern mit Wirbeln vestgeschraubt, und dann durch eine aufgedrückte Presse gegen einen über die Lettern gelegten Bogen Papier abgedruckt werden. Doch genügte ihm noch immer nicht die Masse der Lettern, und es kam in Straßburg kein vollständiges Buch zu Stande. Er gerieth deswegen in Streit mit denjenigen, die ihm Geld vorgeschossen hatten, und ging 1445 nach seiner Vaterstadt Mainz zurück. Hier setzte er sich in seinem Hause zum guten Berge, woher sein Name Gutenberg, Guttenberg. Er ward hier bekannt mit einem reichen Goldschmidt, Johann Faust: beide errichteten um 1450 eine Druckergesellschaft, zu welcher Johann Faust seinen Bruder Jacob und den Peter Schöffer zu Gehülfen annahm. Dieser war ein Geistlicher aus Gernsheim und schrieb schön: denn die ersten gedruckten Buchstaben wurden alle ganz nach den geschriebenen ausgeschnitten, und daher lag ihnen daran, jemand zu haben, der schön schrieb. Doch dieser Peter Schöffer half der Kunst auch sonst um ein Bedeutendes weiter. Er erfand die Kunst Lettern zu gießen, statt daß man sie bisher mühsam einzeln ausschnitt. Er schnitt nehmlich die Form der Buchstaben erhaben auf Stahl (die Bunzen), schlug diese in Blei oder Kupfer ab, wodurch die Letterformen (Matrizen, Mütter) entstanden, in welchen er nun die Lettern aus Blei oder Zinn goß. Da diese Metalle aber der Gewalt der Presse noch immer nicht widerstanden; so entdeckten Faust und Schöffer endlich um 1452 eine Masse, die weder zu weich ist und sich schnell abnutzt, noch zu hart und das Papier durchbohrt; man nennt sie Letterngut. — Endlich hatte Guttenberg anfangs gedruckt mit Schreibdinte, dann mit Lampenruß. Schöffer erfand jetzt die Buchdrucker-

schwärze, welche aus Kienruß und starkem Firniß bereitet wird.

So fingen sie an größere Werke zu unternehmen.
um 1455 Eine lateinische Bibel war das erste gedruckte Buch. Zugleich lieh Faust an Guttenberg eine Summe von 2020 Goldgulden, einen Druck der ganzen Bibel anzufangen. Allein Faust war habsüchtig, und als Guttenberg die versprochenen Zinsen nicht abtrug, verklagte er ihn; und da Guttenberg kein Geld hatte zu bezahlen, wurden ihm 1456 alle seine Lettern und Geräthschaften genommen, und dem Faust zum Ersatz für sein geliehenes Geld zugesprochen. Seit 1457 druckte dennoch Guttenberg für sich fort. — Jetzt verband sich Faust enger mit dem geschickten Peter Schöffer; denn Faust gab im Grunde nur das Geld, und im Jahr 1457 vollendeten sie die lateinischen Psalmen. Es war auf Pergament gedruckt, die Singnoten waren hineingeschrieben, und die 288 Anfangsbuchstaben waren in Holz geschnitten und mit Farben abgedruckt. So viel man weiß, sind jetzt noch 5 Exemplare dieser Psalmen übrig, in Göttingen, Dresden, Wien, Mainz und Paris. — Darauf druckten sie lateinische Bibeln, und Faust zog seit 1462 weit und breit auf Universitäten und Märkten mit seinen Bibeln umher, die sehr sauber gedruckt waren, und gern gekauft wurden. Denn eine Bibel, die sonst mühsam abgeschrieben 4 bis 500 Goldgulden gekostet hatte, verkaufte er anfangs um 60, und nachher gar um 30 Goldgulden. Alle staunten die Kunst an; und die Mönche, denen dadurch ein so einträglicher Nahrungszweig abgeschnitten wurde, waren so aufgebracht über den Faust, daß sie ihn für einen Schwarzkünstler und Teufelsbanner ausschrieen. Denn während Faust herumzog, arbeitete Schöffer zu Hause mit seinen Leuten immer fort, die er wie Gefangene eingekerkert hielt, damit sie ja das Geheimniß nicht verrathen mögten. Dieß gelang indeß nur auf kurze Zeit. 1462 ward in einem Kriege Mainz erobert, und Fausts Werkstätte gänzlich zerstört. Viele Ein-

wohner flohen aus der Stadt, und unter diesen auch die meisten jener Buchdruckergesellen. Sie zerstreueten sich in Deutschland, Italien und Frankreich, und fanden überall gute Aufnahme: in wenigen Jahren hatte Augsburg, Nürnberg, Rom, Venedig, Florenz eigene Pressen, alle von Deutschen angelegt. 1474 ward zu Rostock die erste in Mecklenburg; 1475 eine Presse zu Lübeck; 1488 die erste brandenburgische zu Stendal angelegt.

Guttenberg war indeß 1468 zu Mainz gestorben, wo ihm der Kurfürst seinen Unterhalt gegeben hatte. Denn er wußte mit Geld nicht umzugeben, und litt daher fast immer Mangel. Er hatte die beste Zeit seines Lebens, seine Kräfte und sein ganzes Vermögen seiner Kunst aufgeopfert, doch ohne dafür belohnt zu werden, wie er es um die Welt verdient hatte.

Vollendet wurde seine Kunst in Italien. Hier verwarf man die eckige Mönchsschrift, und nahm dafür die geründeteren altrömischen Schriftzüge, wie man sie noch auf alten Denkmälern fand. So vervollkommnete man das Buchdrucken ums Jahr 1500 bis auf einen hohen Grad der Kunst und Schönheit, und aus dem Anfange des 16ten Jahrhunderts kennt man nur schöne Drucke. In neueren Zeiten hat besonders Immanuel Breitkopf um 1760 zu Leipzig, wo jetzt in Deutschland die meisten Pressen sind, wichtige Verbesserungen erfunden. Er hat z. B. angegeben, auch die Noten, die man sonst wie Kupferstiche abdruckte, wie Buchstaben zu setzen, so daß man sie wieder auseinander nehmen und aufs neue gebrauchen kann.

Ihr sehet, liebe Kinder, wie schnell durch diese Kunst ein Buch kann vervielfältiget werden, und wie es dadurch weit wohlfeiler wird, als wenn man jedes Buch müßte abschreiben lassen. Das kleine Buch, welches ihr da in Händen habt, würdet ihr nicht um so wenige Groschen oder Schillinge kaufen können. Versuchet es, und lasset es einen für euch abschreiben, so daß es gut und deutlich ge-

schrieben ist; und ihr werdet das Vierfache wenigstens dafür bezahlen müssen.

Erst nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward auch das Buchbinden vervollkommnet. Denn, wie schon angeführt, in den ältesten Zeiten schrieb man auf große Streifen Pergament oder Papyrus, an deren einer Ecke ein Stab befestiget war, um welchen man das Beschriebene zusammenrollte. Daher kommen im Alterthum die Redensarten, ein Buch aufrollen, aufwickeln, Lukas Kap. 4. V. 17. es zusammenrollen, zusammenwickeln, Jesaias 34, 4. Lukas 4, 20; daher wurde ein Buch zuweilen auch eine Rolle genannt, Psalm 40, 8. Jesaias 8, 1; und bei den Schauspielern kommen die Ausdrücke, Rolle, eine Rolle spielen, noch davon her, weil ehedem jeder Schauspieler das, was er zu sagen hatte, auf einem zusammengerollten Pergament bei sich trug. Solche Rollen verwahrte man dann in Kapseln. — Indeß finden wir auch schon früh, daß man Papier Blätterweise aneinander heftete, Jeremias 36, 23. und diese in Futterale von Blech, Holz, Elfenbein u. s. w. steckte. Dies war die herrschende Weise nach Christi Geburt. Im 12ten und 13ten Jahrhunderte schnürte man die einzelnen Blätter vest aneinander, überzog zwei Bretter mit Schweinsleder oder Pergament, beschlug die Ecken mit Messing, und band die Bretter mit Stricken um das Buch her. Und da man in Bibliotheken die Bücher nicht aufrecht stellte, sondern auf die breite Seite legte; so brachte man die Zierrathen auf den Blätterrändern an. Erst nach dem Jahre 1500 fing man an, Papierbogen in Blätter zusammenzufalten, sie aneinander zu heften, und mit einem Bande einzuschließen, der Steifigkeit hatte, ohne plump zu seyn. Man nahm gesteiftes Papier, Pappe, die vestgeschlagen und gepreßt war, und überzog diese mit Leder, oder auch nur mit starkem Papier. Jetzt werden die Bücher am schönsten in England gebunden; doch war 1787 der beste Buchbinder in London ein Deutscher. — Durch einen guten Band hat

man erst die Bequemlichkeit, daß sich das Buch bequemer lesen läßt; und dann den Vortheil, daß es sich besser und dauerhafter erhält.

Gleichzeitig mit der Erfindung des Buchdruckens ist die Erfindung der Kupferstecherkunst, welche ebenfalls von der Formschneidekunst ausging. Auch sie ist, nach den uns erhaltenen Kupferstichen zu urtheilen, eine deutsche Erfindung, die vor 1440 gemacht worden ist; wiewohl die Italiener einigen Grund zu haben meinen, uns diese Erfindung streitig zu machen. Wenigstens hat Italien das älteste Buch mit Kupferstichen aufzuweisen, vom Jahr 1477. Die Kunst besteht darin, daß man mit einem Grabstichel Figuren in eine Kupferplatte einschneidet, sie mit Schwarz oder bunten Farben überzieht, und davon auf Papier Abdrücke macht. — Ums Jahr 1500 brachte Michael Wolgemut oder sein berühmter Schüler Albrecht Dürer eine Verbesserung an, daß sie statt des Grabstichels Aetzgrund und Scheidewasser gebrauchen lehrten. Eine wohl geglättete Kupfertafel wird mit einem Aetzgrunde überzogen, dessen Hauptbestandtheile Wachs und Pech sind. Auf diesen hart gebraunten Grund wird die Zeichnung ganz leicht mit Bleistift oder Röthel aufgetragen, und nach der Zeichnung mit einer scharfen Radiernadel der Aetzgrund bis auf das Kupfer weggerissen, auch wohl etwas in das Kupfer eingeritzt. Dann gießt man Scheidewasser über die Platte, welches alle aufgerissene Striche in das Kupfer einfrißt, ohne den Aetzgrund selbst anzugreifen. Wenn es tief genug eingefressen hat, wird das Scheidewasser abgespült. Die Vollkommenheit des Aetzens besteht darin, daß das Aetzmittel jeden Strich der Radiernadel mit der Stärke oder Schwäche ausfresse, welche die Haltung des Ganzen erfodert; das Schwache muß flächer, das Starke tiefer geätzt werden. Wenn daher das Scheidewasser so lange gewirkt hat, als zu den schwachen Stellen nothwendig ist; läßt man es ablaufen, und bedeckt diese mit einem Firniß, der von dem Aetzmittel nicht angegriffen wird. Dann gießt man wie-

der das Scheidewasser über, daß es an den übrigen Stellen tiefer äze. Endlich kömmt man den geäzten Platten noch dadurch zu Hülfe, daß man mit dem Grabstichel allen Stellen ihre gehörige Tiefe und Kraft, und den rauh gefressenen mehr Reinigkeit giebt; ganz feine Stellen hingegen, als leichte Wolken, die sanften Uebergänge des Schattens zum Licht, arbeitet man mit der Nadel aus.

1643 erfand der hessische Oberstlieutenant Ludwig von Siegen die sogenannte schwarze Kunst, welche nachher in London noch vervollkommnet wurde, so daß sie zuweilen auch für eine englische Erfindung ausgegeben wird. Sie unterscheidet sich von den übrigen Arten des Kupferstechens dadurch, daß bei jenen der Schatten in die Platte gearbeitet wird, hier aber das Licht, und daß sie für Mahler und Zeichner weit bequemer und leichter ist. Man verfährt dabei auf folgende Weise: die Kupferplatte wird mit einem Instrumente, das man die Wiege nennt, ganz und gar mit Strichen angefüllt, und zwar übers Kreuz. Den dadurch rauh gemachten Grund füllt man mit Schwärze aus, trägt nun wie gewöhnlich die Zeichnung auf, und bringt dann die Figuren der Zeichnung durch das Schabeeisen und den Polirstahl zur Vollkommenheit. Da, wo das meiste Licht seyn soll, wird der rauhe Grund völlig mit dem Schabeeisen abgeschabt, und mit dem Polirstahl ganz geglättet. Soll eine Stelle schon einigen Schatten haben: so läßt man etwas von dem Grunde stehen. Soll eine Stelle mehr Schatten haben; so wird der rauhe Grund weniger beschabt. Und die dunkelsten Stellen werden bloß durch den rauhen Grund ausgedrückt.

Diese Erfindung hat nachher auf die Kupferstiche mit bunten Farben geführt.

Man sieht leicht, daß bei dieser Kunst das Meiste von der richtigen und schönen Zeichnung abhängt. Die Umrisse schöner Gemählde, die Verhältnisse aller einzelnen Theile unter sich und zum Ganzen lassen sich daher durch Kupfer-

stiche mit Treue vervielfältigen. Und gelänge es, wie einige besonders in Dessau gemachte Versuche hoffen lassen, auch die Farben auf Kupferplatten überzutragen; so könnten künftig auch die geistvollsten Meisterstücke der Mahlerei, jetzt nur die seltenen Zierden großer Gemähldesammlungen und fürstlicher Paläste, zum allgemeineren belebenden Anschauen verbreitet werden. Die Originale würden doch immer ihre Vorzüge behalten.

Wenn ein alter Grieche oder Römer aus der Zeit um Christi Geburt jetzt wieder auflebte; er würde sich wundern, daß wir nach 1800 Jahren in manchen Wissenschaften und Kunstfertigkeiten nicht weiter gekommen wären, da wir die Beobachtungen und Ideen der Alten bereits benutzen konnten: allein staunen würde ein Alter über die großen Entdekkungen der Neueren in der Erforschung der Naturgesetze (in der Physik), über die großen Erweiterungen der mathematischen Wissenschaften, besonders der Astronomie. Was die Alten nicht ahneten: daß, wie der Mond sich um die Erde dreht, sich so auch um mehrere Planeten Monde bewegen; daß die Erde und die übrigen Planeten (erdähnliche Körper, die uns nur wegen der weiten Entfernung als kleine Sterne erscheinen) ihren Kreislauf um die Sonne als Mittelpunkt beschreiben; daß sich die Sonne wieder höchstwahrscheinlich um eine andere Sonne (einen der Fixsterne) bewegt; in welcher Entfernung der Mond, die Planeten, die Sonne von uns stehen; wie groß sie sind, in welcher Zeit sie ihre Kreisbewegung um die Sonne vollenden: Alles dieß hat die Wissenschaft der Neueren durch Beobachtung und scharfsinnige Vergleichung herausgefunden. Freilich mögen wir es nicht läugnen, der Zufall ist uns dabei mitunter wunderbar zu Hülfe gekommen. Hätten die Alten die Werkzeuge gehabt, welche die jetzigen Astronomen gebrauchen: sie hätten wohl schon diese großen Entdeckungen gemacht. Allein was der Zufall den Neueren bot, haben sie denn auch mit treuem Fleiße und geistvoll benutzt; und so vollkommen, wie jetzt die astronomischen Instru-

mente sind, sind sie doch erst durch ernsthaftes Nachdenken und eifrigen Scharfsinn geworden.

Das Hauptinstrument des Astronomen ist das Fernrohr oder Teleskop, welches, aus mehreren kunstreich geschliffenen Gläsern zusammengesetzt, entfernte Gegenstände als nah zeigt und ungemein vergrößert, so daß dadurch Gegenstände, die man wegen ihrer weiten Entfernung auch mit den besten Augen nicht sehen kann, sichtbar werden, und kleine sehr groß erscheinen. Allein dies Instrument kennt man erst seit 200 Jahren: die Griechen und Römer scheinen die Bemerkung noch gar nicht einmal gemacht zu haben, daß erhaben oder hohl geschliffene Gläser die Gegenstände anders darstellen, als sie dem bloßen Auge erscheinen; sie haben daher die Kunst des Glasschleifens gar nicht geübt, und haben auch nicht einmal Brillen oder Augengläser gekannt.

Die Brillen, erhaben geschliffene Gläser, welche nahe Gegenstände vergrößern und deutlicher zeigen, sind erst um das Jahr 1290, am Ende des 13ten Jahrhunderts, in Italien erfunden worden, man meint von einem florentinischen Edelmanne, Salvino degli Armati. Ein solches Brillenpaar sah der Mönch Alexander de Spina bei jemand, der ihm aber die Kunst, sie zu verfertigen, nicht mittheilen wollte. Spina dachte der Sache weiter nach, erfand die Kunst, Brillengläser zu schleifen, aufs neue, und da sie durch ihn allgemeiner bekannt geworden ist, nennt man ihn wohl vorzüglich als Erfinder derselben. — Man mußte bald bemerken, daß, je stärker gewölbt und je kleiner ein Glas war, um so stärker vergrößert die Gegenstände durch dasselbe erschienen. Nach und nach machte man daher diese Gläser so klein, wie Linsen oder gar wie Hirsekörner, nannte sie in dieser Gestalt auch Linsen, und erfand das einfache Mikroskop oder Vergrößerungsglas, durch welches man nahe, auch sehr kleine und dem Auge kaum sichtbare Körper und Theilchen in einer beträchtlichen Größe deutlich sehen kann. Den

ersten Erfinder derselben kennt man nicht; jetzt sind die Mikroskope durch die Verbindung mehrerer Gläser so vervollkommnet, daß die besten einen Gegenstand Millionenmale vergrößern.

Wie ein erhaben geschliffenes Glas einen nahen Gegenstand vergrößert und deutlicher zeigt: so zeigt umgekehrt ein hohlgeschliffenes Glas einen entfernten Gegenstand näher und deutlicher, aber verkleinert. Wenn indeß die Höhlung des Glases nur ganz gering ist, so ist auch die Verkleinerung unbedeutend. Wer daher in der Nähe gut sieht, aber nicht gut in der Ferne, bedient sich solcher hohlgeschliffener Gläser. — Lange kannte man die Wirkung des erhaben oder hohlgeschliffenen Glases, ohne daß man daran dachte, welche noch größere Wirkung die Verbindung dieser beiden Gläser hervorbringen müsse. Denn da ein hohlgeschliffenes Glas entfernte Gegenstände nahe zeigt, ein erhaben geschliffenes die nahen vergrößert, so muß die Vereinigung beider es möglich machen, weit entfernte Gegenstände nahe und vergrößert zu sehen. Diese Entdeckung ist zuerst um das Jahr 1600 in Holland gemacht worden, und, wie man erzählt, ganz zufällig. Ein Brillenmacher in Middelburg, Johann Lippersein, der mehrere erhabene und hohle Gläser durcheinander liegen hatte, setzte von ungefähr ein erhabenes und ein hohlgeschliffenes Glas zusammen in eine Röhre, und erstaunte nicht wenig, als er hindurch sah, daß der auf einem gegenüberstehenden Thurme befindliche Wetterhahn ihm ganz nahe und sehr groß erschien. Er trauete seinen Augen nicht, rief daher Mehrere, die gerade bei seiner Bude vorbeigingen, heran, ließ sie durch die Röhre sehen, und allen erschien, wie ihm, der Wetterhahn sehr groß und dicht hinter dem Glase zu seyn. Er untersuchte weiter, setzte in mehreren Röhren ähnliche Gläser auf gleiche Weise zusammen, fand überall dieselbe Wirkung, und wurde der Erfinder des Fernrohres oder Perspektives. — Galiläi, ein berühmter Italiener, hörte 1609 auf einer Reise zu Venedig,

daß man in Deutschland ein Glas erfunden habe, wodurch sich die entferntesten Gegenstände als nahe zeigten. Galiläi, ein äußerst eifriger und scharfsichtiger Naturforscher, dachte weiter nach, nahm eine Orgelpfeife, setzte hohle und erhabene Gläser ein, und rückte diese so lange hin und her, bis auch er die Freude hatte, weit entfernte Gegenstände nahe und vergrößert zu sehen. Bisher hatte man diese wunderbare Wirkung mehr angestaunt, als benutzt. Galiläi ging weiter: er richtete sein Fernrohr gen Himmel, und hier that sich ihm eine neue Welt auf. Alle Sterne erschienen ihm um vieles größer und deutlicher: viele Sterne, die noch keines Sterblichen Auge bemerkt hatte, sah er zuerst; und am Monde und an der Sonne machte er Entdekkungen, und noch mehr die nachfolgenden Astronomen, daß ein Alter, der die dabei gebrauchten Werkzeuge nicht kennte, als über Einbildungen und Schwärmereien anfangs lächeln würde. Mehrere Gelehrte und Künstler haben in den folgenden Jahren diese erste Erfindung des Fernrohres durch Nachdenken und wiederholte Versuche sehr vervollkommnet, um die Bilder der Gegenstände um ein Bedeutendes vergrößert und in der möglichsten Klarheit zu erhalten. Dies letzte zu gewinnen, brachte der Schottländer Gregori um 1660 Hohlspiegel in den Teleskopen an, in welchen sich die Lichtstralen sammeln, und dadurch den Gegenstand, den man betrachtet, erhellen. Am passendsten zu diesem Zwecke hat man in neueren Zeiten Metallspiegel gefunden. Die am meisten vergrößernden und am deutlichsten darstellenden Teleskopen hat Herschel, von Geburt ein Deutscher, verfertiget, der in London lebt. Sie vergrößern mehrere tausendmal, und einmal hat Herschel einen sehr hellen Fixstern bei sehr heiterer Luft beobachtet, und ihn bei einer 6450fachen Vergrößerung völlig deutlich gesehen: denn oft verlieren Gegenstände, durch ein Fernrohr gesehen, an Deutlichkeit, je größer sie erscheinen.

Durch Hülfe dieses Instruments in Verbindung mit

scharfsinniger Vergleichung und künstlicher Rechnung hat man große Entdeckungen am Himmel gemacht, deren Betrachtung den menschlichen Geist mit frommem Staunen erfüllt, und zu Anbetung des mächtigen Weltenschöpfers und weisen Weltenordners fortreißt. — Die Alten glaubten, diese Erde sey der Mittelpunkt der Welt; Sonne, Mond und Sterne seyen nur da, uns Licht und Wärme zu geben; sie alle bewegten sich um unsere Erde, als ihren Mittelpunkt. Ach! was ist die Erde für ein winziges Pünktchen gegen die zahllose Menge von Welten, die dort in gemessener und ungemessener Entfernung von uns im unendlichen Himmelsraume schweben. Alle jene Sterne sind Welten, und die meisten weit größer als unsere Erde, und gewiß alle mit lebenden Wesen bevölkert. — Einer der kleinsten darunter ist der Mond, der uns nur deswegen so groß erscheint, weil er der Erde am nächsten sich bewegt, in einer Entfernung von etwa 50,000 Meilen. Daher hat man ihn auch genauer beobachten können, als andere Himmelskörper; und wie wir Erdkarten besitzen, welche uns die Bilder der Länder darstellen: so haben wir jetzt auch Mondkarten, am vollkommensten von Schröter, einem Deutschen. Denn was dem bloßen Auge als Flecken am Monde erscheint, das zeigen gute Fernröhre als Erhöhungen und Vertiefungen, als Berge und Meere. Und der Berge scheinen im Monde sehr viele und sehr hohe zu seyn. Daher sieht man immer nahe am Rande seiner Erleuchtung in dem dunkelen von der Sonne noch nicht beschienenen Theile einzelne helle Punkte, die nichts anders seyn können, als hohe Bergspitzen, die von der Sonne erleuchtet werden, ehe sie den niedrigeren Gegenden aufgegangen ist, die daher dunkel erscheinen. Daher erblickt man durch gute Fernröhre im abnehmenden und zunehmenden Monde, wenn die Sonne gegen die uns zugewandte Mondhälfte schreg steht, neben den hohen helleren Theilen veränderliche Flekken, die immer nach der von der Sonne abwärts gewandten Seite liegen, die im Vollmonde, wenn die Sonne dem

Monde gerade gegenüber steht, ganz verschwinden, und die nichts weiter sind, als die Schatten der Berge. Ja man bemerkt einzelne Punkte auf dem Monde, die zuweilen ein starkes und blitzendes Licht haben, aufsteigen und herabfallen; und man hat daraus nicht unwahrscheinlich geschlossen, daß dieß Feuerspeiende Berge (Vulkane) seyen. — Dieser erdähnliche Körper ist der einzige, der im Himmelsraum um unsere Erde sich dreht. Die Erde selbst drehet sich aber alle 24 Stunden einmal um sich selbst, und in einem Jahre einmal um die Sonne herum. Unter den anderen Sternen am Himmel hatten die Alten fünfe bemerkt, die bald hier, bald dort am Himmel standen, während die übrigen wie angeheftet (lateinisch fixus) immer dieselbe Stellung gegen einander behielten. Man nannte daher diese Fixsterne; jene unstäten aber Wandelsterne, Planeten. Die Namen der fünf Planeten sind: Merkur, Venus (Abendstern, Morgenstern), Mars (mit feurigrothem Licht), Jupiter (der hellste), Saturn. Schon vor der Entdeckung des Fernrohres hatte ein preussischer Astronom, Kopernikus, den Gedanken gefaßt, daß diese sogenannten Wandel- oder Irrsterne eine sehr regelmäßige Bewegung hätten, daß unsere Erde selbst ein solcher Irrstern wäre, und daß alle sechs, nur in verschiedenen Entfernungen, sich um die Sonne als ihren Mittelpunkt bewegten. Galiläi erhob diese Vermuthung durch seine Beobachtungen bald zur Gewißheit, man fand die Entfernungen der einzelnen Planeten von der Sonne (der Merkur 8 Millionen Meilen, die Venus beinah 16 Millionen, die Erde 20 Millionen, der Mars 32 Millionen, der Jupiter 112 Millionen, der Saturn 208 Millionen), man berechnete ihre Umlaufszeit, ja ihre Größe. Besonders entdeckte Galiläi, daß, wie um unsere Erde Ein Mond sich drehet, um den Jupiter sich vier Monde oder Trabanten dreheten; und da diese Jupitersmonde ihren Umlauf in kurzer Zeit vollenden (der am Jupiter nächste in 1 Tage 18½ Stunden, der zweite in 3 Tagen 13¼ Stunden, der

dritte in 7 Tagen $3\frac{3}{4}$ Stunden, der vierte in 16 Tagen $16\frac{1}{2}$ Stunden); da sie oft Verfinsterungen leiden, die leicht beobachtet werden können: so sind sie für die Erdkunde von der äußersten Wichtigkeit geworden, was ihr in Zukunft, wenn ihr euch mehr Vorkenntnisse erworben habt, werdet verstehen lernen.

In den vorher angegebenen Entfernungen der Planeten von der Sonne habt ihr vielleicht selbst ein verhältnißmäßiges Fortschreiten bemerkt. Dies Verhältniß in kleineren Zahlen ausgedrückt ist ungefähr folgendes:

ist Merkur von der Sonne entfernt					8;
so ist Venus entfernt	8	+	6	=	14;
die Erde . . .	8	+	12	=	20;
Mars . . .	8	+	24	=	32;
* * * * . . .	8	+	48	=	56;
Jupiter . . .	8	+	96	=	104;
Saturn . . .	8	+	192	=	200.

Man vermuthet daher, besonders Bode in Berlin, daß, da bei den übrigen Planeten ein solches verhältnißmäßiges Fortschreiten der Entfernung sey, zwischen dem Mars und Jupiter in der Entfernung von etwa 56 Millionen Meilen von der Sonne noch ein unentdeckter Planet umliefe; und man ward in dieser Vermuthung nicht wenig bestärkt, als Herschel in London 1781 einen neuen Planeten, den siebenten, Uranus genannt, entdeckte, der zwar nicht in jener Gegend seinen Umlauf machte, aber doch jenes Verhältniß auffallend bestätigte. Der Uranus steht nehmlich noch weiter von der Sonne ab, als der Saturn: ist er nun in der Reihe der nächste, so muß nach jenem Verhältniß seine Entfernung von der Sonne seyn etwa 8 + 384, gegen 400 Millionen Meilen. Und so fand man in der That seinen wahren Abstand von der Sonne. — Mit fortgesetztem Fleiß beobachteten nun die Astronomen den Himmel; und ihr Fleiß ist nicht unbelohnt geblieben: in 7 Jahren sind vier neue Planeten entdeckt worden, und

alle vier gerade in der Gegend, in welcher man bisher einen vermißte.

Am ersten Tage des neunzehnten Jahrhunderts, den 1sten Januar 1801, entdeckte der königliche Astronom Doktor Piazzi zu Palermo einen kleinen Stern zwischen Mars und Jupiter, den man bisher nicht bemerkt hatte, und den man bald als einen achten Hauptplaneten erkannte. Man nannte ihn Ceres, und fand, daß er 56 Millionen Meilen von der Sonne entfernt sey. Aber befremdend war seine außerordentliche Kleinheit: denn sein Umfang beträgt nach Herschels Berechnung nur 110 Meilen; der Umfang der Erde aber 5400 Meilen. — Dies Befremden ward einigermaßen aufgelöst, als kaum 15 Monate nach der Entdeckung der Ceres, den 28sten März 1802, der Doktor Olbers in Bremen einen neunten Planeten entdeckte, den er Pallas nannte, und der sich beinahe in derselben Entfernung von der Sonne findet, wie die Ceres, und noch kleiner ist, als diese: sein Umfang beträgt keine 100 Meilen, so daß wer von Berlin nach Paris gereist ist, auf der Pallas schon den ganzen Planeten umreist wäre. — Den ersten September 1804 entdeckte Harding in Lilienthal bei Bremen, ein Gehülfe von Schröter, einen zehnten Planeten, Juno genannt, der 54 Millionen Meilen von der Sonne absteht, und, wie man meint, nicht größer ist als die Pallas. — Und den 29. März 1807 entdeckte abermals Olbers in Bremen einen neuen Planeten, den eilften, dem Dr. Gaus den Namen Vesta gab: er läuft ungefähr in derselben Entfernung, wie die 3 eben genannten Planeten, um die Sonne, ist sehr klein, hat aber im Verhältniß zu seiner Größe ein helles Licht. Durch diese vier kleinen Sterne, die so nachbarlich gemeinschaftlich um die Sonne laufen, hat sich eine ganz neue Ansicht des Sonnensystems gebildet. In allen übrigen Planetenbahnen giebt es nur einen Hauptplaneten; um einige dieser Hauptplaneten bewegen sich kleinere Körper als Trabanten oder Monde: hier aber gehen, so viel bis jetzt be-

kannt ist, vier kleinere, in eine Gruppe vergesellschaftet, doch in eigenen Bahnen um die Alles belebende Sonne. Wahrscheinlich enthält keiner dieser Sternchen (Asteroiden) so viel Masse, um durch die mächtige Anziehungskraft über die benachbarten die Oberhand zu gewinnen, sie als Monde sich zu unterwerfen und um sich herumzutreiben, wie z. B. die große Jupiterskugel vier benachbarte kleinere Kugeln als Begleiter ergriff: dennoch scheint es, daß alle vier und vielleicht noch mehr vorhandene, aber noch nicht entdeckte, eine nähere Beziehung auf einander haben, und durch das allgemeine Band einer wechselseitigen Anziehung, wodurch die Allmacht Welten an Welten hängt, enger mit einander verkettet sind. Andere halten sie für Trümmer eines größeren Planeten, der durch irgend eine gewaltsame Revolution in Stücke gesprengt worden.

Durch die Beobachtung des Himmels lernte man auch erst mit völliger Sicherheit die Entfernungen einzelner Punkte auf der Erde, und insbesondere auch die Erdgestalt kennen; am Himmel bezeichnete sich der Seefahrer seinen Weg auf dem offenen Meere. Aber auch wenn Wolken ihm den Anblick des Himmels entzogen, sollte der kühne Schiffer nicht völlig rath- und hülflos bleiben. Dem Magneten ward die wunderbare Kraft gegeben, sich fast überall auf der Erde mit einer Spitze nach Norden zu wenden: und dem Menschen gab Gott Verstand, zu beobachten die Kraft der Natur und sie mit Weisheit zu benutzen. (Vergleiche über die Magnetnadel im Kompaß S. 4 und den 14ten Abschnitt über Schifffahrt.) Den Erfinder des Kompasses kennt man nicht. Bekannt war seine Wirkung schon um 1250; indeß scheint der Italiener Gioja von Amalfi die Einrichtung des Kompasses um 1300 so vervollkommnet zu haben, daß ihn die Europäer erst seit der Zeit allgemeiner zu gebrauchen anfingen, und daher den Gioja wohl gar als ersten Erfinder des Kompasses rühmten.

50.

Sinken der päbstlichen Macht. Wiklef. Johann Huß. Griechen in Italien.

Die Kreuzzüge hatten durch ganz Europa einen Heldenmuth aufgeweckt, der rings umher wohlthätige Begeisterung und Selbstgefühl verbreitete. Die Anzahl der herrschsüchtigen und harten Ritter hatte sich vermindert; Städte hatten sich vermehrt, und ein freier Bürgerstand fing an sich zu bilden, der durch Handel und Handwerke bald reich und wichtig im Kampf mit den adeligen Geschlechtern das erhebende Gefühl der Selbstständigkeit gewann. Mächtiger noch reizten den Geist die kühnen Seereisen der Portugiesen und Spanier; die neuentdeckten Länder verbreiteten neue Gedanken, und hoben den Muth zu kühnen Aussichten in die Zukunft. Neue Erfindungen verbreiteten schnell die großen Gedanken einzelner Männer über ganz Europa; in gedruckten Büchern gingen die Nachrichten der neuen Entdeckungen schnell von Land zu Land; und was der Pabst so sorgfältig verheimlichet hatte, die biblischen Bücher, konnten jetzt kein Geheimniß mehr bleiben, und er konnte also nicht mehr mit seinen Mönchen daraus lehren, was er wollte.

Schon dieser im Allgemeinen aufgeregte Geist konnte unmöglich die Anmaaßungen der Päbste ertragen. Und in Italien, wo man diese Häupter der Christenheit in der Nähe hatte, wo man ihr ausschweifendes Leben vor Augen sah, wo Reichthum durch Handel Selbstgefühl geweckt hatte, wo mehrere denkende Köpfe lebten, hier in dem Lande, wo der Pabst wohnte, war er am wenigsten geachtet: er konnte sich in Rom oft kaum der Mißhandlungen seiner Unterthanen erwehren, und es schien hier lächerlich, in ihm den fehllosen Statthalter Jesu Christi zu verehren. — Doch auch außerhalb Rom mußte das päbstliche Ansehen

sinken, nachdem die Fürsten Europa's seit den Kreuzzügen nicht mehr mit emporstrebenden Großen zu kämpfen hatten, ihre Macht vester gegründet war, und sie dreister widersprechen konnten. Dies geschah nach dem Jahre 1300 häufiger, die Päbste mußten sich oft dem Willen der Könige fügen, z. B. nach dem Wunsch der Könige von Frankreich ihre Residenz 1305 von Rom nach Avignon verlegen. — Daraus entstand 1378 ein Zwiespalt im Pabstthum selbst: es regierten 40 Jahre lang immer zwei Päbste zu gleicher Zeit, von denen der eine zu Avignon, der andere zu Rom seinen Sitz hatte, und die sich wechselsweise aufs gröbste in öffentlichen Bullen ausschimpften und in den Bann thaten.

Zugleich herrschten unter einem großen Theil der Geistlichen, besonders in den Klöstern, solche grobe Laster, daß die Mönche in der That selbst ihr Reich zerstörten. Die vornehmen Geistlichen lebten in den Residenzstädten und an den Höfen, und ließen ihr Amt von einem Vikar (Stellvertreter) verwalten, dem sie dafür eine Kleinigkeit gaben. Die Mönche trieben sich in Schenken umher, und forderten sich einander zum Saufen heraus. Ja es mußte ihnen oft verboten werden, Hunde und Stoßvögel mit in die Kirche zu bringen. Solche Handlungen mußten die Geistlichen um ihr Ansehen beim Volke bringen, und demjenigen, der bessere Grundsätze verbreiten wollte, sein Geschäft sehr erleichtern. Doch, liebe Kinder, der Mensch ist ein sonderbares Wesen: die Macht der Gewohnheit beherrscht ihn mit unerklärbarer Gewalt. In jenen dunkelen Zeiten des 13ten, 14ten Jahrhunderts hingen die Menschen sehr vest am Alten, es mochte gut und wahr seyn, oder nicht: die Gewohnheit hatte es ihnen zu einem alten Bekannten gemacht, es war ihnen lieb geworden, und es schien ihnen jetzt daher fremd und unangenehm, sich davon zu trennen. So verehrte der große Haufen der Christen noch lange den Pabst als das geistliche Oberhaupt der Christenheit, und verfluchte den als Ketzer,

der des Pabstes Gewalt angriff; stieß den von sich aus, den Er in den Bann that.

Unter den Gelehrten ward indeß ein anderer Geist rege, der besonders von Italien ausging. Man fing an, die geglaubten Wahrheiten der allein selig machenden Religion zu untersuchen. Man begnügte sich nicht, bloß Gebetbücher und Kirchenväter zu lesen. Berühmte katholische Geistliche selbst empfahlen ihren Schülern die Schriften der alten Griechen und Römer: und hier fand man einen edlen freien Geist, hier eine schöne gefallende Sprache; und die geistvollen Werke Griechenlands und Roms weckten manchen in Trägheit Hinschlummernden, daß er durch sie belehrt und gestärkt ein freieres Denken wagte. Es entstanden in Italien, zu Bologna und Salerno, ums Jahr 1200 die ersten Universitäten: wer ein gelehrter Arzt werden wollte, reiste nach Salerno; Bologna ward berühmt durch seine Rechtslehrer, zu denen nicht bloß Rechtsgelehrte, sondern auch Theologen, nicht bloß Jünglinge, sondern selbst Männer im Amte aus allen Gegenden hinzogen, um zu lernen, so daß Bologna anfangs gegen zehntausend Studirende zählte. Eben so berühmt wurde nachher Paris durch seine Lehrer der Theologie, daß man dort Studirende von zwölf verschiedenen Nationen antraf. — In diesen Vereinigungspunkten gelehrter Männer und lernbegieriger Schüler entwickelte sich der Geist des freieren Denkens; und von solchen Orten aus verbreiteten sich die Gedanken eines einzigen vernünftigen Mannes leicht durch ganz Europa.

Ein solcher Mann war Johann Wiklef, Doktor der Theologie zu Oxford, in England: ein frommer Mann, von großen Kenntnissen, ein beliebter Lehrer, aber Gegner des Pabstthums. Er verbreitete mehrere Schriften, in denen er die Schädlichkeit des Mönchsstandes, die Verderbtheit der Geistlichen und die Unrechtmäßigkeit der päbstlichen Anmaßungen in der kühnen Sprache eines freien Engländers klar darstellte. Die Mönche und Pfaffen verfolgten ihn; aber die Liebe der Studenten und die Gunst meh-

rerer Großen schützten ihn. Auf seine Schüler hat er mächtig gewirkt, besonders dadurch, daß er sie so fleißig auf die Bibel verwies, und vor allem auf Besserung des Lebens drang. Er starb 1387: aber seine Schüler verbreiteten seine Grundsätze weiter, auch nach Deutschland, wo 1348 die erste Universität zu Prag in Böhmen gestiftet war.

Auf dieser Universität ward 1400 Johann Huß, der Sohn eines armen böhmischen Landmannes, geachtet wegen seiner Kenntnisse und beliebt durch seine Predigten, in seinem 27sten Jahre Professor und Prediger. Auch er, anfangs ohne Wiklefs Schriften zu kennen, führte seine Schüler immer auf die Bibel hin, und dabei konnte es nicht fehlen, daß er auf Dinge traf, welche Pabst und Kirche anders lehrten, ja von denen oft gerade das Gegentheil zu glauben geboten war. Auch waren Spöttereien auf den Pabst durch die Wiklefiten in Prag schon nicht ganz ungewöhnlich. Zwei Engländer z. B. ließen in ihrem Zimmer den Einzug Christi in Jerusalem auf einem Esel, nebenher die Jünger barfuß, malen; und an der gegenüberstehenden Wand einen Aufzug des Pabstes und seiner Kardinäle in Purpur und Gold: der Einfall gefiel so allgemein, daß das Haus der Engländer von Neugierigen nicht leer wurde. — Huß indeß hatte zuerst Wiklefs Lehre wirklich für ketzerisch gehalten, und erst nachdem ein Schüler Hussens, Hieronymus von Prag, aus England zurückkam und ihm Mehreres davon erzählte, entschloß sich Huß, Wiklefs Schriften zu lesen, und war nicht wenig überrascht, hier zu finden, was er längst gelehrt hatte.

1411 gerieth Pabst Johann XXIII. in Streitigkeiten mit dem Könige von Neapel, und hatte die Dreistigkeit, die übrigen christlichen Völker Europa's zu einem Kreuzzuge gegen ihn aufzufodern. Solch eine Auffoderung kam auch nach Böhmen, entweder persönlich für den Pabst zu Felde zu ziehen, oder doch zu den Kriegs-

steuern beizutragen, wofür ein Ablaß aller Sünden versprochen wurde. Huß zeigte die Frechheit und den Unverstand dieser Auffoderung in Predigten und in Vorlesungen, und mehrere wurden dadurch auf den päbstlichen Gesandten so erbittert, daß sie ihm die Bulle wegrissen und verbrannten.

Bald nach dieser Zeit kam ein neuer Erzbischof nach Prag, der nicht fertig lesen konnte. Dieser verbot, Wiklefs ketzerische Schriften zu lesen, und ließ, so viel er davon auftreiben konnte, verbrennen. Huß dagegen zeigte überall die schöne Uebereinstimmung dieser Schriften mit der Bibel. Der Erzbischof schrieb deswegen an den Pabst, und der Pabst ließ Hussen nach Rom vorfodern. Da aber der König von Böhmen, Wenzel, ihn in Schutz nahm; kamen Legaten nach Prag, thaten Hussen in den Bann, und verfluchten seine ketzerischen Lehren. Huß verließ Prag, und kehrte nach seinem Geburtsdorfe zurück, wo er, unter dem Schutze des Gutsherrn, fortgesetzt dieselben Grundsätze vortrug, und alle Leute ihn lieb hatten wegen seiner Redlichkeit und sanften Freundlichkeit. Doch seine Feinde ruheten nicht.

1414 ward nach Kostnitz am Bodensee eine große Versammlung von Geistlichen und Weltlichen berufen, um den ärgerlichen Zwist der Päbste auszugleichen. Vor diese Versammlung ward auch Huß gefodert, seine Lehren zu vertheidigen. Der Kaiser von Deutschland, Siegmund, gab ihm einen sicheren Geleitsbrief, in Deutschland zu reisen, wo er wollte, ohne daß man ihn anhalten oder gefangen nehmen dürfte; und der Pabst gab ihm gleichfalls die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, und wenn er seinen Bruder umgebracht hätte. So machte sich Huß voll Vertrauen auf die Reise, und kam den 3ten November 1414 in Kostnitz an. Seine Sache ward gleich vorgenommen; und wiewohl er alle seine Behauptungen mit Bibelstellen belegte, schrieen doch alle Geistlichen, deren die größere Anzahl war: Ketzer! Ketzer! und er ward

weggeführt, gebunden, und in ein Gefängniß gesteckt, dessen Boden grundloser Morast war, so daß er in ein Gefahrdrohendes Fieber verfiel. Erst den 8ten Juni 1415 holte man ihn wieder aus der Grube herauf. Man warf ihm 40 Irrthümer aus seinen Schriften vor, er widerlegte sie; dennoch hieß es: er ist ein Ketzer und muß sterben. Er berief sich auf des Kaisers sicheren Geleits-Brief und des Pabstes Versprechen; allein die Antwort war: einem Ketzer dürfe man keinen Glauben halten. Der Kaiser, der es gut mit ihm meinte und ihn gern retten wollte, bat ihn zu widerrufen. Huß antwortete: Wird man mich aus der Bibel eines Irrthums überführen, will ich gern widerrufen; wo nicht, so werde ich bis in den Tod meinem Glauben getreu seyn. — Darauf wurden seine Schriften verbrannt; und den 6ten Juli ward über ihn selbst das Urtheil gesprochen: Tod auf dem Scheiterhaufen! Es ward ihm die Priesterkleidung ausgezogen, eine papierne Mütze aufgesetzt, auf welcher drei Teufel gemahlt waren, und seine Seele dem Satan übergeben. So ward er auf den Richtplatz vor der Stadt geführt. Er verlor seine Fassung nicht, und seine frommen Gebete rührten das Volk, das ihn in großen Haufen begleitete. Der Henker band ihn an einen Pfahl; aber zufällig blickte sein Gesicht nach Morgen. Da schrieen die Pfaffen: diese Ehre gebühre dem Ketzer nicht; und der Büttel mußte ihn nach der Abendseite umkehren. Drauf umlegte man ihn mit Holz von den Füßen bis an das Gesicht; und ein Bauer, der ein christliches Werk zu thun glaubte, wenn er etwas zur Verbrennung eines Ketzers beitrage, kam eilig mit einer Tracht Holz, die er sich aus dem Walde geholt hatte, herbeigelaufen, und packte sie emsig mit auf. Huß sah ihm lächelnd zu, und rief: O heilige Einfalt! (o sancta simplicitas) Der Holzstoß ward angezündet, und außer einem kurzen Gebet hörte man nichts weiter von dem unglücklichen Märtyrer. Seine Feinde warfen auch noch seine Asche und die heiß ausgegrabene Erde in den Rhein. — Im folgenden Jahre 1416

ward auf derselben Stelle auch Hussens Freund Hieronymus von Prag verbrannt.

Diese Grausamkeiten halfen dem Ansehen der Päbste und Geistlichen nicht auf: viele Anwesende verließen die Versammlung mit unwilligen Herzen: alle Anhänger Hussens wurden von jetzt an die bittersten Feinde des Pabstes und der Papisten; und als Siegmund sie als Feinde behandelte, entstand der furchtbare Hussitenkrieg, durch den in Böhmen die papistische Religion großentheils ausgerottet wurde a).

Zugleich trug eine andere Begebenheit dazu bei, den Geist des freieren Denkens zu verbreiten und das Ansehen des Pabstes zu schwächen: die Belagerung und endliche Eroberung Konstantinopels durch die Türken, im Jahre 1453. — Die Türken waren ein rohes, wildes Volk, unter deren Herrschaft nicht gut leben war. Viele Griechen aus Konstantinopel und den übrigen Hauptstädten des Kaiserthums wanderten daher aus; und wohin hätten sie sich eher wenden können, als nach Italien, wo damals die Liebe zu den Wissenschaften wieder erwacht war, und wo man sich besonders darnach sehnte, Griechisch zu lernen. 1393 kamen zwei gelehrte Griechen nach Venedig. Zwei edle Florentiner hörten kaum von ihrer Ankunft, als sie nach Venedig reisten, sie um Unterricht in der griechischen Sprache zu bitten. Einer von ihnen kam auf allgemeine

a) Fast alle gegen die Hussiten geschickten Heere wurden geschlagen. Die Hussiten fielen mit zerstörender Wuth in Deutschland ein, durchstreiften selbst die Mark Brandenburg, und griffen den 15ten April 1432 auch das Städtchen Bernau, 3 Meilen von Berlin, an. Hier aber wurden sie geschlagen, und die Bernauer bewahren noch zum Andenken die erbeuteten Waffen, meist Pfeile; nur eine Flinte ist darunter, und diese ist ohne Schloß: sie wurde also noch mit einer Lunte abgeschossen. Auch wird der Tag der Schlacht noch jährlich durch einen Gottesdienst gefeiert.

Bitte 1397 nach Florenz; und Jüngling und Greis strömten zu dem Griechen, von ihm die Sprache zu lernen, in welcher die herrlichsten Dichter gesungen, die beredtesten Männer gesprochen, die denkendsten Weisen geschrieben hatten. Alle Fürsten Italiens beneideten Florenz um diesen Mann, und beeiferten sich, ihn an sich zu locken. Auch hat er einige Jahre in Venedig, Pavia und Rom das Griechische gelehrt, und überall vortreffliche Männer gebildet. Er hieß Manuel Chrysoloras, und starb 1415 auf der Versammlung zu Kostnitz. Bald folgten mehrere Griechen, gereizt durch die Aufnahme des Chrysoloras: und es entstand eine allgemeine Begeisterung für Griechenlands Weisheit und Künste. Außer dieser regeren Geistesthätigkeit und den mannichfaltigen Kenntnissen, welche diese Neugriechen in Italien verbreiteten, kamen sie zugleich, wenn auch nicht als offenbare, doch als mittelbare Gegner des Pabstthums. Denn die griechische Kirche erkannte die Obergewalt des Pabstes gar nicht an, und hatte sich in Meinungen und Gebräuchen von der katholischen oder römischen Kirche ganz getrennt. Diese Grundsätze, wenn sie auch nicht laut geäußert wurden, blieben doch nicht ganz unterdrückt: und so war gewiß in den Herzen der gelehrten Italiener der Pabst schon lange nicht mehr das Haupt der Christenheit; und auch das Volk Italiens glaubte wohl so vest nicht an die päbstliche Unfehlbarkeit, als die Deutschen und Franzosen. — Denn in diesen beiden Nationen blieb man noch eine Zeit lang kalt gegen die Schriften der Griechen, und beharrte mit steifer Anhänglichkeit bei den alten Formen des Wissens; man wollte Aerzte und Rechtsgelehrte haben, und beides konnte man nach den eingeführten Formen seyn, ohne Griechisch zu verstehen. Von der belebenden Anstrengung, zu welcher das Lernen dieser Sprache hinleitet; von dem begeisternden Genuß eines schönen Gedichts, einer schönen Rede, scheint man besonders in Deutschland im 15ten Jahrhundert noch wenig geahnet zu haben.

Ein berühmter italienischer Dichter, **Franz Petrarka** (geb. 1304, gest. 1374), der sich schon als Knabe von seinem ersparten Taschengelde Handschriften alter römischer Schriftsteller zusammengekauft hatte, reiste umher, um aus den Klöstern Schriften, die er noch nicht hatte, zusammenzubringen. So kam er auch nach Lüttich, weil er gehört hatte, daß dort ein beträchtlicher Vorrath von Büchern wäre. Ich fand wirklich zwei Reden des Cicero, schreibt er in einem Briefe vom Jahre 1339, die ich noch nicht kannte, und die ich nachher durch Italien verbreitet habe. Die eine schrieb ich selbst, die andere schrieb mir ein Freund ab. Es kostete aber in dieser barbarischen Stadt viel Mühe, nur ein wenig Dinte aufzutreiben; und die ich endlich erhielt, war ganz safrangelb. Und doch galten Lüttich gerade, und die niederländischen Städte überhaupt wegen ihres Handels, ihrer künstlichen Arbeiten und ihrer prächtigen Gebäude für die bedeutendsten und gebildetsten nicht bloß in Deutschland, sondern in ganz Europa.

51.

Luther.

Dennoch sollte gerade von Deutschland aus das Pabstthum nicht bloß erschüttert, sondern seinem gänzlichen Umsturze nahe gebracht werden.

Hans Luther, ein armer ehrlicher Bergmann in einem thüringischen Dorfe Möre, zwischen Eisenach und Salzungen, reiste im November 1483 mit seiner Frau auf den Jahrmarkt nach Eisleben. Hier wurde ihm unerwartet den 10ten November Abends um 11 Uhr ein Sohn geboren, den er gleich den folgenden Tag in der dortigen

Kirche taufen a), und weil es eben Martinstag war, Martin nennen ließ. Nach einiger Zeit zog der Vater von Möre nach Mansfeld, wo er seinen Sohn Martin schon früh in die Schule schickte, und ihn anfangs sogar auf den Armen hintrug. Vater und Lehrer behandelten aber den Knaben sehr strenge, so daß er ein äußerst schüchternes Wesen annahm. Dies verlor sich auch in den nächsten Jahren nicht. Denn 1498 kam er zwar nach Magdeburg, dort die Schule zu besuchen; mußte sich hier aber sein Brod mit Singen vor den Häusern verdienen. Endlich nahm ihn hier eine gutmüthige Frau zu sich in ihr Haus, und er konnte nun, von Nahrungssorgen ungestört, ruhig lernen und für sich arbeiten. 1501 ging er auf die Universität nach Erfurt. Hier sah er zum erstenmal eine vollständige Bibel in der lateinischen Uebersetzung. Ich meinte, schreibt er, es wären keine Evangelien und Episteln mehr, denn in den Postillen sind. Endlich fand ich auch auf der Liberei (Bibliothek) zu Erfurt eine Bibel, die las ich mit größter Verwunderung. — Sein Vater wollte, er sollte ein Rechtsgelehrter werden. Allein dazu hatte er gar keine Neigung: er scheuete das unruhige Leben, zu dem ihn die Rechtsgelehrsamkeit zwingen würde; schüchtern gemacht durch seine harte Erziehung liebte er die Einsamkeit und seine Bücherstube; und nach und nach erwachten in ihm trübe ängstliche Gedanken. Voll von diesen ging er einst im Jahre 1505 mit seinem Freunde Alexius über Feld spazieren, als plötzlich ein Gewitter heraufzog, und ein Blitzstrahl diesen Freund an seiner Seite erschlug. Dem ersten Schrecken folgte in Luthers Seele eine tiefe Schwermuth. In der Nacht nach dem 17ten Juli verließ er seine Wohnung, ging nach dem Augustinerkloster in Erfurt, und ließ sich als Mönch aufnehmen. Sein

a) Man zeigt in Eisleben noch jetzt den Taufstein, an dem er getauft ist, und die Kanzel, von der er in der Folge geprediget hat.

alter Vater ward durch diese Nachricht tief gebeugt, und entzog ihm von jetzt an alle Unterstützung.

In der Einsamkeit des Klosters konnte er, wie sich denken läßt, keine Aufheiterung finden; er versank in immer tiefere Schwermuth. Denn hier wurden ihm die niedrigsten Arbeiten auferlegt, die Kirchenthüren auf- und zuzuschließen, die Klosteruhr zu stellen, mit dem Bettelsack durch die Stadt zu ziehen u. s. w. Sein Inneres fühlte sich empört gegen die unnatürlichen Gelübde, die er abgelegt hatte; und dieses Gefühl der Unzufriedenheit hielt er für eine unverzeihliche Sünde. Dabei las er indeß fleißig die Bibel und andere theologische Schriften. Vergebens suchten seine Freunde ihn zu zerstreuen und aufzuheitern: ja einmal sperrte er sich mehrere Tage in seine Zelle ein, und wäre dort gewiß Hun‿ers gestorben, wenn nicht ein treuer Freund die Thür mit Gewalt erbrochen, und den Unglücklichen durch Musik, die er über alles liebte a), aus seiner Ohnmacht erweckt hätte.

Aus dieser dumpfen ihn verzehrenden Gemüthsstimmung, (denn er ward dabei blaß und mager,) riß ihn endlich der Prior des Klosters, Doktor Staupitz. Dieser empfahl ihn dem Kurfürsten von Sachsen zum Professor an der 1502 gestifteten Universität Wittenberg. Luther ging hin 1508, wohnte aber auch hier in der Zelle des Augustinerklosters. Er hatte noch nie geprediget, und trauete sich bei seiner Schüchternheit auch gar nicht es zu versuchen. Doch Staupitz machte ihm Muth; Luther predigte, und mit so vielem Beifall, daß er 1509 von der Gemeinde zu ihrem bestimmten Prediger erwählt wurde. — Alle diese Auszeichnungen änderten indeß seine Bescheidenheit nicht: er las um so eifriger die Bibel, sann nach über die großen Wahrheiten, die darin enthalten sind,

a) Er behauptete: Musik sey nächst der Theologie die herrlichste Kunst, und stärke oft mehr das Essen und Trinken. Er hat auch Manches selbst komponirt.

und ehrte dankbares Herzens Gott für den wunderbaren Wechsel seines Schicksals, der ihn aus einem armen unbekannten Mönch in Erfurt zum Professor und Prediger in der (damaligen) Hauptstadt des Churfürstenthums erhöhet habe. Jene schwermüthigen Gedanken verschwanden; ein freudiger Muth trat an ihre Stelle, und ein unerschütterliches Vertrauen zu dem Regierer der Welt, der ihn gewiß auch nicht ohne weise Absicht in diese Lage gesetzt habe.

1510 ward er mit einem andern Augustiner nach Rom geschickt, um von dem Pabste die Erlaubniß auszuwirken, daß die Mönche im Fall großer Leibesschwachheit wider ihr Gelübde Fleisch essen dürften; und weil man in Rom auch bei der kleinsten Bitte nicht mit leeren Händen kommen durfte, wurden ihm 10 Dukaten mitgegeben, die päbstlichen Diener zu bestechen. Mit aller Ehrfurcht eines katholischen Christen näherte er sich dem Wohnsitz des allverehrten Statthalters Christi, und mit der heiligsten Andacht rutschte er auf den Knieen die Stufen der Peterskirche hinan. Aber zu seiner größten Verwunderung fand er in Italien unter den Geistlichen die größte Sittenlosigkeit, und hörte in Rom unglaubliche Erzählungen von dem ärgerlichen Leben des Pabstes. Er sagte oft nachher, er wolle nicht tausend Goldgülden dafür nehmen, daß er diese Reise nicht sollte gemacht haben: denn hier lernte er den Zustand des Pabstthums in seiner Verworfenheit kennen, und er hätte vielleicht ohne diese Reise nicht gewagt, was er nachher vollbracht hat.

1516 durchzog nehmlich ein Mönch, Namens Tezel, ganz Sachsen, und verkaufte päbstliche Ablaßbriefe für alle Sünden, die man schon begangen hatte, und die man etwa noch begehen mögte; auch könne man die Seelen der Verstorbenen aus dem Fegfeuer bei ihm loskaufen: eine Seele nach unserem Gelde etwa um 4 Groschen; denn „wenn das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." Ja selbst wenn sich einer an der

Mutter Gottes vergriffen hätte, könne Er es vergeben. Er hatte auch Milch- und Butterbriefe feil; und wer sich einen dergleichen löste, der konnte in den Fasten Milch und Butter genießen, ohne eine Sünde dadurch zu begehen. Diese Ablaßkrämerei war zwar keinesweges neu, aber nie war sie doch mit solcher Unverschämtheit getrieben worden. Die Fürsten beklagten sich voll Unwillens darüber, daß man ihre Unterthanen ausplündere; und die Zahl derjenigen war nicht klein, die das Unsinnige dieses Ablaßhandels einsahen: nur daß keiner es wagen wollte, gegen einen so verjährten Aberglauben seine Stimme zuerst zu erheben.

Luther, in dessen Seele der Gedanke immer vester gewurzelt war, daß er mit weiser Absicht von Gott in diese Lage gesetzt, daß er zu höheren Zwecken bestimmt sey, glaubte hier das erste Beispiel von seinem Eifer geben zu müssen. Er schrieb an die vornehmsten Bischöfe, und ersuchte sie, sich diesem groben Betruge zu widersetzen. Da dies aber nicht fruchtete; so schlug er am Abend des 31sten Oktobers 1517 an der Schloßkirche zu Wittenberg 95 Sätze an, worin er den Ablaß für eine bloße Erfindung der Päbste erklärte, Geld zu erhalten, und erbot sich gegen jeden, der diese Sätze bestreiten wollte, sie zu vertheidigen. Es trat keiner dagegen auf: die 95 Sätze verbreiteten sich vielmehr mit einer unglaublichen Schnelligkeit durch Deutschland, wurden unzähligemal gedruckt, abgeschrieben und übersetzt, denn sie waren ursprünglich lateinisch; und jeder bewunderte den Mann, der den Muth gehabt hatte, so was öffentlich zu sagen. Von seiner Freudigkeit, für das, was Pflicht sey, Alles zu wagen, kann folgende Stelle aus seinen Schriften ein Beweis seyn: „Wer etwas Gutes anfangen will, der schaue zu, daß er es anfange und wage auf seine Güte, und bei Leibe ja nicht auf menschlichen Trost oder Hülfe, fürchte sich auch nicht vor Menschen noch vor der ganzen Welt. Denn dieser Vers wird nicht lügen: es ist gut auf den

Herrn

Herrn trauen. Jesus Sirach spricht im 2. Kap.: Schauet, liebe Kinder, unter alle Geschlechter der Menschen; so werdet ihr erfahren, daß je keiner zu Schanden geworden ist, der auf den Herrn vertrauet. Und im 25. Psalm: Alle, die auf dich harren, deren wird keiner zu Schanden. Wer aber nicht will, noch auf Gott sich wagen oder trauen kann, der lasse es lieber anstehen, und fange ja nichts an, das göttlich und heilsam ist, auf Menschen Trost. Da ich zum ersten den Ablaß angriff, und alle Welt die Augen aufsperrte, und sich ließ dünken, es wäre zu hoch angehaben; kam mein Prior und Superior zu mir, aus dem Zetergeschrei bewegt, und furchten sich sehr, und baten mich sehr, ich sollte den Orden (der Augustiner) nicht zu Schanden führen. Da antwortete ich: liebe Väter, ist es nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten. Da schwiegen sie, und gehet noch bisher, wird auch, ob Gott will, noch baß gehen bis ans Ende. Amen!''

Luthers Freunde, wie wir auch aus dieser Stelle sehen, waren um ihn besorgt, und nicht ohne Grund. Denn 1518 ließ der Pabst Leo X. ihn nach Rom fodern, von seinem Unternehmen Rede und Antwort zu geben. Und zugleich erhielt der Kurfürst von Sachsen Friedrich der Weise Befehl, Luthern gefangen nach Rom zu schicken. Der Kurfürst liebte Luthern, und die ganze Universität, Lehrer und Studirende, verwendeten sich für ihn. Der Pabst ward also ersucht, die Sache in Deutschland auszumachen; und so erhielt Luther den Befehl, sich vor den päbstlichen Gesandten Kajetan in Augsburg zu stellen. Er ging vesten Muthes, ungeachtet mancher Warnungen; doch nicht unbeschützt von einer anständigen und zahlreichen Begleitung, für die der Kurfürst weislich gesorgt hatte. Kajetan fragte Luthern: ob er seine Sätze widerrufen wolle? — Augenblicklich, antwortete Luther, sobald man mich aus der Bibel widerlegt. Zum Streiten ist jetzt

hier nicht Zeit, erwiederte der Kardinal, und entließ Luthern mit den Worten: Geh hin und komm nicht wieder, du wolltest denn einen Widerruf thun. — Auf diese Abweisung sandte Luther eine Appellation an den Pabst selbst, reiste aber in aller Eil von Augsburg ab; denn der Kardinal machte nicht undeutlich Anstalten, ihn gefangen nach Rom bringen zu lassen. — Drauf kam ein zweiter päbstlicher Gesandter, von Miltiz, 1519, der die Sache etwas sanfter angriff; und ihm erklärte Luther, daß er die Obergewalt der Kirche und des Pabstes anerkenne und empfehlen wolle, daß er auch bereit sey, den Ablaß nicht weiter anzufechten, wenn man seinen hochfahrenden aufgeblasenen Widersachern ebenfalls zu ruhen gebieten würde. — Da aber diese gemilderte Erklärung den Pabst noch nicht zufrieden stellte; da man Priester ungestraft lehren ließ, einen solchen Erzketzer todtzuschlagen, sey keine Sünde; da der Pabst noch immer heimliche Anstalten machte, ihn gefangen nach Rom zu führen: da vertheidigte er auch mit gleichem Eifer seine Sätze, forschte nun weiter nach über den Ursprung der päbstlichen Gewalt, und konnte sie weder in der Bibel noch in den Schriften der Kirchenväter gegründet finden. Diese Entdeckung hielt er keinesweges geheim, sondern verbreitete sie überall; und bestritt besonders zu Leipzig in einer 14tägigen Disputation den Doktor Eck, der in einer eigenen Schrift die Rechte des Pabstes stets zu vertheidigen gesucht hatte. Die allgemeine Stimme war für Luther; und Eck, voll von Verdruß, verbreitete, Luther habe einen Teufel in der Tasche gehabt, der ihn durch böse Künste gestärkt habe.

Nun kam 1520 eine Bannbulle aus Rom gegen Luthern nach Deutschland, die aber nirgends wirkte. An vielen Orten verboten die Obrigkeiten sie anzuheften; an anderen riß das Volk sie wieder ab; in Leipzig hätten die Studenten den Doktor Eck, der sie aus Rom gebracht hatte und verbreitete, fast todtgeschlagen; in Wittenberg ward sie gar nicht bekannt gemacht. Luther schrieb dagegen,

seine Schriften wurden eifrig gelesen; allein die Papisten ließen sie unter Schimpf und Fluch verbrennen. Das reizte Luthern: er lud die ganze Universität Wittenberg auf den 10. December 1530 Vormittags 9 Uhr vor das Elsterthor, die Studenten errichteten einen Scheiterhaufen, ein Magister zündete ihn an, und Luther warf unter allgemeinem Jubel die Bannbulle, das päbstliche oder kanonische Recht, und die Schriften Ecks in die Flamme, mit den biblischen Worten: Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!

Diese That erregte allgemeines Aufsehen. Vergebens schrieen die päbstlichen Gesandten; vergebens boten sie Luthern Geld über Geld, wenn er widerriefe und schwiege; die deutsche Bestie, schrieben sie nach Rom zurück, sieht weder auf Geld noch auf Ehrenämtern. Und eben so ward der Anschlag vereitelt, ihn zu ermorden. Sie hatten ihm schon oft Gift beigebracht; allein seine Natur half sich durch stärkere Ausleerungen, und es schadete ihm nicht. — Dagegen war es sehr günstig für Luthern, daß sich der Kurfürst von Sachsen öffentlich für ihn erklärte; denn dieser stand bei allen Reichsfürsten in großem Ansehen, und war im Jahr 1519, nach dem Tode Maximilians, gleichsam Kaiser, so lange noch kein neuer wieder gewählt war. Die deutschen Stände hatten ihn selbst zwar erwählt; er hatte es aber ausgeschlagen, und Karln, König von Spanien und Erzherzog von Oesterreich, zu dieser Würde empfohlen. Auch boten mehrere deutsche Edelleute Luthern auf ihren Burgen Schutz an. — Hierdurch muthiger gemacht, foderte er nun die ganze deutsche Nation auf: dem Pabste alle mit Unrecht erschlichenen Vorrechte zu entreißen; ihm die ungeheueren Einkünfte, die er von der deutschen Kirche ziehe, abzuschneiden; den Priestern den Ehestand wieder frei zu geben; alle Bettelklöster aufzuheben, und die beleidigten Böhmen wieder auszusöhnen, indem man ihnen öffentlich erkläre, ihr Lehrer und Lands-

mann Huß sey eben so ungerecht als treulos verbrannt worden. — Diese Grundsätze verbreiteten sich schnell, und wurden in vielen Gegenden befolgt: denn die Fürsten sahen darin ein Mittel, sich vom Pabste unabhängig zu machen, und die reiche oft übermüthige Geistlichkeit in ihren Ländern einzuschränken. Viele Klöster wurden niedergerissen, mehrere Geistliche heiratheten, und die Ablaßkrämer wurden überall verhöhnt. — Als Tezel aus Jüterbock (in Thüringen bei Querfurt) zog, wo er sich lange aufgehalten hatte, ritt ihm ein Edelmann mit einigen Knechten nach, holte ihn im Walde ein, und bat ihn um einen Ablaßbrief für eine künftige Sünde. Als er den Zeddel erhalten hatte, nahm der Ritter dem Tezel seinen vollen Geldsack weg, rief lachend: dies sey die Sünde, die er habe begehen wollen, und brachte den Kasten im Triumph nach Jüterbock, wo er noch bis auf diesen Tag zum Andenken aufgehoben wird.

Indeß war der zum Kaiser erwählte Karl V. nach Deutschland gekommen, und hatte 1521 die sämmtlichen Fürsten nach Worms eingeladen. Auf dieser Versammlung erschien auch ein päbstlicher Gesandter, um die lutherischen Ketzereien zur Sprache zu bringen. Mit Erstaunen hatte er die Begeisterung bemerkt, welche überall für Luthern herrschte, und dagegen die ungewöhnlich feindselige Stimmung wider Pabst und Geistlichkeit. Er sprach daher mit lebhafter Erbitterung gegen die neue Lehre; und es ward der Beschluß gefaßt, daß man Luthern herbeirufen sollte, um ihn öffentlich zur Rechenschaft zu ziehen. Der Kurfürst von Sachsen willigte indeß nicht eher ein, als bis ihm der Kaiser freies Geleit und eine völlig sichere Rückkehr versprochen hatte. Jetzt trat Luther freudig die Reise an, obwohl von einem Fieber so entkräftet, daß er fast unterweges liegen blieb. Seine Wanderung von Wittenberg nach Worms glich einem Triumphzuge; so sehr drängte sich das Volk, ihn zu sehen. Doch warnten ihn schreckende Gerüchte, und der Rath treuer Freun-

de, nicht in die Stadt zu kommen. Er aber antwortete: und wären so viel Teufel in der Stadt, als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch kommen. Der Auflauf des Volkes bei seiner Ankunft in Worms den 16ten April war ungeheuer; und als er am folgenden Tage vor die Reichsversammlung geführt wurde, mußte man, um durchzukommen, mit ihm durch Gärten und Häuser kriechen. Er ward gefragt, ob er seine Lehre widerrufen wolle. Schüchtern durch die große und glänzende Versammlung, antwortete er, darüber bitte er sich Bedenkzeit aus. Und man beschied ihn auf den andern Tag. Gestärkt durch den Zuspruch seiner Freunde, besonders seines Kurfürsten und des Landgrafen von Hessen, beantwortete er jetzt die vorgelegten Fragen mit der größten Fassung; und sagte zum Schluß mit einem würdevollen Ton: Weil denn eine schlichte, einfältige Antwort von mir verlangt wird; so will ich euch eine geben, die weder Hörner noch Zähne hat. Ich glaube weder dem Pabst noch seinen Versammlungen (Concilien); denn beide haben oft genug geirrt, und sich selbst widersprochen. Ich kann und werde also nicht widerrufen, es sey denn, man widerlege mich aus der heiligen Schrift; denn es ist nicht gerathen, etwas wider das Gewissen thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen. — Kurfürst Friedrich freute sich über diese Fassung und sagte, als er aus der Versammlung kam: wie schön hat Pater Martin geredet vor Kaiser und Reich; er war muthig genug, vielleicht zu muthig. — Man deutete Luthern hierauf an, daß er wieder abreisen könne; doch 4 Wochen nachher ward er als Ketzer in die Acht, aller bürgerlichen Rechte für verlustig erklärt, und jeder, der ihn beherberge, sollte gleiche Strafe zu erwarten haben.

Indeß war Luther schon in Sicherheit gebracht. Als er am 4ten Mai von seinem Vaterdorfe Möre abreiste, um nach Wittenberg zurückzukehren, ward in der Nähe des Schlosses Altenstein der Wagen plötzlich von fünf

verkappten Reutern angehalten, welche Luthern herausrissen, auf ein Pferd setzten, mit ihm in den Wald jagten, und ihn auf das veste Bergschloß **Wartburg** brachten, welches eine Stunde von Eisenach mitten im Walde liegt. Hier erhielt er ein Zimmer, mit allen Bequemlichkeiten, auch mit Büchern und Schreibmaterialien versehen; und in der Nachbarschaft galt er für einen staatsgefangenen Junker. Darum mußte er auch ritterliche Kleidung tragen, und sich, wie es unter Kriegsmännern Sitte war, den Bart wachsen lassen. Alles dieses hatte sein Beschützer der Kurfürst Friedrich von Sachsen veranstaltet, um ihn den Nachstellungen seiner Feinde zu entziehen. Diese glaubten eine Zeitlang, er sey todt; bald aber erkannten sie durch neue Schriften, die von ihm verbreitet wurden, daß er noch leben müsse, aber wo er lebe, konnte niemand erfahren.

In dieser Einsamkeit erwachten bei Luther wieder, wie in frühern Jahren, schwermüthige Gedanken; und er bildete sich ein, der Teufel verfolge ihn für seine treuen Arbeiten am Worte Gottes. Diese Einbildung machte ihn so unruhig, daß er bei dem kleinsten Rasseln, das er hörte, sich schon gefaßt hielt, vom Teufel geholt zu werden. Einst, erzählt man, habe er sich eingebildet den Teufel an der Fensterwand zu sehen, und habe mit dem Dintenfaß nach ihm geworfen. Noch jetzt zeigt man Reisenden die Spuren dieser Dinte an der Wand des Zimmers, wo Luther gefangen saß.

Als indeß Luther hörte, daß man allerlei Neuerungen in Wittenberg unter seinem Namen anfange, die Heiligenbilder gewaltsam aus den Kirchen werfe, Altäre und Beichtstühle zerstöre; erschien er im März 1522 unversehens in Wittenberg, und brachte durch kraftvolle Predigten alles zur alten Ordnung zurück. — Die über Luther ausgesprochene Acht war indeß vergessen; in Sachsen und Hessen wurde nach Luthers Beispiel der Gottesdienst deutsch eingerichtet, die Messe abgeschaft, und Klöster aufgehoben.

1523 erschien auch die Bibel vollständig ins Deutsche übersetzt von Luther, und wurde begierig gekauft und gelesen. Da indeß der Kaiser Karl und sein Bruder Ferdinand der neuen Lehre abgeneigt schienen, und sogar dahin arbeiteten, daß die Wormser Achtserklärung gegen Luther beobachtet werden solle; verbanden sich 1526 die Lutherisch gesinnten Fürsten Deutschlands mit einander zu Torgau, sich bei jedem Angriffe in Sachen der Religion treuen Beistand zu leisten.

1524 hatte bereits Luther seine Augustinerkutte abgelegt, und trug von jetzt an einen ordentlichen Rock. Gewöhnlich schenkte ihm der Kurfürst das Tuch dazu, und zwar schwarzes, welches damals die Hoffarbe war; und da seine Schüler ihm gern in den kleinsten äußerlichen Eigenheiten nachahmten; ward diese Farbe so allgemein eingeführt, daß sie bis auf unsere Zeiten die feierliche Farbe der Geistlichkeit geblieben ist. — Doch etwas noch weit auffallenderes that er im nächsten Jahre 1525: er heirathete, trotz aller Bullen des Pabstes. Seine Frau hieß: Katharina von Bora, eine gewesene Nonne, die auf seine Veranstaltung durch Torgauische Bürger 1523 aus dem Kloster Nimtschen bei Grimma mit acht anderen Nonnen befreiet worden war. — 1527 machte Luther mit seinem Freunde Melanchthon a) eine Reise durch Sachsen, die Kirchen

a) Melanchthon, eigentlich Schwarzerd, war in Wittenberg Lehrer der griechischen und lateinischen Sprache, ein sehr gelehrter und dabei äußerst sanfter und bescheidener Mann. Luther gestand es selbst, daß Melanchthon mehr verstehe als er, und bediente sich oft des Rathes seines einsichtsvolleren Freundes. Als Luther nach Worms reiste, verließ er ihn mit den Worten: Komme ich nicht wieder, und morden mich meine Feinde; so beschwöre ich dich, lieber Bruder, laß nicht ab zu lehren und bei der Wahrheit zu verharren. Arbeite unterdessen zugleich für mich, weil ich nicht hier seyn kann. Du kannst es noch besser machen. Darum ist auch nicht viel Schade um mich; bleibst du doch

und Schulen zu untersuchen. Hier fanden sie die Lehrer eben so unwissend, als das Volk: der ganze Gottesdienst bestand in dem Herplappern unverstandener Gebetsformeln. Es ist unverantwortlich, schreibt Melanchthon, daß man die armen Leute bisher in so großer Unwissenheit und Dummheit gelassen hat! Mein Herz blutet, wenn ich diesen Jammer erblicke. Ich gehe oft bei Seite, und weine meinen Schmerz aus, wenn wir mit der Untersuchung eines Orts fertig sind. Und wer wollte nicht jammern, der da sieht, wie die Anlagen des Menschen so ganz vernachlässiget werden, und der Geist, der so viel lernen und fassen kann, nicht einmal von seinem Herrn und Schöpfer etwas weiß. — Als dies mühsame Geschäft geendiget war, brachte Luther 1528, um den Lehrern die Sache leicht zu machen, die Hauptsätze seiner Lehre in Fragen und Antworten. Dies ist der berühmte Katechismus Lutheri. Einen kurzen Auszug daraus, den er den kleinen Katechismus nannte, bestimmte er für die Kinder.

Da indeß die katholischen Fürsten Deutschlands fortdauernd gegen die neue ketzerische Lehre schrieen; ward 1529 zu Speier eine Reichsversammlung gehalten, die Streitigkeiten beizulegen. Hier ward den lutherischen Fürsten zugestanden, ihre neue Lehre beizubehalten, aber die Messe und andere katholische Gebräuche nicht abzuschaffen, und keinen für die neue Lehre aufzunehmen. Gegen diese Beschränkungen reichten die Lutheraner eine

noch da. An dir hat der Herr noch einen gelehrteren Streiter. — Doch hätte Melanchthon für sich allein das große Werk der Reformation nicht zu Stande gebracht; denn er war äußerst mild und ängstlich. — Ach schreibt er einmal, wenn man mich doch nicht aus meinem Hörsaale abriefe, und mich nur zum Besten der Jugend ungestört arbeiten ließe! Das ist meine Ruhe und Freude. Für andere Dinge bin ich zu weich und ungeschickt.

Protestation ein, von welcher sie seitdem den Namen Protestanten erhalten haben.

Drauf ward 1530 eine neue Versammlung zu Augsburg gehalten, auf welcher Karl selbst erschien. Hier übergaben die Lutheraner eine Schrift, welche, von Melanchthon aufgesetzt, kurz ihr Glaubensbekenntniß enthielt, und daher gewöhnlich die Augsburgische Konfession genannt wird; denn Confessio heißt Bekenntniß. Die Katholiken sahen darin nichts als Ketzereien; die Protestanten verließen die Versammlung; und nun ward die lutherische Ketzerei in den stärksten Ausdrücken verdammt, und die weitere Ausbreitung derselben bei den härtesten Strafen verboten. Dagegen verbanden sich alle lutherischen Fürsten zu Schmalkalden a), den 22sten December 1530, im Nothfall mit bewaffneter Hand ihre Glaubensfreiheit zu vertheidigen. Da aber der Kaiser Karl von den Einfällen der Türken in Ungarn und Oestreich litt, sie waren bis vor Wien gedrungen, und zugleich in immerwährendem Kriege mit Franz I. von Frankreich lebte; so sah er sich gegen seinen Willen genöthiget, den Protestanten 1532 mehrere Forderungen zuzugestehen, um nur von ihnen Hülfe gegen die Türken zu erhalten. Dies benutzten die Protestanten trefflich: es wurden immer mehr Klöster eingezogen, und ihr Bund vergrößerte sich, wiewohl nicht mehr die anfängliche Eintracht unter den Mitgliedern herrschte: der Kaiser suchte besonders die beiden Häupter, die Fürsten von Sachsen und Hessen, gegen einander mißtrauisch zu machen. Selbst die östreichischen Unterthanen nahmen die neue Lehre an, und 1540 schien es, als ob binnen 20 Jahren kein einziger Katholik mehr in ganz Deutschland seyn würde. Karl und Ferdinand, so unzufrieden sie mit diesen schnellen Fortschritten des Protestantismus waren, konnten nichts dagegen thun; denn äußere Feinde bedroheten ihre Staaten

a) Schmalkalden liegt in der Grafschaft Henneberg, südwestwärts von Erfurt, unweit der Werra.

immer wieder aufs neue. Um Hülfe gegen die Türken zu erhalten, mußte 1542 den Protestanten auf fünf Jahre wenigstens freie Uebung ihrer Religion und sicherer Friedensstand versprochen werden: da erst leisteten sie Hülfe. Und so waren im Grunde die ungläubigen mahomedanischen Türken die eifrigsten Beförderer des Protestantismus, doch freilich ohne daß sie es wollten. — Heimlich sann indeß der Kaiser, durch den Pabst gereizt, darauf, die widerspenstigen Protestanten zu züchtigen; und die Uneinigkeiten unter ihnen selbst erleichterten dieses Vorhaben nur zu sehr.

So lange indeß Luther lebte, blieb Friede. — In den letzten 20 Jahren seines Lebens litt er an Steinschmerzen und an Schwindel. Doch arbeitete er mit gleichem Eifer, oft über seine Kräfte: er mußte manchmal nach halb vollendeter Predigt fast ohnmächtig die Kanzel verlassen. Er hielt diese Leiden alle für Wirkungen des Teufels, und bekämpfte sie durch Gebet und vestes Vertrauen auf Gott. Mit der Richtung, welche die Reformation nahm, war er zuletzt nicht zufrieden: denn die Fürsten waren ihm zu unentschlossen, und Melanchthon zu sanft und nachgiebig. Das ist unstreitig wahr, hätten sich die Fürsten standhaft vereiniget: bei jener bedrängten Lage des Reiches hätten sie mehr gewinnen können, und hätten dadurch vielleicht die blutigen Kriege verhütet, welche nachher zwischen den Protestanten und Katholiken entstanden. Allein Luther war auch zuweilen sehr heftig und hart: hätte man ihn nach seinem Willen handeln lassen; er hätte leicht Alles wieder durch seine Heftigkeit verderben können, wie er dadurch auch seiner Lehre manche Freunde entzogen, ja von ihr zurückgestoßen hat. So schrieb er sehr hart an den König von England, Heinrich VIII., der einige seiner Lehren bestritt; und erbitterte diesen so, daß er ein eifriger Gegner des Lutherthums wurde, und daß sich nachher in England eine ganz eigene Kirche bildete, die nicht katholisch und nicht lutherisch ist, sondern etwa zwischen beiden in der Mitte steht. Sie hat manchen äußern Gebrauch

der katholischen Kirche beibehalten, z. B. Bischöfe, Meßgewänder u. s. w.; erkennt aber den Pabst nicht als Oberhaupt. Sie heißt zur Unterscheidung die englische Kirche. — Noch unsanfter war sein Betragen gegen Zwingli in der Schweiz.

Auch in diesem Hirtenlande erschien 1518 ein Ablaßkrämer. Er kam nach Zürich. Hier aber vermogte Zwingli durch seine Predigten, daß er nicht den geringsten Abgang seiner Zeddel fand; und auf allgemeine Bitte der Schweizer mußte der Pabst Leo X. seinen Abgesandten zurückrufen. Es wurden nun mehrere päbstliche Mißbräuche abgestellt, die Messe aufgehoben, die Bilderverehrung abgeschaft. Man fing an deutsch zu predigen, man erlaubte den Klosterfrauen sich zu verheirathen, und 1524 verehelichte sich Zwingli selbst. Triumphirend wie in Deutschland verbreitete sich die reformirte Lehre durch die Schweiz, und erregte, wie sich leicht denken läßt, ein eifriges Gegenstreben der Katholiken. Doch umsonst: es mußte endlich in fast allen Kantons frei gegeben werden, daß ein jeder sich zu der Religion bekennen könne, die er für die wahre halte. — Ihr sehet hieraus, daß Zwingli auf denselben Zweck hinarbeitete, nach welchem Luther strebte. Auch verehrte er den deutschen Reformator sehr, liebte ihn wie seinen Bruder; und Luther — stieß ihn zurück. Sie waren über die Erklärung einer biblischen Stelle uneins (1 Korinth. 11, 24. 25.). Der Landgraf von Hessen, der gern beide vergleichen wollte, damit ihre Anhänger gemeinschaftliche Sachen gegen den Papismus machen mögten, veranstaltete 1529 zu Marburg eine Zusammenkunft der beiden merkwürdigen Männer. Ungeachtet am Ende jeder bei seiner Meinung beharrte, versprach man sich doch beim Abschied gegenseitige Freundschaft. Luther aber hielt die Versprechen wenig: er schrieb bitter gegen Zwingli, und warf ihm unter andern vor, daß er auch den Heiden zugestehe, selig werden zu können, was Luther anderswo selbst zugesteht. So trennten sich die Anhänger Zwingli's

von den Lutheranern, und bildeten eine eigene Religionsgesellschaft, die wir gewöhnlich Reformirte, auch wohl Kalvinisten nennen. Sie unterscheiden sich im Aeußern dadurch von den Lutheranern oder Protestanten, daß sie gar keine Ausschmückung in ihren Kirchen dulden, keine Bilder haben, und daß sie beim Abendmahl einfaches Brod nehmen, wo die Lutheraner Oblaten mit dem Bilde des Gekreuzigten haben.

Im Januar 1546, also mitten im Winter, reiste Luther wiewohl krank nach Eisleben, eine Streitigkeit zwischen dem Kurfürsten von Sachsen und den Grafen von Mansfeld zu schlichten. So schwach er sich fühlte, predigte er doch viermal dort, zuletzt den 14ten Februar. Mittwochs den 17ten Februar war er so matt, daß er nicht ausgehen konnte. Er betete viel, und unterhielt sich mit seinen Freunden. Einmal trat er nachdenkend ans Fenster, und sagte: Ich bin hier in Eisleben geboren; wie wenn ich auch hier sterben sollte? — Zum Abendessen ging er noch hinunter in die große Stube. Er sprach viel von Tod und Wiedersehen, und ging bald auf sein Zimmer. Hier fing er an zu klagen, daß es ihm um die Brust so bange werde. Sogleich ward nach Hülfe geschickt; seine Freunde blieben, die Nacht bei ihm zu wachen. Nach 9 Uhr sagte er: Wenn ich ein halbes Stündlein könnte schlummern, hoffe ich, es sollte besser werden. Er schlummerte auf dem Polsterbette ein, indem die Freunde und seine zwei Söhne ängstlich schweigend um ihn saßen. Um 10 Uhr erwachte er wieder, und sagte gerührt; Siehe, sitzt ihr noch? mögt ihr euch nicht zu Bette legen? Sie weigerten es, und führten ihn in seine Kammer, wo sein Bett schon gewärmt war. Indem er sich hineinlegte, gab er allen die Hand, wünschte ihnen gute Nacht, und sagte: Betet zu unserm Herrn Gott für sein Evangelium, daß es ihm wohlgehe; denn der leidige Pabst zürnet hart mit ihm. — Schwerathmend schlief er ein, war aber um 1 Uhr nach Mitternacht schon wieder wach, und trug seinem Diener auf, das Zimmer

zu heitzen. Es war schon geschehen. Da ging er noch ohne Hülfe aus der Kammer herein, klagte aber sehr über Beklommenheit und betete viel. Noch ging er einigemal auf und ab, setzte sich dann auf das Polsterbett, und ließ sich den Leib mit warmen Tüchern reiben. Alle Hausgenossen kamen herauf, auch Graf Albrecht von Mansfeld und seine Gemalin, die stärkende Tropfen mitbrachte. Luther klagte aber immer heftiger über Brustschmerzen und große Angst, betete dreimal hinter einander: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist; du hast mich erlöset, du treuer Gott! und dann schloß er die Augen, und ward stille. Die Gräfin fuhr fort, ihm den Puls mit balsamischen Wassern zu bestreichen; auch die anderen Freunde rieben und wärmten ihn; und Einer darunter rief ihm zu: Ehrwürdiger Vater, wollt ihr auf die Lehre von Christo, wie ihr sie geprediget, sterben? Mit vernehmlicher Stimme antwortete Luther: Ja! wendete sich dann auf die rechte Seite, und entschlief so sanft, daß die Umstehenden glaubten, er schlummere nur. Erst da man ihm unter das Gesicht leuchtete, und Hände und Füße anfühlte, auch vergebens seinen Namen rief; merkte man, daß er todt sey. Es war zwischen 2 und 3 Uhr Morgens den 18. Februar, 1546. Er starb in seinem 63sten Jahre. Man zeigt noch jetzt das Haus in Eisleben, wo er gestorben: es gehörte damals einem Stadtschreiber, Drachenstedt; jetzt wohnt ein Schulmeister darin, doch ist es nicht mehr dasselbe.

Der Kurfürst sandte auf die Nachricht von Luthers Tode sogleich Befehl, Luthers Leichnam nach Wittenberg zu bringen. Freitags den 19ten Februar wurde er nach der Kirche in Eisleben gebracht, wo ihm eine Leichenrede gehalten wurde; und Sonnabends den 20sten ward der Sarg unter großer Begleitung nach Halle geführt. Auf dem Wege dahin wurden in allen Dörfern die Glocken geläutet, und Männer und Weiber und Kinder schlossen sich wehklagend dem Zuge an. Abends nach 5 Uhr nahete sich der Zug der Stadt Halle, deren Einwohner ihm

schon weit entgegen kamen, indeß der Magistrat, die Geistlichkeit und die Schule den Leichenwagen in einem förmlichen Aufzuge einholten. Brücken und Straßen waren so gedrängt voll von Menschen, daß der Zug oft still halten mußte, und auf eine kleine Strecke Weges (von der hohen Brücke durch das Moritzthor über den alten Markt durch die Schmeerstraße bis nach der Marktkirche) fast zwei Stunden zubrachte: erst gegen 7 Uhr war der Sarg in der Kirche niedergesetzt, wo er die Nacht hindurch unter der Aufsicht einer Bürgerwache stehen blieb. Ein Künstler nahm in der Zeit einen Wachsabdruck von dem Gesicht des Todten. Das darnach verfertigte Bildniß ist noch jetzt auf der Marienbibliothek in Halle zu sehen. Den folgenden Tag ging der Zug weiter über Bitterfeld nach Wittenberg, wo er am Montag, den 22sten Februar ankam. Der Einzug durch das Elsterthor war eben so feierlich, als rührend. Eine große Anzahl von Grafen und Herren zu Pferde, dann die ganze Universität und der Magistrat zogen vor und hinter dem Leichenwagen her; und hinten schloß sich der ganze Haufen der um ihren großen Lehrer trauernden Bürger mit Weibern und Kindern an. Nie vielleicht ist eine ganze Stadt in eine so allgemeine und tiefe Trauer versetzt worden. Nach einer langen Leichenpredigt ward der Sarg in die vom Kurfürsten angewiesene Gruft in der Schloßkirche gesenkt, über welcher noch jetzt seine Grabschrift auf einer messingenen Tafel zu lesen ist.

52.

Dreißigjähriger Krieg 1618 — 1648.

Gleich nach Luthers Tode, noch im Jahr 1546, kam es zum Kriege zwischen den Protestanten und Katholiken: und was Luther gefürchtet hatte; die Unentschlossenheit der Lutheraner ward ihr Verderben. Als Karl schon deutlich

seine Absichten erklärt hatte, als man schon hier und dort Rüstungen sah; wagten die protestantischen Fürsten nichts Entscheidendes, ließen den günstigsten Zeitpunkt unbenutzt vorübergehen, und wurden endlich durch die Gewalt der kaiserlichen Macht und durch Treulosigkeit des sächsischen Herzogs Moritz besiegt. Es läßt sich denken, daß jetzt die Protestanten vom Kaiser nicht mit Milde behandelt wurden. Dieß reizte die Unterdrückten aufs neue, und Moritz, der selbst Protestant war, stellte sich endlich an die Spitze der Unzufriedenen, und zwang Karln 1552 zu dem Passauer Vertrage, der nachher 1555 durch den Religionsfrieden zu Augsburg bestätiget wurde. Es ward den Protestanten überall im Reiche freie Religionsübung bewilliget; sie sollten alle Einkünfte aus den vormals katholischen Klöstern und Stiftungen behalten dürfen; niemand sollte wegen der Religion irgendwo eine Kränkung erfahren; jedem sollte erlaubt seyn, um der Religion willen auszuwandern, wohin es ihm beliebte; jeder nach freier Willkühr glauben und leben.

Doch so schön dieser Friede lautet, so wenig erfreulich waren seine Wirkungen in Deutschland. Denn auch die Protestanten blieben nicht auf der goldenen Mittelstraße, sondern viele unter ihnen suchten mit Luthers Feuereifer Andersglaubende zu bekehren; viele Fürsten reizte Habsucht, die Katholiken zu beschränken, um die Einkünfte von Klöstern und Kirchen an sich zu ziehen. — Allen diesen Anmaßungen und Eingriffen setzten die Katholiken natürlich Widerstand entgegen, und so wuchs die Erbitterung von beiden Seiten gegen einander.

Dazu bildete sich jetzt unter den Katholiken eine äusserst schlaue Gesellschaft, die Jesuiten. — Ignatius Loyola, ein spanischer Offizier, hatte sie 1540 gestiftet. Er wurde bei der Belagerung einer spanischen Stadt verwundet, und viele Wundergeschichten von Heiligen, die er während der langweiligen Kur las, erhitzten seine Einbildungskraft so, daß er den Gedanken faßte, einen neuen

geistlichen Orden zu stiften. Alle, die er dazu aufnahm, mußten versprechen, ehelos zu leben, unbedingt ihrem Vorsteher zu gehorchen, keine weltliche Schätze zu besitzen, und überall in die Welt auszuziehen, die Heiden zu bekehren. Als Oberhaupt aber erkannten sie den Pabst in Rom. Anfangs waren nur 10 Mitglieder, aber nach kaum 60 Jahren waren ihrer einige tausend. Diese Gesellschaft Jesu versuchte nun, die katholische Religion wieder in Ansehen zu bringen. Sie bestand fast aus lauter gelehrten Männern: diese legten Schulen an, ertheilten unentgeldlich Unterricht, und ihre Schüler kamen bald allgemein in den Ruf großer Gelehrsamkeit. Dabei beobachteten sie eine äußerst strenge Lebensweise, und wußten durch den äußeren Schein von Heiligkeit Vornehme und Volk zu gewinnen. Nach und nach wurden die wichtigsten geistlichen Stellen bei den Katholiken alle mit Jesuiten besetzt; und im Stillen wirkten sie der Ausbreitung des Lutherthums mächtig entgegen, entzogen ihm manchen klugen Kopf, und trugen nicht wenig dazu bei, die Erbitterung zwischen beiden Parteien zu vermehren. — So ging es bis in den Anfang des 17ten Jahrhunderts hin: es war kein Friede, doch war auch kein Krieg. — Endlich mußte Böhmen die Veranlassung zu einem furchtbaren Kriege geben, der 30 Jahre hindurch von 1618 bis 1648 Deutschland verheerte, und an dem auch auswärtige Reiche, besonders Schweden und Frankreich, zum Nachtheil des uneinigen Deutschlands, nicht unbedeutenden Antheil nahmen.

In Böhmen waren ungeachtet der Verbrennung Hussens 1415 doch viele Anhänger seiner Lehren geblieben; bei diesen fanden die Religionsverbesserungen Luthers und Zwingli's sehr schnellen Eingang, und wiewohl sie sich weder Lutheraner noch Reformirte nannten, waren sie doch im Grunde Protestanten. Man nannte sie gewöhnlich die böhmischen Brüder. Einige Erzherzoge von Oestreich, die zugleich Könige von Böhmen waren, hatten sie geduldet; aber Rudolf II. (regierte von 1576 bis 1612),

1612), der sich ganz von Jesuiten leiten ließ, verbot den böhmischen Brüdern freie Uebung ihrer Religion. Sie widersetzten sich; doch umsonst. Und wiewohl sie ihn gegen seinen Bruder Matthias, der ihn vom Throne stoßen wollte, vertheidigten, achtete er dennoch ihrer gerechten Foderungen nicht. Da verschafften sie sich selbst Recht: sie richteten an allen Orten den Gottesdienst nach ihrer Weise ein, und stellten eine bewaffnete Macht unter dem Grafen von Thurn auf, sich im Nothfall vertheidigen zu können. Jetzt mußte der Kaiser nachgeben, und stellte ihnen 1609 den sogenannten Majestätsbrief aus, dessen Verletzung nachher die nächste Veranlassung des furchtbaren Krieges wurde. Durch diesen Brief erhielten die böhmischen Brüder und Protestanten vollkommen gleiche Rechte mit den Katholiken; ihre Geistlichen sollten unabhängig seyn von den Bischöfen; wo in Städten, Flecken und Dörfern protestantische Kirchen wären, die sollten bleiben; und wenn sie noch neue erbauen wollten, so sollte dieses den Städten und dem Ritterstande erlaubt seyn: (aber nicht den Unterthanen ohne Einwilligung der Oberherren, der Magisträte oder Güterbesitzer, wenigstens deuteten es so die kaiserlichen Räthe).

In einer kleinen Stadt Klostergrab und in Braunau erbauten darauf die protestantischen Unterthanen eigenmächtig, gegen den Willen ihrer Gutsherren, Kirchen. Auf Befehl des Kaisers Matthias wurde die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt, und die unruhigsten Bürger wurden ins Gefängniß geworfen. Eine allgemeine Bewegung unter den Protestanten war die Folge dieser Gewaltthat; man schrie über Verletzung des Majestätsbriefes, und wandte sich mit einem Schreiben an den Kaiser. Drohungen waren die Antwort; und man verbreitete, diese Antwort sey nicht vom Kaiser selbst, sondern in Prag gemacht. Diesem Gerücht wurde leicht geglaubt; denn unter den kaiserlichen Räthen in Prag waren zwei als Feinde der Protestanten allgemein verhaßt: man beschul-

digte sie, daß sie ihre protestantischen Unterthanen mit Hunden in die Messe hetzen ließen, daß sie Taufe, Heirath und Begräbniß untersagten, um zum Pabstthum zu zwingen.

Am 23. Mai 1618 waren die Räthe auf dem königlichen Schlosse in Prag versammelt. Abgesandte der Protestanten dringen bewaffnet und in zahlreicher Begleitung in den Saal, und verlangen eine Erklärung von jedem einzeln, ob er Antheil an dem kaiserlichen Schreiben habe. Jene beiden schon verhaßten, Martinitz und Slawata, antworteten trotzig. Da schleppte man sie ans Fenster, warf sie hinaus in den Schloßgraben achtzig Fuß hinunter, und den Geheimschreiber schickte man ihnen nach. Diese Art zu verfahren war bei den Böhmen nicht ungewöhnlich, und sie fanden in dem Vorfalle nichts sonderbar, als daß die Hinuntergestürzten nicht die Hälse gebrochen hatten. — Nun bemächtigte man sich des Schlosses, wählte neue Obrigkeiten, jagte die Jesuiten aus dem Lande, und foderte alle Böhmen auf, ihre Rechte zu vertheidigen. Dem Kaiser aber schrieben sie, sie wären seine getreuen Unterthanen, und wollten nur die Kraft der Gesetze und die ihnen ertheilten Rechte aufrecht erhalten. Alles bewaffnete sich, die deutschen Protestanten schickten Hülfe unter dem tapfern Grafen von Mansfeld, und der Kaiser ließ Heere gegen Böhmen anrücken. Da starb Matthias 1619; und ihm folgte ein weitläuftiger Verwandter Ferdinand II. Ihn kannte man als einen wüthenden Feind der Protestanten; er hatte in den östreichischen Erbstaaten durch schlaue Kunstgriffe die schon weit verbreitete lutherische Kirche gänzlich unterdrückt, und breitete, um alle Gewaltthätigkeiten zu rechtfertigen, den Glauben aus, die protestantische Lehre reize zu Ungehorsam und Aufruhr; und alle Bemühungen der Ketzer seyen darauf gerichtet, sich von der landesherrlichen Obergewalt los zu machen. — Einen solchen Fürsten mußte Böhmen scheuen.

Und überall zeigten sich Freunde: Schlesien unterstützte, Mähren ward gewonnen, in einem Theile Oestreichs

erhoben sich die unterdrückten Protestanten wieder. Dadurch muthig gemacht, erwählten die Böhmen Friedrich von der Pfalz, einen reformirten Fürsten, zu ihrem Könige. Er schwankte lange, die gefährliche Würde anzunehmen; doch seine Gemalin, eine Tochter des Königs von England, trieb ihn dazu: Kannst du dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen; und dir bangt vor einer Krone, die man dir freiwillig entgegen bringt? Ich will lieber Brod essen an deiner königlichen Tafel, als an deinem kurfürstlichen Tische schwelgen. — Er nahm das Königthum an, und die Krönung wurde zu Prag mit großer Pracht vollzogen. — Doch Friedrich war nicht der Mann, der sich in einer so mißlichen Lage zu behaupten verstanden hätte: er verschwendete seine Zeit in Ergötzlichkeiten; zerstreuete die Einkünfte seiner Länder in eitlem Prunk, und drückte das Volk durch Auflagen. So machte er sich in Kurzem verhaßt: seine Soldaten wurden muthlos, und 1620 den 8ten November auf dem weißen Berge unweit Prag geschlagen. Friedrich saß während dieser Schlacht bei einem großen Gastmale in Prag, und da er hörte, daß seine Soldaten gänzlich zerstreut wären, entfloh er Nachts mit solcher Eilfertigkeit, daß er seine Krone und seine geheimsten Papiere zurückließ.

Dies Treffen hatte das Schicksal von ganz Böhmen entschieden. Prag ergab sich gleich den andern Tag dem Sieger; die übrigen Städte folgten dem Schicksale der Hauptstadt; und die Unterthanen huldigten Ferdinand, jetzt ohne alle Bedingung. Nach 3 Monaten wurden 27 der Hauptanführer hingerichtet; von dem gemeinen Volke eine unzählige Menge. Die Güter der Abwesenden und Todten wurden eingezogen; alle protestantischen Prediger wurden des Landes verwiesen; und den Majestätsbrief durchschnitt Ferdinand mit eigener Hand, und verbrannte das Siegel. Sieben Jahre nach der Schlacht bei Prag war alle Duldung gegen die Protestanten im Königreiche aufgehoben.

Doch Ferdinand war mit der Wiedereroberung seines Landes nicht zufrieden; auch Friedrich, Kurfürst von der Pfalz, der es gewagt hatte, sich zum Könige in Böhmen wählen zu lassen, sollte gezüchtiget und gänzlich vernichtet werden. 1621 wurde Friedrich seiner Kurwürde entsetzt, aus seinen Landen verwiesen; und der Herzog von Baiern, Maximilian, der durch seine Heere und seinen berühmten General Tilly in Böhmen gesiegt hatte, ward Kurfürst und erhielt die Oberpfälzischen Länder. Dadurch bekamen die Katholiken ein zu entscheidendes Uebergewicht im Kurfürstenrathe; denn es waren damals der Kurfürsten sieben, worunter bisher schon vier katholische gewesen waren. Maximilian ward nun der fünfte. Dennoch vereinigte diese Gewaltthat des Kaisers die Protestanten nicht zur Vertheidigung ihrer Rechte: nein, sie überließen den Kurfürsten Friedrich der Willkühr Ferdinands, und trennten sogar ihren geschlossenen Bund, aus Furcht, auf gleiche Weise abgesetzt und aus ihren Ländern verjagt zu werden. — Nur drei Glücksritter, der Graf von Mansfeld, der Markgraf von Baden, und Christian, Herzog von Braunschweig, erschienen mit zusammengerafften Haufen, die überall vom Raube lebten, zum Schutze Friedrichs: aber was konnten sie gegen die geordneten und zahlreichen Armeen des Kaisers ausrichten, der sogar Spanier nach Deutschland kommen ließ, die Protestanten zu unterdrücken? Die Pfalz ward besetzt, und Tilly siegte überall.

Wiewohl nun endlich 1624 kein Feind mehr im Felde stand, blieben die kaiserlichen Heere dennoch drohend an den Gränzen des niedersächsischen Kreises stehen; ja sie vermehrten sich noch. Und Tilly nahm protestantische Kirchen weg, verjagte Lutheraner aus ihren Besitzungen, und kündigte Untersuchung neuer Religionsveränderungen an. — Da war der niedersächsische Kreis gezwungen, sich zu bewaffnen; und Christian der 4te, König von Dänemark, und zugleich Herzog von Holstein, trat an die Spitze der versammelten Truppen. 1625 rückte er bis Hameln vor.

Indeß hatte der Kaiser bis jetzt nur mit fremden Waffen gesiegt: Baiern und die katholischen Fürsten Deutschlands hatten ihm Truppen gestellt. Er konnte nicht sicher darauf rechnen, daß ihm diese immer getreu blieben, besonders wenn er etwa Eroberungsplane ausführen möchte. Daher war es ihm sehr willkommen, daß ihm der Freiherr von Waldstein, ein Böhme, den Antrag that, auf eigene und seiner Freunde Kosten ein Heer zu rüsten und völlig zu bekleiden, ja ihr sogar den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, wenn er sie bis auf 50,000 Mann vermehren dürfte.

Waldstein wollte sie nehmlich, wie Graf Mansfeld, und Herzog Christian gethan hatten, vom Plündern der Länder ernähren, in denen gekriegt würde. — Der Ruf des Feldherrn, Hoffnung der Beute, Aussicht auf glänzende Ehrenstellen lockten aus allen Gegenden Deutschlands Abenteurer zu ihm, und sogar regierende Fürsten, von Ruhmbegier oder Gewinnsucht gereizt, erboten sich, Regimenter für Oestreich aufzustellen. — Dieses neue Heer unter Waldstein griff nun zugleich mit dem Heere unter Tilly den König Christian von Dänemark an; und nachdem der König lange ein Treffen vermieden hatte, ward er 1626, den 27sten August, bei dem Dorfe Lutter am Barem-berge im Braunschweigischen von Tilly geschlagen. Die Dänen thaten den Angriff mit vieler Tapferkeit, und dreimal führte sie der muthvolle König gegen den Feind; endlich aber mußte der schwächere Theil der überlegenen Anzahl und der besseren Kriegsübung des Feindes weichen. Der König floh in seine Staaten zurück, da Waldstein zugleich von einer andern Seite in Holstein selbst eindrang; und Waldsteins Räuberhaufen ergossen sich nun wie ein reißender Strom über Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig: Alles ward ausgeplündert, Protestant und Katholik, ohne Unterschied; und die reiche Beute lockte immer mehr Abenteurer und Dürftige, zum Theil auch die Ausgeplünderten selbst, so daß Waldstein mit einem Heere von 100,000 Menschen an den Küsten der Ostsee

stand, und sogar darauf dachte, die Staaten an der Ostsee, besonders Dänemark, der Obergewalt des Kaisers zu unterwerfen. 1628 belagerte er einen der wichtigsten Hafenörter, Stralsund. Da es ihm aber an Schiffen fehlte, konnte er die Stadt nur von der Landseite einschließen; von der Seeseite her versah sie sich immer fort ungehindert mit Lebensmitteln und neuen Truppen. Waldstein versuchte das Aeußerste, und sagte prahlend: ich will diese Stadt wegnehmen, und wäre sie mit Ketten an den Himmel gebunden. — Doch sollte jetzt sein Stolz es zum erstenmal erfahren, daß das Kriegsglück den Seinigen nicht immer treu bleibt. Die Stadt ergab sich in den Schutz des Königes von Schweden Gustav Adolf; und Waldstein mußte nach einem Verlust von 12,000 Mann von Stralsund unverrichteter Sache abziehen.

Der Kaiser, der nun ganz Deutschland besiegt sah, wünschte Frieden, und Waldstein, wiewohl er dadurch die Gelegenheit verlor, an der Spitze eines ihn anbetenden Heeres allen deutschen Fürsten Gesetze vorzuschreiben, rieth dazu, um sich den König von Dänemark zu gewinnen, und Dänemark von Schweden zu trennen. Im Mai 1629 ward mit Christian IV. zu Lübeck der Friede geschlossen: es wurden ihm alle eroberten Länder zurückgegeben: er sollte sich dagegen aber nicht weiter in die deutschen Angelegenheiten mischen, und sich besonders der verjagten Herzoge von Mecklenburg nicht annehmen, deren Länder der Kaiser an Waldstein geschenkt hatte.

Nun stand Ferdinand, aller Einschränkungen frei, als Besieger der Protestanten da, einzig in Deutschland im Besitz einer kriegerischen Macht. Da erschien das unglückliche Restitutionsedikt noch im März 1629. Nach diesem Edikt (Befehl) sollten die Protestanten alle Kirchen und Kirchengüter restituiren (wieder zurückgeben), die sie seit dem Passauer Vertrage 1552 eingezogen hätten. — Dieses Edikt war ein Donnerschlag für das ganze protestantische Deutschland. Es ward auf keine Gegen-

vorstellungen geachtet, sondern ein Heer stand bereit, den kaiserlichen Gesandten Gehorsam zu verschaffen. Mit Augsburg wurde der Anfang gemacht: sechs protestantische Kirchen wurden geschlossen. Eben so mußte der Herzog von Würtemberg die eingezogenen Klöster herausgeben. Dieß schreckte alle Protestanten, die zu ohnmächtig waren, sich der Macht des Kaisers zu widersetzen. Mehrere suchten schon durch demüthige Vorstellungen nur Milderung des harten Befehles zu gewinnen; Andere aber schickten Gesandte an Gustav Adolf nach Schweden, und foderten ihn auf, die Sache der deutschen Protestanten gegen die Uebermacht des Kaisers in Schutz zu nehmen.

Zugleich waren in Deutschland auch die Katholiken nicht mit dem Kaiser ganz zufrieden, besonders nicht mit seinem General Waldstein, der die katholischen Länder keinesweges geschont hatte. Vorzüglich wünschte Maximilian von Baiern den stolzen Böhmen gedemüthiget, da er, seit Waldstein anführte, zurückgesetzt wurde. Und zugleich suchte der französische Hof im Geheim dem Kaiser, wo es nur anging, zu schaden: er reizte Gustav Adolf, den Protestanten Beistand zu leisten, und ein französischer Gesandter unterstützte die Anträge des Kurfürsten von Baiern auf der Kurfürstenversammlung zu Regensburg 1630. Alle, Protestanten und Katholiken, klagten hier mit Einer Stimme gegen Waldsteins Gewaltthätigkeiten; Alle verlangten einstimmig seine Absetzung. Und Ferdinand entließ sogleich 15000 Mann seines Heeres; und nach langem Kampfe wurde Waldsteins Absetzung beschlossen a). — Waldstein, der selbst in

a) Ferdinand wurde dazu besonders durch einen listigen Kapuzinermönch bewogen, der den französischen Gesandten begleitete. Denn die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand die Stimme Gottes. Nichts auf Erden, schreibt sein eigener Beichtvater, war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es, pflegte er oft zu sagen,

Regensburg mit einer Pracht erschienen war, die den Neid seiner Gegner noch mehr gereizt hatte, empfing die Nachricht mit scheinbarer Ruhe. Der Kaiser ist verrathen, antwortete er den Gesandten: ich bedauere ihn, aber ich vergebe ihm. Zwar thut mir's wehe, daß er mich mit so wenigem Widerstande hingegeben hat; aber ich will gehorchen. — Er entließ die Gesandten fürstlich beschenkt, und bat den Kaiser in einem demüthigen Schreiben, ihn seiner Gunst nicht zu berauben, und ihn bei den erworbenen Würden zu beschützen. — Doch diese Demuth und Ruhe wohnte nicht in seinem Herzen. Seine Brust kochte vor Begierde sich zu rächen; und nur um dies desto glänzender zu thun, unterwarf er sich für jetzt. Denn er meinte, aus den Sternen sich deuten zu können, daß ihm in der Zukunft ein noch höheres Glück aufbewahrt sey: und an Sterndeuterei glaubte er vest. Auch entließ er sein Heer so reich beschenkt, daß er gewiß seyn konnte, so bald er dessen bedürfte, es eben so zahlreich wieder unter seiner Anführung versammelt zu sehen. Er ging auf seine Güter nach Böhmen, und lebte hier mit königlicher Pracht. Und dies konnte er denn freilich wohl, wenn es wahr seyn sollte, daß er 60 Millionen Thaler aus den geplünderten Ländern weggeführt hätte. Sechs Pforten führten zu dem Palast, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen. Sechs Barone und eben so viel Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen. Edelleute

daß ein Engel und ein Klosterbruder zu Einer Zeit und an einem Orte ihm begegneten; so würde der Klosterbruder die erste, und der Engel die zweite Verbeugung von ihm erhalten. — Doch diesmal wurde Ferdinand nur zu spät gewahr, daß man ihn angeführt hatte. Ein schlechter Kapuziner, hörte man ihn sagen, hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet, und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben.

verließen den kaiserlichen Dienst, um bei Waldstein in Dienst zu treten. Seine gewöhnliche Tafel war nie unter hundert Gängen. Reiste er über Land, so wurden ihm Geräth und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren: in sechzig Karossen folgte ihm sein Hof. Doch sein Umgang war stumm; er war finster und verschlossen, sprach wenig und lachte nie. Immer geschäftig versagte er sich alle leere Zerstreuungen, wodurch andere das Leben verschwenden. Er war hager, von großer Statur, gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen, aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückschreckender Ernst ruhete auf seiner Stirne; alles zitterte vor ihm, und nur das Uebermaaß seiner Belohnungen konnte ihm Diener gewinnen und erhalten.

53.

Dreißigjähriger Krieg.

Fortsetzung.

So lebte Waldstein, als den 24sten Juni 1630, an welchem Tage hundert Jahre vorher die Protestanten ihr Glaubensbekenntniß zu Augsburg überreicht hatten, Gustav Adolf mit 15,000 Mann an der pommerschen Küste landete.

Gustav war ohne Widerspruch, selbst Waldstein erkannte ihn dafür, der größte Feldherr seiner Zeit, und der tapferste Soldat in seinem Heere. Er machte wichtige Verbesserungen in der Kriegskunst, theilte die Reuterei in kleinere Haufen, daß sie sich leichter und schneller bewegen konnte; stellte die Armee, die gewöhnlich nur eine einzige Linie einnahm, in einer doppelten Linie in Schlachtordnung, daß die zweite anrücken konnte, wenn die erste zum Weichen gebracht war; und die zweckmäßigere

Benutzung des Fußvolks in Schlachten lernte Europa erst von ihm. Ganz Deutschland bewunderte die Mannszucht, wodurch sich die Schweden anfangs so rühmlich auszeichneten. Alle Ausschweifungen wurden strenge geahndet; am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. In den schwedischen Kriegsgesetzen wurde die Mäßigkeit befohlen; und man erblickte in dem Lager, selbst in den Zelten des Königes, weder Silber noch Gold. Gustav wachte mit eben der Sorgfalt über die Sitten der Soldaten, wie über die kriegerische Tapferkeit. Jedes Regiment mußte zum Morgen- und Abendgebet einen Kreis um seinen Prediger schließen, und unter freiem Himmel seine Andacht halten; und nie entzog sich der König diesen Andachtsübungen. Eine ungekünstelte lebendige Gottesfurcht erhöhete seinen Muth; und auch in seinem höchsten Kriegsglück blieb er noch Mensch und Christ. Alles Ungemach des Krieges ertrug er gleich dem Geringsten im Heere; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr; und seine natürliche Herzhaftigkeit ließ ihn oft vergessen, daß er als Feldherr mehr das Ganze lenken solle. — Den Offizieren, die ihn baten, sein Leben weniger zu wagen, gab er zur Antwort: Gott hat mir die königliche Würde übertragen, und meine Pflicht ist es, sie nicht durch Furcht oder Faulheit zu vernachlässigen. Und was könnte mir rühmlicheres begegnen, als wenn ich in der Vertheidigung der Ehre Gottes und des Vaterlandes mein Leben verlöre? — Seinem Freunde und Staatskanzler, Oxenstierna, sagte er bei einer ähnlichen Veranlassung: Ihr seyd doch auch in allem eurem Thun gar zu kalt, und hemmet mich in meinem Laufe. Aber Oxenstierna erwiederte: Es ist wahr, ich bin es. Wenn ich aber auch nicht zuweilen ein wenig Wasser in Euer Feuer gösse, so wären Eure Majestät schon längst verbrannt. — Ehe er Schweden verließ, hatte er seiner vierjährigen Tochter Christina huldigen lassen; und unter allgemeinem Weinen der Versammlung redete er, selbst nicht ungerührt, so zum Abschiede:

„Nicht leichtsinniger Weise stürze ich mich und euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte. Der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten aufs grausamste beleidiget a), er hat meine Feinde unterstützt b), er verfolgt meine Freunde und Brüder c), tritt meine Religion in den Staub d), und streckte die Hand aus nach meiner Krone e). Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben. Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt seyn wird. Nie habe ich sie gemieden, und schwerlich werd' ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes. Ich übergebe euch dem Schutze des Himmels. Seyd gerecht, seyd gewissenhaft, wandelt unsträflich; so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen. An euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst. Gott erleuchte euch, und erfülle euch mit Weisheit, meinem Königreiche stets das Beste

a) Das hatte Waldstein, der im Namen des Kaisers handelte, 1629 in Lübeck gethan, als dort der Friede mit Christian IV. von Dänemark unterhandelt wurde. Auch pflegte Waldstein wohl zu sagen: Wenn der Schwede einmal selber käme, er wolle ihn mit Ruthen nach Hause peitschen.

b) Die Polen, welche den Gustav Adolf nicht als König von Schweden anerkennen wollten, und mit denen Gustav seit seinem Regierungsantritte 1611 bis 1629 in Krieg gewesen war.

c) Die Herzoge von Mecklenburg, die von Waldstein verjagt waren.

d) Die protestantische.

e) Der Kaiser hatte mit Spanien heimlich den Plan gemacht; sie wollten sich in die nordischen Reiche theilen; und Waldstein hatte sich schon General der Ostsee genannt.

zu rathen. Euch, tapfrer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutz. Fahret fort, euch als Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte. Euch, Diener der Kirche, ermahne ich zur Verträglichkeit und Eintracht; seyd selbst Muster der Tugenden, die ihr prediget, und mißbrauchet nie euere Herrschaft über die Herzen meines Volkes. Euch, Deputirte des Bürger- und Bauernstandes, wünsche ich den Segen des Himmels, eurem Fleiße eine erfreuende Aerndte, Fülle euren Scheunen, Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für euch alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel. Ich sage euch allen mein zärtliches Lebewohl! Ich sage es vielleicht auf ewig." —

In Deutschland fand er indeß die Fürsten nicht so bereitwillig, ihn aufzunehmen, wie er es erwartet hatte. Aus Pommern vertrieb er bald die kaiserlichen Truppen, und Bogeslaus, der kinderlose Herzog dieses Landes, schloß mit Schweden ein Bündniß. Aber der Kurfürst von Brandenburg weigerte dem König den Durchmarsch, und ward erst durch eine Belagerung, womit Berlin bedroht wurde, gezwungen, den Schweden Sold, Lebensmittel und einige Vestungen zu überlassen. Und der Kurfürst von Sachsen, wiewohl er den 6ten Februar 1631 in Verbindung mit allen deutschen Protestanten Aufhebung des Restitutionsediktes vom Kaiser verlangt, einstweilen auch ein Heer von 40,000 Mann zusammenzubringen beschlossen hatte, dieses Haupt der Protestanten, verweigerte Gustav Adolf den Uebergang über die Elbe, als er der belagerten Stadt Magdeburg zu Hülfe eilte. Diese hatte mit dem Könige ein Bündniß geschlossen, und da Tilly, jetzt Oberanführer der kaiserlichen Armee, Pommern nicht mehr retten konnte, hatte er sich gegen diese schwedisch gesinnte Stadt gewandt. Sie besaß nicht Soldaten genug, ihre weitläuftigen Vestungswerke zu vertheidigen: die Vorstädte wurden also den

kaiserlichen Preis gegeben, und die Bürger beschlossen die eigentliche Stadt mit aller Kraft zu vertheidigen, da sie gewiß darauf rechneten, daß Gustav Adolf, der schon nahe war, bald zu ihrer Hülfe herbeieilen würde. Allein sie hofften vergebens: ihre eigenen Bundesgenossen hielten ihn zurück. — Am 9ten Mai fängt unerwartet die feindliche Kanonade an zu schweigen; todte Stille herrscht im kaiserlichen Lager; und unter den Belagerten verbreitet sich der frohe Glaube, daß ihre Rettung nahe sey. Der größte Theil der Bürger- und Soldatenwache verläßt gegen Morgen den 10ten Mai seinen Posten auf dem Wall, um endlich einmal nach langer mühseliger Arbeit sich des erquickenden Schlafes zu erfreuen. Aber dieses war ein theurer Schlaf, und es erfolgte ein entsetzliches Erwachen. — Tilly war nehmlich in der Zeit nicht müßig gewesen. Er hatte beschlossen, von vier Seiten zugleich gegen die Mauer der Stadt Sturm zu laufen, und wo möglich die Mauern zu durchbrechen und zu übersteigen. Um dazu die nöthigen Anstalten zu treffen, hatte er die Kanonade unterlassen. Der Versuch war gewagt: man unternimmt ein solches Wagstück nur, wenn die Mauern schon stark beschädigt sind, und die Stadt oder Vestung sich doch nicht ergeben will. Die Mauern Magdeburgs waren aber fast noch ganz unverletzt. Tilly, der indeß immer mehr fürchten mußte, daß die Schweden unerwartet über ihn kommen möchten, wollte diesen Sturm als den letzten Versuch wagen, und gelänge er nicht, abziehen. Unglücklicher Weise mußten nun seine Soldaten den Wall und die Mauern fast ganz von Soldaten entblößt finden. Morgens 7 Uhr fing der Sturm an, und noch vor Mittag waren alle Vestungswerke erobert und die Stadt in den Händen der Feinde. Jetzt folgte ein so ungeheures Blutbad, wie Deutschland es vielleicht noch in keiner Stadt erfahren hatte. Unschuldige Kinder, hülflose Greise wurden durchbohrt; Frauen wurden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Fü-

ßen ihrer Väter gräßlich zu Tode gemartert; in der Katharinenkirche wurden 53 Frauen, die auf den Knieen lagen und beteten, die Köpfe abgeschlagen; Kinder wurden in die Flammen geworfen, Säuglinge an den Brüsten ihrer Mütter aufgespießt. Um die Verwirrung zu vermehren und den Widerstand der Bürger zu hindern, hatte man an mehreren Orten Feuer angelegt. Jetzt erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reißender Schnelligkeit durch die ganze Stadt verbreitete, und den Brand allgemein machte. Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch einstürzende Häuser und durch das strömende Blut. Einige katholische Offiziere, von diesem grausenvollen Anblick empört, unterstanden sich, den Grafen Tilly zu erinnern, daß er dem Morden möchte Einhalt thun lassen. „Kommt in einer Stunde wieder, war seine Antwort. Ich will dann sehen, was ich thun werde. Der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit etwas haben!“ In weniger als zwölf Stunden lag eine der schönsten Städte Deutschlands in Asche; nur zwei Kirchen und etwa 130 Häuser an der Elbe, größtentheils Fischerhütten, blieben stehen. Der Todten waren so viel, daß man sie nicht begraben konnte; 6000 Leichen mußten in die Elbe geworfen werden, um die Gassen zu räumen; eine größere Menge von Lebenden und Leichen hatte das Feuer verzehrt; die ganze Zahl der Getödteten wird auf 30,000 angegeben. Erst den vierten Tag wurde der Plünderung Einhalt gethan; und 1000 Menschen, die sich in die Domkirche geflüchtet hatten, wurden hervorgezogen, nachdem sie hier drei Tage und zwei Nächte in beständiger Todesfurcht und ohne Nahrung zugebracht hatten. Tilly schenkte ihnen das Leben, und ließ Brod unter sie austheilen; doch ohne daß ihn seine unmenschliche That für jetzt gereuete, ritt er stolz durch die dampfenden, Blutbespritzten Trümmer, und konnte noch scherzend diese Gräuel die Magdeburger Hochzeit nennen. Diese Trunkenheit seines Siegsglücks währte aber nicht lange; es

verließ ihn seit dieser That oft die ruhige Besonnenheit, durch die er in 36 Schlachten gesiegt hatte; und die Verwünschungen, mit denen sein Name überhäuft wurde, regten endlich auch dies verhärtete Gewissen auf, daß er für so viel unschuldig vergossenes Blut die Strafe des vergeltenden Schicksals fürchtete.

Gustav Adolf ergriff tiefer Schmerz bei der Nachricht dieses Unglücks; er klagte laut die Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen als Mitzerstörer von Magdeburg an, und schwur dem grausamen Tilly Rache. — Wiewohl nun der Kurfürst von Sachsen den Schweden den Uebergang über die Elbe bei Wittenberg verweigert hatte: trauete ihm doch auch der Kaiser nicht, da er sich dem Restitutionsedikte widersetzte und Truppen warb. Tilly schickte also Gesandte an ihn, die ihm kaiserliche Einquartirung ankündigen sollten. Der Kurfürst verbat sich diese, und sagte beim Abschiede zu den Gesandten: „Meine Herren, ich sehe wohl, daß man gesonnen ist, das lange gesparte Sächsische Konfekt endlich auch auf die Tafel zu setzen. Aber man pflegt dabei allerlei Nüsse und Schauessen aufzutragen, die hart zu beißen sind, und sehen Sie sich wohl vor, daß Sie sich nicht die Zähne daran ausbeißen.“ Auf diese Antwort rückte Tilly gegen Sachsen an a). Da hat man den kurz

a) Er zog zuerst gegen Leipzig, und nahm auch diese Stadt nach einer kurzen Belagerung ein. Alles zitterte vor dem unmenschlichen Wütherich, doch ein Zufall rettete die Stadt. Um sich besser vertheidigen zu können, hatten die Leipziger eine Vorstadt abgebrannt, und nur das einzige Haus eines Todtengräbers war bei dem Brande stehen geblieben. In diesem wurden die Bedingungen der Uebergabe verhandelt. Wie Tilly hier eintrat, und die gemahlten Schädel und Todtengebeine erblickte, mit welchen der Besitzer sein Haus geschmückt hatte ward er blaß, und Grauen vor dem Tode durchbebte die blutbefleckte Seele des Helden. Leipzig erfuhr eine über alle Erwartung gnädige Behandlung.

vorher zurückgewiesenen Gustav um Hülfe. Dieser stellte sich anfangs, als ob er die Hülfe nicht anders gewähren wolle, denn auf harte Bedingungen. Da der Kurfürst aber nicht bloß diese, sondern noch mehr zugestand; sagte der König: Euer Mißtrauen, da ich Magdeburg zu Hülfe ziehen wollte, hat auch mich mißtrauisch gemacht; das jetzige Vertrauen des Kurfürsten aber verdient, daß ich es nicht täusche. Ich bin zufrieden, wenn er meiner Armee auf einen Monat Sold giebt, und ich hoffe, ihn auch für diese Ausgabe schadlos zu halten. Gleich den folgenden Tag vereinigten sich die Sachsen und Schweden, und trafen den 7ten September 1631 auf die feindliche Armee unter Tilly, bei Breitenfeld, eine Stunde von Leipzig. Es kam zur Schlacht, und Tilly, voll schwarzer Ahnungen, die schon den ganzen Morgen seine sonst immer freie Stirn umwölkten, ward das erstemal geschlagen. Die Sachsen flohen zwar; aber um so heftiger war der Angriff der Schweden, und nur ein schneller Rückzug der Kaiserlichen, mitten durch die Feinde hin, rettete den Feldherrn. 7000 waren auf dem Platze geblieben, 5000 gefangen und verwundet, die übrigen zerstreut, so daß Tilly auf seiner Flucht nach Halle und Halberstadt nicht über 600 Mann zusammen bringen konnte.

Jetzt hätte der Schneekönig, wie man in Wien anfangs den schwedischen König zum Spott nannte, gerade in die kaiserlichen Erbstaaten eindringen können; doch war es ihm wichtiger, die Protestanten erst von den Bedrückungen zu erlösen, unter denen sie in Franken, Schwaben, in der Pfalz und am Rhein seufzten. Längs des ganzen Mainstroms, vom Fichtelberge bis zum Rhein, zog er als Sieger daher; Mainz mußte sich ergeben, die Spanier wurden aus Deutschland verjagt, die Pfalz ward frei. Jetzt drang Gustav auch in Baiern ein; Tilly, der ihm den Eingang zu wehren suchte, fiel am Lech; und war Baiern, die Vormauer der östreichischen Staaten, erst in Feindes Gewalt, so konnte sich Wien nicht halten. — Zugleich

war der Kurfürst von Sachsen in Böhmen eingedrungen; eine Stadt nach der andern hatte sich unterworfen, und selbst Prag war ohne Schwerdtstreich gewonnen worden. Denn Waldstein, dem alle die Niederlagen der kaiserlichen Heere eine herzliche Freude waren, hatte Prag verlassen, und dadurch den Einwohnern alles Zutrauen genommen. — Schon rüsteten sich die Türken zu einem Angriff auf Ungarn, und in dem Mittelpunkte der östreichischen Staaten drohte ein Aufruhr loszubrechen.

Trostlos blickte Kaiser Ferdinand, der vor wenigen Monaten von der Ostsee bis zum adriatischen Meere herrschte, nach Hülfe umher, sich gegen so zahlreiche Feinde durch fremden Beistand zu stärken; an allen Gränzen seiner Staaten umfingen ihn feindliche Waffen; die Gefahr war aufs höchste gestiegen. Wer sollte, wer konnte da helfen? Ein Mann nur war es, von dem man Rettung hoffte; aber dieser Mann war abgesetzt, war schwer beleidiget. Doch es war keine andere Rettung: der Kaiser mußte sich herablassen, ihm Anträge zu thun. Waldstein wieß sie kalt und scheinbar gleichgültig zurück, im Herzen aber voll Freude, daß es mit dem Kaiser dahin gekommen war; und nun entwarf er einen Plan, sich recht empfindlich zu rächen. Der kaiserliche Minister ward zuletzt an ihn abgeschickt; und dieser brachte endlich den Stolzen dahin, für den Kaiser ein Heer zu werben. Innerhalb vier Monaten waren 40,000 gerüstete Soldaten mit 80 Kanonen beisammen. — „Ich habe mein Versprechen gehalten, schrieb er nach Wien: hier ist ein Heer, schickt einen Heerführer.“ So höhnte er seinen Kaiser. Man mußte ihn nun bitten, die Heerführung zu übernehmen. Er wollte nicht; und aller Bitten ungeachtet übernahm er sie nicht eher, als bis ihm folgende Bedingungen zugestanden waren, durch die er sich völlig unabhängig vom Kaiser machte: er sollte unumschränkter Oberherr aller kaiserlichen Armeen seyn und die unbegränzte Vollmacht haben, zu belohnen und zu bestrafen; weder der König von Ungarn Ferdinand III., noch

auch der Kaiser selbst sollten bei der Armee erscheinen dürfen: über alles, was erobert würde, sollte einzig Waldstein ohne alles Gericht entscheiden, Krieg erheben und Frieden schließen dürfen; und zu seiner Belohnung mußte ihm Mecklenburg und noch eins der eroberten Länder überlassen werden.

Das erste, was Waldstein nun that, war, daß er dem Kurfürsten von Sachsen heimlich einen vortheilhaften Frieden anbieten ließ, um diesen von Schweden zu trennen. Allein man trauete ihm nicht. Da rückte er gegen das sächsische Heer an, und vertrieb es mit Leichtigkeit aus Böhmen. — Gustav Adolf war indeß immer tiefer in Baiern vorgedrungen, war über die Donau gegangen, und hatte selbst die Hauptstadt München erobert a). Waldstein sah dies nicht ungern, weil auf diese Weise sein Hauptfeind, Maximilian, der besonders auf seine Absetzung in Regensburg angetragen hatte, gezüchtiget wurde. Erst als die Schweden den östreichischen Staaten naheten, eilte Waldstein zu Hülfe, und der Kurfürst von Baiern mußte sich vor ihm demüthigen, und unter seinen

a) Die Pracht des kurfürstlichen Schlosses setzte ihn in Erstaunen, und er fragte nach dem Namen des Baumeisters. Es ist kein anderer, als der Kurfürst selbst, sagte man ihm. — Ich mögte ihn haben, diesen Baumeister, erwiederte der König, um ihn nach Stockholm zu schicken. — Als man das Zeughaus durchsuchte, fanden sich bloß Lafetten (hölzerne Gestelle) ohne Kanonen. Diese hatte man so künstlich unter dem Fußboden eingescharrt, daß sich keine Spur davon zeigte; und ohne die Verrätherei eines Arbeiters hätte man den Betrug nie erfahren. Stehet auf von den Todten, rief der König, und kommet zum Gericht! — Der Boden ward aufgerissen, und man entdeckte 140 große Kanonen, meist aus der Pfalz und aus Böhmen erbeutet, und in einer der größeren war ein Schatz von 30,000 Dukaten versteckt.

Oberbefehl treten. Jetzt zog sich Gustav Adolf zurück. Bei Nürnberg trafen beide Heere zusammen, und standen zwei Monate verschanzt einander gegenüber. Waldstein vermied ein Treffen, um die Schweden durch Zögern aufzureiben. Sie versuchten endlich, die kaiserlichen Schanzen zu stürmen, aber umsonst. Und Gustav mußte abziehen, weil die ganze Gegend um Nürnberg von Lebensmitteln entblößt war. — Er ging hierauf nach Sachsen. Schaarenweise strömte alles Volk aus den Gegenden, wo er durchzog, herbei, den Helden, den Rächer, den großen König zu sehen, der ein Jahr vorher auf diesem Boden als ein rettender Engel erschienen war. Stimmen der Freude umtönten ihn; ehrfurchtsvoll stürzte sich alles vor ihm auf die Kniee; man stritt sich um die Gunst, die Scheide seines Schwerdtes, den Saum seines Kleides zu berühren. Den bescheidenen Helden machten diese unschuldigen Beweise der aufrichtigsten Dankbarkeit und Bewunderung unwillig. „Ist es nicht, als ob dieses Volk mich zum Gott machte? sagte er zu seinen Begleitern. Unsere Sachen stehen gut; aber ich fürchte, die Rache des Himmels wird mich für dieses verwegene Gaukelspiel strafen, und diesem thörichten Haufen meine schwache sterbliche Menschheit früh genug offenbaren.“ Ach! er hatte wahr gesprochen.

Waldstein folgte dem Könige; und wo er zog, brannten Flecken und Dörfer; nichts blieb vor den wilden Plünderungen seiner Soldaten verschont; und Wehklagen und Verwünschungen ertönten überall auf dem Wege, auf welchem so eben Freudengeschrei und Segnungen den edlen Gustav begleitet hatten. Unweit Weißenfels bei dem Städtchen Lützen trafen beide Heere auf einander; und den 6ten November 1632 begann hier eine der furchtbarsten Schlachten. Zweimal schon waren die Schweden in die kaiserlichen Verschanzungen eingedrungen, und zweimal zurückgeschlagen. Da ward Gustav Adolf selbst, der große König, von einem Flintenschuß getroffen; und man weiß nicht, ob der Schuß von einem Feinde kam. Dieser

harte Unfall entflammte die Schweden zur grimmigsten Wuth; Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar übernahm die Anführung, und Waldstein zog sich nach Böhmen zurück. Zehntausend Todte von beiden Heeren lagen auf dem Schlachtfelde; und unter ihnen der große Held, der angebetete Führer seiner Soldaten, der Retter der deutschen Freiheit, Gustav Adolf. Nach langem vergeblichen Suchen entdeckte man endlich den königlichen Leichnam unfern von einem großen Stein, den man von dem merkwürdigen Unglücksfall dieses Tages den Schwedenstein nannte, und den man noch jetzt zeigt. Allgemeines Wehklagen empfing den Todten in Weißenfels; denn die Soldaten hatten in ihm ihren Vater, die Schweden ihren großen König verloren. Kinder, ehret auch ihr dankbar sein Andenken!

Die Schweden indeß, obgleich ihres großen Führers beraubt, ließen den Sieg nicht unbenutzt. Oxenstierna übernahm die vormundschaftliche Regierung für die sechsjahrige Christina, und Bernhard von Weimar führte das Heer. Waldstein dagegen blieb ruhig in Böhmen, und da seine Feinde behaupteten, er mache verrätherische Plane, sich zum Könige von Böhmen zu erheben; wurde er vom Kaiser in die Acht erklärt, und als er nun erst wirklich eben die Ankunft der Schweden in Eger erwartete, um mit ihrem Beistand sich an dem Kaiser zu rächen, ward er mit seinen treuesten Anhängern in Eger, den 25sten Februar 1634, ermordet. Jetzt übernahm Ferdinand III. König von Ungarn, Sohn des Kaisers, die Heerführung; und der Krieg gewann auf eine kurze Zeit eine günstige Wendung für den Kaiser.

Den 7ten September 1634 nehmlich wurden die Schweden das erstemal, seit sie auf deutschem Boden waren, bei Nördlingen mit großem Verluste geschlagen. Sie mußten sich nach Pommern zurückziehen; der Kurfürst von Sachsen schloß mit dem Kaiser 1635 Frieden zu Prag; wodurch Sachsen die Lausitz, die geistli-

chen eingezogenen Stifter aber nur auf 40 Jahre erhielt, und viele protestantische Fürsten traten aus Furcht vor der kaiserlichen Rache diesem Frieden bei, der ihnen ungünstig war, weil er nichts zu ihrem Vortheil entschied; alle nehmlich sollten sich erst vereinigen, die Schweden vom deutschen Boden zu verjagen, nachher sollte die Sache der Protestanten ausgemacht werden. Unter denjenigen, welche den Schweden treu blieben, verdient vorzüglich genannt zu werden der Landgraf von Hessenkassel.

Indeß wäre es jetzt vielleicht um die Protestanten geschehen gewesen; da erklärte ein König, der selbst zwar Katholik war, aber die Erniedrigung des östreichischen Hauses wünschte, Ludwig XIII. von Frankreich, oder vielmehr sein Minister, Richelieu, gegen Spanien und Oestreich Krieg. Herzog Bernhard sammelte ein Heer aus den Trümmern des bei Nördlingen geschlagenen, erhielt Geld von Frankreich, und eroberte den Elsaß, der damals dem Kaiser gehörte, 1638, und als er 1639 durch Gift starb, nahmen die Franzosen die von ihm gemachten Eroberungen in Besitz. (Das Gift bekam er wahrscheinlich nicht durch östreichische Veranstaltung, sondern durch französische Verrätherei. Denn was er eroberte, das, wollten die Franzosen, sollte er für sie erobern, und er wollte den Elsaß als Eigenthum für sich behalten.)

Auch hatten die Schweden bald wieder durch neue Siege den Ruhm ihrer alten Tapferkeit gewonnen, und die protestantischen Fürsten ihre Treulosigkeit bereuen machen. Noch 1635 und mehrmale 1636, wurden die Sachsen geschlagen; und siegreich drangen die Schweden unter einem tapferen Anführer, Banner, in Schlesien ein, welches damals auch dem Kaiser gehörte.

Ganz Deutschland wünschte den Frieden: und Kaiser Ferdinand III., der 1637 seinem Vater gefolgt war, und der die Fürsten nicht nach seinem Wunsche zu einzelnen Friedensschlüssen bereden konnte, mußte endlich nachgeben, und alle an dem Kriege theilnehmenden Mächte zu einer

Friedensunterhandlung auf den März 1641 einladen: man bestimmte Münster und Osnabrück in Westphalen zu den Orten der Zusammenkunft. Allein der Kaiser machte keinen Ernst, die Friedensunterhandlungen einzuleiten; er wollte seine Feinde nur täuschen, um Frist zu gewinnen, daß er sich wieder etwas erholen könne. Seine Feinde ließen ihm jedoch keine Ruhe; Torstenson, der nach Baners Tode die Schweden anführte, schlug 1642 den 23sten Oktober die Oestreicher bei Leipzig auf eben dem Felde, wo zehn Jahre vorher Gustav Adolf gesiegt hatte. Das kaiserliche Fußvolk wurde gänzlich aufgerieben; 5000 wurden getödtet, eben so viel gefangen, und alle Kanonen und alles Gepäck fielen dem Sieger in die Hände. — Nun ward der Kaiser wieder thätiger, und bestätigte die vorläufig mit Schweden und Frankreich verabredeten Friedensbedingungen. — Da aber 1643 den 24sten November die Franzosen bei Düttlingen geschlagen wurden; da es dem Kaiser gelungen war, Dänemark zum Kriege gegen Schweden aufzureizen; so stockten wieder alle Unterhandlungen. Doch Torstenson brach mitten im Winter aus Mähren auf, drang in Holstein und Schleswig ein, ein anderes schwedisches Heer griff andere dänische Besitzungen an; und Dänemark mußte sich durch Abtretung einiger Provinzen 1645 den Frieden erkaufen. Noch ehe der Friede geschlossen war, stand Torstenson wieder in Deutschland, trieb die Kaiserlichen vor sich her, brach in Böhmen ein, und erfocht 1645 den 25sten Februar bei Jankowitz, 3 Meilen von Tabor, einen blutigen Sieg. Der Kaiser, der sich zu Prag aufhielt, flüchtete nach Regensburg; Torstenson drang in Oestreich ein, am Rhein siegten die Franzosen: nun fingen die Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück von Seiten des Kaisers durch den wackern hochverdienten Grafen Trautmannsdorf wirklich an, den 10ten April 1645. Aber hier zeigten sich so viel widersprechende Wünsche, daß man kein Ende absah: Alle wollten gewinnen, und Keiner verlieren. Besonders strebte der Kaiser seine Sache geltend zu machen,

und die deutschen protestantischen Fürsten und ihre Bundesgenossen, Schweden und Frankreich, zurückzuweisen. Ihn konnten nur die fortgesetzten Bewegungen der feindlichen Armeen zur Nachgiebigkeit zwingen. Wie sich aber 1647 Franzosen und Schweden, die schon bis Baiern vorgedrungen waren, voll Vertrauen auf die Redlichkeit des Kaisers zurückzogen: sogleich stockten die Unterhandlungen. Da kehrten die Franzosen wüthend zurück, Baiern ward furchtbar ausgeplündert, die Schweden unter dem Pfalzgrafen Karl Gustav drangen voll Erbitterung vor Prag, und nahmen einen Theil der Stadt, die sogenannte Kleineseite weg, den 25sten Juli 1648. Drei Tage ward geplündert, und wer sich auf den Straßen oder an den Fenstern sehen ließ, ward getödtet. Die kaiserliche Schatzkammer ward rein ausgeleert; man schätzte die Beute auf 7, oder gar auf 12 Millionen Gulden. Dies war die letzte Begebenheit des schrecklichen dreißigjährigen Krieges: er hatte zu Prag angefangen, und endigte sich zu Prag. Am 6ten August ward zu Osnabrück der Friede mit Schweden unterzeichnet, und am 15ten September zu Münster der Friede mit Frankreich. 1) Der Kurfürst von der Pfalz ward wieder Kurfürst, also der achte, und erhielt einen Theil seiner Länder wieder, Unterpfalz; die übrigen nebst der Kurwürde behielt Baiern. 2) Was die Protestanten von katholischen Kirchen und Klöstern vor dem Jahre 1624 inne gehabt hatten, das behielten sie; und beide Religionsgesellschaften, protestantische und katholische, sollten im ganzen deutschen Reiche gleiche Rechte haben. 3) Die einzelnen Fürsten Deutschlands wurden unabhängiger vom Kaiser. 4) Schweden erhielt zum Ersatz der aufgewandten Kriegskosten ganz Vorpommern, die Insel Rügen, einen Theil Hinterpommerns, Bremen und Verden, und die Hafenstadt Wismar und 5 Millionen Thaler. — Brandenburg, weil ihm eigentlich ganz Pommern als Erbtheil zugefallen war, erhielt dafür Halberstadt, Minden an der Weser, Kamin in Pommern und Magdeburg. — Hessenkassel, das un-

ter allen deutschen Fürsten sich zuerst mit Gustav Adolf verbunden hatte, und unverbrüchlich treu geblieben war, wurde mit Hirschfeld, 4 Aemtern und 600,000 Thalern belohnt. Und Frankreich endlich bekam den Elsaß und nicht unwichtige Vestungen. —

Das war das Ende dieses gräßlichen Krieges: die Protestanten hatten sich Freiheit erkämpft, die deutschen Fürsten Unabhängigkeit gewonnen; aber eine schöne Provinz war von Deutschland abgerissen, in der andern herrschte ein Ausländer, und Deutschland war nicht mehr ein Ganzes, sondern nach seinen einzelnen Fürstenthümern in mehrere schlaff verbundene Theile getrennt, und auf eine furchtbare Weise ausgeplündert. Ueberdieß hatten außer dem Kriege auch Pest und Hungersnoth grausend gewüthet. Sachsen verlor in den 30 Jahren an 2 Millionen Menschen; die Städte waren Aschenhaufen, oder mehrere hundert Häuser standen leer. Die Grafschaft Ruppin in der Mark Brandenburg, die über 6 Meilen lang und 5 Meilen breit ist, hatte nicht mehr als vier bewohnte Dörfer. Im Braunschweigischen waren schon 1626 über 300 Städte, Dörfer, Vorwerke und Höfe niedergebrannt. Das Lüneburgische glich einer großen Einöde; den Reisenden begegneten mehr Wölfe als Menschen; und ganze Menschenleere Dörfer und Flecken wieß man den Soldaten statt des Soldes zur Plünderung an. Noch jetzt nach mehr als 160 Jahren haben sich mehrere Städte Deutschlands nicht wieder zu der Volkszahl, dem Reichthum und Ansehen erhoben, wodurch sie vor jenem unglücklichen Kriege blüheten.

54.

Heinrich IV.

Einer der besten Könige der letzten Jahrhunderte ist Heinrich IV. von Frankreich. Er regierte von 1589 bis 1610; und noch jetzt, nach 200 Jahren, und nach den mannichfaltigsten Schicksalen und Veränderungen in Denkart und Staatsverfassung, nennt die französische Nation seinen Namen mit Liebe. Eine treffliche Erziehung hatte ihn gebildet; sein Körper war abgehärtet; sein Geist hatte nützliche Kenntnisse gesammelt, und war aufgeweckt und lebhaft; seinem Herzen war reine Gottesfurcht und Liebe zu den Menschen eingeprägt. „Es ist besser mit Ruhm zu sterben, als mit Unrecht zu siegen; ein Fürst herrscht zwar mit großer Macht über Völker und Länder, aber Gott behält doch die Oberhand über ihn:" waren Sittensprüche seiner Jugend, die er in treuem Gedächtniß erhielt, und nicht unbefolgt ließ. — Er wurde als Prinz von Bearn (an den Pyrenäen) in der reformirten Religion erzogen, die dem katholischen Königshofe in Paris ein Gräuel war; man verfolgte die nichtkatholischen Unterthanen, welche man in Frankreich Hugenotten nannte, mit Feuer und Schwerdt; und schon waren mehrere blutige Kriege geführt worden, sie ganz auszurotten. Was der Gewalt nicht gelingen wollte, sollte die List vollbringen. Man stellte sich freundlich gegen die Hugenotten, gab ihnen freie Religionsübung, überließ ihnen Vestungen, sich gegen etwanige Angriffe vertheidigen zu können, und der reformirte Prinz von Bearn sollte die katholische Tochter des Königes Karls IX. heirathen. Die Vermählung geschah den 18ten August 1572. Die vornehmsten Hugenotten waren nach Paris gekommen, dieses Fest zu feiern, und lebten dort in sorgloser Sicherheit. In der Nacht aber vom 24. auf den 25. August ward vom Schloßthurm ein Zeichen mit der Glocke gegeben,

und alle Hugenotten in Paris wurden aufs grausamste gemordet. Heinrich rettete sein Leben nur dadurch, daß er in die katholische Kirche ging, als wollte er ein Katholik werden. Allein er täuschte die Unmenschen, und blieb der reformirten Religion treu. Man nennt diese Gräuelthat der Bartholomäusnacht die Pariser Bluthochzeit; das Parlament verordnete, den Tag als ein allgemeines Volksfest zu feiern; der Pabst ließ zu Rom die Kanonen lösen, und Gott für den glücklichen Erfolg dieser Verrätherei öffentlich danken.

Heinrich nahm sich dagegen eifrig seiner Glaubensgenossen an, und vertheidigte ihre Rechte, wenn es nicht anders ging, mit bewaffneter Hand. Da aber der größte Theil der Franzosen Katholiken waren, machte er sich dadurch bei der Nation nicht beliebt; und als er nach der Ermordung Heinrichs III. 1589 als König von Frankreich folgen sollte, wollte man ihn nicht anerkennen, sondern ein Herzog von Mayenne, der von den Katholiken unterstützt wurde, erhob sich gegen ihn. Er war also gezwungen, durch Krieg sich zu erringen, was ihm durch das Recht der Geburt zukam. Doch sagte er schon zum voraus: „Der Bearner (wie er sich selbst im Scherz nannte) wird die Oberhand behalten; denn er bleibt nicht länger im Bett, als der Herzog an der Tafel.“ Und seine Voraussagung traf ein. Er siegte 1590 den 14ten März, doch ohne zu vergessen, daß er sich in der traurigen Nothwendigkeit befinde, seine Unterthanen zu bekriegen. Er rief den Seinigen beim Nachsetzen zu: Schonet der Franzosen! und als einzig noch ein Haufen Schweizer ihm widerstand, bot er ihnen einen Vergleich an, und ließ sie in ihr Vaterland zurück begleiten. — Dennoch schloß ihm Paris die Thore. Er hätte die Stadt durch Hunger zur Uebergabe zwingen können; allein er hoffte sie durch Großmuth zu besiegen, und ließ es geschehen, daß seine Befehlshaber und Soldaten den Parisern Lebensmittel zuführten, wofür sie freilich theuere Bezahlung erhielten. Dennoch

blieben sie hartnäckig, und Heinrich hob die Belagerung auf, weil er keinen Sturm unternehmen wollte. Er sah indeß immer mehr ein, wie es ihm nie nach Wunsch gelingen würde, die Liebe seiner Nation zu gewinnen, so lange er als Ketzer ihnen ein Gegenstand der Verwünschungen schien; und daß er als Reformirter nie seinem Lande den Frieden schenken könnte. Er entschloß sich daher endlich auf die Vorstellungen und Bitten vieler Katholiken nicht bloß, sondern auch vieler Reformirten, 1593 die katholische Religion anzunehmen; und nun gelang es ihm, den Einzug in Paris zu erhalten, den er jetzt mit Leichtigkeit würde durch die Waffen erzwungen haben, wenn er nicht des theueren Blutes seiner Unterthanen zu schonen gesucht hätte. Bei der ersten Mittagsmahlzeit in Paris sagte er zu einem der Gäste: Nun, was sagst du dazu, daß du mich in Paris siehst? — Dieser antwortete: Sire, (die französische Anrede an den König) man hat dem Kaiser gegeben, was des Kaisers ist, wie man Gotte geben muß, was Gottes ist. — Ja, potz Velten! rief der König: man hat mir nicht gegeben, sondern mich rechtschaffen bezahlen lassen. — Heinrich bekam nun viele seiner erbittertsten Feinde in seine Gewalt; doch verzieh er ihnen mit Großmuth: Ich will Alles vergessen, rief er. Meine Siege kommen von Gott; er vergiebt uns, wenn wir es auch nicht verdienen; wie sollte ich meinen Unterthanen nicht vergeben? — Einem seiner tapfersten und glücklichsten Krieger, der große Schulden hatte, ward am Tage des Einzuges in Paris von den Gläubigern sein Hausgeräth weggenommen. Er beklagte sich beim Könige, und bat ihn, Befehl zu geben, daß das Geräth freigelassen werde. Nein, sagte der König: man muß seine Schulden bezahlen; ich bezahle die meinigen auch. Drauf zog er ihn bei Seite, und gab ihm einige seiner Edelsteine, sie zum Unterpfande einzusetzen, bis er bezahlen könne: denn Geld hatte der König selbst nicht. — Als die spanische Besatzung, welche besonders Paris gegen Heinrich vertheidiget hatte, auszog, sagte er

zu den Gesandten: Meine Herren, empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie niemals wieder.

Nachdem es ihm endlich gelungen war, das ganze katholische Frankreich zu beruhigen; vergaß er auch seiner alten Glaubensgenossen nicht, die durch seinen Uebertritt zum Katholicismus nicht wenig besorgt worden waren. Er gab 1598 das Edikt zu Nantes, wodurch die Reformirten freie Religionsübung in Frankreich erhielten; sie durften Schulen anlegen, konnten zu Staatsämtern gelangen und bekamen einige veste Sicherheitsplätze. Die katholischen Räthe widersetzten sich lange, dieses Edikt anzuerkennen; doch Heinrichs Treuherzigkeit gewann sie endlich. Sie waren einst bei ihm auf seinem Zimmer. Meine Herren, sagte er: ihr sehet mich hier, nicht im Königsmantel mit Scepter und Schwerdt, sondern in meinem alten Wams, als Hausvater unter seinen Kindern. Ich weiß, daß mein Königreich nur durch Aufrechthaltung der katholischen Religion erhalten werden kann; allein diese Religion kann nur durch den Frieden erhalten werden, und Friede ist nicht, so lange ein Theil meiner Unterthanen verfolgt wird. Ich bin als König ein Hirt, und will nicht das Blut meiner Schaafe vergießen; ich will sie vielmehr mit Sanftmuth versammeln. — Ich bin nicht unzufrieden über eure Einwendungen; ich ändere vielmehr meine eigene Meinung sehr gern, sobald ich eine fremde für besser erkenne. Keiner von euch würde mir darum mißfallen, weil er mir frei heraus sagte: Sire, was Sie vorhaben, ist etwas höchst Ungerechtes. Es muß aber in unserem Vaterlande dahin kommen, daß weiter kein Unterschied herrscht zwischen Katholiken und Hugenotten; alle müssen gute Franzosen seyn. Und dahin kann es bei eurem Eifer für den katholischen Glauben nicht kommen.

Nun suchte er durch alle Mittel Wohlseyn im Lande zu verbreiten. Er schaffte die überflüssigen Soldaten ab, und nöthigte die entlassenen, unangebaute Felder urbar zu

machen. Er reinigte die Landstraßen von Räubern, die sich bei den inneren Unruhen sehr vermehrt hatten. Er erließ den Landleuten eine große Summe rückständiger Steuern, da sie, durch den Krieg ausgeplündert, nicht zu bezahlen im Stande waren; und noch jetzt erinnern sich die französischen Bauern seiner Worte gern: daß doch meine Bauern alle Sonntage ein Huhn im Topf haben möchten! — In seinem Aeußern war er sehr einfach: er trug gewöhnlich nur einen grauen Rock ohne alle Auszeichnung, und spottete über diejenigen, die, wie er sagte, ihre Mühlen und Wälder auf dem Rücken trügen. Er verbot endlich sogar, Gold oder Silber auf den Kleidern zu tragen. Und um seinem Lande das Geld zu erhalten, das für den Ankauf seidener Waaren damals in fremde Länder ging, ließ er viel Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und brachte mehrere Seiden-Manufakturen in Gang. Auch erleichterte er auf alle Weise den Handel, machte Flüsse schiffbar, ebnete Wege, setzte die Zölle herab. — 1602 erneuerte Heinrich das alte Bündniß mit den Schweizern; und die Stadt Paris, welche die zahlreiche Gesandtschaft unterhalten mußte, wollte zur Bestreitung der Kosten eine Auflage auf die öffentlichen Brunnen einführen. Der König aber sagte den Abgeordneten: Denkt auf ein anderes Mittel; es gebührt nur unserem Heilande, Wasser in Wein zu verwandeln.

Frei von Krieg ließ es Heinrich sein liebstes Geschäft seyn, auch andere Staaten mit einander auszugleichen. Er versöhnte den Pabst mit Venedig 1607; und brachte 1609 einen zwölfjährigen Waffenstillstand zwischen Spanien und Holland zu Stande, wodurch dieser Staat, bisher spanische Provinz, als unabhängig anerkannt wurde. Während dieser Unterhandlungen war ein spanischer Gesandter in Paris, der mit spanischem Stolz die Macht und Größe seines Staates rühmte. Wohl, antwortete der König, der witzigen Scherz liebte: er gleicht der Säule, die Nebukadnezar einst sah, die von Gold und Silber zusammengesetzt

war, aber auf Füßen von Thon ruhete. — Man hatte in Spanien über Heinrich gespottet, daß er am Podagra sehr leide, und nicht mehr zu Pferde sitzen könne. Eines Morgens läßt Heinrich, nachdem er ein gutes Frühstück zu sich genommen hatte, den spanischen Gesandten zu sich einladen, nimmt ihn bei der Hand, und führt ihn fünf Stunden lang mit grossen Schritten spazieren, daß dieser endlich ermüdet um Erlaubniß bitten muß, sich nach Hause begeben zu dürfen, um auszuruhen. Ihr werdet denn also wohl gute Nachrichten von meiner Gesundheit nach Spanien melden können, sagte der König bei der Trennung, daß mich das Podagra doch nicht so sehr plagt, daß ich nicht eher auf dem Pferde sitzen möchte, als die Spanier den Fuß in den Steigbügel setzen. — Ja Heinrich hatte den großen Plan, die ganze Christenheit in Eine große christliche Republik zu vereinigen, alle Staaten einander an Macht gleich zu machen, um einen ewigen Frieden zu gründen. Doch er sollte auch nicht einmal den Versuch machen, diesen menschenfreundlichen Plan durchzuführen.

Seine Unterthanen erwiederten diese Liebe nicht, die Heinrich ihnen so herzlich entgegen trug: sie argwöhnten immer, daß er kein aufrichtiger Katholik sey, und die Begünstigung der Ketzer durch das Edikt von Nantes war und blieb ihnen ein Anstoß. Schon 1594 war er durch einen verführten Katholiken in seinem Zimmer an der Lippe verwundet worden; und nach 1598 wurden mehrere Verschwörungen gegen sein Leben entdeckt. Dies machte den guten König sehr traurig, und es quälten ihn oft schwermüthige Ahnungen. So unruhig fühlte er sich auch den 14ten März 1610. Vergebens kämpfte er dagegen an. Den Nachmittag versuchte er zu schlafen, doch umsonst. Endlich fuhr er in Begleitung einiger Großen aus, um seine ängstlichen Gedanken zu zerstreuen. Die Kutsche, an beiden Seiten offen, kömmt in eine enge Gasse, wo sie einiger beladener Wagen wegen, die entgegen kamen, still halten muß. Die Bedienten gehen seitwärts von der Kut

sche ab, die Wagen vorbei zu lassen; einer geht voraus, um Platz zu machen; die Herren im Wagen kehren ihr Gesicht nach den Pferden. In dem Augenblick steigt Franz Ravaillak auf das Hinterrad des königlichen Wagens, und giebt dem Könige zwei Messerstiche unter dem Herzen, so daß er auf der Stelle stirbt. Wahrscheinlich war Ravaillak von Feinden des Königes aufgereizt, besonders von Spaniern; und vielleicht war Heinrichs eigene Gemahlin an der Mordthat nicht unschuldig. Viele Einwohner in Paris starben vor Schrecken und Gram über diese unglückliche Begebenheit; doch die Königin sah man weder erschrokken noch bekümmert, sie eilte nur, sich die vormundschaftliche Regierung für ihren unmündigen Sohn, Ludwig XIII., zu verschaffen. Sie hieß Maria, aus dem italienischen Hause Medizis, und war eine eifrige Katholikin.

Es ist selten, daß Könige aufrichtige Freunde besitzen. Heinrich genoß dieses Glücks, und war es werth, einen Freund zu haben, wie der edle ehrwürdige Sülly war. Denn Heinrich forderte Offenheit, und suchte und schätzte sie. Und Sülly, der mit jedem Blicke und jedem Worte ihm sagte, wie er so innig Theil an ihm nehme, erniedrigte sich nie zum Schmeichler, sondern sprach und handelte stets mit der Freimüthigkeit eines edlen Mannes. Heinrich konnte zuweilen nicht wenig empfindlich, ja sogar zornig werden, wenn Sülly ihn tadelte; aber immer war das Ende dieses Zornes, daß seine Freundschaft und sein Zutrauen wuchsen. „Es giebt der Narren, sagte er einmal, die sich einbilden, wenn ich mit Herrn von Sülly gespannt bin, daß das lange dauern soll. Allein sobald ich erwäge, daß er mir nie Einwendungen macht, und nie mir entgegen ist, als zu meinem eigenen Besten und um meiner eigenen Ehre willen; so gewinn' ich ihn immer lieber und lieber, und werde dann gleich ganz ungeduldig, es ihm zu sagen.“ — Der Neid der Hofleute versuchte mehrmalen, solche Zwischenzeiten des Unwillens zu benutzen, um den mächtigen Freund des Königes zu stürzen: allein nie gelang es vor

Heinrichs reiner Seele. Einst hatte sich Sülly über Vorwürfe, die man ihm gemacht, beim Könige vertheidiget: dieser kam ihm gleich mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit entgegen; und Sülly, dadurch gerührt, wollte sich dem Könige zu Füßen werfen. Heinrich aber, der in einiger Entfernung die Hofleute stehen sah, hielt ihn zurück, und sagte: Nicht doch, stehet auf! die Menschen dort könnten sich einbilden, ich hätte euch wirklich etwas zu verzeihen. — Einige Zeit darauf that ihm Sülly wegen einer ungerechten Handlung so nachdrückliche Vorstellungen, daß der König in heftigen Zorn gerieth, und plötzlich aufstand und wegging: „Das ist doch ein unausstehlicher Mensch! er thut nie etwas anders, als daß er mir widerspricht; und mißbilliget alles, was ich will. Aber bei Gott! ich will mir Gehorsam verschaffen: ich will ihn in 14 Tagen nicht sehen.“ Des andern Morgens um 7 Uhr hört Sülly, der schon seit 3 Uhr für seinen König gearbeitet hatte, an seine Thür klopfen. Wer ist da? ruft er. Der König! ruft man; und Heinrich tritt herein, umarmt seinen Freund, und sagt: Wenn Ihr mir nicht mehr widersprechen werdet, werde ich glauben, daß Ihr mich nicht mehr liebt. — Gewiß zählte Heinrich solche Augenblicke zu den schönsten seines Lebens, und ertrug gern dafür die kleinen Beschämungen, die damit verbunden seyn mußten.

Im Umgange liebte Heinrich Heiterkeit und Scherz. Er war einst mit vielen Hofleuten auf dem Felde, und traf eine Frau an, welche Kühe weidete. Er stellte sich, als wollte er ihr eine Kuh abkaufen, bot ihr aber sehr wenig dafür. Ich sehe wohl, sagte die Frau, daß Sie kein guter Kuhhändler sind. Wie so? versetzte der König; da irrt ihr euch; sehet nur alle die Kälber an, die mir nachfolgen. — Ein Abgeordneter aus einer kleinen Stadt wollte den König kurz vor dem Mittagsessen mit einer feierlichen Rede empfangen, und hob an: „Sire, Agesilaus, König von Lacedämon — Allein der König, welcher

zun

hungrig war und merkte, daß die Rede lang gerathen möchte, unterbrach ihn: Ja Ja! Agesilaus; ich habe von ihm reden gehört: er hatte auch gegessen! nicht wahr? und ich, lieber Mann, ich habe noch nicht gegessen. Und so ließ er den Abgesandten mit seiner langen Rede stehen.

55.

Ludwig XIV. 1643 — 1715.

Ein Enkel Heinrichs des Vierten war Ludwig XIV., der als ein sechsjähriges Kind zum Könige von Frankreich gekrönt ward, und der länger als irgend ein bekannter Monarch, zwei und siebenzig Jahre, von 1643 bis 1715 den königlichen Titel geführt hat. Seine Regierung ist die glänzendste in der französischen Geschichte: aber Ludwig XIV. war weder groß und gut, wie Heinrich IV.; noch fühlte sich das Land unter ihm so glücklich, wie unter dem friedliebenden Heinrich. Dieser führte gezwungen Krieg, um seinen Unterthanen den Frieden zu sichern. Ludwig suchte Krieg, um erobern zu können. Daher ist seine Regierung eine fast ununterbrochene Reihe von verheerenden Kämpfen, die ihm und seinen Feldherren Heldenruhm erwarben, aber seinem Lande viel theures Menschenleben und Millionen Goldes kosteten. Heinrich bezahlte in einer kurzen beschränkten Regierung an 60 Millionen Thaler Schulden, und sein Volk fühlte sich wohl. Ludwig regierte ein durch Manufakturen und Handel blühendes Land mit unumschränkter Gewalt, von außen strömten Geldsummen ihm zu; und er hinterließ den Staat tief verschuldet; während er im Felde siegte oder am Hofe in großen Versammlungen glänzte, fehlte oft ganzen Gegenden Brod, um ihren Hunger zu stillen. Ach! es ist kein Glück für einen Staat, einen kriegerischen eroberungssüchtigen Fürsten an der Spitze zu haben. Das Glück blüht

nur im Schooße des goldenen Friedens: da gehen Ackerbau und alle Gewerbe ihren stillen Gang; da können die Kräfte des Staates vereiniget werden, um gute und nützliche Anstalten durchzuführen; da kann man Künste und Wissenschaften ermuntern, schöne und wohlthätige Werke zu schaffen. Alle Ruhe aber zerstört der eiserne Krieg; er verschlingt die Schätze der Staaten, und drängt nur zu oft jedes Fortschreiten zum Wahren und Guten gewaltsam zurück.

Doch glänzend war die Regierung Ludwigs XIV.: er demüthigte Spanien und Oestreich, das mit Härte anderen Staaten Gesetze vorschreiben wollte, und eroberte von ihnen Provinzen an den Pyrenäen und am Rhein. Er erniedrigte Holland, wie es sein Großvater erhoben hatte; und wiewohl es ihm nicht gelang, seinem Nachplane gemäß, das ganze Land zu erobern, schwächte er es doch so, daß Holland nach der Regierung Ludwigs aufhörte, ein selbstständiges Reich in Europa zu seyn, und sich seitdem bald an England, bald an Frankreich anschmiegte. Das Glück macht übermüthig. Ludwig suchte bald allerhand scheinbare Gründe hervor, diesem und jenem Nachbarstaate eine Provinz, eine Stadt zu nehmen, bloß um seine Uebermacht zu zeigen, und niemand vermogte ihm zu widerstehen. Und wie auf dem vesten Lande seine Heere, so herrschten auf dem Meere seine Flotten. So stand Ludwig 1685 als Gebieter des ganzen Europa da. Aber Hochmuth ist nicht weit vom Fall. 1688 vereinigten sich alle beleidigten Staaten gegen ihn, Deutschland, England, Holland, Spanien, Norditalien; und hier sah man die Heldengröße Ludwigs und seiner Feldherren: er blieb gegen die vereinigte Macht von fünf Staaten Sieger, und Er war es, der 1697 zu Ryswick in Holland den Frieden gab. — Doch währte dieser Friede nicht lange! Ludwig wollte seinen Enkel Philipp zum Könige von Spanien machen. Dagegen setzte sich der Erzherzog Karl von Oestreich; es bildete sich ein

neuer Bund gegen Ludwig zwischen Oestreich, Deutschland, England, Holland, Portugal und Norditalien: es entstand der Spanische Erbfolgekrieg 1701 bis 1714. — Dem konnte Ludwig nicht widerstehen: Frankreich war erschöpft, es fehlte an Geld, die großen Feldherren waren todt, Ludwig selbst alt: die französische Flotte wird vernichtet, die Landheere werden geschlagen, die Eroberungen der früheren Kriege gehen verloren, die unterdrückten Protestanten empören sich im Innern des Landes, und vergebens bietet Ludwig Frieden. Sein Enkel Philipp wird endlich zwar 1714 König von Spanien, aber Frankreich mußte sich den Frieden durch große Aufopferungen erkaufen. Ludwig lebte nur noch kurze Zeit nach dem Ende dieses Erbfolgekrieges: aber im ganzen Lande war Elend verbreitet, der Landbau verfallen, die Handwerker und Manufakturisten ausgewandert, das gemeine Volk so von Auflagen gedrückt, daß es sich kaum nähren und kleiden konnte, der Adel, der, ohne Sold zu erhalten, im Kriege gedient hatte, verarmt. Dies alles verbitterte dem Könige die noch wenigen Monate seines Lebens so sehr, daß er nicht ohne Reue über sein ganzes Leben am ersten September 1715 starb a).

Zu den Handlungen, die er hätte bereuen und noch wieder gut machen sollen, gehört besonders, daß er das Edikt von Nantes, welches Heinrich IV. zu Gunsten der Hugenotten gegeben hatte, in jenen Jahren des Ueber-

a) Seine Mutter hatte ihm in seiner frühen Jugend gesagt: Mein Sohn, werde deinem Großvater ähnlich, und nicht deinem Vater. Wie das? fragte der königliche Jüngling. Sie antwortete: Als Heinrich IV. starb, weinte man; als Ludwig XIII. starb, lachte man. — Und als Ludwig XIV. starb, trank, sang und lachte man in öffentlichen aufgeschlagenen Zelten, wie an Festtagen. Ja die Freude oder der Unwille des Volks ging bis zur Ausgelassenheit; man wollte die Häuser der Jesuiten mit den Fackeln des Leichenzuges in Brand stecken.

muths, 1685 aufhob. Ludwig war kein böser Mensch: hätte er die Grausamkeiten alle vorhergesehen, die dieser Aufhebung folgten, er hätte das Edikt gelassen. Ja wir dürfen glauben, hätte er die Gräuel alle erfahren, die verübt wurden, er hätte seinen Widerruf zurück genommen. Man schloß den Reformirten ihre Kirchen, alle Kinder reformirter Aeltern mußten in katholische Schulen geschickt werden, Ehen, von reformirten Predigern eingesegnet, wurden für ungültig erklärt; den Aerzten wurde verboten, reformirte Kranke zu besuchen. Ja es kam Befehl, daß die Kranken, welche nicht katholisch werden wollten, wenn sie geneseten, zu den Galeeren verdammt seyn; und stürben sie, ihre Körper auf den Schindanger geworfen werden sollten. Man machte Leute betrunken, und bildete ihnen nachher ein, sie wären katholisch geworden. Man hing Reformirte an den Haaren auf, stellte sie auf glühenden Kohlen, band Mütter an Bettpfosten fest und ihnen gegenüber ihre schreienden Kinder, sie zur Verläugnung ihres Glaubens zu zwingen. Es ist wohl nicht zu verwundern, wenn hier manche erlagen und die katholische Religion annahmen, allein bei weitem die größte Anzahl blieb standhaft, und aller Anstalten ungeachtet, die man gegen die Auswanderung getroffen hatte, verlor Frankreich binnen drei Jahren 50,000 seiner fleißigsten, geschicktesten und geldreichen Familien. Andere Länder nahmen sie bereitwillig auf; besonders lud sie der große Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, in seine Staaten ein, und sie legten dort einen großen Theil der Manufakturen und Fabriken an, wodurch die brandenburgischen Staaten jetzt blühen.

Glänzend war Ludwigs Regierung auch dadurch, daß Frankreich, welches 50 Jahre früher nicht Ein Meerschiff besaß, den ausgebreitetsten Handel bekam, daß fast alle Seidenzeuge, die im westlichen Europa getragen wurden, von Frankreich ausgingen, daß Paris damals die Gesetzgeberin der Moden für fast ganz Europa wurde; glänzend

endlich dadurch, daß Ludwig Gelehrte und Künstler durch Belohnungen aufmunterte, daß die geistvollsten Dichter Frankreichs (Corneille, Racine, Moliere) zu seiner Zeit und an seinem Hofe lebten, daß dadurch die französische Sprache so abgeschliffen und ausgebildet wurde, daß alle Nationen Europa's sie vor ihren noch roheren Muttersprachen liebgewannen, und sie zur Sprache der Regierungen unter einander machten: wie sie noch jetzt die Sprache der Gesandten und Fürsten bei allen Staatsunterhandlungen ist. — Der Geist, der alles dies in Bewegung setzen konnte, kann kein kleiner Geist gewesen seyn: Ludwig war ein großer Mann, aber er suchte die Größe nur in dem, was glänzte; und dieses Streben zu glänzen, diese eitle Ruhmsucht, die manches Große hervorgebracht hat, verführte ihn zu Handlungen, die der Fluch seiner Unterthanen traf, und die seinen Namen beflecken. Doch war er darum kein Mensch von bösem Herzen. Er erkannte seine Fehler, und empfahl auf seinem Sterbebette seinem Nachfolger den Frieden. Ich, sagte er, habe den Krieg zu sehr geliebt; ahme mir darin nicht nach, so wenig als in dem zu großen Aufwande, den ich gemacht habe. Nimm in allen Dingen Rath an, und suche das Beste kennen zu lernen, um ihm zu folgen. Erleichtere die Lasten, die das Volk hart drücken, und thue du Alles das, was ich unglücklicher Weise nicht gethan habe.

Wenn er auch nicht immer Rath annahm, so konnte er doch richtige Schätzung seines wahren Werthes ertragen. Manchmal fiel es dem Könige auch ein, Verse zu machen. die ihn umgebenden Höflinge priesen Alles, was er dichtete, als vortrefflich: doch ward seine Beurtheilungskraft nicht so ganz von seiner Eitelkeit abgestumpft, daß er die Mittelmäßigkeit seiner Gedichte hätte verkennen sollen. Einst hatte er ein kleines Lied gedichtet, das, als er es nach einigen Tagen wieder las, ihm selbst keinen Werth zu haben schien. Er zeigte es dem Marschall von Grammont und sagte: lesen Sie einmal das Lied, und sagen

Sie mir, ob ihnen je so etwas Albernes zu Gesicht gekommen. Weil man weiß, daß ich seit einiger Zeit ein Liebhaber von Gedichten bin, bringt man mir von allen Seiten solche Verse zu. Der Marschall las, und antwortete: Sire, Sie urtheilen von Allem mit Scharfsinn. Es ist wahr, es ist die albernste Reimerei, die ich in meinem Leben gelesen. — Und, fuhr der König mit erheucheltem Unwillen fort, ein Dummkopf nur kann solchen Unsinn zur Welt gebracht haben! — Ich mögte ihm keinen andern Namen geben, antwortete der Marschall. — Vortrefflich! vortrefflich! rief Ludwig laut auflachend: es ist mir lieb, daß ich einmal über mein Dichtertalent die Wahrheit höre. Ich bin der Verfasser. — O, erlauben Sie, Sire, rief der Marschall überrascht: Sie haben mich übereilt; ich konnte nicht mit Aufmerksamkeit lesen. — Nein, nein, Grammont, — unterbrach ihn der König: Ihr erstes Urtheil war, wie immer, auch hier das richtigste. — Und Ludwig ließ ab Verse zu machen.

Einst beim Spiel entstand ein Streit; Ludwig behauptete Recht zu haben, sein Gegner ebenfalls: die gegenwärtigen Hofleute schwiegen. Da trat Grammont herein. Kommen Sie her, rief der König ihm zu; entscheiden Sie! Hier — Sire, unterbrach ihn der Marschall, Sie haben Unrecht. — Was? rief der König unwillig: ich Unrecht? und ihr wißt gar nicht einmal, wovon die Rede ist? — Sire, sehen Sie nicht, wie alle diese Herren schweigen? Wäre der Fall auch nur zweifelhaft: diese hätten Euer Majestät mit vollen Händen die Sache gewonnen gegeben. — Und Ludwig erkannte, wie richtig der Marschall geurtheilt hatte. Denn sein Hof war reichlich angefüllt mit Schmeichlern, da man wußte, wie ruhmbegierig er war. Besonders hat sich durch solche schmeichelnde Handlungen berühmt gemacht der Herzog von Antin. Einen Abend schläft Ludwig auf einem Schlosse, wo er eine große Allee von Bäumen tadelt, welche die Aussicht auf den Fluß verdecke. Während der Nacht läßt der

Herzog die ganze Allee umhauen; und der König geräth beim Erwachen in Staunen, die getadelten Bäume nicht mehr zu sehen. Euer Majestät haben sie verdammt, drum stehen sie nicht mehr, antwortete der Herzog. — Ein ziemlich großes Gehölz bei Fontainebleau mißfiel dem Könige. Der Herzog bestellt im Geheimen Arbeiter, läßt alle Bäume ansägen, und nun leitet er bei einem Spaziergange, den er vorgeschlagen hat, die Aufmerksamkeit auf diesen Wald. Der König äußert abermals sein Mißfallen. Da giebt der Herzog Befehl, und in Einem Augenblicke sieht man den Wald sinken.

Als in dem spanischen Erbfolgekriege die östreichischen Truppen schon in das Innere von Frankreich einzudringen droheten, ward der Marschall von Villars mit dem Befehle nach Flandern geschickt, die Feinde anzugreifen, oder sich nicht wieder sehen zu lassen. — Aber, Sire, erwiederte Villars: es ist ihre letzte Armee. — Thut nichts! fiel ihm der König ein: ich verlange nicht, daß Sie den Feind schlagen, sondern nur, daß Sie ihn angreifen sollen. Geht die Schlacht verloren; so geben Sie mir allein Nachricht davon. Ich werfe mich aufs Pferd, reite mit Ihrem Brief in der Hand durch die Gassen von Paris; und — ich müßte meine Franzosen schlecht kennen — zweimal hundert tausend Mann führe ich Ihnen sicherlich zu, und siege, oder begrabe mich mit meinem Volk unter den einstürzenden Trümmern meines Reiches.

In England regierte während dieses Krieges die Königin Anna. Bei ihr vermochte Alles die Familie Marlborough. Er hatte den unumschränkten Oberbefehl im Kriege, und seine Gemalin lenkte die Königin im Pallaste. Marlborough wünschte Krieg, um sich durch Heldenthaten Ruhm und Ansehen erwerben zu können; und deswegen wurden Ludwigs Anerbietungen zum Frieden zurückgewiesen. Günstlingen der Könige fehlt es nie an Neidern: und nicht alle sind fleckenlos, wie Sülly; nicht alle Könige edel

und treu, wie Heinrich. Anna fing an, der herrschsüchtigen Marlborough überdrüssig zu werden, und bald fanden sich, bei der durch die Feinde Marlboroughs schon völlig ungestimmten Königin, Veranlassungen, diesen ihre Ungnade offen zu zeigen. Eines Tages hatte die Marlborough ein Paar Handschuhe, die der Königin gefielen: Anna wünschte sie zu haben, doch die Marlborough, eigensinnig, schlägt sie ihr ab. Sie trägt darauf eine Schaale Wasser heraus, und wie durch einen Fehltritt, gießt sie in Gegenwart der Königin die ganze Schaale Wasser der Masham, einer Dame, welche der Königin Gunst gewonnen hatte, über ein prächtiges Kleid. Dies erbitterte die Gemüther; Marlborough wurde entlassen, der Krieg nicht mehr mit dem vorigen Eifer fortgesetzt, und Ludwig erhielt bald einen billigen Frieden.

56.

Peter der Große.

Rußland, das ungeheuere Reich, das jetzt von der Ostsee bis zum Meer von Kamtschatka herrscht, war ursprünglich von rohen asiatischen Horden bevölkert oder durchstrichen, die alle mildernde Ausbildung verschmäheten, welche schon vor Christi Geburt in dem südlichen Europa und Asien blühete. Ums Jahr 900 kamen zwar einige Völkerhaufen aus minder rohen Gegenden nach den russischen Küstenländern an der Ostsee, und ums Jahr 1000 verbreitete sich von Konstantinopel aus die christliche Religion im Lande, woher noch jetzt die Russen sich zu der griechischen Kirche bekennen: allein die Sitten wurden wenig oder gar nicht gemildert, keine veredelnde Kenntniß breitete sich unter den rohen Jägern aus; und was etwa hie und da Wurzel gefaßt hatte, das wurde durch die seit 1200 folgenden Verheerungen asiatischer Tartaren gänzlich wieder ausge-

rettet. So blieben die Russen bis über 1600 hinaus fast gänzlich von allen den Kenntnissen, Erfindungen und Veredelungen des Lebens ausgeschlossen, die das übrige Europa erhelleten und beglückten; und man betrachtete sie in den südlicheren Ländern als wilde Halbmenschen, die nicht einmal in Städten und Dörfern wohnten, und den Ackerbau nicht kannten. Unter diesem rohen Volke erhob sich ein Mann, Peter der Große, rauh wie der Himmel, unter dem er geboren worden, aber der erste seines Volkes: der die Künste und Wissenschaften der milderen Himmelsstriche selbst mit mühsamer Anstrengung erwarb, und nun seine unbiegsame Nation wohl gar mit Gewalt zwang, zu lernen und zu üben, was er als das Bessere erkannt hatte.

Feodor war 1682 ohne Kinder gestorben. Er hinterließ einen Bruder, Iwan, den man aber wegen offenbarer Schwäche des Verstandes allgemein für untüchtig zur Regierung hielt; eine Schwester, Sophia, und einen Halbbruder, Peter, der aber erst zehn Jahr alt war. Dieser unterschied sich schon früh durch eine blühende Gesundheit, und durch Fleiß und Leichtigkeit im Begreifen vor seinen Brüdern. Er fand besonders Wohlgefallen an den Jahrbüchern der russischen Geschichte und an den Gemälden, womit sie geschmückt waren; ein Deutscher unterrichtete ihn sorgfältig in den mathematischen Wissenschaften und in der Kriegskunst; und seine Mutter Natalia bildete seine Sitten. Ihn wählten daher die Vornehmen in Moskau, welches damals die Hauptstadt des Reiches war, zum Regenten. Allein seine herrschsüchtige Schwester Sophia wußte den Knaben zu verdrängen, und brachte es dahin, daß sie als Regentin anerkannt wurde.

Natalia zog sich 1689 mit ihrem fünfzehnjährigen Sohne nach dem angenehm gelegenen Dorfe Preobraschenskoe zurück. Hier versammelte Peter Jünglinge gleiches Alters um sich, mit denen er Soldaten spielte. Der Hauptmann der Schaar war Lefort, ein Kaufmannssohn aus Genf, der, um als Seesoldat sein Glück zu machen,

nach Rußland gegangen war, und als dieß mißlang, sich in Moskau durch seine Kenntnisse und Gewandtheit bald den nöthigen Unterhalt verschaffte. Er verstand Deutsch und Holländisch; und da Peter diese Sprachen zu lernen wünschte, ward ihm Lefort bekannt, der bald seine ganze Liebe gewann. Unter diesem Lefort standen alle die übrigen Jünglinge, und mußten, selbst Peter, von unten auf dienen; nur ausgezeichnete Verdienste erhoben zu höheren Ehrenstellen. Sophia sah dies Kriegsspiel gern; denn es schien ihr ganz dazu geeignet, Petern von ernsteren Geschäften abzulenken. Sie ahnete nicht, welche ernste Wendung für sie selbst das Spiel nehmen sollte. Es fanden sich nehmlich in kurzer Zeit so viel Jünglinge zu diesen Waffenübungen zusammen, daß sie in zwei Dörfer vertheilt werden mußten; ihre Spiele wurden ernste Beschäftigung; und Peter an ihrer Spitze sah sich stark genug, jetzt den Anmaßungen seiner Schwester entgegenzutreten. Er kam am 8ten Juli 1689 nach der Hauptkirche in Moskau, dort einem feierlichen Aufzuge beizuwohnen. Sophia kam auch als Regentin; in solcher Eigenschaft aber wollte Peter ihr nicht den Mitgang verstatten, und da sie nicht weichen wollte, verließ Peter die Kirche. Jetzt beschloß die Prinzessin, den Bruder je eher je lieber aus dem Wege zu räumen. Doch ihr Anschlag wurde verrathen; Peter zeigte öffentlich an, welch' einen Plan Sophia auf sein Leben gemacht habe, und viele Edle Moskaus und viele Soldaten eilten zu Peter. Nun wurde Sophia nachgebender; aber alle Unterhändler, die sie an ihren Bruder schickte, blieben freiwillig bei ihm: sie erhielt den Befehl, den kaiserlichen Pallast zu verlassen und in ein Kloster zu gehen; und sie mußte gehorchen.

Jetzt übernahm Peter, 17 Jahre alt, die Alleinregierung. Aus seinen Spielgenossen machte er seine Garde, und sie ward der Kern der russischen Armee unter Peter und seinen Nachfolgern. Er hatte sie besonders dazu gebildet, daß er der Strelitzen entbehren könnte. Dies war ein

Heer von 40.000 Mann, das vor etwas mehr als hundert Jahren aus dem niederen und höheren Adel errichtet war, zur Beschützung des Regenten und der Residenz, das aber eben so sehr dazu diente, den Regenten einzuschränken. Sie hingen vest an den alten wilden Sitten, widerstrebten hartnäckig der strengeren Kriegszucht, und ließen sich gern zu inneren Unruhen gebrauchen. Peter war nur so eben ihren Mordmessern entgangen. Sophia hatte sie gegen ihn aufgereizt. Wüthend drangen sie in das Kloster, wo der Jüngling damals lebte. Sie suchten ihn lange vergebens. Endlich drang ein Haufe in die Kirche, und hier fanden sie ihn am Altare. Seine Mutter schlingt ihre Arme um ihn, ihn zu schützen: doch schon erhebt einer sein Messer, als ihm sein Gefährte zuruft: Halt, Bruder! nicht hier am Altare! er wird uns nicht entwischen. — Sie traten zurück. Doch in demselben Augenblick entsteht draußen Lärm; sie eilen hinaus, und Peters Reuter, die eben angekommen waren, verjagen die Strelitzen vom Kirchplatze. Diese ungeordneten wilden Haufen wollte Peter demüthigen. Er errichtete daher noch einige Regimenter, die eben so eingerichtet wurden, wie seine Garde von Preobraschenskoe, und nahm darunter gern Ausländer, besonders Deutsche, auf. Dieser Vorzug erbitterte die Strelitzen; zumal da sie bald sahen und in Lustgefechten es oft empfindlich genug erfuhren, daß ihre wilde Tapferkeit gegen die neue Kriegskunst nichts vermögte.

Doch nicht blos die Landmacht suchte Peter zu bilden, er wollte seinen Staaten auch eine Seemacht geben. Im Jahr 1690 ging er einst in einem Dorfe nahe bei Moskau durch Speicher, wo allerhand altes Hausgeräth aufbewahrt lag. Er fand darunter ein Boot, das nicht nach russischer Weise gezimmert war. Das machte ihn aufmerksam; er fragte nach, und erfuhr, daß es ein englisches Boot sey, das unter seinem Großvater verfertiget worden. Er erkundigte sich weiter, ob niemand in Moskau sey, der solch ein Boot zu machen verstehe. Man nannte ihm einen Hollän-

der, Brand. Dieser ward gerufen, brachte das Boot bald wieder in Stand, und Peter setzte sich selbst ans Steuer, um zu lenken. Schnell mußten mehrere ähnliche Fahrzeuge, und bald auch größere Schiffe erbaut werden. Er reißte 1693 selbst nach Archangel am weißen Meere, damals dem Haupthafen Rußlands für den Handel mit dem Auslande, und suchte auch hier seine Unterthanen zum Schiffbau zu ermuntern und den Handel zu beleben; und als er im folgenden Jahre 1694 wieder hinkam, hatte er die Freude, mit mehreren russischen Schiffen in See gehen zu können. Es war wohl das erstemal, daß das Eismeer einen Monarchen trug.

Doch sollten die russische Seemacht und Handlung gedeihen; so war Archangel, nahe dem nördlichen Eismeere, nicht bequem gelegen für den Verkehr mit den übrigen europäischen Ländern, und einen nähern Hafen hatte Rußland damals nicht. Denn die Länder an der Ostsee, welche jetzt den Russen unterthan sind, Liefland, Esthland, Ingermannland gehörten damals den Schweden; und am schwarzen Meere herrschten die Türken. Diese beiden Staaten sah daher Peter als die natürlichen Feinde seines Landes an, mit denen auch vor seiner Zeit nie redlicher Friede gewesen war. Am schwarzen Meere lag die Stadt Asow, am Ausflusse der Don, lange schon Gegenstand der Eifersucht unter Russen und Türken, und daher von diesen, die im Besitz waren, stark bevestiget. Auch ohne Flotte gedachte Peter 1695 sie durch seine neugebildeten Regimenter zu erobern, aber umsonst: er mußte nach einem großen Verluste abziehen. Nun ließ er bei Woronesch eine Flotte erbauen. Dieser Ort liegt nämlich an einem kleinen Flusse Worone, der in den Don einfällt; und rings umher boten Wälder von Eichen und Tannen eine Fülle von Bauholz. Die Leitung der Schiffe erhielt ein Venetianer. Die türkische Flotte wurde überfallen, und mehrere Schiffe genommen; Asow ward von der Land- und Wasserseite angegriffen, und im Julius

1696 erobert. In einem prächtigen Triumphaufzuge kehrte der Sieger nach Moskau zurück. Zugleich aber wurden binnen drei Jahren 55 Kriegsschiffe erbaut, um die gemachte Eroberung zu sichern: ja Peter dachte schon darauf, den Don und die Wolga zu vereinigen, und so eine Schifffahrt vom kaspischen See in das schwarze und mittelländische Meer zu eröffnen.

Um diese Plane auszuführen, fehlte es ihm aber an kundigen Männern, und er sah ein, daß diese Kunde nur vom Auslande zu holen wäre. Er ermunterte also zu Reisen in die Fremde, und unterrichtete die Ausgewählten, wohin sie reisen und worauf sie vorzüglich achten sollten. — Wegen dieser Neuerungen wurden alle altgläubige Russen besorgt um ihr Vaterland. Dazu machte man das Volk um seine Religion bange, und verbreitete, Peter wolle die griechische Kirche zerstören und die katholische Religion des Pabstes einführen. Besonders aber fühlten sich die Strelitzen beleidiget, und machten heimlich eine Verschwörung gegen Peters Leben.

Den 2ten Februar 1697 war der Zar (wie man den Regenten in Rußland nennt) zu Preobraschenskoe bei Lefort in einer großen Gesellschaft. Man wollte sich eben zur Abendtafel setzen, als zwei Strelitzen gemeldet wurden, die den Zaren allein zu sprechen wünschten. Peter ging hinaus. Die beiden Strelitzen warfen sich auf ihr Angesicht nieder, und sagten: Wir bringen dir unsere Köpfe, die wir verwirkt haben. Wir haben uns mit unseren Brüdern verschworen, dich zu ermorden; aber Reue treibt uns zur Entdeckung. Im Hause des Staatsraths Sokownin sitzen die Verschwornen jetzt beisammen. Es ist verabredet, gegen Mitternacht einige Häuser in Moskau in Brand zu stecken; und da du gewöhnlich beim Schall der Feuerglocke selbst zu Hülfe zu kommen pflegst, dich im Gedränge zu umringen, und so zu ermorden. — Peter behielt die beiden Angeber zurück, und schrieb sofort an den Hauptmann seiner Leibgarde, in der Stille seine

Compagnie zu versammeln, gegen 11 Uhr das Sokowninsche Haus zu umringen, und alle, die sich darin fänden, gefangen zu nehmen. Darauf kehrte Peter wieder zur Gesellschaft zurück. Gegen 10 Uhr stand er auf, und setzte sich in seinen leichten Wagen, von einem einzigen Offizier begleitet, und fuhr gerade nach Sokowuins Hause. Um halb eilf Uhr kam er an, und wunderte sich nicht wenig, daß er keinen einzigen Mann seiner Garde antraf; denn er meinte, daß er den Hauptmann um 10 Uhr bestellt habe. Vielleicht, dachte er, sind die Wachen im Hofe oder im Hause vertheilt. Er fuhr also gerade auf den Hof, stieg an der Hausthür ab, und begab sich mit seinem Begleiter ins Haus. Nirgends traf er Soldaten. Doch unerschrocken trat Peter in das Zimmer, wo die Verschwornen bei einander waren. Betroffen standen alle auf, ihrem Herrn die schuldige Ehrerbietung zu bezeugen. Der Zar grüßte sie freundlich, gab vor, er habe im Vorbeifahren so helles Licht wahrgenommen, daß er geglaubt, der Herr vom Hause müsse unfehlbar Gesellschaft haben; und weil es ihm noch zu früh schiene zu Bette zu gehen, wäre er hier angefahren, ein Gläschen mit der Gesellschaft zu trinken. Es ward eingeschenkt, man trank auf des Zaren Gesundheit, und Peter that tapfer Bescheid. Indeß winkte einer von den Strelitzen dem Sokownin, und sagte leise zu ihm: Es ist Zeit, Bruder! — Sokownin winkte ihm wieder und sagte: Noch nicht. Indem sprang Peter mit der größten Beherztheit auf: schlug dem Sokownin mit geballter Faust ins Angesicht, daß er zu Boden stürzte, und sprach mit heftiger Stimme: Wenn es bei dir noch nicht Zeit ist, du Hundssohn! so ist es bei mir Zeit. Fort, bindet die Hunde! — In dem Augenblick trat mit dem Schlag 11 Uhr der Gardehauptmann ins Zimmer, und hinter ihm seine Compagnie mit Gewehren. Sogleich fielen die Verräther alle nieder, bekannten ihre Schuld, und baten um Gnade. Der Zar befahl, daß die Verräther sich selbst einander binden sollten. Drauf wandte er sich zum

Hauptmann und schlug ihn im ersten Eifer ins Gesicht, daß er sich nicht zur befohlnen Stunde eingestellt habe. Dieser zog den schriftlichen Befehl des Zaren aus der Tasche und zeigte ihn. Der Zar, der seine Uebereilung erkannte, küßte den Hauptmann auf die Stirn (ein russischer Beweis der Liebe und Achtung), erklärte ihn für einen rechtschaffenen Offizier, und übergab ihm die gebundenen Verräther zur gefänglichen Haft. — Peter kehrte darauf zu Lefort zurück, und erzählte, welcher Lebensgefahr er entgangen sey, der staunenden Gesellschaft. Die drei Häupter der Verschwörung wurden hingerichtet; die übrigen entlassen.

Nun wurden 60 Jünglinge nach Italien, 40 nach Holland, und mehrere nach Deutschland geschickt. Ja Peter selbst beschloß, im Gefolge einer Gesandtschaft eine Reise ins Ausland zu machen, um mit eigenen Augen alles das Wunderbare zu sehen, wovon man ihm erzählte. 1697 im April trat er, mit einer Begleitung von 270 Menschen, die Reise an; sie ging durch Esthland, Liefland nach Preussen, wo der junge Zar sehr prachtvoll empfangen wurde. Petern lag mehr daran zu sehen, als kostbar zu essen und zu trinken: er besuchte auf der ganzen Reise fleißig die Werkstätten der Handwerker, und wollte nirgends als Kaiser behandelt seyn. Der Kurfürst von Brandenburg aber, Friedrich Wilhelm III. (nachher als König von Preussen Friedrich I.), von dem sein großer Enkel, Friedrich II., schreibt, er habe sich über den Tod seiner Gemalin vielleicht mehr gefreut, als betrübt, weil er ihm Gelegenheit gegeben, ein prächtiges Leichenbegängniß zu veranstalten, dieser ließ es sich nicht nehmen, als Peter nach Berlin kommen wollte, einen prächtigen Empfang zu bereiten. Allein Peter kam des Abends ganz spät, und stieg in aller Stille vor dem Hause ab, welches ihm der russische Gesandte bestellt hatte. Wie der Kurfürst dies erfuhr, sogleich schickte er noch in der Nacht einige Hofkavaliere hin, um seine Zarische Majestät zu bewillkommnen. Peter sagte ihnen: wenn es gelegen wäre, wollte er den

folgenden Tag dem Kurfürsten seinen Besuch abstatten. Sogleich erschien des anderen Morgens um 9 Uhr ein prächtiger Zug der schönsten Wagen vor der Wohnung des Zaren. Diese warteten und warteten, bis sie endlich um 12 Uhr erfuhren, daß der Zar schon längst durch eine Hinterthüre aus dem Hause gegangen sey, und der Kurfürst konnte sich nicht genug darüber verwundern, daß er zu Fuß gekommen. — Ich bin dergleichen Aufzuges nicht gewohnt, antwortete Peter, wollte auch kein Aufsehen in der Stadt machen; und gehe manchen Tag wohl fünfzigmal weiter, als ich heute gegangen bin a).

Er eilte darauf der Gesandtschaft voraus nach Amsterdam. Auch hier bot man ihm ein prächtiges Haus an; doch er, um unerkannt zu bleiben, bezog ein kleines Häuschen an den Schiffswerften (Plätze, wo Schiffe gebaut werden), kleidete sich wie ein holländischer Schiffszimmermann in eine kurze Jacke von rothem Fries und in weite Beinkleider von weißem Leinen, ging selbst auf den Markt und kaufte sich seine Lebensmittel, und kochte sie auf seinem kleinen Heerde. Man zeigt dies Haus noch jetzt den Fremden unter dem Namen Vorstenborg (Fürstenburg). Darauf fing er an, alle Theile, die zu einem Schiffe gehören, wie ein Lehrbursche, selbst zimmern zu lernen; und eben der Mann, der jetzt in seinem Häuschen Befehle an sein gegen die Türken fechtendes Heer schrieb, kam im nächsten Augenblick mit dem Beile in der Hand heraus auf die Werfte, und spaltete Bretter, zimmerte Mastbäume,

na-

a) Als Peter in Pyrmont war, baten ihn die Grafen von Waldeck auf ihrem Schlosse Arolsen zu speisen. Er ward äußerst kostbar und prächtig bewirthet, und nach der Mahlzeit wurden ihm alle Schönheiten des Schlosses gezeigt. Der Graf fragte ihn darauf, wie ihm das Gebäude gefiele. Der Zar antwortete: die Lage ist sehr angenehm, und der Bau groß und schön; doch ist ein Fehler begangen. — Und der ist? fragte der Graf — die Küche scheint mir zu groß angelegt zu seyn.

nagelte Bolen an einander, knüpfte Seile und Segel. Dann besuchte er besonders die Werkstätten der Schmiede und Seiler, und suchte die Einrichtung der holländischen Mühlen kennen zu lernen. Zuletzt ließ er unter seiner Aufsicht ein Kriegsschiff von 60 Kanonen bauen, das er nach Archangel sandte. Er lebte dabei mit den Schiffbauern und Matrosen sehr vertraut, und wenn diese nachher nach Archangel kamen, bewirthete er sie auf holländische Weise mit Pfannkuchen. — Auch die holländischen Juden wünschten sich seine herablassende Milde zu Nutze zu machen, und baten den Zaren um Erlaubniß, in Rußland Handlung treiben zu dürfen: sie wollten für diese Erlaubniß sogleich 100,000 Gulden bezahlen. Peter antwortete: Ich muß den Juden ihr Gesuch abschlagen aus Mitleiden. Die Juden haben zwar den Namen, daß sie die ganze Welt im Handel und Wandel betrügen; aber ich kenne meine Russen: ich muß fürchten, daß sie bei ihnen doch zu kurz kommen. — Bei einer seiner Wasserfahrten überfiel ihn ein Sturm, und Alle, die um ihn waren, befürchteten den Untergang. Peter blieb unerschrocken: Habt ihr je gehört, rief er, daß ein russischer Zar in Holland auf der See ertrunken ist? — Von Holland ging er nach England, wo er alle ausgezeichneten Künstler besuchte und von ihren Kunstwerken nicht bloß nach Rußland schickte, sondern auch Künstler selbst gewann, ihm nach Rußland zu folgen. Er hatte in kurzer Zeit Seeoffiziere, Wundärzte, Kanoniere, Uhrmacher, Schmiede und andere Künstler und Handwerker über 500 um sich versammelt. Er selbst übte sich in mehreren dieser Künste, und setzte diese Uebungen fort, auch als er wieder nach Rußland zurückgekommen war. So hat er eigenhändig Eisenstangen geschmiedet, die man noch jetzt in Rußland zum Andenken aufbewahrt. Seine Hofjunker mußten dabei Kohlen auftragen, das Feuer anschüren und die Blasbälge ziehen. Einst hatte er auf einem Eisenwerke, 90 Werste von Moskau (7 Werste machen eine deutsche Meile, 90 Werste sind also 13 Meilen), 18

Pud (Pud ist ein Gewicht von 40 Pfunden) Eisen geschmiedet. Er ging darauf zum Meister des Werkes, Werner Müller, und fragte ihn: Was bekommt ein Meister für das Pud geschmiedetes Stangeneisen? — Drei Kopeken, antwortete Müller. (Eine Kopeke ist etwa 1 Schilling oder ein halber Groschen.) So habe ich 54 Kopeken verdient. Müller ging und holte Goldstücke; aber Peter schob sie zurück: Nimm deine Dukaten, ich habe nicht besser gearbeitet als die anderen Meister; bezahle mir, was mir gebührt, und ich will hingehen und mir ein Paar Schuhe dafür kaufen; denn wie du siehst, sind meine gerade entzwei, und ich habe sie schon einmal wieder besohlen lassen. Der Zar nahm darauf die 54 Kopeken, fuhr nach den Schusterbuden, und kaufte sich ein Paar neue Schuhe, die er nachher noch oft in Gesellschaften zu zeigen und dabei zu sagen pflegte: die habe ich mir selbst mit meiner Hände Arbeit verdient.

Auch an chirurgischen Operationen fand er Gefallen, und trug gewöhnlich ein Besteck mit Messern, Schneppern und Zangen bei sich. Auch hat er manchem seiner Unterthanen selbst Zähne ausgezogen, und einer Kaufmannsfrau Borside eigenhändig die Wassersucht abgezapft. — Eines Tages sah der Zar einen seiner Kammerdiener niedergeschlagen im Vorzimmer sitzen. Peter fragte ihn, was ihm fehle. Ach mir nichts, antwortete er: es ist um meiner Frau, meiner armen Frau willen, die vor Zahnschmerzen fast vergehen, und sich doch den Zahn nicht ausreißen lassen will. — Dazu will ich sie bald bereden, versetzte der Zar, und ihr Ruhe verschaffen. Peter ging sogleich mit dem Manne zu der Frau, der kein Zahn wehe that. Sie hatte dem Manne mehreremal Verdruß gemacht, und der wollte sie jetzt dafür bestrafen. Sie mußte sich niedersetzen, und den Zahn besehen lassen; versicherte aber, daß er ihr gar nicht wehe thäte. Eben das ist das Unglück, sagte der Kammerdiener, daß sie die Schmerzen immer läugnet, wenn man ihr helfen will, und sogleich wieder

zu winseln anfängt, wenn der Arzt weg ist. Gut! gut! versetzte der Zar, sie soll bald nicht mehr winseln: halte ihr nur den Kopf und die Arme. Und Peter zog ihr, wie sehr sie auch schreien mogte, den vermeintlich bösen Zahn mit großer Leichtigkeit aus. Als er aber einige Tage hernach erfuhr, daß der Mann seiner Frau diesen Streich bloß zum Possen gespielt habe, ließ er ihm zur Vergeltung eine tüchtige Tracht Schläge geben.

Schon im 20sten Jahre lebte er in vertrautem Umgange mit Herrn Tirmond, einem alten aufgeweckten und sehr geschickten Chirurgus, der fast immer um den Zar seyn, und oft bis in die späteste Nacht bei ihm sitzen mußte. Tirmond starb über 70 Jahre alt, und hinterließ eine nicht alte und ziemlich hübsche Wittwe, nebst einem Vermögen von vielen tausend Rubeln. Die Frau fand einen jungen Barbiergesellen aus Danzig ihrer Liebe nicht unwürdig, der, was ihm an chirurgischen Kenntnissen abging, in ihren Augen durch eine schöne Gestalt und durch Galanterien ersetzte. Sie heirathete ihn bald nach dem Tode ihres ersten Mannes, und fing mit ihm das verschwenderischste Leben an. Kleidung, Wohnung und Möbeln, Alles ward aufs kostbarste eingerichtet: mit vier Pferden fuhren sie in einem prächtigen Wagen durch Moskau, und suchten in Allem den Reichsten und Vornehmsten sich gleich zu stellen. Dieß mußte auch in einer großen Stadt Aufsehen erregen, und man sprach mehreremal in Gegenwart des Zaren von dem Aufwande des jungen Danzigers, seinem plötzlichen Reichwerden, und seinem gemeinen Vornehmthun. Als Peter einst eine große Gesellschaft der kaiserlichen Freunde bei sich hatte, und das Gespräch ebenfalls auf den vornehmen unwissenden Chirurgus kam; schickte der Zar nach ihm. Dieser, der nichts geringeres erwartete, als daß die kaiserliche Huld das Vertrauen, dessen Tirmond genossen hatte, auch ihm schenken wolle, warf sich schnell in seine kostbarsten Kleider, und kam, blitzend von goldenen Tressen

und von brillantenen Ringen an den Fingern, in seinem glänzendsten Wagen an den Hof gefahren. Alles lief an die Fenster, um den Aufzug zu sehen. Als der Badergesell vor den Zaren kam; ward er nach Namen, Geburtsort, Lehrherrn und seiner Weise bei chirurgischen Operationen gefragt. Der Zar erkannte ihn für einen unwissenden Chirurgus und unwürdigen Nachfolger des erfahrnen Tirmond. Höchstens, meinte Peter, könne er ein erträglicher Bartscheerer seyn; und das solle er auf der Stelle beweisen. Peter ließ darauf ein Menge gemeiner Bauern und Knechte, die die längsten Bärte hatten, heraufholen, denen der stattlich geputzte Herr Bader mit seinen brillantenen Ringen an den Fingern die mächtigen Bärte in Gegenwart der ganzen Gesellschaft einseifen und scheeren mußte, worauf ihn Peter entließ, in seinem Staatswagen wieder nach Hause zu fahren. Diese Begebenheit beschämte den stolzen jungen Herrn doch so sehr, daß er mit seiner galanten Frau bald darauf Moskau verließ, und nach Danzig zog. Hier lebten beide einige Jahre eben so herrlich und in Freuden, bis das Geld alles durchgebracht war, und er, auch als Barbier unbrauchbar, endlich als Mäkler sich kümmerlich ernähren mußte, indeß seine galante Gemalin durch Waschen Geld zu verdienen suchte.

Im Jahre 1698 wollte Peter durch Deutschland nach Italien reisen: allein in Wien erhält er Nachricht von einem neuen Aufstande der Strelitzen. Er hatte so sicher jetzt auf ihre Treue gerechnet. Voll Grimm kehrte er daher sogleich zurück, fand zwar den Aufstand schon gestillt, bestrafte aber die Schuldigen mit einer Härte, die sich nur aus seinem früheren Unwillen gegen die Strelitzen erklären läßt, der jetzt so empfindlich gereizt war. Ueber tausend Menschen wurden gerädert, gespießt, geköpft; und seine Schwester Sophia, der man Schuld gab, diesen Aufruhr veranlaßt zu haben, mußte diesen Hinrichtungen zusehen, und die todten Leichname blieben den ganzen Winter über vor ihrem Fenster hangen.

Peters nächster Plan war nun, Küstenländer an der Ostsee zu erobern. Er hatte sich deswegen mit dem Könige von Polen und dem Könige von Dänemark gegen den jungen König Schwedens, Karl XII., vereiniget. Allein dieser zeigte sich wider alles Erwarten bald als Sieger aller seiner Feinde. Dänemark war gleich im ersten Jahre des Krieges 1700 zum Frieden gezwungen, noch ehe Peter erfahren hatte, daß Karl angegriffen habe. 60,000 Russen wurden bei Narva von 9000 Schweden aus einem verschanzten Lager heraus in die Flucht geschlagen. Karl behandelte die Russen so verächtlich, daß er an 30,000 Gefangene fortjagen ließ, und der russischen Armee gar nicht weiter nachsetzte, sondern sich mit seiner ganzen Macht gegen den König von Polen, August, wandte. Auch hier war er so glücklich, daß er den König ganz und gar aus dem Lande vertrieb, 1704, einen andern König in Polen einsetzte, und 1706 August selbst zwang, diesen neuen König anzuerkennen. Peter indeß benutzte die erlittene Niederlage mit Klugheit. Hätten wir gesiegt, sagt er in seinem Tagebuche, da wir uns noch eben so wenig auf den Krieg, als auf den Staat verstanden: so hätte dieß von sehr unglücklichen Folgen seyn können. So aber machte die Noth emsig, arbeitsam und erfahren. — Peter übte seine Truppen in kleinen Gefechten, und da nur eine unbedeutende Schaar Schweden an der Ostsee zurückgeblieben war, eroberten die Russen 1702 Ingermannland, und gleich 1703 den 27sten Mai legte Peter hier an der Ostsee auf den Inseln der Newa den ersten Grund zu der Stadt, die von ihm den Namen Sankt Petersburg erhielt. Aus allen Gegenden des Reiches wurden Arbeitsleute verschrieben, die aber mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Der Boden war durchaus morastig, man sank bis an die Kniee ein, Karren und Wagen ließen sich gar nicht gebrauchen, man mußte die Erde anfangs mit den Händen herbeitragen. Die Menge der Arbeitsleute zog indeß bald Kauf-

leute hieher, und so erhob sich während eines drohenden Krieges, in einer Wüstenei, aus tiefen Sümpfen das hölzerne Petersburg, seit Peter dem Großen die Haupt- und Residenzstadt der russischen Regenten, die es nach seiner Zeit sehr ausgeschmückt, und die hölzernen Häuser großentheils in steinerne und marmorne Paläste verwandelt haben.

Nachdem indeß Karl XII. den gewesenen König der Polen, August, gezüchtiget hatte, wandte er sich 1707 gegen Peter mit dem Entschluß, den Zaren in Moskau zu sprechen. Er schlug alle Friedensunterhandlungen aus, und das Schrecken des Unüberwindlichen ging vor ihm her. Die Russen zogen sich zurück, ließen aber überall eine Wüste hinter sich, um so vielleicht durch Mangel und Hunger den Schweden zur Rückkehr zu zwingen. Plötzlich wandte Karl seinen Marsch, der bisher gerade auf Moskau gerichtet schien, nach der Ukraine zu den Kosacken, auf deren Unterstützung er rechnete. Allein er hatte sich getäuscht; die Kosacken wiesen Karln zurück, rings war Alles ausgeplündert und verbrannt, und die Schweden, 300 Meilen von ihrem Vaterlande entfernt, hatten in der heftigsten Kälte kaum ein kümmerliches, halb von gestampfter Baumrinde gebackenes Brod für den Hunger, und wenig mehr als Lumpen zur Bedeckung gegen die Kälte. Dies war die Lage des schwedischen Heeres, als Karl endlich durch die Ukraine gedrungen war, und sich im Mai 1709 vor Poltawa am Flusse Worskla, in der Gegend des Dneprs bei Ekaterinoslawl, lagerte. Hier waren Magazine. Allein die Russen eilten der Stadt zu Hülfe, und am 27. Junius kam es zu einer Schlacht, die das Schicksal zweier Reiche entschied. Die Schweden wurden gänzlich geschlagen; denn ihr König fehlte ihnen: er konnte bei der Schlacht nicht zugegen seyn, weil er am Fuße schwer verwundet war, und so herrschte allgemeine Verwirrung.

Karl, in der Verzweiflung, ging zu den Türken, diese zum Kriege gegen Peter aufzureizen. Es gelang ihm:

200,000 Türken zogen im Frühlinge 1711 über die Donau, und schlossen den Zaren mit seinen 22,000 Mann am Pruth von allen Seiten ein. Hier war Peter in der peinlichsten Lage seines Lebens; er konnte nicht weiter auf Rettung rechnen: entweder war sein Schicksal, Hungers zu sterben, oder durch die ringsher gegen das russische Lager gerichteten Kanonen der Türken zu fallen. — Da gab Katharina, die Tochter eines deutschen Handwerkers, die Frau eines schwedischen Dragoners, mit dem sie bei Marienburg in Liefland in russische Gefangenschaft gerieth, (nachher seit 1712 Gemalin Peters,) diese Katharina gab den Rath, alles Geld und alle Juwelen an den türkischen Feldherrn zu schicken. Und dieser ließ sich bestechen: Peter erhielt freien Abzug und Frieden auf die Bedingung, Asow zurückzugeben und einige Vestungen zu zerstören, die den Türken gefährlich werden konnten. Der Friede ward geschlossen 1711 den 23sten Juli.

Karl blieb fünf Jahre bei den Türken, um sie zu neuen Angriffen gegen Rußland zu ermuntern, indeß sein Reich rings von Feinden bestürmt wurde, unter denen Peter der glücklichste war. Da aber Peters Bundesgenossen, besonders Preussen und Dänemark, die Ausdehnung der russischen Macht mit Eifersucht betrachteten, und es hinderten, daß Rußland Einfluß in Pommern und Meckelnburg erhielt; dachte Peter darauf, mit Karl XII., der seit 1714 wieder in seinen Staaten war, Frieden zu schließen, als dieser 1718 den 11. December vor Friedrichshall in Norwegen erschossen wurde. — Da die Schweden jetzt nichts von Frieden wissen wollten, landeten die Russen unversehens in Schweden, streiften bis vor Stockholm, und verwüsteten das Land. So ward endlich 1721 den 30sten August der Friede zu Nystadt in Finnland geschlossen: und Peter erhielt Liefland, Esthland, Ingermannland und einen Theil von Finnland.

In der Zeit dieses Krieges hatte Peter in den Jahren 1716 und 1717 eine zweite Reise durch Europa gemacht,

sein Seewesen zu verbessern, und Petersburg zu bevölkern; und in seinem Reiche hatte er die Annahme und Uebung fremder Kenntnisse und Kunstfertigkeiten, so wie mildere Sitten möglichst zu verbreiten gesucht. Er verbot es, sich auf den Straßen vor ihm niederzuwerfen, was altrussische Sitte war, und da man es dennoch that, setzte er die Strafe der Knute darauf, wenn einer vor ihm niederfiele und sich seinetwegen mit Koth besudelte. — Jeder, der von ihm besoldet wurde oder Zugang zu ihm haben wollte, mußte in ausländischer Tracht erscheinen; und wer von seinen Dienern mit einem großen langen Mantel oder Pelze nach alter Art durch das Thor ging, mußte entweder einen Geldzoll bezahlen, oder niederknieen und es leiden, daß ihm der Rock so weit abgeschnitten wurde, als er beim Knieen ihn auf der Erde schleppte. Dieß geschah einigemal, und gab dem Volke zu lachen, so daß die langen Mäntel bald verschwanden. — Eine alte russische Sitte war, den Bart nicht zu scheeren, sondern wohl gekämmt vor sich her zu tragen. Peter schor sich den Bart, und bemerkte mit Vergnügen bei der Zurückkunft von seiner ersten Reise 1698, daß Viele dieser Sitte folgten. Er befahl es daher, den Bart zu scheeren, und gestattete ihn nur den Geistlichen, den Bauern, und denjenigen, welche für die Erlaubniß, ihn zu tragen, jährlich 100 Rubel bezahlten. (Der alte Rubel ist 1 Thaler Sächsisch; der neue Rubel nicht viel über einen halben Thaler. Viele altgläubige Russen indeß hoben den abgeschnittenen Bart sorgfältig auf, und ließen ihn mit sich in den Sarg legen, um ihn als Glaubenszeichen im künftigen Leben vorzeigen zu können. Solche abergläubische Vorstellungen hatten die alten Russen noch. — Peter führte zuerst die russischen Frauen in Gesellschaften, die bisher bloß aus Männern bestanden hatten, und machte den Umgang heiterer und anständiger. Er legte Buchdruckereien an und ließ fleißig nützliche Bücher anderer Sprachen ins Russische übersetzen. Er gründete Schulen, die bisher fast gar nicht in Rußland gewesen waren;

und machte zum Gesetz, wer nicht lesen und schreiben könnte und nicht Latein verstände, der sollte die Erbschaft seines Vaters nicht antreten können.

Peter starb 1725, in der Nacht vom 27. auf den 28. Januar, alten Styls, das heißt nach dem alten Julianischen Kalender: das wäre nach unserm Kalender vom 7ten auf den 8ten Februar. Ihm folgte seine Gemalin Katharina; denn seinen Sohn Alexei hatte er, wie man allgemein glaubt, auf Antrieb dieser Katharina hinrichten lassen.

57.

Preussen, Friedrich II.

So wie Rußland das größte der jetzt mächtigen Reiche der Erde ist: so war Preussen dagegen das kleinste. Es beherrschte auch vor dem unglücklichen Kriege von 1806 und 1807 nicht mehr als 6000 Quadratmeilen, und hatte also etwa nur den 60sten Theil des Länderumfanges, worüber der russische Zar gebietet. Es gab einen Beweis, wie auch ein kleines Reich sich zu Macht und Ansehen erheben kann, wenn es seine Kräfte zu benutzen versteht, wenn Ackerbau und Fleiß in Handwerken und Künsten blüht, und wenn weise und kraftvolle Fürsten dem Staate Ansehen geben. Und welch erhebendes Beispiel hat das nicht mehr 3000 Quadratmeilen große, hart gedrückte Reich 1813 gegeben! Preussen hat das Glück gehabt, innerhalb 100 Jahren von drei großen Regenten beherrscht zu werden. Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg und Herzog in Preussen (1640 — 1688), war der Erste, der dem Namen Brandenburg im Auslande Achtung gewann. Noch immer galten seit dem 30jährigen Kriege Schwedens Heere für unüberwindlich: Er, der verachtete kleine Kurfürst, schlug sie in einer entscheidenden Schlacht bei Fehrbellin, 7 Meilen nordwärts

von Berlin, 1675; alle Völker, die bisher vor dem Namen der Schweden gebebt hatten, erhoben sich muthvoll zum Bündniß gegen sie: und nur Ludwigs XIV. Obermacht konnte den Schweden einen günstigen Frieden verschaffen. — Friedrich Wilhelm bauete nach dem 30jährigen Kriege sein ganz verwüstetes Land mit regem Eifer wieder an, lud fleißige Ausländer ein, sich in seinen Staaten niederzulassen, und nahm besonders seit 1685 die französischen Reformirten auf, die Ludwig XIV. aus seinem Reiche auszuwandern zwang. Die Mark erhielt an 20,000 Franzosen, und nicht bloß Handwerker, Landleute, Künstler, sondern auch berühmte Gelehrte, reiche Kaufleute und Vornehme vom Adel. Der letzteren waren so viel, daß sie ein eignes Korps (ausgesprochen Koor) Reuterei bildeten, woraus nachher das preussische Dragonerregiment entstand. Seiden-Manufakturen wurden angelegt, Gold- und Silberarbeiten und Uhren wurden kunstreich verfertiget, neue bessere Bearbeitung der Felder und besonders der Gärten wurde verbreitet, und große Geldsummen, die sonst aus dem Lande gingen, blieben jetzt im Lande.

Der Sohn des großen Kurfürsten, **Friedrich** III., wollte glänzen und liebte Pracht über Alles. Daher wünschte er auch den Königstitel, und nahm ihn mit Bewilligung des Kaisers und der benachbarten Fürsten 1701 den 18ten Januar in Königsberg an. Seit der Zeit nannte er sich **Friedrich** I., **König in Preussen**, und was er aus Eitelkeit that, bahnte seinen größeren Nachfolgern den Weg zu freierer Wirksamkeit.

Man erfährt es oft, der Sohn, der des Vaters Fehler zu vermeiden strebt, fällt in den entgegengesetzten. Wie Friedrich I. (er hatte regiert von 1688 — 1713) die Pracht bis zur Verschwendung geliebt hatte: so ward sein Sohn, **König Friedrich Wilhelm** I. (1713 — 1740) ein Muster der Sparsamkeit, die zuweilen wohl in Geiz ausartete. Schon als Knabe hatte er eine so starke Abneigung gegen allen überflüssigen Aufwand, daß er ein-

mal einen Schlafrock, der ihm zu kostbar schien, im Kamin verbrannt haben soll. Seine Tafel war keinesweges mit seltenen Gerichten besetzt: geräucherter Schinken und Wurst waren sein Lieblingsessen. Seine Kleidung war die gewöhnliche Uniform der Offiziere; und die großen Perükken, die unter seinem Vater Mode waren, und die man noch häufig auf Kupferstichen jener Zeit sieht, schaffte er ganz ab. Seine Vergnügungen waren die Jagd, und eine Abendgesellschaft, die er das Tabakskollegium nannte, und wo bei dünnem Bier und einer Pfeife Tabak über allerhand Gegenstände vertraulich gesprochen wurde. Er zog zu diesen Unterhaltungen auch gern Gelehrte, und hörte sie gern mit einander streiten, um daraus zu lernen, oder über die Streitenden zu lachen: doch, erzählt man, mußte jeder, der in diese Gesellschaft kam, auch wenn er keinen Tabak rauchte, doch so thun und eine Pfeife wenigstens in den Mund nehmen. — Er kümmerte sich aufs sorgfältigste um Alles, was seine Unterthanen anging, besuchte oft Bürger in ihren Häusern und hielt sie zum Fleiß an, und mancher Träge jener Zeit konnte sich rühmen, mit königlicher Hand zur Arbeit geprügelt worden zu seyn. Er liebte die Soldaten, aber vermied den Krieg. Er errichtete viele neue Regimenter, und wählte zu seiner Leibgarde besonders ausgezeichnet große Leute, die er aus allen Ständen und aus allen Ländern Europa's mit ungeheueren Kosten und oft mit Anwendung unwürdiger Kunstgriffe durch Werber zusammentreiben ließ, und die er gut besoldete. Er erhielt sie in immerwährender Uebung, seine Kriegseinrichtung ward ein Muster für andere Staaten, und seine Heere waren gefürchtet. — Auch bevölkerte er sein Land durch fleißige Ausländer, und nahm besonders die ihrer Religion wegen vertriebenen Salzburger auf. — Ueberall schaffte er Ordnung, und seine Diener fanden an ihm einen unerbittlichen Richter, wenn sie sich einer Untreue schuldig gemacht hatten. Wie sein Leben, war auch sein Tod. Er fühlte sein Ende nahen, bereitete sich mit Ruhe darauf vor, und ver-

ordnete, in seinem Lobe kurz zu seyn. Er starb den 31sten Mai 1740, und hinterließ seinem Sohne Friedrich II. ein geordnetes Land, ein trefflich geübtes und gefürchtetes Heer und eine volle Schatzkammer. Und Friedrich II. hat es verdient, einen solchen Vorgänger gehabt zu haben: er wußte Alles, was sein Vater geschaffen hatte, trefflich zu benutzen; und seine Bildung durch französische Bücher und häufigen Umgang mit Franzosen machte ihn aufmerksam auf das, was sein Vater vernachlässiget hatte, auf Bildung der Wissenschaften und der schönen Künste, Schätzung des denkenden Mannes und des erfindenden Geistes. Deutschland war damals gerade nicht reich an geistvollen Männern, die des großen Königs Aufmerksamkeit hätten fesseln können. Die deutsche Sprache war für den Umgang minder gelenkig, als die französische. Daher kam es, daß Friedrich II. die deutschen Gelehrten nicht achtete, und die deutsche Sprache nie rein und richtig sprechen zu lernen sich auch nur die Mühe gegeben hat. Er behielt eine Vorliebe für französische Sprache und französische Bücher und Gelehrte.

In eben diesem Jahre, 1740 den 20sten Octbr., starb auch der deutsche Kaiser Karl VI. Er hatte seine Tochter Maria Theresia zur Nachfolgerin als Königin von Ungarn und als Erzherzogin von Oesterreich ernannt. Allein Frankreich wollte sie nicht anerkennen; und so kam es zum Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich. Diesen benutzte Friedrich gleich nach dem Antritt seiner Regierung, um bei dieser Gelegenheit die schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf zu erhalten, die er rechtmäßig fodern zu können meinte; besonders aber, um dem kleinen verachteten Königreiche Preussen durch Vergrößerung seiner Macht und kühne Entschlossenheit Achtung vor der Welt zu verschaffen. a) Noch ehe Theresia die Foderung

a) Recht absichtlich hatte Oesterreich den König Friedrich Wilhelm verächtlich behandelt, erst mit ihm ein Bündniß geschlossen, und nachher gegen dies Bündniß gehan-

abschlug, rückten im December 1740 preussische Truppen in Schlesien ein, und im Jahre 1741 war ganz Schlesien erobert, und wurde durch die Schlacht bei Molwitz behauptet. Da zugleich die Franzosen siegreich bis Prag vordrangen, sah Theresia sich genöthigt 1742 den 11ten Juni zu Breslau einen Frieden zu schließen, worin sie ganz Schlesien bis auf ein kleines Gebiet dem König Friedrich abtrat. Doch schloß Maria Theresia diesen Frieden nur, um ihre ganze Macht gegen Frankreich vereinigen zu können, und, hätte sie hier gesiegt, sich dann mit ihrer vereinigten Gewalt gegen Friedrich zu wenden und diesen zu strafen. Dieser durchschauete den Plan, und blieb gerüstet. 1743 gewann Theresia Sachsen für sich, die französischen Heere wurden geschlagen, und schon sah Friedrich nahen, was er gefürchtet hatte. Da kömmt er aber zuvor, und fällt 1744 in Böhmen ein. Er mußte sich zwar im Winter wieder zurückziehen, allein im nächsten Sommer gewann er die herrlichen Siege bei Hohenfriedberg den 4ten Juni, bei Soor den 30sten Sept., vertrieb die Oesterreicher wieder aus Schlesien, und nöthigte auch Sachsen durch den Sieg bei Kesselsdorf zum Frieden, so daß noch am Ende des Jahres 1745 Schlesien ihm aufs neue zugesichert wurde, und Sachsen eine Million Thaler an Preussen bezahlen mußte. — Diese Kriege, so rasch und kühn begonnen, und so kraftvoll und glücklich geführt, gewannen dem Preußischen Namen Achtung durch ganz Europa, gaben dem Volke einen begeisternden Aufschwung, und machten den Namen Friedrichs geehrt und gefürchtet.

1748 erhielt Maria Theresia auch Frieden von Frankreich: sie ward als Königin von Ungarn anerkannt, trat

delt, ohne dem Könige ein Wort zu sagen. Er spanne immer den Hahn, spottete man, aber drücke nie los. Und Georg II. von England pflegte ihn seinen Bruder den Unteroffizier zu nennen und des heiligen römischen Reiches Erzsandstreuer.

fast ganz ohne Verlust aus dem drohenden Kampfe, aber mit um so größerer Erbitterung gegen Preussen, das bisher so ohnmächtig geschienen hatte und ihr am schädlichsten geworden war. a) Friedrich II. verkannte dies nicht: er sah, welch ein unsicherer Besitz Schlesien für ihn war; er bemerkte den allgemeinen Neid, den seine schnell errungene Größe erregte, und suchte sich dagegen sicher zu stellen. Er vermehrte seine Armee auf 150,000 Mann, und übte sie so kunstreich, daß alle Heerführer Europa's von ihm lernten. Er ließ die Bewegungen aller verdächtigen Staaten ringsumher strenge beobachten, und durch die Verrätherei eines sächsischen Sekretärs erfuhr er einen ungeheueren Plan, der gegen ihn entworfen war. Maria Theresia von Oesterreich stand an der Spitze des Bundes; ihm war zuerst beigetreten Elisabeth, Kaiserin von Rußland, die sich von Friedrich durch Worte beleidiget glaubte; bald darauf August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, durch seinen furchtbaren Nachbaren schon einmal 1745 aus seiner Hauptstadt vertrieben und durch seinen Minister Brühl zur glühendsten Rache gegen Preussen entflammt. Und endlich vereinigte sich, worüber damals ganz Europa staunte, Ludwig XV., König von Frankreich, mit Oesterreich. Seit mehr als 200 Jahren war Krieg oder nie doch redlicher Friede zwischen diesen beiden mächtigen Nachbaren gewesen; jetzt verband sie, doch nur auf kurze Zeit, der gemeinschaftliche Vortheil. Friedrich II. hatte nämlich mit Georg II., König von England, 1756 ein Bündniß geschlossen, die deutschen Staaten des Königs von England, Hannover, gegen Frankreich zu schützen. Darüber war Frankreich unzufrieden, und verband sich gegen Preussen mit

a) 1740 betrugen die österreichischen Staaten zusammen über 10,000 Quadratmeilen, meist trefflich angebautes und gut bevölkertes Landes; die preussischen dagegen wenig über 2000 Quadratmeilen und zum Theil sandiges und eines vorzüglichen Anbaues nicht fähigen Landes.

Oesterreich. Zuletzt folgten, durch Frankreichs Einfluß vermocht, Schweden; und durch Oesterreich gezwungen, die meisten Staaten des deutschen Reiches. — Dieser furchtbare Bund wollte nichts weniger, als Friedrich II. entthronen, ihm alle seine Länder nehmen, und aus Gnade ihm vielleicht die Mark Brandenburg lassen. Schlesien war für Oesterreich, Preussen für Rußland, Magdeburg und Halberstadt für Sachsen, die westphälischen Provinzen und Hannover für Frankreich, und Pommern für Schweden bestimmt. Und es schien unmöglich, daß Friedrich II. gegen sechs Mächte den Kampf zu bestehen im Stande seyn würde. England allein stand ihm treulich bei, mit Hülfsgeldern und Truppen.

Wie Friedrich II. den geheimen Bund entdeckt hatte, schien es ihm das Beste, seinen noch ungerüsteten Feinden zuvorzukommen. Unvermuthet brach er am 29. August 1756 in Sachsen ein, und nahm das ganze Land mit Leipzig und Dresden in Besitz. Noch fehlten ihm einige geheime Papiere, um das Bündniß ganz kennen zu lernen. Diese lagen auf dem kurfürstlichen Schlosse zu Dresden, in Zimmern, zu denen die Kurfürstin selbst den Schlüssel hatte. Sie wollte ihn nicht hergeben, und vertrat dem abgeschickten General den Eingang. Er mußte sie gewaltsam wegdrängen, und Friedrich erhielt nun auch die geheimen Briefe in seine Hände, durch deren öffentliche Darlegung er seinen Einfall in Sachsen rechtfertigte, während seine Feinde diesen Einfall als einen unerhörten Friedensbruch anklagten. Maria Theresia schickte sogleich nach Böhmen Befehl, den Sachsen zu Hülfe zu eilen. Die erste Schlacht bei Lowositz in Böhmen (bei Leutmeritz nicht weit von der Elbe) den 1sten Oktober 1756 entschied für keines der beiden Heere; doch zogen sich die Oesterreicher zurück, und am 14ten Oktober mußte sich die ganze sächsische Armee, die drei Tage und drei Nächte ohne Schlaf und ohne Speise unter dem Gewehre gestanden hatte, den Preussen bei Pirna ergeben. — Dieses Glück erbitterte die feindlichen Gemüther noch mehr; und man begnügte sich

nicht, furchtbare Armeen zu werben; man konnte sich so wenig mäßigen, daß man in öffentlichen Staatsschriften auf die gemeinste Art schimpfte. Alles war in Bewegung: von den Pyrenäen bis zum kaspischen See erhoben sich Kriegsschaaren gegen Friedrich; selbst unter seinen Leuten entdeckte er Verräther, die sich hatten bestechen lassen, ihn vergiften zu wollen. Indeß lebte er den Winter über ruhig in Dresden, und sein Heer lag durch Sachsen verbreitet, wie durch eine eroberte Provinz. Es wurden Schauspiele, Konzerte und Bälle gegeben, die von Preussen und Sachsen freundschaftlich besucht wurden; und der König selbst gab fast täglich kleine Konzerte, bei denen er, der so mächtig bedrohete Monarch, mit seiner Flöte einstimmte. Da er aber den Kurfürsten durchaus nicht zum Bündniß bewegen konnte, ließ er des Grafen Brühl, der an Allem schuldig schien, prächtigen Palast gänzlich niederreißen und ausplündern.

Den Feldzug 1757 eröffnete Friedrich mit der blutigen Schlacht bei Prag, den 6ten Mai, in der sein trefflicher Feldherr Schwerin fiel, dem er nach geendigtem Kriege auf dem Wilhelmsplatze in Berlin ein marmornes Standbild errichten ließ. Friedrich siegte; aber Prag ergab sich nicht, und bei Kollin, den 18ten Juni, ward Friedrich das erstemal von den Oesterreichern unter Daun geschlagen. Dieß erhob den Muth der Feinde. Die Franzosen drangen vor, und besetzten Hannover und Hessen; die Oesterreicher nahmen Schlesien, und machten einen Streifzug bis Berlin; die Schweden besetzten Pommern, in Preussen wütheten die Russen, und gegen Sachsen rückte die Reichsarmee durch Franzosen verstärkt an. Friedrich schien ohne Rettung verloren. Aber allen unerwartet schlug er den 5. November die Franzosen mit der Reichsarmee bei Roßbach a), wo 60,000 Mann von 22,000 Preussen

in

a) Im September 1757 lagen 8000 Franzosen in Gotha, und bei Hofe hatte man einen Tag (den 19ten)

in die Flucht getrieben wurden; flog nach Schlesien und vier Wochen nachher, den 5ten December siegte er mit demselben Heere bei Leuthen (unweit Breslau) über die Oesterreicher, und zerstreuete deren großes Heer von beinahe 80,000 Mann, daß nicht mehr als 17,000 Böhmen erreichten. Die Russen mußten sich aus Mangel an Lebensmitteln zurückziehen; die Schweden wurden aus Pommern vertrieben und selbst Schwedisch-Pommern weggenommen, und die Franzosen mußten Hannover räumen. So war am Ende des Jahres der größte Theil der preussischen Länder vom Feinde geräumt, und Friedrich stand wieder in ruhigen Winterquartieren in Sachsen und Schlesien.

1758 versuchte er sein Heer zum erstenmal gegen die Russen, die jetzt durch Preussen und Pommern bis in die Mark Brandenburg vorgedrungen waren, und schlug auch sie den 25. August bei Zorndorf (unweit Frankfurt an der Oder), so daß sie sich bis Preussen zurückzogen. Nur Preussen war von Feinden besetzt; seine übrigen Staaten waren frei, und ungeachtet des Ueberfalles, 14. Oct., bei Hochkirch in der Lausitz, wo Friedrich an 9000 Menschen, über 100 Kanonen und alles Gepäck eingebüßt hatte, lag er mit seinen Heeren den Winter über in Sachsen.

Dies erbitterte immer mehr, daß der Kurfürst von Brandenburg so vielen vereinigten Kaisern und Königen mit solchem Glücke die Spitze bieten könnte. Neue Schaaren strömten von allen Seiten herbei; und 1759 war für Frie-

große Zubereitungen gemacht, die bewaffneten Gäste zu bewirthen. Die Tafeln waren schon gedeckt, als der preussische General Seidlitz mit 1500 Reutern vor den Thoren von Gotha erschien. Die 8000 Franzosen dachten an keinen Widerstand: sie verließen die rauchenden Schüsseln und die blinkenden Schenktische; und Seidlitz nahm mit seinen Offizieren an der herzoglichen Tafel die Plätze ein, die von den Franzosen verlassen waren.

drich das unglücklichste Jahr des siebenjährigen Krieges. Der König selbst ward bei Kunersdorf den 12 August von den Russen und Oesterreichern gänzlich geschlagen, die Mark ausgeplündert, Dresden erobert, und ein preussisches Heer von 11,000 Mann bei Maxen zu Kriegsgefangenen gemacht. Vergebens bot der König Frieden an: doch behauptete er sich den Winter noch in Sachsen. — 1760 siegte er zwar bei Liegnitz, den 15ten August, und bei Torgau den 4. November über die österreichischen Armeen: aber Berlin ward gebrandschatzt, ein Theil Sachsens ging verloren, die Russen standen in Preussen und Pommern, die Oesterreicher hatten Schlesien nicht ganz verlassen, 1761 gingen mehrere Vestungen in Schlesien und Pommern an die Oesterreicher und Russen verloren; die Franzosen siegten, Sachsen war erschöpft, England schickte keine Hülfsgelder mehr, Friedrich konnte kein angemessenes Heer weiter aufstellen und kein Geld zusammenbringen; und alle Friedensvorschläge wurden zurückgewiesen.

Da starb 1761 den 25. Dezember (unseres Kalenders den 5ten Januar 1762) die Kaiserin Elisabeth von Rußland; und ihr Nachfolger Peter III., der Friedrich II. persönlich hochachtete, befahl sogleich seinen Truppen, nicht gegen Preussen zu fechten, bald sich mit den Preussen zu vereinigen. Das war Erleichterung. Allein im Juli 1762 wird Peter ermordet, und seine Gemalin, die berühmte Katharina II., erhebt sich zur Kaiserin. Sie war nicht Friedrichs Freundin; da sie indeß in den Briefen an ihren verstorbenen Gemal fand, daß Friedrich vortheilhaft von ihr denke; ließ sie zwar die russischen Truppen von den preussischen sich trennen, schloß aber mit dem Könige Frieden und gab demselben alles von den Russen Eroberte zurück. Nun konnte Friedrich alle seine Truppen gegen Oesterreich und Frankreich vereinigen; und es gelang ihm, die Oesterreicher aus allen seinen Ländern zu verjagen, bis auf die kleine Grafschaft Glaz in Schlesien. Während dieser Kriegsjahre deckte mit großer Einsicht Herzog Fer-

dinand von Braunschweig die preussischen Staaten in Westphalen gegen die Franzosen. Zugleich hatten die Engländer große Siege zur See erfochten, und alle Besitzungen der Franzosen in Ostindien und in Nordamerika erobert. Frankreich mußte aus Mangel an Geld Frieden schließen, und England, fast im alleinigen Besitz des ostindischen Handels, mächtig in Nordamerika, mächtig in Westindien, stand in einer furchtbaren Größe da, und ist seitdem die herrschende Macht zur See geblieben. Endlich folgte auch, nach sieben blutigen Jahren, 1763 den 15ten Februar, der Friede zwischen Preussen, Oesterreich und Sachsen: er ward auf dem Schlosse Hubertsburg in Sachsen, einige Meilen von Leipzig, geschlossen; und Friedrich II., der zum Markgrafen von Brandenburg erniedrigt werden sollte, verlor auch nicht einen Fuß breit Landes. Brandenburg und Preussen waren verheert; aber Oesterreich hatte die Blüthe seiner Jugend vergebens aufgeopfert, und seine Staaten hart mit Auflagen gedrückt; Rußland hatte Menschen und Geld ohne Vortheil verschwendet; Schweden hatte Mannschaft, Geld und alle Kriegsehre verloren; und Frankreichs sonst gefürchtete Landtruppen waren ein Gespött aller Nationen geworden, während Englands Seesiege Frankreich in tiefe Entkräftung niedergestürzt hatten.

Von dieser Zeit an ward Friedrich der Große allgemein verehrt und gefürchtet, sein Einfluß ging durch ganz Europa, und kein wichtiges Staatsereigniß konnte ohne seine Theilnahme zu Stande gebracht werden. Am wohlthätigsten wirkte seine unermüdete Thätigkeit für seine eigenen Provinzen. Zunächst nach dem siebenjährigen Kriege ließ er es seine vorzügliche Sorge seyn, den heruntergekommenen und ausgeplünderten Adligen, Bürgern und Bauern wieder aufzuhelfen: er erließ Kontributionen, unterstützte Fabrikanten unmittelbar, und alle Ueberschüsse aus den königlichen Kassen wurden zu ähnlichen wohlthätigen Zwecken angewandt. Gern gab er dazu seine eige-

nen Ersparnisse: denn er brauchte von den jährlich für ihn ausgesetzten 1,200,000 Thaler nie über 220,000 Thaler. Und nie hat er, um eigene Bedürfnisse zu befriedigen, die Staatskasse angegriffen. Er pflegte zu sagen: der Staat ist reich, ich aber bin arm; und in seinem Testamente schrieb er: Mein Schatz gehört nicht mir, sondern dem Staate. — Sollte aber sein kleiner Staat neben den größten Reichen Europa's einen Rang behaupten; so mußte dieser Schatz gefüllt seyn und dem Könige eine große Heeresmacht zu Gebote stehen. Daher führte er stark erhöhete Abgaben auf alle Erzeugnisse der Natur und des Kunstfleißes ein, besonders auf fremde Waaren (die Accise); daher wurde es zum strengen Gesetz gemacht, daß aus allen Kantons (in die schon Friedrich Wilhelm I. das Land getheilt hatte) jährlich eine gewisse Anzahl junger Leute zu Soldaten eingekleidet und einexerciret wurden. Man murrete hin und wieder über den Druck dieser Abgaben und Einrichtungen. Wenn man aber dagegen die innere Sicherheit bedacht hätte, welche der preussische Staatsbürger genoß; wenn man die Abgaben in anderen Ländern damit verglichen hätte: so würde man noch immer erträglich gefunden haben, was die preussische Regierung auferlegte; und besonders sollte man nie verkennen die unverkümmerte Freiheit im Glauben und Meinen, welcher der preussische Staatsbürger sich erfreut, die geordnete Gerechtigkeitspflege, die Friedrich zuerst veststellte, und die nach seinem Tode durch das von ihm befohlene preussische Gesetzbuch noch mehr an Einfachheit und Licht gewonnen hat; die rege Sorge der Regierung für Künste und Wissenschaften, für hohe und niedere Schulen. — Friedrich hat alles dies Gute angefangen, aber auch seine Nachfolger sind nicht still gestanden. — Friedrich hatte selbst sehr viel Kenntnisse, hellen Verstand und scharfen Witz, und liebte diese Eigenschaften auch an denjenigen, mit denen er umging. Er arbeitete mit einem unermüdlichen Fleiße. „Du hast Recht," schreibt er einmal noch als

kraftvoller Mann an einen seiner Freunde, „wenn du glaubst, daß ich viel arbeite. Ich thue es, um zu leben. Denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode, als der Müssiggang.“ Und eben so dachte und handelte er noch in seinem 65sten Jahre (1776.) „Ich stehe nun 36 Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich das Recht zum Leben, und bin nicht gefällig genug, aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig wird. Die Methode indeß, mich nicht zu schonen, habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihrer Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden, indeß schreibe ich diese Methode niemanden vor, und begnüge mich damit, sie für mich zu befolgen.“ Sommers stand er in der Regel um 4 Uhr auf; und er lobte den, dem er den Befehl gegeben hatte, ihn zu wecken, als sich dieser einst durch Friedrichs Weigerung aufzustehen, nicht abhalten ließ: Euer Majestät haben befohlen, um 4 Uhr geweckt zu seyn; ich darf Sie nicht länger im Bette lassen! Und Friedrich stand auf. Ja er hatte sogar den Versuch gemacht, sich den Schlaf ganz abzugewöhnen; allein die Natur behauptete ihr Recht: 3 Nächte hatte er wirklich schon durchwacht, in der vierten aber überwältigte ihn gegen seinen Willen der Schlaf, und er fühlte sich so betäubt, daß er nachher jede Nacht wenigstens 6 Stunden schlief. Die Regierungsangelegenheiten besorgte er alle selbst, und sein scharfer Blick, seine strenge Gerechtigkeitsliebe erhielt in allen Theilen der Staatsverwaltung Ordnung und Thätigkeit. In Nebenstunden beschäftigte er sich mit dichterischen Versuchen. „Ich liebe die Dichtkunst, schreibt er. Zwar habe ich nur schwache Talente dazu; aber da ich blos zum Zeitvertreibe Papier verderbe, so kann es dem Publikum einerlei seyn, ob ich Karten spiele oder mit Reimen kämpfe.“ Am wichtigsten ist uns, unter der nicht kleinen

Zahl seiner Schriften, die Geschichte seines öffentlichen Lebens bis zum Jahre 1779.

Er starb 1786 den 17ten August, ein Muster den Regenten seiner Zeit; und das Ansehen, welches er seinen Staaten erworben hatte, wirkte auch nach seinem Tode fort. Bei allen wichtigen Unternehmungen im europäischen Staatensystem suchte man Preussens Verbindung, und Preussen wuchs durch kluges Unterhandeln an Länderumfang und innerer Macht. Das dadurch vergrößerte Ansehen des preussischen Staates mußte der jetztregierende König, Friedrich Wilhelm III., (er regiert seit 1797) mehrere Jahre zu behaupten, und wohlthätig zu benutzen, um seinem Lande den Genuß des Friedens zu sichern. Allein im Jahr 1805 entstand ein Krieg Oesterreichs und Rußlands gegen Frankreich. Preussen, das durch Frankreichs Begünstigung seit 1801 an Land gewonnen hatte, verlangte jetzt Neutralität, widerstand allen Anträgen von Oesterreich, England und Rußland, und verweigerte den Durchmarsch feindlicher Truppen durch seine Staaten. Aber der französische Kaiser ließ plötzlich seine Truppen durch Baireuth marschiren. Nun mußte sich Preussen bewaffnen. Und kaum stand es unter den Waffen, als Oesterreich Frieden schloß. Der Herr von Haugwitz, ein preussischer Minister, glaubte auch jetzt noch auf die bisherigen Verhältnisse zwischen Frankreich und Preussen bauen zu können, und meinte ein Großes gewonnen zu haben, wenn er als Genugthuung für die Beleidigung des Durchmarsches eine Vergrößerung des preussischen Gebietes gewönne. Er nahm Hannover, eine von Frankreich zwar eroberte, aber von England noch nicht an Frankreich überlassene Provinz; verwickelte dadurch Preussen in einen neuen Krieg mit England, bei dem Preussen ohne Seemacht nur verlieren konnte; und der französische Kaiser, der die feindselige Rüstung Preussens gegen Frankreich nicht vergaß und nicht verzieh, konnte das eben an Preussen gegebene Hannover wenige Monate darauf wie-

der der Englischen Regierung anbieten, wenn sie Frieden schließen wollte. Dies ertrug der gerechte Sinn des Königes nicht; er wurde erbittert, und ergriff die Waffen, um Preussens Ehre und Selbstständigkeit zu retten. Zweck und Beweggrund war edel; aber die Mittel nicht angemessen, das Glück nicht günstig; die preussischen Generale waren alt, bedenklich und uneins; die preussischen Soldaten waren seit 12 Jahren ohne Krieg, an Exercitien wohl, aber nicht an Strapazen gewöhnt: sie wurden den 14ten Oktober 1806 bei Jena geschlagen, flohen muthlos, und wie tapfer nachher auch am Ende des Jahres 1806 und zu Anfange 1807 die geretteten Preussen jenseit der Oder fochten, ihre Zahl war zu klein. Die Russen kamen ihnen zwar zu Hülfe; allein auch unter den russischen Generalen war keine Einigkeit; die russischen Heere wurden ebenfalls geschlagen; und Alexander von Rußland schloß den Frieden zu Tilsit 1807 den 14ten Juli, durch den Preussen die Hälfte seiner Länder verlor; von 6000 Quadratmeilen mit 10 Millionen Einwohnern behielt er nur etwa 3000 Quadratmeilen mit etwas über 5 Millionen Einwohnern. Schwer litt Preussen an den Nachwehen des Krieges: durch den langen Aufenthalt der feindlichen Truppen wurden mehrere Städte und Dörfer ärger als durch offenen Krieg verwüstet; mehrere Millionen Thaler waren als rückständige Contribution an Frankreich zu bezahlen, und bis diese bezahlt wären, sollten französische Truppen in den drei Odervestungen, Stettin, Küstrin und Glogau bleiben; auch mit England sollte kein Verkehr seyn. Da nun hierdurch der Handel stockte, so ward selbst im Innern des Staates, wo überall der angeregte Geist zu neuen Schöpfungen aufstrebte, vieles unterdrückt und niedergehalten, was irgend Sinn und Muth bilden und stärken konnte. — Indeß blieb der König, ungeachtet wiederholter Ungerechtigkeiten und Willkührlichkeiten Frankreichs, seinen eingegangenen Verbindlichkeiten getreu, um so nach und nach sein Volk zu erlösen, und ihm alte

Unabhängigkeit rechtlich wieder zu gewinnen. Doch endlich zwang die Noth zu einem kühnen Unternehmen; wäre es auch nicht so herrlich gelungen: das Leben ist nicht das höchste Gut; willig geduldete Sklaverei aber ist ewige Schande für den Mann und seine Zeit, und der Uebel größtes ist das Bewußtseyn der Schuld. Preussen, das in seiner Ohnmacht gehöhnete Preussen, bot seine kleine Kraft auf; Eintracht machte sie stark, und der gerechte Haß gegen hinterlistige Unterdrükungsgier gab ihr eine Gewalt, eine Bedeutung, die den Feind im offenen Felde überwand, die aller Bewunderung und Nacheifer aufregte, und dem deutschen Vaterlande seine Freiheit und alten Gränzen wieder gewann.

58.

Englands Meerherrschaft, Handel und Fabriken. James Kook.

Großbritannien (d. i. England, Schottland und Irland, doch nennt man es nach dem Haupttheil auch bloß England) hat jetzt die größte Anzahl von Kriegsschiffen und seine Handelsflotten segeln auf allen Meeren. (vergl. S. 126.) Zu dieser ausgebreiteten Macht Englands ward der Grund gelegt unter der Regierung der Königin Elisabeth, die von 1558 bis 1603 regierte. — Damals hatten Spanien und Portugal den ausgebreitetsten und einträglichsten Handel zur See: spanische Schiffe brachten Amerika's edle Metalle, Gold und besonders Silber, nach Europa; und portugiesische Flotten holten Ostindiens Gewürze, Baumwolle, Seide und Metalle. England hatte noch gar keine Besitzungen außerhalb Europa, der englische Handel war unbedeutend, Elisabeth besaß im Anfange ihrer Regierung 17 Kriegsschiffe. — Krieg hebt und stürzt Reiche. England sah mit Neid die Größe Spa-

niens; und Philipp II., König von Spanien (1555 bis 1598), Sohn Karls V., ein heftiger grausamer Eiferer für die katholische Religion, haßte die nichtkatholischen Engländer, und am bittersten ihre Königin Elisabeth, die es ausgeschlagen hatte, seine Gemalin zu werden. War daher kein Krieg zwischen England und Spanien; so war doch auch kein Friede: man suchte sich heimlich zu schaden, wo man konnte.

Zu den spanischen Besitzungen gehörten damals auch die Niederlande, d. i. Holland, Flandern und alle die Länder, welche bis auf die französische Revolution den burgundischen Kreis ausmachten. Begünstigt durch ihre Lage an der Nordsee und mehreren großen Flüssen, in der Mitte zwischen Frankreich, Deutschland und England, blüheten sie durch Handel, Fabriken und Manufakturen, und auf fruchtbarem Boden erhoben sich große und reiche Städte. Schnell fand Luthers Reformation hier Eingang, und wie streng, ja wie grausam auch Karl V. gegen die Ketzer verfuhr, doch blieb ein großer Theil der Niederlande protestantisch. — Grausamer noch als der Vater wüthete der Sohn, der kalte finstre Philipp. Die protestantische Religion schien ihm eine Religion des Aufruhrs und der Empörung, und er meinte, die Niederlande nicht eher sicher beherrschen zu können, als bis er die lutherischen Ketzereien bis auf die letzte leiseste Spur ausgerottet, und katholischen Glauben dagegen allgemein angeführt habe. Alle Vorstellungen und Anerbietungen der Niederländer waren umsonst: der Herzog von Alba kam mit spanischen Soldaten 1568: täglich wurden Menschen verbrannt, gehängt, geköpft; und mehr als 100,000 treffliche Arbeiter und Kaufleute wanderten aus. Aber 300 Edelleute, die man verächtlich Geusen d. i. Bettler gescholten hatte, vereinigten sich, trieben anfangs Kapereien gegen die Spanier, landeten endlich in Holland 1572, die Gedrückten erhoben sich, vereinigten sich mit den Gelandeten, und wollten Philipp II. nicht weiter Ge-

horsam leisten, wofern er ihnen nicht Freiheit im Glauben und ungekränkten Genuß der alten bürgerlichen Rechte zugestände. Elisabeth unterstützte erst heimlich, bald öffentlich ihre Glaubensgenossen: dadurch wurden diese in den Stand gesetzt, diese spanische Gewalt abzuwehren; und seit 1579 rissen sich sieben Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Geldern, Oberyssel, Gröningen und Friesland, von Spanien gänzlich los und bildeten einen eigenen für sich bestehenden souveränen Staat, den man die vereinigten Niederlande oder von der Hauptprovinz Holland nannte. — Diese Feindseligkeiten der Herrscher hatten die Unterthanen, besonders die Engländer, benutzt, dem spanischen Handel zu schaden. Auf kleinen Schiffen hatten sich kühne Britten in die offene See gewagt, spanische Schiffe genommen, die spanischen Besitzungen in Westindien und Amerika geplündert, und waren mit reicher Beute nach England zurückgekommen. Dies Glück reizte Mehrere, und es verbreitete sich ein Hang zu Seeabenteuern durch die ganze Nation: eine Menge von Fahrzeugen kreuzte umher, spanische Gallionen mit Silberstangen zu erbeuten. Aber auch zu größeren Unternehmungen bildeten sich hier Muth und Erfahrung. Besonders glücklich war auf einem solchen Streifzuge nach der Erdenge Panama in Amerika gewesen Franz Drake. Er hatte hier das jenseitige Meer erblickt, den großen Ocean, auf den seit Magellan sich kein Europäer wieder gewagt hatte; und Ehrgeiz trieb ihn, der zweite zu seyn, der diese Fahrt versuchte. Elisabeth unterstützte ihn: 1577 den 15ten November segelte er mit vier Schiffen von Plymouth ab, fuhr durch die magellanische Straße, machte in Peru reiche Beute, erreichte glücklich die Molukken, und um Afrika herum kam er 1580 den 16ten September (auf dem Schiffe schrieben sie den 15ten) glücklich wieder in Plymouth an. Seine Ankunft war ein Freudenfest für ganz England. Elisabeth ernannte den muthigen Seefahrer zum Ritter, und

nahm bei ihm ein Mahl ein am Bord des Schiffes, das eine so denkwürdige Reise vollendet hatte. Auch war es nicht leer an Schätzen, die größtentheils den Spaniern abgenommen waren, zurückgekommen. — Philipp von Spanien, um alle diese Feindseligkeiten auf einmal zu rächen, rüstete eine ungeheure Flotte (s. S. 5.), die er in der stolzen Hoffnung des gewissen Sieges die Unüberwindliche rühmte, um ganz England, das er sich vorläufig vom Pabst Sixtus V. hatte schenken lassen, in Einem Feldzuge zu erobern. Man war in England nicht ohne Besorgniß; aber Elisabeth wußte durch die ganze Nation eine allgemeine Begeisterung für die Vertheidigung des Vaterlandes und des protestantischen Glaubens aufzuregen. Einzelne Reiche und zusammengetretene Gesellschaften baueten Schiffe auf eigene Kosten und gaben sie zur Vertheidigung. So kam eine Flotte von 197 Schiffen zusammen, die beinahe 16,000 Matrosen an Bord hatten. Und gerade, daß die englischen Schiffe kleiner waren, machte sie geschickter zum Kampfe gegen die großen unbehülflichen spanischen Schiffe. Durch kleine Gefechte im Kanal litt daher die unüberwindliche Flotte gar sehr; die englischen Schiffe griffen an und segelten schnell zurück; die englischen Kanonen trafen leichter die großen Massen; von den hohen spanischen Schiffen hingegen gingen die Kanonenkugeln den Engländern über die Köpfe hin. Manches spanische Schiff ward abgeschnitten, und gefangen an die englische Küste geführt. Endlich brach ein fürchterlicher Orkan aus, der die unüberwindliche Flotte gänzlich zerstreuete: kaum die Hälfte der ausgesegelten Schiffe kehrte nach Spanien zurück. Diese merkwürdige Begebenheit, welche den Verfall der spanischen Macht, und die heranwachsende Größe Englands zur Folge hatte, fällt in den Sommer des Jahres 1588.

Als die Gefahr vorüber war, wollte man so viel Schiffe nicht umsonst gezimmert haben; und kühner noch als vorher trieben die Engländer, nun im offenbaren Krie-

ge mit Spanien, die gewinnvollen Kapereien. Ein Londoner Kaper brachte einmal zwei spanische Schiffe auf, welche 1400 Kisten mit Quecksilber und über zwei Millionen Ablaßbullen geladen hatten: diese Waaren war den Engländern zwar unnütz, hatte aber den König von Spanien 300,000 Gulden gekostet, die er dem Pabst dafür bezahlt hatte, und in Indien hätte sie Philipp um wenigstens 2 Millionen wieder verkauft. Denn in den Fasten und an anderen Festtagen Fleisch essen zu dürfen, dazu mußte sich damals der Katholik die Erlaubniß vom Pabst erkaufen; und Philipp ließ sich für die Ueberfahrt dieser Erlaubnißscheine nach Amerika das Sechsfache von dem bezahlen, was der Pabst für eine solche Ablaßbulle nahm. — Doch hätten alle diese Unternehmungen nur kurz dauernde Vortheile veranlaßt und den Nationalgeist mehr durch Abenteuer verwöhnt, als einen sichern Wohlstand gebildet, wenn sich nicht zugleich für den Handel neue Wege eröffnet hätten. Allein seit 1569 handelte eine Gesellschaft englischer Kaufleute nach Rußland, und die Zaren begünstigten den Handel. 1583 bildete sich eine Handlungsgesellschaft nach der Levante (Kleinasien); und 1599 erhielt eine Gesellschaft von Kaufleuten den ersten Freiheitsbrief zum ostindischen Handel. Von dieser Zeit an wächst die Zahl der englischen Schiffe unter jeder Regierung. — Einen neuen Schwung erhielt sie durch den Protektor Kromwell, der 1649 seinen König, Karl I., hatte hinrichten lassen, und darauf unter dem Titel Protektor mit königlicher Gewalt England beherrschte. Er gab nehmlich 1651 die berühmte Schifffahrts-Akte: „es sollte keiner Nation erlaubt seyn, in ihren Schiffen andere Waaren nach England zu bringen, als solche, die ihr eigener Boden erzeugte, oder die in ihrem Lande verarbeitet würden. Ein Schiff, das andere Kaufmannsgüter, als Landesprodukte, an Bord hätte, sollte, zu welcher Nation es auch immer gehörte, und wie wenige der genannten Güter auch seyn möchten, mit der ganzen Ladung konfiszirt, und auch nicht einmal die Ent-

schuldigung angenommen werden, daß der Schiffer von diesem Theile der Ladung nichts gewußt habe." Diese Verordnung war zunächst gegen die Holländer gerichtet, welche damals eine große Anzahl von Schiffen dadurch beschäftigten, daß sie die Waaren fremder Länder anderen Ländern zuführten (als Spediteurs). Aber die wichtigere Folge davon war, daß die Engländer sich nun größtentheils aus allen Ländern ihre Bedürfnisse selbst holten; daß sie die Waaren viel wohlfeiler erhielten, als vorher, da der Zwischenhändler auch noch seinen Vortheil nahm, und daß sich ihre Handelsmacht in kurzer Zeit ausserordentlich hob. Vor Kromwell unter Karl I. hatten die Engländer nur 3 Kauffahrteischiffe, die 300 Tonnen trugen, und einige hundert kleinere; nach Kromwell unter Karl II. (1660 bis 1685) zählen sie dagegen schon über 400 Schiffe von 300 Tonnen, und einige tausend kleinere. Jetzt rechnet man gegen 20,000 Kauffahrteischiffe, welche an 2 Millionen Tonnen enthalten, und wenigstens den dritten Theil des ganzen Welthandels führen. Zwar wurde 1688 Wilhelm, Statthalter von Holland, zugleich König von England; doch erlaubten ihm die englischen Kaufleute nicht, in der Navigationsakte zu Gunsten Hollands etwas zu ändern. Und ein anderer Staat war damals nicht, der der englischen Seemacht entgegenwirkte. Ludwig XIV. von Frankreich und seine Minister und Generale suchten ihren Hauptruhm in Landkriegen, und vernachlässigten die Flotten; in einigen großen Schlachten, besonders 1692 auf der Höhe von la Hogue, ward die französische Flotte fast vernichtet: und unter seinem Nachfolger Ludwig XV. ward durchaus nichts gethan, um der Flotte wieder Kraft, Uebung und Ansehen zu gewinnen. Um so ungehinderter konnten die englische Seemacht und Handlung sich vergrößern, und nach allen Gegenden ausbreiten; England bekam seit 1700 dadurch auch wichtigen Einfluß auf die Staaten des vesten Landes, und stand von 1714 bis 1740 durch ganz Europa in großem Ansehen, ohne Krieg, und und in der Nation war Wohl-

stand. Von der Nationalschuld wurden in 18 Jahren 7 Millionen Pfd. Sterling (etwa 40 Mill. Thaler) bezahlt; die jährlich zu bezahlenden Staatsinteressen kamen bis auf die Hälfte herunter, und keine Abgabe ward erhöhet, vielmehr manche herabgesetzt, um den Manufakturen und dem Handel aufzuhelfen. Robert Walpole heißt der weise Minister, dem besonders England diese glücklichen segensvollen Jahre verdankt.

Die Habsucht der englischen Kaufleute indeß war mit dem Gewinn eines friedlichen Handels nicht zufrieden, sondern verlangte Krieg, um aller der Beschränkungen frei zu werden, welche sie durch den Handel und die Meerfahrten der Spanier und Franzosen zu leiden meinten. So begann im Jahr 1739 schon ein Krieg mit Spanien, weil die Spanier nicht dulden wollten, daß die Engländer eine größere Anzahl von Waaren auf die Messe zu Portobello in Amerika brächten, als ihnen nach dem Utrechter Frieden von 1713 erlaubt worden war. Und da Frankreich die Maria Theresia 1740 nicht als Erbin der österreichischen Staaten anerkennen wollte, deren Freund und Bundesgenosse Georg II. von England war; da Frankreich sogar Plane entwarf, Georg II. vom Throne zu stoßen: kam auch bald ein Krieg zwischen England und Frankreich hinzu. Die Engländer eroberten 1745 Kap Breton in Nordamerika, wo sie an der Küste eine einträgliche Fischerei bisher mit den Franzosen getrieben hatten; ein großer Theil der französischen Kriegsschiffe und mehrere reichbeladene Handelsflotten wurden genommen; doch gab die Regierung zum großen Mißvergnügen der Unterthanen im Aachner Frieden 1748 Kap Breton an Frankreich zurück, wogegen Frankreich die von Oestreich gemachten Eroberungen in den Niederlanden zurückgeben mußte.

Indeß blieb die alte Eifersucht, und England suchte durch gerechte und ungerechte Mittel den spanischen und französischen Handel zu beschränken, im Vertrauen auf eine zahlreiche und geübte Seemacht. Im Grunde war da-

her fortdauernd ein geheimer Krieg, und es bedurfte nur einer geringen Veranlassung, so standen die Nationen gegen einander in Waffen. Den Franzosen gehörten damals in Nordamerika Louisiana und Kanada; zwischen beiden Ländern lagen in der Mitte die damals englischen, jetzt unabhängigen nordamerikanischen Staaten, deren westliche Gränze nicht genau bestimmt war. Die Franzosen wünschten ihre dortigen Besitzungen mit einander in Verbindung zu bringen, und legten daher längs des Flusses Missisippi von Kanada bis Louisiana mehrere Vestungen (Forts) an. Zu gleicher Zeit aber suchten die Engländer ihre nordamerikanischen Besitzungen westwärts gegen den Missisippi hin zu erweitern, und machten am Ohio, der sich von Westen her in den Missisippi ergießt, mehrere neue Anlagen. Dadurch wären die französischen Provinzen Kanada und Louisiana von einander getrennt worden: die Franzosen wollten diese Anlagen nicht dulden, sondern griffen an und zerstörten einige, 1754. Die Engländer, dadurch beleidiget, nahmen zur Vergeltung 1755 einige französische Handels- und Kriegsschiffe weg, und der offenbare Krieg war entschieden. Dieser siebenjährige Krieg von 1755 bis 1762 hat England zu der Macht und dem Reichthum erhoben, durch den es auf dem Meere herrscht, allen Handel leitet und in den Kabinetten der Landstaaten wirkt. 1759 schon hatten die Franzosen 64 große Kriegsschiffe verloren, und konnten keine Flotte weiter in See schicken; Die Engländer eroberten ganz Kanada mit der Hauptvestung Quebeck (diese eroberte der geistvolle und muthige General Wolf, blieb aber im Kampf); und als, um den Franzosen zu helfen, auch die Spanier 1761 Krieg ankündigten, erbeuteten die Engländer in wenigen Monaten 1762 an 40 Millionen Thaler aus den spanischen Besitzungen in West- und Ostindien, und aus den weggenommenen Handelsflotten. Nach Abschluß des Friedens 1763 behielt England die westindischen Inseln Grenada, St. Vincent, Dominique und Tabago, Kanada, und gewann von Spa-

nien Florida. Besonders wichtig aber wurden die großen Erwerbungen der Engländer in Ostindien.

Auf der Halbinsel diesseit des Ganges hatten im siebzehnten Jahrhundert den Haupthandel die Holländer (s. §. 44.), welche mit grausamer Eifersucht jede andere Nation von dem ostindischen Handel auszuschließen suchten. Dennoch hatte schon Elisabeth im Jahr 1600 einer besondern Gesellschaft von Engländern das Vorrecht gegeben, nach Ostindien Handel zu treiben; und unter Ludwig XIV. ward auch in Frankreich eine ostindische Kompagnie gestiftet. Der Hauptsitz der englisch-ostindischen Kompagnie war seit 1662 Bombay, an der Westküste von Indien; die Hauptniederlage der Franzosen ward Pondichery; und bis zum Jahr 1744 trieben die Nationen hier neben einander bloß als Kaufleute einen friedlichen Handel. Damals aber ward der in Europa ausgebrochene Krieg auch in den indischen Gewässern geführt, und veranlaßte, daß die Europäer auch mit den indischen Fürsten in Kampf geriethen.

Bald nach der Ankunft der Europäer in Ostindien war nehmlich von Norden her ein mahomedanisches Volk, die Mongolen, in Vorderindien eingedrungen, und hatte hier seit 1526 ein großes Reich gestiftet. Der Hauptort desselben war Delhi, wo der große Mogul residirte, und die reichen Einkünfte, die er zog, jährlich über 200 Millionen Thaler, machten den Reichthum des großen Moguls zum Sprichwort. Am weitesten ausgedehnt war die Herrschaft desselben unter Aurungzeba um 1700. Doch war die Regierung nicht mit europäischer Kunst gesichert; und nur die Tapferkeit, der Kriegsruhm und die Willenskraft des Aurungzeba hielt das große Reich zusammen. Als daher nach seinem Tode 1707 schwache unthätige Menschen auf dem Kaiserthrone folgten, suchten die Nabobs (d. i. Statthalter) der einzelnen Provinzen, die Subahs und Rajahs (d. i. Fürsten), die man als zinspflichtige Vasallen in den eroberten Provinzen gelassen

hatte,

hatte, sich unabhängig zu machen, und von mehreren Seiten her drangen kriegerische Nachbarn in das Innere des Reichs ein, Perser, Afganen, Seiks, Maratten. — Am heftigsten erschütterte das alte Reich der Mogolen der berühmte Einfall des Nadir Schach aus Persien um 1739, der die Hauptstadt Delhi selbst eroberte und ausplünderte; und der Großmogul erkaufte seine Freiheit nur dadurch, daß er Alles, was er westwärts des Indus besaß, an den persischen Sieger abtrat. — Während dieses Einfalls war fast jeder Befehlshaber eines größern Distrikts in dem südlichen Theil der Halbinsel in seinem Gebiete unabhängig geworden; aber, wie es bei kleinen Nachbarfürsten so häufig zu geschehen pflegt, sie fingen nun auch bald Kriege unter einander an. So waren seit 1740 ganz unabhängig der Subah von Dekan, der Nabob von Karnatik, der Rajah von Mysore; fast unabhängig waren der Nabob von Auhd und der Nabob von Bengalen.

In dem Gebiete von Karnatik besaßen die Engländer Madras, die Franzosen Pondichery. In Pondichery war 1744 französischer Gouverneur Düpleix, der die Zwistigkeiten der indischen Fürsten, ihre Sinnesart und Handlungsweise genau kennen zu lernen gesucht hatte, und der kühnes Muthes auf diese Kenntniß einen Plan bauete, seinem Vaterlande ein neues Reich in Asien zu verschaffen; und hätte damals ein Ludwig XIV. regiert, es herrschten wahrscheinlich dort die Franzosen, wo nun die Engländer gebieten. Zwar mußten alle Eroberungen, die Düpleix 1745 und 1746 gemacht hatte, nach dem Aachener Frieden 1748 wieder zurückgegeben werden: doch hatte er durch die glückliche Eroberung von Madras und durch die tapfere Vertheidigung von Pondichery großes und allgemeines Ansehen auf der Küste Koromandel erworben, daß man in Kriegen gern den Beistand der Franzosen suchte. 1749 stritten zwei Fürsten um die Subahwürde von Dekan, durch Unterstützung der Franzosen ward Muza-Fer-Sing

Subah von Dekan, und Chundasaib Nabob von Karnatik (welche Würde von dem Subah von Dekan abhing); Düpleix aber ließ sich seinen Beistand durch Land, das man ihm abtreten mußte, bezahlen, und vermehrte die Einkünfte der französisch-ostindischen Handlungs-Kompagnie bis auf 6 Millionen Thaler oder 8 Millionen Rupien a). Dieß veranlaßte Streitigkeiten mit der englisch-ostindischen Kompagnie: und nachdem man in Ostindien lange vergebens über einen Frieden unterhandelt hatte machte man von London aus bei dem Pariser Hofe Vorstellungen, und brachte es hier dahin, daß Dupleix 1754 aus Indien zurückgerufen wurde. Er starb bald darauf vor Gram, und nach wenigen Jahren war Alles, was er an Land und Einnahme für seine Nation gewonnen hatte, verloren. 1761 ward die letzte Besitzung der Franzosen an der Küste Koromandel von den Engländern erobert, und das Karnatik mit seiner ganzen Einnahme gehörte der englischen Kompagnie. — Noch größere Eroberungen machte sie in Bengalen am Ganges, dem Paradiese Indiens, wie die orientalischen Völker sagen, wo sie schon seit 1625 mehrere Niederlassungen, besonders Kalkutta, hatte, und der Zollfreiheit genoß. Der damalige Nabob von Bengalen, Surajah Daula, eifersüchtig auf die wachsende Macht der Engländer, auch wohl gereizt durch unmittelbare Beleidigungen der englischen Kaufleute und durch geheime Ermunterungen des französischen Generals Büssy, marschirte gerade auf Kalkutta los, eroberte den Platz 1756 den 20. Juni und sperrte die Besatzung, 140 Mann, in eine enge dumpfe Höhle, daß am andern Morgen nur noch 23 lebten. Admiral Watson und besonders der Oberst Klive, die gerade in Madras waren, wurden abgeschickt, die Grausamkeit zu rächen. Klive focht mit unerhörtem

a) Eine Rupie beträgt 18 Groschen, also 4 Rupien — 3 Thlr. — 100,000 Rupien nennt man ein Lack, der also 75,000 Thlr. beträgt.

Glück. Mit 2000 Europäern und Seapoys (d. i. europäisch bewaffneten Indianern) zersprengte er im Februar 1757 ein bengalisches Heer von 40,000 Mann, nahm die verlornen englischen Vestungen und Plätze wieder ein, eroberte auch hier die französischen Besitzungen, unter denen die wichtigste Chandernagor war, und vertrieb den Nabob gänzlich aus seinen Staaten. Der dafür von ihm eingesetzte Mir Jaffier mußte außer mehreren Millionen baaren Geldes auch einige Distrikte um Kalkutta der Kompagnie ganz abtreten: und als bald darauf die ostindische Kompagnie in London, welche von den großen Erwerbungen nach Verhältniß wenig erhalten hatte (denn die Einzelnen in Ostindien hatten das Meiste für sich gewonnen, und der fortdauernde Krieg erfoderte große Summen), aufs neue größere Geldsummen foderte, wurde 1760 Mir Jaffier wieder abgesetzt, und einem andern, Namens Mir Kossim, die Nabobswürde von Bengalen noch theurer verkauft: außer bedeutenden Geschenken mußte er größere Distrikte der Kompagnie überlassen, welche jährlich 4½ Millionen Rupien eintrugen. Da aber Mir Kossim seine Kriegsmacht nach europäischer Art verbesserte, den Engländern nicht weiter die Zollfreiheit lassen wollte, ja die Engländer in seinem Gebiete niederhauen ließ; ward auch er schon 1763 vertrieben, und Mir Jaffier wiederum Nabob, gegen abermalige Abtretung eines Distrikts. — Mir Kossim entfloh zu dem Nabob von Auhd, zu dem auch schon der aus seiner Hauptstadt vertriebene Großmogul, Schach Allum, geflüchtet war. Die Engländer folgten mit Heeresmacht, und eroberten 1764 Benares, die für heilig geachtete Stadt der Indier. Dieß benutzte Schach Allum, der von dem Nabob von Auhd wie ein Gefangener gehalten wurde, und ging über zu den Engländern; und Lord Klive, der 1765 abermals nach Ostindien geschickt wurde, die Einnahme der Kompagnie höher zu bringen, erhielt von dem Großmogul die Dewanny oder die Hebung aller landesherrlichen Einkünfte in den 3 Provinzen

Bengalen, Bahor und Oriza, die, zusammengenommen, größer als Großbrittanien und Irland sind, 12 Millionen Einwohner zählen, und damals jährlich an 20 Millionen Thaler eintrugen. Dem Großmogul aber gaben sie seine Wohnung in der Vestung Elhadabad. Jetzt konnten die Wünsche der englischen Kaufleute befriediget werden: bis 1755 hat jedes von der Kompagnie eingelegte Hundert jährlich 8 Thaler Zinsen getragen, nach 1755 nur 6, nun aber konnte man 10 vom Hundert vertheilen (10 pro Cent als Dividende), und der Regierung jährlich 400,000 Pfund Sterling (2½ Mill. Thaler) zahlen. War es nun eine sonderbare Erscheinung, daß eine Kompagnie englischer Unterthanen in Indien ein Reich besaß, das vielleicht über 15 Millionen Einwohner zählte, und über 20 Millionen Thaler einbrachte: so war es doch wahrlich eine noch sonderbarere Erscheinung, daß diese Kompagnie bei solchen Erwerbungen verarmte, und das fruchtbarste, glücklichste Land zugleich erschöpft und unglücklich wurde. Die Habsucht der Beamten suchte nur sich zu bereichern; die Regierung der Kompagnie verschwendete, im Vertrauen auf die Unerschöpflichkeit der indischen Reichthümer, und die fortdauernden zerstörenden Kriege mit den Landesfürsten hatten so große Summen erfodert, daß die Kompagnie schuldig ward, daß sie 1773 die 400 000 Pfd. Sterling der Regierung nicht zahlen konnte, sondern die Regierung ihr 1,400,000 Pfd. St. vorschießen mußte, und daß sie wiederum nur 6 aufs Hundert vertheilen konnte. Zugleich aber wurden Einrichtungen getroffen, die Indier gegen die Willkühr der Beamten zu sichern, und die Einnahmen und Ausgaben regelmäßiger zu ordnen.

Die Grausamkeit der Engländer hatte indeß allgemeine Erbitterung in Indien erregt, und jetzt erhob sich hier gegen sie Hyder Aly, der Einsicht, List und Macht a), und den bittersten Haß gegen die gelandeten Fremdlinge mit

a) Sein Reich umfaßte 4000 Quadratmeilen.

einander verband. Der mehrmalen gekränkte Subah oder Nizam von Dekan schloß sich gern ihm an; er gewann endlich auch die kriegerischen Maratten; Frankreich und Holland reizten noch mehr, und versprachen und leisteten Beistand. Es fehlte dem mächtigen Bunde nur Einigkeit: hätte Hyder Aly die Kräfte seiner Bundesgenossen, wie seine eigenen, gebrauchen und leiten können: die Engländer aber dann wahrscheinlich auch die Franzosen, wären aus Vorder-Indien vertrieben worden. In der That überstieg der Krieg schon so, wie er geführt ward, die Kräfte der ostindischen Kompagnie, besonders in einer Zeit, da das Mutterland in Europa und Amerika, von seinen Feinden und Kolonieen bekämpft, nach Ostindien keine Hülfe senden konnte. 1783 fehlte es der Gesellschaft bei einer Schuldenlast von 62 Millionen Thalern so sehr an baarem Gelde, daß sie abermals bei der Nation um ein Darlehn anhielt. Indeß hatte zwar Hyder Aly das ganze Karnatik erobert, Soldaten und Handwerker, besonders Weber, in seine Staaten weggeführt, und 18 Monate lang das ganze Land so verheert, daß alles Lebendige zerstört war und eine todte Stille herrschte, als wollte er eine ewige Wüste sich zur Schutzmauer gegen die furchtbaren europäischen Ungeheuer vestitellen. Aber 1782 starb er, und wie klug und tapfer der Vater, so unbesonnen und wild war der Sohn Tippo Saheb. Seit 1783 überdieß von den Franzosen verlassen, mußte Tippo 1784 mit den Engländern Frieden schließen, durch den er das Karnatik den Engländern zurückgab. — Doch Tippo hatte den Frieden nur geschlossen, um neue Macht zum Kriege zu sammeln. Er nannte sich Sultan, und suchte die Nachbarvölker sich zu unterwerfen, damit ihm um so größere Macht gegen die Europäer zu Gebot stände. Dadurch gelang es den Engländern, den Nizam von Dekan und die Maratten mit sich gegen den wilden Eroberer zu vereinigen 1790, und ungeachtet dieser Vereinigung gelang es den Verbundenen doch erst im dritten Jahre 1792, den Kühnen zu bändigen. Er mußte

1514 Qu. Meilen seines besten Landes und somit die Hälfte seiner Einkünfte abtreten, und jeder der Verbundenen gewann dadurch beinahe 4 Millionen Rupien jährlich. — Seitdem sann Tippo Saheb nur auf Rache, und nichts war ihm gelegener, als die Ankunft eines Franzosen, Ripaud, 1796, der ihm von den Siegen der Franzosen und der nahen Vernichtung der englischen Macht so Großes vorprahlte, daß Tippo 1797 mit diesem Abenteurer ein förmliches Bündniß schloß und heimlich Schiffe abschickte, französische Hülfstruppen zu holen. Dadurch ward die Sache den Engländern bekannt, sie kamen zuvor, griffen an, und den 4. Mai 1799 ward Seringapatnam, die Haupt- und Residenzstadt des Tippo, im Sturm erobert. Er selbst fiel im Kampfe, seine Schätze wurden nach England gebracht, und sein ganzes noch übriges Land, 2662 Quadratmeilen, ward erobert. Von diesem Gebiet gaben die Engländer den Maratten, um sie nicht zu reizen, 228 Quadratmeilen; dem Subah von Dekan, der ihnen einige Hülfe geleistet hatte, 480 Quadratmeilen; das Uebrige behielt die Kompagnie für sich. Auch die Kriege gegen mehrere indische Fürsten, welche 1803, 1804 und 1817 beendigt wurden, erweiterten die Besitzungen der Kompagnie. — So haben jetzt die Engländer in Ostindien ein Gebiet, unmittelbares und mittelbares zusammengenommen, von mehr als 24,000 Quadratmeilen mit 50 Millionen Einwohnern, und ihre jährlichen Einkünfte davon betragen über 100 Millionen Thaler. Aber ihre Schuldenlast ist auch bis auf 250 Millionen Thaler gestiegen, und furchtbar bleiben ihnen noch die Maratten, die ein Gebiet von 30,000 Quadratmeilen beherrschen, und durch ihre Meuterei das Schrecken aller Nachbarn sind, obgleich auch der Krieg gegen sie 1818 von den Engländern siegreich beendigt wurde. Seit 1824 haben sie einen neuen Krieg mit den Birmanen begonnen, welcher noch nicht geendiget ist.

Auf den Inseln Ostindiens, besonders auf Java

(Hauptort Batavia), hatten indeß noch die Holländer Besitzungen. Allein als Holland 1795 eine französische Provinz wurde, und seine Streitkräfte mit Frankreich gegen England vereinigen mußte bemächtigten sich die Engländer auch der holländischen Kolonieen in Ostindien; und im Pariser Frieden 1814 mußten die Holländer das Vorgebirge der Guten-Hoffnung an England abtreten, wogegen sie ihre übrigen Kolonieen wieder erhielten. In Westindien haben zwar die Spanier noch große Besitzungen; auch gehören einige nicht unbedeutende Inseln in Westindien den Franzosen, so daß, wenn Frieden ist, ein großer Theil der westindischen Produkte (Zucker, Kaffee, Tabak) auf französischen Schiffen zu uns kömmt; indeß hat sich auch hier der englische Einfluß von der Insel Jamaika aus sehr erweitert; und wenn Krieg ist, erhalten wir auch Westindiens Produkte fast einzig durch englische Schiffe; denn die Engländer haben zur See die Uebermacht, die größte Anzahl von Kriegsschiffen und Seesoldaten, und sind also als Feinde allen andern Handelsmächten überlegen.

Aber nicht bloß die Erzeugnisse fremder Erdtheile führt England uns zu: Erfindungsgeist, Fleiß und Gemeinsinn, die vielleicht nirgend so rege herrschen, als in England, haben den Fabriken und Manufakturen einen so hohen Grad von Vollkommenheit gegeben, daß viele Waaren nirgend in der Güte, in der Menge und in der Wohlfeilheit geliefert werden können, als in England. Vorzüglich berühmt sind die englischen Wollmanufakturen. England hat allein 42 Millionen Schaafe; und ungeachtet der großen Menge Garn und Wolle, die aus Irland und Schottland eingeführt wird, brauchen die englischen Manufakturen noch Wolle aus Spanien, Portugal, Deutschland, Afrika und andern Ländern. Sie beschäftigen 500,000 Arbeiter außer vielen Weibern und Kindern, und der Werth der jährlich in England verfertigten Wollenwaaren wird auf 20 Millionen Pfund Sterling (auf 120 Millionen Thaler) gerechnet. Der Werth der jähr-

lich fabricirten Baumwollenwaaren beträgt gegen 160 Millionen Thaler. Würde darüber auch der Ackerbau vernachlässiget (was doch nicht geschieht); so ist wohl so lange nichts dabei zu fürchten, als ein Arbeiter in den englischen Wollmanufakturen in einem Tage so viel verdienen kann, als drei Feldbauer in anderen Gegenden. — Ferner besitzt England die wichtigsten Stahlfabriken auf der ganzen Erde, und das Geheimniß, Eisen in Stahl, und schlechten Stahl in feinen zu verwandeln. Daher werden jährlich über 500,000 Centner Eisen, besonders aus Rußland, Schweden und Norwegen, eingeführt. Der Werth der jährlichen Eisen- und Stahlfabrikate beläuft sich auf 100 Millionen Thaler. Auch ziehen die Engländer viele grob gearbeitete Eisenwaaren aus Deutschland, die sie verfeinern, und als englische Waaren zurückschicken. Der Hauptsitz aller Fabriken dieser Art ist die Stadt Birmingham. — Nicht minder berühmt ist auch die große Fabrik von irdenen Geschirren in römischen, griechischen und etrurischen a) Formen, die ein Engländer Wedgewood (ausgesprochen Wedschwoud) in dem von ihm angelegten Flecken Etruria, nicht weit von Stafford, errichtet hat. Diese Wedgewood-Geschirre gehen durch ganz Europa: doch kommen nicht alle, die so heißen, aus Etruria.

Die Leichtigkeit der Anfertigung englischer Fabrikartikel wird besonders durch die künstlichen Maschinen befördert, welche die Engländer in großer Anzahl gebrauchen, durch die man schneller und genauer arbeitet, und bei denen man wenig Menschen nöthig hat; und damit

a) Die Etrurier waren ein Volk in Italien, in der Gegend des heutigen Florenz, die vor der Zeit der römischen Macht sich durch die Kunstfertigkeiten und Kenntnisse in jenen Gegenden sehr auszeichneten, so daß die Römer von ihnen viel lernten.

ihnen dieser Vortheil nicht entzogen werde, machen sie aus der Verfertigung solcher Maschinen ein Geheimniß. Als die sinnreichste Erfindung betrachtet man die Dampfmaschine, die besonders gebraucht wird, um aus großen Tiefen Wasser oder andere Gegenstände z. B. Steinkohlen, Erze u. s. w. in die Höhe zu bringen. Der erste, der eine solche Maschine verfertigte, war der englische Kapitän Savary, ums Jahr 1700. Nachher aber hat sie ein anderer sinnreicher Engländer Watt so vervollkommnet, daß sie erst seit der Zeit, seit 1776, mit Erfolge zu großen Wirkungen gebraucht worden sind. — Um wenigstens eine allgemeine Vorstellung von der Einrichtung einer Dampfmaschine zu geben, will ich eine kurze Beschreibung der Haupttheile beifügen.

Wie bei den sogenannten Ziehbrunnen, die man besonders auf Dörfern häufig sieht, ruht ein Waagbaum oder Balancier so auf einem Gestell, daß ohne große Kraftanstrengung der eine Arm in die Höhe gehoben werden kann, während der andere sich sinkt. Vor Erfindung der Dampfmaschine hatte man an den einen Arm Ketten angebracht, die um Räder gedreht wurden, um so den andern Arm, der tief gesenkt war, in die Höhe zu bringen. Um diese Räder aber zu drehen, mußte man große Kräfte anwenden; man brauchte dazu gewöhnlich eine Menge von Pferden; und doch reichte man nicht so tief, als man wünschte. Savary bauete dagegen einen großen zugedeckten Kessel: in diesen goß er Wasser, und darunter Feuer. Wie das Wasser heiß wird, entwickeln sich über dem Wasser Dämpfe. (Solche Wasserdämpfe haben eine so gewaltige Kraft, daß sie eingeschlossen metallene Gefäße zersprengen). Oben in dem Deckel des Kessels ist eine kleine Röhre befindlich (der Hals genannt) mit einer Klappe. Diese Röhre geht in einen über dem Kessel gebaueten Cylinder (einen walzenförmigen metallenen Behälter). In diesen Cylinder reicht von oben herab eine eiserne Stange, die an dem einen Arm des Waagbaums

bevestiget ist, und sich in einem breiten und dicken würfelartigen Metall-Klumpen, Kolben, endiget. Wird nun das Wasser im Kessel heiß, und entwickeln sich Dämpfe; so heben diese die Klappe am Halse in die Höhe, die Dämpfe steigen durch den Hals in den Cylinder, und da sie nirgend einen Ausweg haben, drücken sie gegen den Kolben an der eisernen Stange, heben diesen in die Höhe, und so also den einen Arm des Waagbaums. Dagegen senkt sich der andere Arm in die Tiefe eines Bergwerks, wo ein Mensch bereit steht, der ein Gefäß Erz oder Wasser an die Kette dieses Armes anhängt. In der Zeit ist der Kolben im Cylinder so hoch gestiegen, daß er an einen Hahn stößt. Dieser Hahn ist so eingerichtet, daß er durch einen starken Druck sich öffnet, aber hört der Druck auf, vermöge einer Feder sich auch gleich wieder schließt. Wie also der Kolben gegen diesen Hahn drückt, öffnet sich der Hahn, und es sprützt aus einer Röhre, die von einem Wasserbehälter herkömmt, kaltes Wasser in den Cylinder. Kälte schlägt Wasserdämpfe nieder, daß sie wieder Wassertropfen werden. Diese Verwandelung geht auch in dem Cylinder vor; die Dämpfe schlagen erkältet als Wassertropfen nieder, es entsteht zwischen dem Kolben und dem Halse ein luftleerer Raum, die äußere Luft drückt nun von oben her auf den Kolben, und er geht im Cylinder nieder. Geht der Kolben an diesem Arm des Waagbaums nieder; so erhebt sich dagegen der andere Arm aus der Tiefe empor bis zu der bestimmten Höhe. Dort nimmt jemand das Emporgehobene ab, und hängt leere Gefäße an. Während der Zeit hat sich der Kolben bis zum Boden des Cylinders gesenkt, es steigen wieder Dämpfe auf, treiben ihn wieder in die Höhe, und so geht es auf und nieder.

Bei dieser Einrichtung der Savarischen Dampfmaschine ist viel Brennmaterial nothwendig, da der Cylinder so oft erkältet, und auch die Hitze im Kessel durch das in den Cylinder gesprützte und in den Kessel ablau-

fende kalte Wasser geschwächt wird. Watts sinnreiche Verbesserung dieser Maschine hat besonders Ersparung des Brennmaterials zur Absicht, so daß die Dämpfe zum Theil gebraucht werden, das Wasser, aus dem sie aufgelöst sind, wieder zu erwärmen. — Ueber dem Kessel ist ein Behälter, in welchen die aufgelösten Wasserdämpfe aufsteigen. In diesem Behälter ist der Cylinder, in welchem die eiserne Stange mit dem Kolben sich auf und niederbewegt. Der Cylinder ist also nicht der äußeren Luft ausgesetzt, sondern befindet sich in einem Raum, der ganz mit warmen Dämpfen angefüllt ist, so daß der Cylinder sich nicht abkühlen kann. In diesen Cylinder führen zwei Röhren, die so eingefügt sind, daß der Dampf wechselsweise oberhalb und unterhalb des Kolbens in den Cylinder gebracht werden kann. Oeffnet sich also die obere Röhre (mittelst eines Ventiles), so wird der Kolben durch den eindringenden Dampf mit großer Kraft hinunter nach dem Boden des Cylinders getrieben, und zieht das Ende des Waagbalkens, womit er in Verbindung steht, nach sich. Dadurch wird das andere Ende desselben gehoben, so daß es die Pumpenstange oder was sonst in die Höhe zieht, und das Grubenwasser oder Erz heraushebt. Während der Zeit hat sich der Kolben im Cylinder so tief gesenkt, daß er vermöge eines künstlichen Mechanismus oberhalb eine Röhre öffnet, durch welche der Dampf oberhalb des Kolbens in einen anderen Behälter abgeleitet wird; und zugleich unterhalb eine Röhre aufschließt, durch welche Dampf in den Raum unterhalb des Kolbens einströmt. Dadurch wird das Emporsteigen des Kolbens gefördert, indem zugleich auch das andere Ende (die Pumpenstange) durch ihre überwiegende Schwere den Waagbalken hinunter, und also den Kolben des Cylinders wieder in die Höhe zieht. Hat der Kolben die bestimmte Höhe erreicht; so öffnet er hier wieder eine Röhre unterhalb, durch welche der Dampf in den anderen Behälter abzieht, und eine andere Röhre oberhalb

des Kolbens, durch welche der Dampf einströmt. — Jener Behälter aber, in welchen durch Röhren der verbrauchte Dampf abgeleitet wird, steht kalt, von Zeit zu Zeit dringt etwas kaltes Wasser in denselben ein, und dieses kalte Wasser schlägt die Dämpfe zu Tropfen nieder. Dies Wasser aber ist nicht kalt, sondern die Hitze der Dämpfe ist so stark, daß auch das zuströmende Wasser noch davon erwärmt wird. Und dies erwärmte Wasser wird nun durch eine Röhre wieder in den Kessel geführt. So erfährt der Kessel nicht nur keine Abkühlung, und braucht schon deswegen weniger Feuerung; sondern empfängt sogar gewärmtes Wasser.

Auch in Deutschland hat man einige Dampfmaschinen nach Art der Wattschen gebaut, zu Tarnowitz in Schlesien, zu Schönebeck bei Magdeburg für die Saline, bei Unna in Westphalen, bei Hettstädt in der Grafschaft Mansfeld. Die drei letzten hat der Oberbergrath Bückling gebaut: jede hat 300,000 Thaler gekostet, und die Unterhaltung derselben erfordert täglich 50 Thaler. In Hettstädt leistet die Maschine aber so viel, als 180 Pferde; und zu Schönebeck brauchte man sonst 137 Pferde, um das zu leisten, was jetzt durch diese Maschine geleistet wird: nicht zu gedenken, wie vieler Menschen Hände man spart.

Endlich danken wir die genauere Kenntniß ferner Weltgegenden, und besonders der kleinen und großen Inseln zwischen Asien und Amerika, vorzüglich den Engländern. Man kannte zwar schon im 17. Jahrhunderte mehrere Inseln des großen Oceans; Holländer hatten schon die Küste der Insel Neuholland erreicht: doch schätzte man die Zahl dieser Inseln weder so bedeutend, noch einzelne darunter so groß. Allein die Entdeckungsreisen der Engländer, besonders des berühmten Jakob Kook, haben uns hier eine Menge neuer Gegenstände kennen gelehrt, so daß man es nicht unpassend fand, alle die Inseln zwischen Asien und Amerika als einen fünften Welttheil von dem übrigen Lande

zu trennen. Man nennt ihn am gewöhnlichsten Australien d. h. Südland, weil fast alle Inseln in der südlichen Erdhälfte liegen. Einige nennen ihn auch mit einem griechischen Worte Polynesien, weil er aus vielen Inseln besteht. Die Zahl dieser Inseln ist noch nicht genau bekannt, muß aber sehr groß seyn, da Kook meinte, daß der Freundschaftsinseln allein wohl 150 seyn könnten. Neuholland, die größte unter den Inseln, ist nicht viel kleiner als Europa. Europa enthält einen Flächenraum von 170,000 Quadratmeilen; Neuholland etwa 160,000. — Indeß hat man auf allen diesen Inseln keine Schätze noch sonst irgend kostbare Produkte und Handelsartikel gefunden: aber die Kenntniß der Menschen, die Erdkunde und die Naturgeschichte sind dadurch beträchtlich erweitert worden. Und um sie nicht ganz unbenutzt zu lassen, haben die Engländer auf Neuholland in der Botany Bay 1787 eine Kolonie eingelegt, wohin sie Verbrecher aussenden. Manche werden auch hier nicht besser: aber die meisten werden ganz brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, und beschäftigen sich dort auf eine nützliche Weise.

Kook, 1729 in der Grafschaft York von armen Aeltern geboren, diente auf den Steinkohlenschiffen, die zwischen Neukastle und London fahren, erst als Matrose, nachher als Schiffskoch, dann als Gehülfe eines Steuermanns. Hier lernte er die Nothwendigkeit mathematischer Kenntnisse einsehen, und ließ sich für sein erspartes Geld darin unterrichten. Nun genügte ihm nicht mehr die Kohlenschifferei; er suchte Dienste auf der Flotte, und zeigte seine Talente zuerst in der genauen Untersuchung und Zeichnung der Ostküste von Nordamerika, die wegen ihrer Fischerei so höchst wichtig ist. Seit der Zeit suchte man ihn, und er hat drei große Entdeckungsreisen gemacht. Die erste von 1768 bis 1771 ging von England nach Brasilien, und von da an der Küste von Südamerika hinunter, nicht durch die magellanische Straße, sondern durch die Straße le Maire, um die südlichste Spitze des Feuerlandes herum in die Südsee

oder den großen Ocean. Vorzüglich lange verweilte er auf der Insel Otaheiti, wo er Menschen noch ganz in der liebenswürdigen Unschuld und Unbefangenheit der Kindheit antraf. Von da segelte er weiter nach Süden, und da er nach langer Fahrt nichts fand, wandte er sich nach Neu-Seeland und untersuchte diese Insel oder vielmehr Inseln; denn er fand, daß es zwei waren, genauer, unter tausend Gefahren und Schwierigkeiten. Er entdeckte besonders die neuseeländische Hanfpflanze. Von da nahm er den Weg nach Neuholland, dessen Westseite man 1616 gefunden hatte. Jetzt landete er an der Ostküste, untersuchte sie drei Monate lang unter den größten Mühseligkeiten, hinauf bis zu der Straße zwischen Neuholland und Neuguinea und nannte sie nach dem Namen seines Schiffes Endeavourstraße. Noch reichere Entdeckungen machte er auf der zweiten Reise von 1772 bis 1776, der ersten Reise um die Welt von Westen nach Osten; und besonders wichtig war, daß es durch diese Reise zur Gewißheit kam, daß in der südlichen Hälfte der Erdkugel gegen den Südpol weiter kein großes Land liege, wie man noch immer irrig geglaubt hatte: (woher auf alten Karten im Süden ein großes Land gezeichnet ist: Terra incognita, d. h. das unbekannte Land). Kook drang 1774 im Januar, um welche Zeit in der südlichen Erdhälfte Sommer ist, durch Eismassen hindurch weiter nach Süden vor, als irgend ein Europäer vorgedrungen war, bis ein unabsehbares Eisfeld seiner Fahrt ein Ziel setzte. Auf der Rückfahrt nach Neuseeland untersuchte er mehrere schon bekannte Inseln genauer, entdeckte zuerst Neukaledonien, und als er darauf im folgenden Jahre abermals auf das südliche Eismeer zusteuerte, fand er das schon 1756 von einem spanischen Schiffe entdeckte Südgeorgien wieder, ganz von Seehunden bewohnt; und von da noch südlicher entdeckte er eine Insel, mit ewigem Eise bedeckt, die er Sandwichsland nannte. Auf dieser zweiten Reise begleiteten Kook zwei gelehrte und geistvolle Deutsche, Johann Reinhold Forster und Georg Forster,

Vater und Sohn, denen wir die beste Beschreibung dieser merkwürdigen Reise danken. — Nachdem nun der Glaube an ein großes Land gegen den Südpol der Erde zerstört war, sollte Kook auf einer dritten Reise untersuchen, ob eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen in den stillen Ocean möglich sey, und ob man durch diese auf einem kürzeren Wege nach Ostindien gelangen könne, als um das Vorgebirge der guten Hoffnung herum. 1776 den 12. Juli schiffte er ab, um das Kap herum nach Ostindien und in die Südsee. Auf mehreren Inseln aß er Früchte, zu denen er auf der vorigen Reise die Saamen mitgebracht hatte; aber auf Otaheiti traf er leider die vormalige Kindlichkeit und Unschuld nicht mehr: mit den europäischen Künsten hatten sich auch europäische Laster und Krankheiten dort verbreitet. 1778 steuerte Kook nach Norden hinauf und entdeckte Inseln, die er seinem Gönner zu Ehren Sandwichsinseln nannte. Im August war er in der schmalen Meerenge, welche Amerika von Asien trennt, und die von einem russischen Seeoffizier Bering, der sie 1728 zuerst erreicht hatte, die Beringsstraße heißt. Kook durchforschte sie genauer, traf aber auch hier mitten im Sommer undurchdringliches Eis, und bemerkte weiter nach Norden am Himmel den Wiederschein vom Eise, den man den Eisblick zu nennen pflegt. Kook kehrte also wieder zurück nach den Sandwichsinseln, um sich zu neuen Unternehmungen zu rüsten. Hier aber ward er in einem Streit mit den Wilden, die Mehreres gestohlen hatten, erschlagen, den 14ten Februar 1779.

59.

Nordamerika. Franklin.

Als in England die papistische Religion reformirt wurde, behielt man einige Gebräuche der katholischen Religion bei, und verlangte, daß alle Einwohner Englands diese neuen Lehren und Gebräuche annehmen sollte. Dem widersetzten sich die sogenannten Puritaner, die in den papistischen Gebräuchen etwas Sündliches zu entdecken meinten, weil sie zur Abgötterei führen könnten. Und die Unduldsamkeit war so groß, daß die Volkslehrer dieser Religionsgesellschaft, wenn sie auch fromme und gelehrte Männer waren, abgesetzt und in Gefängnisse gebracht wurden. Da beschloß eine Gemeinde dieser Puritaner nach Holland zu entweichen. Wiewohl sie nun von den Holländern sehr geschätzt und gütig aufgenommen wurden; waren ihnen doch die Sitten der Holländer zu zügellos, und es trieb sie ein eifriges Verlangen, sich von allen europäischen Staaten zu trennen, um das Muster einer reinen Kirche auf künftige Zeiten zu bringen. So schifften sie sich 1620 nach Nordamerika ein, wo bereits seit 30 Jahren mehrere Niederlassungen von den Engländern versucht worden waren, aber noch immer nicht mit günstigem Erfolge. Ungefähr 100 Puritaner landeten in der Gegend, wo jetzt Neu-Plymouth steht, aber gerade im Winter. Die Kälte war heftig, es fehlte an Lebensmitteln, daraus entstanden Krankheiten; und sechs Monate nach ihrer Landung waren schon 44 gestorben. Von hohem Religionseifer entflammt, trugen sie dieses mannigfaltige Elend mit unerschütterter Vestigkeit; sie besiegten alle Beschwerden und Hindernisse, und diese Handvoll Leute gründete den Staat von Neuengland. Von ihnen und ihren nachfolgenden Gefährten sind die vielen Tausende ausgegangen, die Massachusets, Neuhampshire, Konnektikut und Rhode-Island gegründet haben.

Die

Die früheren Kolonien hatten sich südlicher in Virginien angesiedelt, wie sie ihrer jungfräulichen Königin Elisabeth zu Ehren den Landstrich nannten; denn Jungfrau heißt lateinisch Virgo. 1632 kam ein dritter Hauptzug, von Römischkatholischen, die ebenfalls, um sich Gewissensfreiheit zu retten, ausgewandert waren: dieser setzte sich in die Mitte zwischen beiden, um den Fluß Potowmack, und nannte das Gebiet, der Jungfrau Maria zu Ehren, Maryland. Allen diesen Kolonien war theils gleich bei ihrer Auswanderung aus England, theils nachher schriftlich versprochen worden, „daß sie und alle ihre Nachkommen gleiche Vorrechte mit den englischen Unterthanen haben sollten, ganz als ob sie in England selbst geblieben wären.“ Und dies war durchaus billig; denn diese Auswandernden reisten auf ihre eigenen Kosten nach Amerika, kauften oder erwarben sich sonst ohne Unterstützung der englischen Regierung Land und Eigenthum: es war also ein Geschenk von diesen neuen Kolonisten, das sie dem Mutterlande brachten, wenn sie sich noch ferner als Mitglieder der englischen Nation ansehen wollten; ein Geschenk, wofür sie sich den Schutz der englischen Macht sicherten. England betrug sich auch sehr weise gegen diese seine neuen Staaten: es ertheilte ihnen volle Freiheit, sich selbst durch solche Gesetze zu regieren, die sie für die zuträglichsten hielten; es ließ jedem Engländer den Handel mit ihnen offen; und erlaubte ihnen, den Vortheil ihres Handels zu verfolgen, so weit sie könnten. Unter den Nordamerikanern selbst herrschten einfache Sitten, fern von Eitelkeit und Verschwendung; sie waren Alle von Einem Range, und kannten keinen Adel und keine Bischöfe; sie bewohnten einen unfruchtbaren Boden, aber baueten ihn mit großem Fleiße an; und ihre Lage am Meere gestattete ihnen alle Arten des Fischfanges. Grobe Verbrechen waren in Neuengland so selten, daß man in volkreichen Gegenden mehrere Jahre hindurch kein Beispiel einer Hinrichtung erlebt hatte. In 150 Jahren wuchs die Bevölkerung auf 3 Millionen Men-

schen; ihre Pflanzwaaren erstreckten sich 300 Meilen von der Seeküste entlang, und 60 Meilen weit westwärts in das innere Land; und Großbritanniens Haupthandel ging nach den amerikanischen Kolonien.

So waren die Kolonien der neuen Welt beinahe zur Größe einer Nation herangewachsen, während der größeste Theil von Europa ihr Wachsthum kaum ahnete. Zuerst zeigten sie sich gegen die Franzosen am Flusse Ohio. Hier wollten die Kolonisten Land anbauen, das bis jetzt niemanden gehört hatte. Das wollten die Franzosen hindern, die oben nordwärts Kanada besaßen: aber eine kleine Armee unter dem 21jährigen General Washington trieb die Franzosen zurück 1754. Aus diesen Streitigkeiten am Ohio entstand der große allgemeine siebenjährige Krieg von 1756 bis 1763, in dem Frankreich endlich unterlag, und seine Besitzungen in Kanada an England abtreten mußte. Da auch die Spanier Antheil an dem Kriege genommen hatten, wurden auch sie genöthigt, ganz Florida an England auszuliefern, das den Kolonisten südwärts liegt. Dies legte den Grund zu der Größe Englands, die den Neid und die Furcht von Europa erregte.

So wie jetzt England die Wichtigkeit seiner Kolonien kennen lernte, suchte es sie mehr einzuschränken, und sie in einer Unterwürfigkeit zu erhalten, die allen Handelsvortheil den Engländern zuführte. Sie fingen an, die Anlegung von Fabriken und Manufakturen in Nordamerika zu verbieten; es wurde den Hutmachern untersagt, mehr als zwei Lehrburschen zu gleicher Zeit zu haben, und ihre Hüte in andere Kolonien auszuführen; und 1764 kam ein Befehl, daß von mehreren Waaren, die bisher frei nach Amerika eingeführt worden, z. B. von Zucker, Kaffee, Seide, sehr hohe Zölle bezahlt werden sollten, um die Kosten zu bestreiten, welche die Vertheidigung Amerika's nothwendig mache: und wer eine Klage deswegen zu haben meine, solle seine Sache vor den englischen Statthalter bringen, einen Mann, der seinen Gehalt aus Geldstrafen zog, die er selbst

erkannte. Diese Neuerungen erregten Aufmerksamkeit; und man fand allgemein, daß die Rechte der Kolonisten verletzt wären. Denn sie sollten gleiche Rechte mit den Engländern behalten; und diese hatten das Recht, selbst Abgaben und Zölle durch ihre auserwählten Stellvertreter (Repräsentanten im Parlamente) zu bewilligen oder zu verweigern. Jetzt aber legte ein englisches Parlament den Nordamerikanern, die darin keine Repräsentanten hatten, willkührlich Abgaben auf. Die Kolonisten widersetzten sich also, und erklärten, daß sie keine Abgaben anerkenneten, als die ihnen von ihren einheimischen selbsterwählten Obrigkeiten auferlegt wären. — Doch das englische Parlament achtete nicht darauf, sondern gab 1765 die Verordnung, daß die gewöhnlichen Handschriften und Verschreibungen, die bei einem handelnden Volke täglich im Gebrauche sind, null und nichtig seyn sollten, wofern sie nicht auf gestempeltem Papier oder Pergament, wofür eine vom brittischen Parlament auferlegte Abgabe bezahlt werden sollte, ausgefertiget wären. — Diese Verordnung erregte allgemeine Bestürzung, und bald war das Urtheil verbreitet, daß es um die Freiheit der Kolonien geschehen sey, wenn man diese Stempelakte annähme. Das Volk stürmte durch die Straßen, besonders in Massachusets: „Freiheit und Eigenthum auf immer; und keine Stempel!“ Es wurden Gewaltthätigkeiten verübt an den Stempelmeistern und den königlichen Beamten; doch gegen den Willen besserer Bürger, die daher eine Wache bildeten, fernere Gewaltthaten zu verhindern. Den ersten November 1765 sollte die Akte eingeführt werden. Den Morgen wurden in mehreren Städten die Glocken geläutet, wie bei einem Leichenbegängniß; zu Portsmouth folgte darauf ein förmlicher Leichenzug durch die Straßen, mit zwei gedämpften Trommeln voraus, denen ein Sarg folgte, worauf mit großen Buchstaben geschrieben stand Freiheit. Am Begräbnißorte wurde der Verstorbenen eine Leichenrede gehalten: doch kaum war diese geendiget; so hob man die Leiche in

die Höhe, weil man noch einige Spuren von Leben an ihr wahrnähme. Sogleich ward die Inschrift in die Worte verändert: die wiederaufgelebte Freiheit; die Glocken tönten mit einem fröhlichen Klange, und allgemeine Freude zeigte sich auf Aller Angesicht. Doch geschah alles dies mit vielem Anstande, und ohne Schmach oder Kränkung an irgend jemandes Person oder Eigenthum. Die Stempelakte selbst wurde indeß fast nirgends beobachtet; und zugleich verbanden sich die Kolonisten unter einander, keine englische Manufakturwaaren einzuführen, bis man die Stempelakte zurückgenommen hätte; und um die englischen Waaren besser entbehren zu können, fingen sie selbst an grobe Zeuge zu arbeiten, und ob sie gleich theurer und schlechter waren, als die englischen, wurden doch nur sie gekauft. Damit es nicht an Wolle fehlen möchte, entschlossen sie sich, dem Lammfleische zu entsagen. Ausländischer Schmuck wurde abgelegt, und die Frauen gingen in den Beweisen der Selbstverläugnung den Männern mit gutem Beispiele voran. Dies Alles wurde so streng beobachtet, daß eine Menge Handwerker in England in die äußerste Noth gerieth, und einige der blühendsten Manufakturen still standen. Und die Stempelakte ward 1766 widerrufen. Dies verursachte in London große Freude, die Schiffe auf der Themse steckten ihre Fahnen auf, die Häuser in der ganzen Stadt wurden erleuchtet. Und wie der Beschluß in Amerika bekannt ward, fing der Handelsverkehr mit dem Mutterlande wieder an, und die Kolonien führten reichlicher als je Waaren aus England ein.

Doch England hatte nur für den Augenblick nachgegeben, keinesweges aber überhaupt seinem Rechte entsagt, den amerikanischen Kolonien Abgaben aufzulegen. 1767 kam ein Gesetz, daß in den Kolonien von Glas, Papier, Mahlerfarben und Thee ein geringer Zoll bezahlt werden sollte. Aber die Amerikaner sahen diese kleinen Zölle nur als Einleitung zu größern an; und einmal mißtrauisch

gemacht gegen die Absichten des englischen Parlaments widersetzten sie sich allgemein, und verbanden sich aufs neue, keine englische Manufakturwaaren unter sich einzuführen, bis England diese verhaßten Zölle wieder zurückgenommen habe. Da dennoch die Zollbeamten ihren Dienst mit Strenge verwalteten, mußten sie mehrmalen vom Volke Mißhandlungen erfahren, und manche kamen in Lebensgefahr. Nun erhielten zwei englische Regimenter Befehl, sich nach Amerika einzuschiffen, um die Zollbeamten in der Ausübung ihrer Amtspflichten zu unterstützen; und 1769 kam der Beschluß, daß Verbrecher aus Massachusets wegen ihrer in Amerika begangenen Vergehungen zum Verhör nach England gebracht werden sollten. Dies waren zu offenbare und zu harte Eingriffe in die Rechte der Nordamerikaner: Repräsentanten der einzelnen Kolonien traten zusammen, und bildeten eine eigene von England unabhängige Obrigkeit, deren Beschlüsse bald allgemein befolgt wurden. Die englischen Waaren wurden nach England wieder zurückgeschifft, mehrere Manufakturen geriethen hier in Verfall, und die Amerikaner wurden durch manche einzelne Gewaltthätigkeit noch immer mehr gereizt und erbittert.

Man war also in England 1769 gezwungen, auch diese Zölle aufzuheben; nur vom Thee sollte eine Abgabe drei Pence (½ Groschen) für das Pfund bezahlt werden. Der Handelsverkehr kam nun zwar wieder in Gang; aber die Erbitterung blieb, da die englischen Soldaten von den Kolonisten nicht ohne Grund als Werkzeuge des brittischen Despotismus angesehen wurden, und es kam einigemal zu blutigen Auftritten zwischen den Soldaten und Kolonisten. Auch kauften die Amerikaner durchaus keinen englischen Thee, sondern suchten ihn auf anderen Wegen frei von dem verhaßten Zoll zu erhalten. Da häufte sich der Thee in England so an, daß gegen 17 Millionen Pfunde da lagen, ohne Hoffnung sie absetzen zu können. Die Kaufleute wurden unzufrieden mit der Regierung, und

diese gab es der ostindischen Kompagnie frei, ihren Thee ohne Zoll ausführen zu dürfen. Da dieser Ausfuhrzoll ziemlich hoch gewesen war; so konnte jetzt die Gesellschaft den Thee weit wohlfeiler liefern, als man ihn sonst irgendwo erhalten konnte, und so zweifelte man auch nicht, in Amerika Absatz zu erhalten. Allein die Amerikaner waren erbittert; der Zoll in Amerika blieb nach wie vor, und durch die getroffene Anstalt mußte der Handel mit Thee den Kolonisten ganz entzogen, und nach und nach Monopol a) der englischen Kaufleute werden. — Als daher die Theeschiffe der ostindischen Kompagnie ankamen, zwang man sie an mehreren Orten gerades Weges nach England zurückzukehren. In Boston aber waren sie in den Hafen eingelaufen, und man machte Anstalten sie auszuladen. Da gingen 17 Personen (den 18ten December 1773) nach den Schiffen, brachen 342 Kisten Thee auf, und schütteten den Thee ins Wasser; doch ohne sonst irgend etwas zu beschädigen. Dies war eine öffentliche Gewaltthat, und man freute sich in England, daß man Gelegenheit habe, um mit Strenge wahre Vergehung zu ahnden. Der Hafen von Boston ward 1774 gesperrt, die Stadt sollte den verschütteten Thee bezahlen und das Hafenrecht verlieren; und der königliche Statthalter sollte alle bisher von den Kolonisten gewählten Richter absetzen. Dieser letzte Beschluß empörte das ganze Land; in allen Kolonien wurden Zusammenkünfte gehalten; und alle vereinigten sich, Boston zu unterstützen, und ihre bedrohete Freiheit zu vertheidigen, wenn England nicht den Zoll aufhöbe und allen Provinzen die Freiheit wieder herstellte, sich ihre Obrigkeiten zu wählen. Allein man beschloß dagegen in England Gewalt zu gebrauchen, und 1775 ward der erste Versuch gegen Boston gemacht. Englische Truppen wollten sich der Stadt und der Magazine bemächtigen.

a) Monopol heißt das ausschließende Vorrecht mit einer Waare handeln zu dürfen oder zu können.

und die Bürgerversammlung auseinander jagen. Allein es mißlang. Dies war die erste öffentliche feindselige Handlung, und ward der Anfang eines Krieges, der bis 1783 fortwährte. 1776 erklärten sich die dreizehn vereinigten Provinzen zu Philadelphia für frei und unabhängig von England; ihre Truppen, von Freiheitsliebe begeistert und von dem klugen und tapfern Washinton angeführt, siegten; und alle Neider Englands sahen diese Erhebung der Kolonien gern, erkannten sie bereitwillig als einen eigenen Staat an, und unterstützten sie, besonders Frankreich, das durch den Frieden von 1763 so tief gedemüthiget war. England mußte 1783 den Frieden durch harte Opfer erkaufen; die 13 vereinigten Provinzen Nordamerika's erhielten völlige Unabhängigkeit; Frankreich erhielt mehrere Inseln und Distrikte in Ost- und Westindien, und Spanien bekam Florida wieder.

So war der erste von Europa unabhängige Staat durch Europäer in Amerika gegründet, der besonders in den ersten zehn Jahren durch reine Sitten und treffliche Staatseinrichtungen allgemeine Achtung in Europa gewann, und wo man sich von Ungerechtigkeiten der Regierungen hart bedrückt fühlte, lebendigere Sehnsucht und regeres Streben nach Erleichterung aufregte. Doch herrscht dieser gute Geist nicht mehr so ganz. Das Land hat sich durch neuen Anbau vergrößert, und sein Handel gewonnen. Aber Luxus und Kaufmannsgeist, die niemals das Wohl eines Reiches gründen oder dauernd erhalten, siegen ob, und Ausbildung der Wissenschaft und Kunst wird vernachlässiget.

Bei dieser Befreiung Nordamerika's war außer dem General Washington mit am thätigsten Benjamin Franklin. Er war ein Buchdruckergesell, aber ein Mann von Geist, der schon früh eigene kleine Schriften setzte, und viele Aufsätze verbreitete, worin die Nation lebhaft an ihre Rechte erinnert, aber auch nicht minder lebhaft auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht wurde. Beson-

ders vielen Beifall gewann der Almanach des armen Richard. 1737 ward er Postmeister in Philadelphia, und legte hier 1738 die erste Feuergesellschaft an, um Abgebrannten den Aufbau ihrer Wohnungen zu erleichtern. 1753 ward er von England als Oberpostmeister über alle Kolonien angestellt, und unter seiner Verwaltung ward das amerikanische Postwesen für England äußerst einträglich. Als die Unruhen wegen der Stempeltaxe in Amerika anfingen, war Franklin in London. Er suchte hier mit den deutlichsten Gründen darzustellen, wie unzweckmäßig jene Auflage sey, wie sie nothwendig allgemeine Unzufriedenheit unter einem Volke verbreiten müsse, das sich selbst Auflagen vorzuschreiben gewohnt gewesen sey. Und seine Vorstellung wirkte dazu mit, daß die Stempeltaxe wieder zurückgenommen wurde. Da indeß immer neue Versuche wiederkehrten, seinem Vaterlande die versprochenen Vorrechte zu rauben; mußte er nothwendig auf alle Schritte aufmerksam seyn, die von England aus gegen die Kolonien geschahen. So fing er die Briefe einiger englischen Großen auf, welche die heftistgen Schmähungen gegen die angesehensten Männer in Nordamerika enthielten, und worin dem Statthalter in Nordamerika befohlen ward, das Volk zum Gehorsam gegen die Vorschriften der Minister zu zwingen. Franklin schickte diese Briefe nach Philadelphia, und von hier erschien ein Schreiben an den König, worin man sich sehr über die Männer beklagte, die sich beim Volke so verhaßt machten, und auf ihre Absetzung antrug. — Dies geschah nicht, die Minister gingen immer weiter in ihren Forderungen; und wiewohl Franklin nichts unversucht ließ, ihnen das Ungerechte und für sie selbst Nachtheilige ihres Betragens gegen Amerika zu zeigen, hörten sie doch nicht auf seinen weisen Rath Er ging daher 1775 nach Amerika zurück; und er war es besonders, der dazu rieth und es durchsetzte, daß sich die Kolonien von einem Lande trennten, von dem sie so wiederholte Beleidigungen und Kränkungen erfahren hatten, und daß sie ihre Selbstständigkeit mit den Waffen in der

Hand vertheidigten. Angesehene brachte er durch mündliche Gespräche auf seine Seite, das Volk ward durch kleine Schriften darauf vorbereitet, indem er besonders durch Spott zu reizen suchte: er schrieb z. B. einen vorgeblichen Befehl Friedrichs II. an die Kolonisten, ihm Abgaben zu bezahlen, weil einige unter ihnen von Vorfahren abstammten, die aus seinen Staaten ausgewandert. Er ward darauf zum Präsidenten in Philadelphia erwählt, dem Staate von Pensylvanien eine neue Verfassung zu geben. In dieser Würde reiste er nach Paris, und brachte hier 1778 ein Bündniß zwischen Frankreich und Nordamerika zu Stande; und als England endlich durch das wiederholte Unglück seiner Waffen überzeugt wurde, daß es unmöglich sey, Amerika mit Gewalt zu unterjochen; als die Kaufleute in Großbritannien laut nach Frieden schrieen: war es Franklin, der den Frieden 1782 unterhandelte. Nachher lebte er als Geschäftsträger in Paris, wo allgemeine Achtung ihn ehrte; und als er 1785 nach Philadelphia zurückkam, ward er im Hafen von einer Menge Bürger empfangen, die ihn unter lautem Jubel nach seiner Wohnung begleitete; man löste die Kanonen, und läutete die Glocken; alle Einwohner der Stadt wetteiferten ihm Beweise ihrer Liebe und Verehrung zu geben. Er starb den 17ten April 1790 nach einem langen und nützlichen Leben von 84 Jahren.

Franklin hat auch seinen Namen durch Erfindung der Blitzableiter in ganz Europa denkwürdig gemacht. Man kannte nämlich die Erscheinung, daß Glas an Goldpapier oder noch besser an Quecksilber und Zinn gerieben die sogenannte elektrische Materie erzeuge, ferner daß diese Materie sich am leichtesten in Metall sammle, welches dem geriebenen Glase nahe gebracht wird, und durch anderes Glas oder seidene Schnuren von allen übrigen Körpern gesondert ist; ferner daß, wenn ein Mensch das mit Elektricität angefüllte Metall berührte, ein Funken sichtbar wurde, und der berührende Theil einen schwachen Stich empfand. Ja man hatte die elektrische Materie so in Glä-

sern, die mit Metall oder Wasser angefüllt waren, zu sammeln gelernt, daß bei der Wiederbefreiung dieser Materie durch die Berührung eines Menschen ein hellerer Funke gesehen, ein kleiner Knall gehört, und ein mehr oder minder heftiger Schlag durch den ganzen Körper gefühlt wurde. (Diesen Versuch hatte zuerst Herr von Kleist 1745 von ungefähr gemacht; und da nachher diese Versuche besonders zu Leiden wiederholt worden sind, nennt man ein Glas, das dazu eingerichtet ist, Elektricität in großer Menge in sich zu sammeln, die Kleistische oder Leidensche Flasche). Auch hatte man durch diesen Schlag selbst kleine Thiere getödtet. 1749 kam Franklin auf die Vermuthung, daß das Wesen des Blitzes bei Gewittern wohl einerlei seyn möchte mit der elektrischen Materie, und sann nun auf nichts eifriger, als die Richtigkeit dieser Vermuthung durch Versuche zu entscheiden. Er verfertigte daher aus seidenem Zeuge einen sogenannten Drachen, dergleichen die Kinder zu ihren Spielen gebrauchen. Seide nahm er, weil diese vom Regen nicht wie Papier aufgelöst, noch wie Leinen oder Baumwolle von der eingezogenen Nässe schwer wird. An dem langen Stabe des Drachen bevestigte er oben eine eiserne Spitze, unten eine hänfene Schnur, die bis zu seiner Hand herabreichte. Dort knüpfte er eine seidene Schnur an dieselbe, und da, wo beide Schnuren zusammen gebunden waren, bevestigte er einen eisernen Schlüssel. In diesem Schlüssel mußten sich nun die von der Spitze des Drachen längs des hänfenen Fadens herabströmenden Funken anhäufen, weil Seide, so lange sie trocken ist, die elektrische Materie nicht mehr leitet. Als im Sommer 1752 einen Tag Gewitterluft war, ging Franklin mit seinem Sohne aufs Feld, und ließ den Drachen steigen. Eine Donnerwolke ging über ihm hin, aber die Hand, dem Schlüssel genähert, brachte weder Funken noch Stich hervor. Doch bald fingen die Fasern des Bindfadens an sich auseinander zu sträuben, wie die Fasern des Flachses auf einem elektrisirten Körper thun.

Franklin näherte einen Fingerknöchel dem Schlüssel, und siehe! ein Funken sprang ihm entgegen. Der Regen kam jetzt häufiger, und immer stärker kamen auch die Funken, weil die hänfene Schnur naß wurde, und mithin besser leitete. So ward seine Vermuthung Gewißheit. Er wiederholte den Versuch öfter, sammelte die Blitzmaterie in Flaschen, und sie wirkte völlig eben so, wie die elektrische.

Dies leitete Franklin 1755 auf die Blitzableiter, deren wohlthätige Wirkung man sehr bald empfand. So wie nämlich die elektrische Materie sich vorzüglich durch Metalle fortleitet; eben so, meinte Franklin, müßte sich auch die Blitzmaterie durch metallene Stangen so leiten lassen, daß Gebäude dadurch vor dem Zünden des Blitzes gesichert würden. Er schlug also vor, an dem höchsten Orte des Hauses eine eiserne zugespitzte Stange aufzurichten, (denn in Spitzen geht die elektrische Materie leichter über), diese Stange die ganze Höhe des Gebäudes herab bis in nasse Erde oder noch besser bis in Wasser fortzuführen; so würde das Feuer des Blitzes immer dem Metalle folgen, und das Gebäude unangetastet lassen. Im Jahre 1761 sah man es zuerst, wie ein mit einem Ableiter versehenes Haus in Philadelphia vom Blitz ohne Schaden getroffen wurde.

60.

Frankreichs Revolution und ihre Folgen. Napoleon.

Revolution heißt deutsch Umwälzung: und man nennt so jede auffallendere Veränderung in Meinungen, Staatsverfassungen und häuslichen Einrichtungen. Hier verstehen wir darunter die große Veränderung, welche die Staatsverfassung Frankreichs seit 1789 erfahren hat. Doch fängt das Uebel, woraus dieser gewaltsame Umsturz her-

vorging, nicht mit diesem Jahre an, sondern das liegt viel weiter zurück.

Ludwig XIV. hinterließ bei seinem Tode 1715 eine drückende Schuldenlast, und die Staatseinkünfte der nächsten Jahre waren schon dazu ausgegeben. Sein Nachfolger Ludwig XV., der zum Unglück des Reiches fast sechzig Jahre von 1715 bis 1774 König hieß, verstand weder zu regieren, noch zu sparen. Was die Kriege nicht aufzehrten, das verschwendeten und stahlen Minister und Mätressen. Eine dieser Damen, die sich die Liebe des Königs vorzüglich zu erwerben gewußt hatte, kostete dem Schatze in 5 Jahren 40 Millionen Thaler. Man wußte am Ende nicht mehr, wie man Geld herbeischaffen sollte. Da fing der König auf den Rath seiner unwürdigen Minister ein entehrendes aber einträgliches Gewerbe an. Er ließ Papiere stempeln und befahl diese wie baares Geld anzunehmen. Er kaufte alles Korn, das unentbehrlichste Bedürfniß eines jeden Tagelöhners, auf, und setzte nun die Kornpreise so hoch, daß er bedeutend dabei gewann, und das ganze Land schwer gedrückt wurde. Aller Fleiß der Handwerker und der Landleute rang vergebens gegen die Noth, unter der Alles in Verzweiflung versank. Mit Sehnsucht sah daher die ganze Nation nach einer Veränderung des Thrones, als dem einzigen Mittel der Erlösung aus dem namenlosen Elende; und bewillkommte freudenvoll ihren neuen König Ludwig XVI., mit dem Beinamen des Ersehneten.

Ludwig XVI. meinte es gut, es war sein ernster Wille, dem Landeselend abzuhelfen: aber dazu gehörten kluge Rathgeber und eifrige, wohlwollende Geschäftsmänner. Und daran fehlte es dem guten Könige gänzlich. Ja die Versuche, welche gemacht wurden, die Schuldenlast zu erleichtern, machten sie nur noch drückender. Der König wußte nicht zu helfen; das Volk war unzufrieden, da es fortgesetzt die schwersten Abgaben bezahlte, und doch die Staatsschulden dieselben blieben, ja noch stiegen. Da be-

rief der König, der erste Freund seines Volkes, wie er sich selbst nannte, 1788 eine Versammlung der Repräsentanten der Nation, die sogenannte Nationalversammlung, daß hier ausgemacht werden sollte, wie man der Noth des Staates abhülfe. — Auf dieser aber brach der Kampf öffentlich hervor, zu dem sich schon lange im Geheimen die Gemüther gerüstet hatten. Das Volk d. i. der Bürgerstand verlangte, daß die Last der Abgaben nicht ihn allein drücken sollte, sondern daß die beiden anderen Stände, Adel und Geistlichkeit, ihren gleichen Antheil trügen. Adlige und Geistliche widersetzten sich; denn darin bestand ein Theil ihrer Vorrechte, die Bedrückungen einer despotischen Regierung von sich zurückweisen zu dürfen. Um so erbitterter ward gegen sie der Bürgerstand, zumal da die Minister, die jene drückenden Auflagen ausschrieben, die Räthe und Hofdamen, die die Staatsgelder verschwendeten, alle aus dem Adel waren. Und die Stellvertreter dieser beiden höheren Stände sprachen jetzt keinesweges mit Ruhe, um Frieden zu gewinnen, sondern statt mit Milde zu bitten und zu ermahnen, donnerten sie Machtsprüche; statt durch Worte zu überzeugen, suchten sie durch Waffen zu schrecken. Allein der Bürgerstand war der zahlreichere, drei Viertheile der ganzen Nation waren für ihn; und durch ganz Paris herrschte eine Begeisterung für die Wiederherstellung der allen Ständen gleich vertheilten Rechte, daß die beiden ersten Stände nachgeben mußten. Dies geschah aber nur aus Furcht für den Augenblick. Böse Menschen vom Adel selbst suchten indeß heimlich das Volk immer mehr aufzureizen, daß es Ausschweifungen begehen möchte, die man mit Härte strafen könnte. Man gewann die Polizei, Unordnungen des Volkes nicht zu hindern, und machte dem Könige eine so schreckende Vorstellung von der Wildheit der Bürger, daß dieser, um seine eigene Erhaltung besorgt, Soldaten sich um Paris her zusammenziehen ließ. Jetzt glaubte die Hofpartei gesiegt zu haben: allein gerade was sie zu ihrem Schutz gewählt hatte, ward

ihr Verderben. Die französischen Soldaten wollten auf die Bürger nicht schießen; eine angebotene Vermehrung des Soldes schlugen alle einmüthig ab: die allgemeine Liebe der Bürger belohnte sie. Wo sie öffentlich erschienen, ward ihnen Beifall geklatscht und gerufen; man umarmte und küßte sie öffentlich; die vornehmsten Bürger gingen mit ihnen Hand in Hand. —

Da ließ der König deutsche Truppen in Paris einrücken, und durch die Straßen vertheilen. Dies vermehrte die Erbitterung, und reizte, Gewalt durch Gewalt abzuwehren. Als seinen Liebling ehrte das Volk den Minister Necker. Dies machte ihn der Hofpartei verhaßt; und man stellte ihn daher dem Könige als das Haupt der Unruhen dar, die in Paris wütheten. Der König schätzte Neckern selbst; allein durch die Vorstellungen seiner Räthe, durch die Betheuerungen eines Bruders, dem er vertraute, durch die Bitten einer Gemalin, die er liebte, bewogen, gab er den Befehl, daß Necker in der Nacht den 11ten Juli 1789 Paris verlassen sollte. Die Nachricht hiervon versetzte anfangs in ein erstarrendes Schrecken; bald aber folgte eine so wilde Verzweiflung, daß Alles zu den Waffen lief, Alles durch die Straßen schrie: Freiheit oder Tod! und da die fremden Truppen zu schwach waren, bemächtigten sich die Bürger, an 30,000 Mann stark, der Vestung von Paris, der Bastille, den 14ten Juli, 1789. Dieser Tag ward daher als der Gründungstag der französischen Staatsveränderung in Frankreich gefeiert. Denn von jetzt an vermogte der Adel nichts mehr gegen die Gewalt der Bürger, die mit einer Wildheit verfuhren, bei der alles Recht und Gesetz niedergetreten wurde; und, wie immer der große Haufe, sich von jedem Ränkemacher einnehmen und zu bösen Absichten mißbrauchen ließen. So folgten nun zehn Jahre der empörendsten Gräuel, wo täglich Bürgerblut durch Bürgerhände vergossen wurde; und fünf und zwanzig Jahre schwerer Versuchung und harter Noth Europa's. Adel

und Geistlichkeit in Frankreich mußten flüchten, um ihr Leben zu retten; der König ward mit seiner Familie unter den rohesten Mißhandlungen und Ausgelassenheiten gefangen nach Paris geführt, den 5ten Oktober; alle Güter der Geistlichkeit und des Adels wurden als Nationalgüter eingezogen; der Erbadel wurde gänzlich abgeschafft, und jubelnd feierte das Freiheittrunkene Volk den 14ten Juli 1790 als Jahrstag der zerstörten Bastille: der König selbst schwur am Altare des Vaterlandes Treue dem Gesetz und der Nation. — 1791 ward eine neue Staatsverfassung eingeführt: der König blieb an der Spitze des Staates, aber das Recht der Gesetzgebung sollten Deputirte der Nation üben. Indeß reizten die geflüchteten Adligen, denen eine solche Vernichtung ihrer angeerbten Vorrechte ein Gräuel ohne Gleichen schien, die auswärtigen Mächte, besonders Oesterreich (die Königin von Frankreich war eine Schwester des Kaisers), die beleidigte Majestät des Königes von Frankreich an der Nation zu rächen; und deutscher Seits duldete man nicht bloß, daß die Ausgewanderten (Emigranten) sich haufenweise am Rhein sammelten und Truppen warben, sondern Oesterreich und Preußen näherten sich auch einander, und gaben den ausgewanderten französischen Prinzen, wenn gleich nicht bestimmte, doch allgemeine aufmunternde Versprechungen. Dieß erbitterte die Franzosen noch mehr, der König mußte gezwungen zuvorkommend Krieg erklären: Parteien, die es mit dem Volke nicht gut meinten, reizten zu den wildesten Ausschweifungen in Paris; das Schloß ward geplündert; der König selbst, gegen den man gegründeten Verdacht zu erregen hatte, als wolle er die neue Verfassung wieder umstürzen, ward den 10ten August 1792 gefangen gesetzt, die Staatsverfassung von 1791 aufgehoben, und Frankreich 1792 den 21sten September zur Republik erklärt. Von diesem Tage an zählten sie ihre Jahre: den 23sten September 1805 begannen sie das 14te Jahr der Republik: aber der Kaiser Napoleon hat aus guten

Gründen diese Jahrrechnung wieder aufgehoben, und seit dem ersten Januar 1806 zählen die Franzosen wieder die Tage und Jahre übereinstimmend mit dem größten Theil Europa's. Damals aber begeisterten diese Umänderungen die ganze Nation mit feurigem Muthe, daß die Heere der Feinde, die von allen Seiten anfangs siegreich eindrangen, noch im Jahre 1792 rings geschlagen wurden; und diese Siege erbitterten zugleich gegen den Adel und die ehemalige Hofpartei, daß 1793 den 21sten Januar Ludwig XVI. öffentlich durch ein Fallbeil (Guillotine) enthauptet werden konnte. Er war nicht Schuld an dem Elende der Nation; sein Unglück war, daß er sich zu sehr oder fast einzig von Anderen leiten ließ, und daß diese fast immer nicht gute Menschen waren. Sein Tod war nicht der Wunsch der Besseren im Volke.

Von jetzt an kämpfte Partei gegen Partei in Frankreich: die mächtigere gab vor, die Sache der Freiheit zu vertheidigen, und schalt die Gegner Feinde des Vaterlandes. Gegen diese schienen dann alle Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten erlaubt; und man mordete mit einer schaudervollen Blutgier. Am gräßlichsten wüthete Robespierre 1793 und 1794: täglich wurden Menschen hingerichtet, und oft 50, 60, 70 auf einmal. Nachdem er gestürzt war, ließen zwar die Grausamkeiten nach, aber Verfolgungen dauerten im Innern Frankreichs immer fort, und mehrere Gegenden wurden vom Bürgerkriege gänzlich verwüstet. Zu Lande indeß siegten die französischen Heere, von klugen und muthvollen Feldherren angeführt, mit einer unerwarteten Tapferkeit: sie gewannen 1794 alle deutschen Provinzen am linken Rheinufer, worunter die österreichischen Niederlande die wichtigsten waren, eroberten Holland 1795, drangen tief in Deutschland ein, und beherrschten fast ganz Italien 1797; nur zur See gegen England verloren sie Schiffe und Inseln. Dennoch erhielten sie auch selbst von England im Jahre 1802 einen Frieden, durch den sie nichts verloren, während alle übri-

gen

gen Staaten, Spanien, Italien, Holland, Oesterreich, Deutschland, durch abgetretene Länder den Frieden erkaufen mußten.

Diese Siege in Italien, den Frieden und die in den letzten Jahren im Innern wieder hergestellte Ruhe verdankte Frankreich dem merkwürdigen Manne, der uns in unsern Tagen, in dem kurzen Zeitraume von 20 Jahren, ein in der Geschichte vielleicht einziges Beispiel gegeben hat, bis zu welcher Höhe der Macht der einzelne Mensch sich emporschwingen kann, wie aber die Macht nicht besteht ohne Gerechtigkeit, und wie der Uebermuth unersättlicher, nichts schonender und nichts scheuender Herrschgier bei aller vermeinten Klugheit sich selbst das Verderben bereitet. (Jes. 14, 12 — 20.)

Napoleon Buonaparte, geboren auf der italienischen, jedoch seit 1768 zu Frankreich gehörenden Insel Korsika, wurde als Sohn einer unvermögenden adlichen Familie in der Kriegsschule zu Brienne (in der Champagne) erzogen, und schon jung in der königlichen Armee als Artillerie-Offizier angestellt. Bei dem Ausbruch der Revolution ging er zu der Volkspartei über, und wurde das erstemal öffentlich ausgezeichnet im Jahr 1793, wegen der Einsicht, mit welcher er vor Toulon, welches die Engländer erobert hatten, das Belagerungsgeschütz leitete. 1794 ward er General, bald darauf bei dem Sturz des grausamen Robespierre auch beschuldiget, ein Anhänger seiner Grundsätze gewesen zu seyn, und auf kurze Zeit verhaftet. Er ward wieder frei, blieb indeß ohne öffentliche Anstellung, bis er im Jahr 1795 den ihm gewordenen Auftrag, die gegen die damalige Regierung (den Convent) aufrühverischen Bürger zur Ruhe zu bringen, dadurch vollzog, daß er in den Straßen von Paris mit Kartätschen unter die Bürger schießen ließ. Diese That zeigte, was man von dem jungen General zu hoffen und zu fürchten hätte; denn gleich damals erkannten die ihm Nahestehenden eine Furchtbarkeit in ihm, die für

kriegerische Zwecke brauchbar sey, die man aber außerdem so weit als möglich von sich entfernt halten müsse, und die kein Regiment neben oder über sich mit willigem Herzen dulde. Indeß nur die Nahestehenden kannten ihn so. Er ward 1796 oberster Feldherr der französischen Armee in Italien; und die Klugheit, Geschicklichkeit und rasche Thätigkeit, die unerschütterliche Hartnäckigkeit und kühne Zuversicht, die alle Hindernisse unschonend niedertraten, aber mit einer unerhörten Schnelligkeit von Sieg zu Sieg führten, machten ihn zum Helden nicht Frankreichs allein, sondern der ganzen Welt: Freund und Feind erkannten bald, daß ein Geist, wie dieser, noch nicht an der Spitze der Revolutionsarmeen gestanden hatte, und ehe das Jahr 1796 ablief, war der Name Buonaparte in jedermanns Munde. 1797 zwang er durch die Waffen Oesterreich zum Frieden, und durch sein Ansehen erzwang er es in Paris, daß man den Frieden bestätigte: Oesterreich trat ab die Niederlande und die Länder, die es in Italien besessen, und erhielt dagegen den größten Theil des Gebietes der tausendjährigen Republik Venedig, das, wie es scheint, der französische General früher verschenkte, als er es hatte, d. h. er versprach es an Oesterreich und eroberte es sodann. Dagegen bildete er aus den österreichischen Besitzungen in Italien eine neue Republik, Cisalpinien, mit der Hauptstadt Mailand, die einzig ihrem Schöpfer anzugehören schien. So verließ Buonaparte ruhmbegränzt den ersten Schauplatz seiner glänzenden Siege; und da der französischen Republik damals nur noch ein Feind unbesiegt war, England: so wurden alle Anstrengungen gegen diesen gerichtet, und Buonaparte schon den 28. Oct. 1797 zum Oberbefehlshaber der Armee gegen England ernannt. In allen französischen Häfen an der Nordküste begannen furchtbare Rüstungen; eine große Truppenzahl sammelte sich am Kanal, und alle französischen Zeitungen verkündigten Landung auf England,

so daß man auch in London nicht wenig besorgt ward, und drohende Gegenanstalten traf. — In der nämlichen Zeit aber, da man diese Rüstungen am Kanal mit großem Geräusch betrieb, wurden auch zu Toulon und an der italienischen Küste Schiffe und Truppen versammelt, und seit dem April 1798 sagte man hier und da laut, diese Unternehmung sey gegen Aegypten bestimmt, um von da mit einer Armee nach Ostindien zu gehen und der brittischen Herrschaft dort ein Ende zu machen. Allein der Gedanke schien so abenteuerlich, daß man fast nirgend daran glaubte, wie sehr es auch voller Ernst damit war. Ob Buonaparte selbst zuerst den Plan angegeben habe, weiß man nicht: die Ausführung wenigstens betrieb er, als wäre es ganz sein Plan; und die Direktoren in Paris unterstützten ihn dabei gern, auch in der Rücksicht, um den bewunderten Helden, den kühnen, beharrlichen und heimlichen Italiener mit seiner italienischen Armee aus ihrer Nähe zu entfernen. Den 19. Mai 1789 segelte er mit 40,000 Mann Landtruppen, auf einer Flotte von mehr denn 400 Segeln, von Toulon ab, nahm Malta durch Verrath den 12. Juni, entging glücklich der ihn verfolgenden englischen Flotte unter Nelson, und landete den 1. Juli an der ägyptischen Küste bei Alexandrien. Aber während Buonaparte in die Hauptstadt Aegyptens, Kairo, eingegangen war, erreichte endlich Nelson nach langem vergeblichen Umhersegeln die französische Flotte ihm Hafen von Abukir den 1. August, und am Morgen des 2ten war die französische Flotte völlig vernichtet. Die Engländer herrschten auf dem Mittelmeere von Gibraltar bis Alexandrien; Buonaparte war in Aegypten von aller Verbindung mit Frankreich abgeschnitten, und Türken und Engländer rüsteten sich, ihn von der Landseite, von Syrien her über die Landenge Suez, anzugreifen. Zwar kam er ihnen zuvor, drang im Februar 1799 durch die Wüste in Palästina und Syrien bis nach der Vestung Acre vor; doch hier wurde das erstemal seine Hartnäckigkeit gebrochen. Ueber zwei Monate lag er vor der Vestung: drei

Tage hinter einander hatte er vergeblich Sturm laufen lassen, und als er nun zurück mußte, war er gezwungen, alle seine Verwundeten und Kranken den erbitterten Feinden preis zu geben. In Aegypten, erkannte Buonaparte, habe er seine Rolle ausgespielt. Dagegen eröffnete sich ihm nach den Nachrichten, die er aus Europa erhielt, hier ein günstigerer Schauplatz; und glücklich, wie er von Frankreich nach Aegypten gekommen war, kam er im Oktober 1799 von Aegypten zurück nach Frankreich. Ohne das strenge Quarantainegesetz zu beobachten, reiste er sofort von der Küste nach Paris. Ganz Frankreich, im unglücklichen Kriege mit Oesterreich und Rußland, hoffte von ihm Sieg und Rettung; und die damalige Regierung der fünf Direktoren, die sich zu dieser Rettung zu schwach fühlte, mußte demjenigen weichen, den die Nation an ihre Spitze rief. Dies war aber ein General, in Militairschulen aufgewachsen, durch den Krieg groß geworden. Man wich ungern, nicht ohne Widersetzung; und am 18ten Brümäre, d. i. den 9ten November 1799, wurde Buonaparte zum Ersten Konsul auf zehn Jahre ernannt, mit zwei Konsuln neben ihm. Damals sprach er: „Nur ein Narr kann Monarchie der Republik vorziehen;" und nach fünf Wochen hatte Frankreich eine militärisch-monarchische Verfassung. Ruhe im Innern kehrte dabei wieder, aber eine Ruhe aus Schrecken und Erschlaffung; und wie rasch dieser erste Konsul von Macht zu Macht, von Kühnheit zu Kühnheit, von Sieg zu Sieg, von Eroberung zu Eroberung schritt, das werden die Nachkommen vielleicht nicht glauben, das fürchteten wenigstens damals selbst die nicht, die seine schaudervolle Kaltblütigkeit auf ihrem höchsten Gipfel, bei den alles Gefühl zerreißenden Gräßlichkeiten in der syrischen Wüste, erfahren hatten. Bonaparte (denn so schrieb er sich von jetzt an, um nicht gleich durch die Buchstaben seines Namens daran zu erinnern, daß er ein Italiener sey) zwang durch

neue Siege in Italien (bei Marengo den 14ten Juli 1800) Oesterreich zu dem Frieden von Lüneville, den 9ten Februar 1801, in welchem Oesterreich nicht bloß alles, was Frankreich in Holland, am Rhein, in der Schweiz und in Italien genommen und geordnet hatte, bewilligen, sondern auch noch Toskana abtreten mußte. Die Behandlung Deutschlands im Jahre 1802 war empörend. Frankreich diktirte, welche Fürsten und was ein jeder an Land und Leuten verlieren oder gewinnen sollte, und Preußen insbesondere erkannte damals nicht, daß ihm Frankreich nur darum Vergrößerungen zugestehe, um Oesterreichs Eifersucht und der übrigen Europäischen Staaten Unwillen zu reizen. Auch die englische Regierung gab dem Wunsche des Volkes nach, und schloß den Frieden zu Amiens, 1802 den 27sten März. Aber der kluge Minister Pitt legte lieber vorher seine Stelle nieder, als daß er in einen Frieden willigte, von dem er voraussah, er müsse seiner Nation verderblicher werden, als jeder Krieg gegen das herrschende französische System. Und bald erkannten die Engländer, wie sie durch Bonaparte's strenge Einfuhrverbote, statt neuen Gewinnes sich zu erfreuen, eben darum verloren, weil Friede war; und wie der erste Konsul schlechterdings kein Versprechen halte, und den vestgesetzten Bedingungen geradezu entgegen handle. Der König von Sardinien erhielt nicht die ihm versprochene Entschädigung; der cisalpinischen Republik war feierlich Unabhängigkeit zugesichert, und in den französischen Gesetzen wurde jeder Franzose, der ein Amt und einen Gehalt bei einer fremden Nation annähme, der Bürgerrechte verlustig erklärt; dennoch gab Bonaparte in Lyon (Jannar 1802) dieser Republik eine neue Verfassung, den neuen Namen der Italienischen, und ließ sich mit ½ Million Lire Gehalt (1 Lire etwa 5 Gr.) zum Präsidenten ernennen. Der unabhängigen Ligurischen Republik (Genua) schickte er von Paris aus eine neue Verfassung, ganz als gebietender Oberherr. 1801 im Juni wollte er sich durchaus nicht in

die Angelegenheiten der Schweiz mischen; 1802 im Januar lud er sie ein, sich mit Frankreich zu vereinigen, und 1803 im Februar übergab er Abgesandten der Schweizer in Paris eine Verfassung, die er selbst eine Wohlthat der Vorsehung nennen konnte; und das Land Wallis, bisher ein Theil der Schweiz, ward gewaltsam vom alten Bunde getrennt, und seine Einverleibung in den französischen Reichskörper (den 12ten November 1810) in Europa kaum bemerkt. Holland endlich, die freie, unabhängige Republik, blieb von französischen Truppen besetzt, die es kleiden und ernähren mußte. Da trat Pitt wiederum in England an die Spitze der Regierung. Es begann neuer Krieg 1803; und da der unersättliche Ehrgeiz Bonaparte's keinem Volke Ruhe ließ, so reizte er endlich eins nach dem andern zum bittersten Haß gegen sich, bis der gerechteste Ingrimm alle zur Eintracht gegen den Feind des Menschengeschlechts vereinigte.

1802 ließ er sich zum Konsul auf Lebenszeit ernennen; und den 20. Mai 1804 ward Napoleon Bonaparte zum erblichen Kaiser der Franzosen ausgerufen, von jetzt an Napoleon genannt. Vorher hatte er den Herzog von Enghien, Enkel des berühmten Condé, aus Deutschland wegholen und als Feind des Staats erschießen lassen; und Moreau, als Feldherr berühmt und eben so sehr geliebt durch die Menschlichkeit, mit der er für die Freiheit des französischen Volkes gefochten hatte, mußte, einer Verschwörung verdächtig, sein Vaterland verlassen, und ging nach Amerika. Napoleon indeß ließ den Pabst aus Rom nach Paris kommen, damit der fromme Vater die Krönung (den 2ten December 1804) heilige. Allein es war nicht mehr die Zeit Pipins (752) oder Karls des Großen (800), dem sich Napoleon so gern vergleichen ließ: nicht in aller Augen gewann der neue Kaiser dadurch an Würde; vielmehr mußten Polizei und Militär das Ihrige thun, das Oberhaupt der Kirche vor dem Muthwillen des gott- und

sittenlosen Pariser Pöbels zu sichern. 1805 verwandelte Napoleon die italienische Republik in ein Königreich Italien und ließ sich zum König von Italien ernennen. Feierlich und wiederholt hatte der Kaiser Napoleon, zuletzt noch im März 1805, in einer öffentlichen Rede vom Thron erklärt: Kein Staat, keine neue Provinz soll mit Frankreich vereiniget werden; und im Mai ward die ganze Republik Genua mitten im Frieden mit Frankreich vereiniget. — Oesterreich und Rußland ergriffen die Waffen, weiteren Umgriffen ein Ziel zu setzen. Napoleon aber siegte bei Ulm den 14ten Oktober 1805, bei Austerlitz den 2ten December, und ehe das Jahr zu Ende ging, den 26sten December, war der Friede zu Preßburg geschlossen, den Oesterreich durch Abtretung wichtiger Provinzen erkaufen mußte. Diese Provinzen kamen zum Theil an deutsche Fürsten, an Baiern und Würtemberg, um beide dadurch enger an Frankreich zu knüpfen und zu natürlichen Feinden Oesterreichs zu machen; beide nahmen mit dem ersten Januar 1806 den Königstitel an. Preußen war beleidiget worden und hatte gedroht: man ließ sich altpreußische Provinzen abtreten und gab an Preußen — Hannover, das Frankreich zwar erobert, aber England noch nicht abgetreten hatte. Preußen gewann an Land, verlor aber an Achtung; und Krieg mit England war die unmittelbare Folge. — Das eroberte Neapel gab Napoleon seinem Bruder Joseph; Holland mußte ein Königreich werden, das sein Bruder Ludwig erhielt; die Republik Ragusa nahm er für sich. Tiefer erschütterte, daß 1806 den 12. Juli das deutsche Reich für aufgelöst erklärt, für die deutschen Fürsten ein neuer Bund, der Rheinische, gegründet ward, dessen Beschützer (Protector) der französische Kaiser sich nannte. Von Schutz ist in der Bundesacte nichts zu lesen; sondern durch dieselbe wurden die Mitglieder des Bundes verpflichtet, Napoleon zu seinen Kriegen Truppen zu stellen, und diese Trup-

pen, so lange die Kriege währen, zu unterhalten und immerfort zu ergänzen: dagegen erkannte er die Fürsten des Bundes als Souveräne an. Zugleich maßte er sich an, einige deutsche Fürsten, und darunter die nächsten Verwandten des Königs von Preußen (die Fürsten von Oranien), anderen Fürsten des Rheinbundes zu unterwerfen, und sie zu Unterthanen herabzusetzen. Und als Preußen dagegen einen nordischen Bund zu bilden suchte, ließ Napoleon das eben an Preußen abgetretene Hannover dem Könige von England zur Zurückgabe anbieten. Das war eine zu große Beleidigung: das Gefühl der Rechtlichkeit, das in dem redlichen Herzen Friedrich Wilhelm III. so lange mit der Sorge um Frieden und um das Wohlseyn der Unterthanen gekämpft hatte, überwog jede Bedenklichkeit. Preußen, das nicht den dritten, kaum den vierten Theil der Streitkräfte besaß, die Frankreich ihm entgegenstellen konnte, begann den Kampf allein. Die Schlacht bei Jena (den 14ten Oktober 1806) war der Anfang einer langen Reihe von Unglücksfällen. Feigheit, Treulosigkeit auf der einen und Uebermacht und Einsicht auf der andern Seite setzten die Franzosen bald in den Besitz des größten Theils der preußischen Monarchie; und da auch die russischen Heere bei Friedland, den 14ten Juni 1807, geschlagen wurden, und Alexander von Rußland gleich darauf den 7ten, und der König von Preußen den 9ten Juli den Frieden zu Tilsit schlossen: da trauerte Europa, und viele, viele der Besseren auch verzweifelten an dem endlichen Siege der guten Sache, und gaben sich dienstbar den Entwürfen des Siegers hin. Oesterreichs Kraft war gelähmt, und in dem letzten Kriege war es unthätig geblieben. Preußen verlor die Hälfte seiner Staaten und seiner Macht, und drei Odervestungen (Glogau, Küstrin und Stettin) blieben von französischen Truppen besetzt, bis Preußen 30 Millionen Thaler an Frankreich gezahlt hätte. Alle übrigen Fürsten Deutschlands waren dem Rheinbunde beigetreten, und der

Kurfürst von Sachsen, zum Könige ernannt, erhielt, unter dem Namen des Herzogthums Warschau, einen Theil Polens, auf Bedingungen, die Warschau zur französischen Provinz machten. Aus den von Preußen abgetretenen Ländern, aus dem Herzogthum Braunschweig, dem Kurfürstenthum Hessen (deren rechtmäßige Fürsten verjagt waren) und aus Theilen Hannovers, setzte Napoleon das neue Königreich Westphalen zusammen, das er seinem jüngsten Bruder Hieronymus gab. Rußland, das dieß alles geschehen ließ, schien mit Frankreich einverstanden, und bemächtigte sich Finnlands, da der unglückliche König Gustav Adolf IV. von Schweden nicht so schnell Freund Napoleons werden wollte, als sein Schwager Alexander es wurde.

Da indeß England fortdauernd siegreich seine Meerherrschaft behauptete und erweiterte, den Franzosen und Holländern nach und nach auch ihre letzten Besitzungen in Ost- und Westindien nahm; die dänische Flotte mit Gewalt von Kopenhagen nach englischen Häfen wegführte (damit die Franzosen sie nicht nehmen und brauchen könnten), und endlich keinem französischen Schiffe mehr erlaubte, den Hafen zu verlassen: da sann der französische Kaiser auf neue Mittel, Englands Quellen der Macht und des Reichthums, wie er meinte, zu verstopfen, und es zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Der Handel Englands mit Europa, dachte er, macht England so mächtig und reich; England kann des vesten Landes (des Kontinents) nicht entbehren, theils, um seine Vorräthe (aus Ost- und Westindien und aus seinen Fabriken und Manufakturen) zu verkaufen, theils, um seinen Bedarf an Getreide, Holz, Wolle, Talg, Leder, Hanf und Eisen einzukaufen. Verbietet man also aufs strengste allen Verkehr mit England, so muß England mitten in seinem Ueberfluß darben. Er gab daher die berüchtigten Dekrete von Berlin den 21sten Novbr. 1806, und von Mailand den 17ten Decbr. 1807, wodurch jedes Schiff, das sich von Engländern auch nur

habe visitiren lassen, für ein feindliches, und jede Waare, die über Meer kam, für eine englische erklärt ward, die man also wegnehmen, verbrennen oder sonst vernichten müsse. Allein war gleich der Handel mit Europa ein Theil von Englands Handel, so blieben doch nur wichtige Theile desselben übrig, und was ihm Europa geliefert hatte, ersetzte es sich durch einheimischen Fleiß. Dagegen fehlte dem französischen Reiche und allen Staaten, die dem Willen seines Kaisers gehorchen mußten, der Absatz ihrer Landesprodukte, ihrer Manufakturen; die Landleute und Handarbeiter hatten keine Beschäftigung, keinen Verdienst; Handel war gar nicht, oder wurde getrieben, wie ihn kein ehrlicher Mann treiben mag, durch Lug und Betrug: denn die französischen Aufpasser, die Napoleon an die Küsten schickte, den Handel mit England zu verhüten, ließen sich bestechen, und waren die eifrigsten Beförderer des englischen Handels. Ja, Napoleon selbst verkaufte in Kurzem Erlaubnißscheine (Licenzen) zum Ausfuhrhandel mit England. Zu diesem Verfahren gegen England sollte sich der ganze Kontinent vereinigen; daher nannte er es das Kontinental-System. Und damit auch der gesunde Menschenverstand nicht weiter wähnen sollte, als ob der Zustand der Gesellschaft und der Staaten der wünschenswürdigste sey, in welchem aus Achtung vor dem Recht der Kleinste wie der Größte im angeerbten Besitzstande ungekränkt verbleibe und des Seinigen sich erfreue, ward als oberster Grundsatz für Europa's Staatenglück und Bürgerwohl aufgestellt: Ein Staat müsse mit Obmacht die übrigen nach seinem Willen lenken können; dann sey der Eine im Stande, den Frieden zu erzwingen: und dazu sey berufen Frankreich und in Frankreich Napoleon. Die Mittel aber, welche angewandt wurden, um dieser obersten Alleingewalt auf Erden Gehorsam zu erzwingen, waren gräßlich. Das Hauptmittel war eine immer schlagfertige zahlreiche Armee, dazu die Konscription, die unerbittlich aus allen Gegenden Frankreichs die kräftig-

sten Jünglinge zusammentrieb. Um diese zahlreiche Armee zu unterhalten, war Geld nöthig und viel Geld; daher waren die Abgaben Frankreichs viel höher (obgleich weit weniger drückend) als vor der Revolution. Gefährlich für jede freie Aeußerung war die geheime Polizei, die aller Orten jedem gedruckten, geschriebenen oder gesprochenen Worte auflauerte, und mißfiel es, den Urheber verfolgte. Ein Buchhändler Palm ward in Deutschland auf französischen Befehl erschossen, weil er Bücher verkauft hatte, in denen Napoleon herabgewürdigt war. Bücher solcher, oder auch anderer Art (z. B. in denen der Wahrheit gemäß erzählt wurde, was geschah), wurden ohne Vorwissen der Verfasser Bogenweise geändert, und nun unter dem Namen der wahren Verfasser verkauft, als ob diese so dem französischen Systeme huldigten. Oder ging das nicht, so nahm man die Bücher weg, verbot sie bei hoher Strafe, setzte die Verfasser gefangen. So wurde der brave Schriftsteller und Buchhändler Becker in Gotha, weil in Schriften seines Verlags Aeußerungen vorkamen, die mißfielen, von französischen Soldaten aus seiner Wohnung in Gotha weggeholt und nach der Vestung Magdeburg gebracht a). Die-

a) In dem kleinen Buche: Merkwürdige Begebenheiten ꝛc. wurden Blätter ausgeschnitten und umgedruckt; dennoch ward es im Königreich Westphalen in den Schulen verboten, und wo man es fand, weggenommen. Eben so ergieng es unsrer Umständlicheren Erzählung, und als sie 1811 neu gedeckt werden sollte, wollte man in Sachsen mehrere Blätter gar nicht mitdrucken. Nun erkundigte man sich nach meinen andern Schriften, und da die Chronik des 19ten Jahrhunderts ein gefährliches Buch zu seyn schien, weil es von Napoleon Wahrheit erzählte, wandte man sich an die dänische Regierung, dem Verleger Hammerich in Altona die Fortsetzung zu verbieten. Und der wackere Bohn in Hamburg, der durch die Beschränkungen des Handels bei höchst verdienstlichen Unternehmungen schon in etwas zurückgekommen war, mußte ohne mein Vorwissen in einer von

ser Krieg, den Napoleon gegen die einzelnen Menschen geführt hat, hat nicht wenig dazu beigetragen, auch in jedem einzelnen Menschen ihm einen Feind aufzuregen; und schwerlich dürfte die Geschichte einen andern Namen nennen können, der in so wenigen Jahren und in dem Grade der Gegenstand des allgemeinen Hasses der Fürsten und Adligen, der Bürger und Bauern, unter dem Volke sowohl, das er beherrschte, als unter jedem Volk, das seinen Namen nennt, geworden wäre. Die nordamerikanischen Freistaaten feierten schon 1813 ein Fest für die Befreiung Rußlands, die sie als ein sicheres Vorzeichen der Befreiung Deutschlands, und dann auch des ganzen Europa betrachteten.

Doch die verwegensten und arglistigsten Staatshandlungen Napoleons haben wir noch nicht erzählt; und ihre trockene Aufzählung ist seine bitterste Anklage. — Den 10. Dec. 1807 nahm er das Königreich Etrurien (Toskana,

mir geschriebenen und von ihm verlegten Geschichte der Jahre 1796 — 1810 4 1/2 Bogen umdrucken lassen, um so das Buch unter meinem Namen verkaufen, um nicht etwa gar Palms Schicksal zu erfahren. Ich selbst wurde in Helmstädt wegen einer Vorlesung, in der ich (1808) die Zuhörer aufgefordert hatte, treu und vest deutschen Sinn zu bewahren, nicht zu verzagen, nicht sklavisch zu fröhnen, ohne daß ich Napoleon und das neue Königreich Westphalen genannt hatte, von einer deutschen Behörde zur Verantwortung vorgefordert und bedroht, und eine offene Beschwerde darüber in Cassel führte eine sehr unvollkommene Genugthuung herbei: Johannes Müller selbst rieth zum Schweigen und Dulden. Meine besten Freunde verließen mich in den Tagen, um nicht den Schein zu haben, als billigten sie meine Grundsätze, und somit auch verdächtig zu werden. Die Muthigsten unter den Zitternden wollten ein Bittschrift um Gnade für mich der Anklage nach Kassel vorausschicken. So niedergedrückt und zerrissen wurde das deutsche Gemüth.

Florenz), das er selbst gestiftet hatte, ohne Krieg, ohne Recht. Französische Truppen rückten in Portugal ein; doch die königliche Familie hatte sich noch so eben mit Hülfe der Engländer gerettet und nach Brasilien in Südamerika eingeschifft, als die Franzosen in Lissabon einzogen, den 30. Novbr. 1807. Das Schicksal Portugals schien entschieden. 1808 entstand ein Aufruhr in Madrid, der schwache König Karl IV. legte die Regierung nieder, sein Sohn Ferdinand VII. bestieg den Thron den 19ten März. Nicht lange darauf erklärte Karl IV. seine Entsagung der Krone für erzwungen; französische Truppen rückten in Madrid ein, Napoleon kam nach Bayonne, und foderte Vater und Sohn vor sich als Richter. Die Ueberlisteten kamen; beide wurden (der Sohn durch Drohungen) genöthigt, der spanischen Krone zu entsagen, und nahmen dafür einige Landgüter und kärglichen Jahrgehalt in Frankreich, den 10. Mai. Am 4. Juni ernannte er seinen Bruder Joseph, bisher König von Neapel, zum König von Spanien; Neapel dagegen erhielt sein Schwager, Joachim Mürat, dem er erst 1807 das Großherzogthum Berg am Niederrhein (Düsseldorf) gegeben hatte; und das Großherzogthum Berg gab er 1809 einem unmündigen Sohne des Königs von Holland, für den er aber selbst die Verwaltung des Landes übernahm. Doch nicht so gleichgültig, wie die Regierenden sich versetzen ließen, duldeten die Regierten den Wechsel ihrer Fürsten. — Die Spanier schienen ein entnervtes Volk zu seyn; wenige ahneten, daß jetzt noch das Feuer und der Ernst, der Hochsinn und die Schwärmerei in Glauben und Liebe in ihnen wohne, durch die sie in früheren Jahrhunderten auf dem Schlachtfelde und in der Dichtkunst ein so herrliches Volk waren. Ueberraschend und beschämend daher war es fast für ganz Europa, als die Spanier sich erhoben mit einer Kraft, einer Begeisterung und einer Ausdauer, an der Napoleons Hartnäckigkeit das erstemal scheiterte. Spanien blieb, wie oft auch in einzelnen Gefechten besiegt, doch unbesiegt, und gab dem ganzen Europa das Beispiel. — Das ganze Volk

ergrimmte bei der Nachricht von der Entthronung seiner Königsfamilie, und stand auf gegen diejenigen, die es als Werkzeuge seiner Unterjochung betrachtete. Den 25. Juli wurde Joseph als König von Spanien und Indien in Madrid ausgerufen; aber schon den siebenten Tag nach seiner Krönung, den 1. August, mußte der neue König seine Hauptstadt wieder verlassen. Zum erstenmal nach geraumer Zeit hörte man, daß eine französische Armee gefangen genommen sey (den 20. Juli in dem spanischen Gebirge Sierra Morena); hörte bald, daß spanische Regimenter, von Napoleon hinterlistig nach den dänischen Inseln geschickt, unter la Romana von dort entkommen, und im Vaterlande gelandet seyen. Jetzt erhoben auch die Portugiesen die Waffen gegen Frankreich; 30,000 Engländer landeten, und die französischen Truppen mußten Portugal räumen, den 30. August 1808. Da stellte sich Napoleon selbst an die Spitze seiner Truppen; es folgte Sieg auf Sieg, den 4. December zog er in Madrid ein, und im Januar 1809 hatte er einen Theil der Engländer wieder bis an die Küste gedrängt. Da, wo die französischen Armeen mit Uebermacht standen, waren sie die Herren; das Land und die Gebirge hatte das Volk. Daher war es Napoleon sehr erwünscht, sagen zu können: Die Bewegungen Oesterreichs haben mich nach Paris zurück gerufen; denn mit der Hülfe Gottes hatte er bei seiner Abreise aus Paris verheißen, seine Adler auf den Mauern von Lissabon aufzupflanzen. In der That schien Oesterreich einen günstigen Zeitpunkt zur Beschränkung Frankreichs gewählt zu haben: das Unglück in Spanien hatte den geheimen Haß der Völker Deutschlands und Italiens aufgeregt; und Oesterreich bot eine Macht auf, wie in keinem der früheren Kriege, und mit einer Thätigkeit und Begeisterung, die zu kühnen Hoffnungen berechtigen konnte. Auch wurde gefochten mit einem Muthe, der ein besseres Schicksal verdient hätte. Jedoch sollte er noch höher steigen, der verwegene Eroberer, damit sein desto tieferer Fall für die kommenden Geschlechter eine warnende Lehre bliebe.

daß kein Uebermüthiger das Gleichmaaß der göttlichen Weltordnung mit frechem Sinne zu verkehren wage. Nach blutigen Kämpfen mußte Oesterreich im Frieden zu Wien, den 14. Oct. 1809, alles Land abtreten, wodurch es noch mit der Küste in Verbindung stand. Mitten in diesem Kriege hatte Napoleon den 17. Mai von Wien aus einen Befehl erlassen, durch den alle Besitzungen des Pabstes mit Frankreich vereiniget wurden; und Pius VII. selbst wurde als Gefangener aus Rom nach Frankreich abgeführt. Seit nun der französische Kaiser, nach der Scheidung von seiner unfruchtbaren Gemalin, Josephine (im December 1809) den 1. April 1810 sich mit Marie Louise, Tochter des Kaisers von Oesterreich, vermählt hatte, und also das Haus Habsburg auf längere Zeit für Frankreich gewonnen zu seyn schien; seit darauf im August ein französischer Prinz, berühmt als General unter dem Namen Bernadotte, zum Kronerben Schwedens nach Stockholm gerufen wurde: da meineten auch scharfsichtigere Staatsmänner, daß Napoleons Herrschaft nun wohl fürs erste gesichert sey: keiner aber glaubte wohl fester daran, als er selbst, der jetzt freilich auf dem Gipfel seiner Macht stand und nichts weiter sich unausführbar dachte. Seinen eigenen Bruder Ludwig nöthigte er, dem Königthum zu entsagen, und vereinigte Holland mit Frankreich, den 9. Juli 1810: denn so war seine Anrede an den Sohn Ludwigs: Erinnere dich stets, daß deine ersten Pflichten sind Pflichten gegen mich, die zweiten gegen Frankreich, die dritten gegen das dir etwa anvertraute Volk. Den 13. Decbr. 1809 war feierlich in Paris erklärt worden: die Unabhängigkeit der Hansestädte soll aufrecht erhalten werden; und den 13. December 1810 wurde die ganze Küste Norddeutschlands, vom Rhein bis zur Ostsee, mit Frankreich vereiniget, weil sie nicht im Stande sey sich gegen England zu schützen. So nahm der Oheim dem Neffen einen Theil des kaum gegebenen Großherzogthums Berg, der Bruder dem Bruder einen Theil des Königreichs Westphalen, der Beschützer dem, den er beschützen sollte, dem

im Rheinbunde begriffenen Herzoge von Oldenburg, der alles Gefoderte geleistet hatte, sein ganzes Herzogthum; so hielt die französische Regierung den Hansestädten ihr öffentlich gegebenes Wort. Jetzt war nicht weiter abzusehen, wo solch eine Handlungsweise Ziel und Schranken finden könne. Denn daß auch nichts, gar nichts mehr geschont werden sollte, dafür zeugte insbesondere die Vertreibung des Herzogs von Oldenburg, der, geehrt durch ganz Deutschland, innigst geliebt von seinen Unterthanen, ein naher und hochgeachteter Verwandter des russischen Kaisers war. Gern hätte ihn Napoleon daher eingefangen; allein der edle Fürst, der unwürdiger Unterwürfigkeit die Verbannung vorzog, wandte sich an Alexander um Schutz gegen seinen Beschützer, und hat das Verdienst, durch dies streng rechtliche und würdige Betragen von fern die Katastrophe über den Hochmüthigen vorbereitend herbeigeführt zu haben. Alexander nahm ihn auf, wie er es verdiente; Napoleon bot Erfurt für Oldenburg: der Herzog wollte keinen Tausch. Und Alexander, der da meinte, daß Napoleons Befehle von Trianon, St. Cloud und Paris keine Gesetze für ihn in Petersburg waren, der, das Beste seines Landes und Volkes erwägend, den Handel mit England nicht verbot, ward in den Zeitungen der französischen Regierung nicht mehr gerühmt; dagegen wurde viel von den Siegen der Türken an der Donau erzählt. Denn hatte Rußland auch mit Schweden Frieden geschlossen: der Krieg mit der Pforte und Persien dauerte fort, und erfoderte gegen die Türken ungewöhnliche Anstrengungen. Zunächst, scheint es, war Napoleons Absicht auf Preußen gerichtet: er hätte so gern gereizt, um die ganze Ostseeküste bis Memel nehmen zu können. Allein man kann diese Standhaftigkeit der preußischen Regierung, allen auferlegten Verpflichtungen, wie schwer sie auch drückten, treu und pünktlich nachzukommen, bei der oft lauten Unzufriedenheit der Unterthanen, nicht laut genug rühmen: sie hat dadurch das Gefühl des Rechts mächtig in und außer sich gestärkt, und konnte mit Gewißheit darauf rechnen, daß,

wenn Napoleon sich dennoch einen Gewaltstreich erlaube, dies dann das tief verwundete Gerechtigkeitsgefühl zu blutiger Rache aufreizen werde. Unerwarteter, doch weniger vielleicht dem französischen Kaiser, der Bernadotte's Abneigung kannte und Gleiches mit Gleichem erwiederte, als dem übrigen Europa, war der Trotz Schwedens, welches sogleich, als französische Truppen in Schwedisch-Pommern eingerückt waren, sich geradezu für England erklärte. — Jetzt schien es Napoleon vielleicht hohe Zeit, bevor der gemeinsame Unwille die Macht des nordö[illegible] Europa vereinigte, Rußland, so lange es seine Krä[illegible] noch gegen Türken und Perser theilen mußte, mit günstigem Erfolge anzugreifen, weil, wenn Rußland dem sogenannten Kontinental-System beizutreten gezwungen werde, nichts ihm weiter widerstehen könne. Daher behandelte er selbst den Krieg in Spanien als Nebenwerk, wiewohl dort ein Held aufgetreten war, der Engländer Wellesley, bekannter unter dem Ehrennamen Marquis von Wellington, der mit geringerer Heeresmacht gegen die überlegenen französischen Heeresschaaren und klug und menschlich zugleich gegen nichts schonende Kriegswuth im Vortheile blieb, und endlich die Franzosen ganz und gar aus Spanien vertrieb, 1812 und 1813. Doch, wie gesagt, Napoleons Hauptaugenmerk blieb auf Rußland gerichtet; und unterstützt von den Streitkräften Deutschlands, Italiens und Polens, im Bunde mit Oesterreich und Preußen, die ihm gleichfalls Truppen stellten, schien er sich stark genug, Rußland in Rußland zu besiegen. Den 24. Juni 1812 ging er über den Niemen, den Gränzfluß Rußlands; die russischen Heere zogen sich fechtend in das Innere des Reiches zurück; kühn folgte Napoleon, seinem Glücke vertrauend, durch verwüstete, jetzt schon größtentheils öde Gegenden; und nach blutigen Schlachten bei Smolensk den 17. Aug. und an der Moskwa den 7. Sept. zog der unüberwindlich geachtete Sieger den 14. Sept. in die alte Kaiserstadt Rußlands, in Moskwa, ein. Hier hoffte er Ruhe, und für seine Truppen Erquickung

und Winterquartiere zu finden; und von hier aus gedachte er wohl, Kaiser und Große und Volk so zu umstricken, daß er den Frieden vorschreiben könnte. Doch seine Siege waren ein betrügerisches Irrlicht; sein Vertrauen führte ihn in sein Verderben. Mehrere vornehme Russen wollten Moskwa lieber dem Feuer, als den Franzosen Preis geben: hie und da fing an ein Haus zu brennen; der Wind verbreitete die Flamme: es fehlte an Spritzen; ein großer Theil von Moskwa stand in Brand. Da war zwischen brennenden Häusern und g[illegible] den Aschenhaufen kein Bleiben für die Franzosen: aber rings um sich her hatten sie eine Wüste, überall der Gegend kundige, des Klima's gewohnte feindliche Reuterei und von der Donau, wo mit den Türken Friede geschlossen ward, zogen neue russische Heere heran. Dazu kam der Mangel an Lebensmitteln und der frühe Winter. Der Rückzug ward nach tapferem Widerstande nach und nach zur Flucht: gräßlich litten die Fliehenden vor allem an dem Fluß Beresina. Wie viel Tausende hier durch die erbitterten Feinde den Tod fanden, in Flüssen und Sümpfen umkamen, vor Hunger starben, vor Kälte erstarrten, mit erfrornen Gliedmaaßen liegen blieben, das hat kein Mensch zählen können; schaudervoll ist es zu denken, daß Eines Mannes Wille eine halbe Million Menschen in einem Jahre grausam gemordet hat. Doch ihn focht das so wenig an, schlug seinen Muth so wenig nieder, daß, wie er auf seiner Flucht erst Dresden und bald darauf Paris erreicht hatte, er aufs neue Hunderttausende zu neuem Angriffe voll Rachgier aufbot. Die Aufsätze in den französischen Regierungsblättern vom Januar 1813 behandelten Preußen mit einem Hohn, mit einer Verächtlichkeit, daß jede Faust unwillkührlich sich ballte. Das war nicht zu ertragen: der Uebermüthige höhnte die Treue eines rechtlichen Königs und Volks; und wer selbst da, wo das Schicksal warnte, nicht zur Besonnenheit kam, vielmehr im Hochmuth stieg, der mußte in Fesseln gelegt werden, sollte nicht die Welt unter ihm in Trümmer gehen. Friedrich Wilhelm III.

verließ seine Residenzstadt Berlin, weil die Franzosen daselbst verdächtige Bewegungen machten: er kam nach Breslau, und von hier aus erging der Aufruf an sein Volk: das Vaterland ist in Gefahr! ein Aufruf, der die Bürger der preußischen Staaten aus allen Ständen in wenigen Wochen unter die Waffen brachte, und dem nach kurzen Monaten ganz Deutschland willig Folge leistete. Bei Lützen den 2. Mai focht das preußische und verbündete Heer mit begeistertem Heldenmuth gegen den überlegenen Feind, und obschon Napoleons Uebermacht hier und 21. Mai bei Bautzen die russischen und preußischen Heere zum Rückzuge zwang, so war er es dennoch, der Waffenstillstand anbot, um erst neue Verstärkungen zur gänzlichen Vernichtung der Verbündeten an sich zu ziehen. Doch die nun angeknüpften Friedensunterhandlungen zeigten ihn abermals ungebändigt in Foderungen und Ansprüchen. Da zogen den tapferen Russen und Preußen aus Süden und Norden Kriegsheere zu Hülfe, und man rühmte es mit Recht als ein besonderes Verdienst, daß Kaiser Franz selbst gegen den Schwiegersohn, und der Kronprinz von Schweden, obgleich ein geborner Franzose, dennoch gegen den stolzen Beleidiger aller Völker die Waffen ergriffen, um den Staaten und Nationen Unabhängigkeit und einen rechtlichen Zustand wieder zu gewinnen und zu sichern. Und Gott war mit ihnen! Nachdem die französischen Heere durch Karl Johann und Bülow von Berlin, durch Blücher aus Schlesien, durch Kleist von Böhmen (in den Schlachten bei Groß-Beeren den 23. Aug., an der Katzbach den 26. Aug., bei Kulm den 30. Aug., bei Dennewitz den 6. Sept.) abgewehrt und vertrieben waren; erfochten die verbündeten Armeen den 16. und 18. Octbr. die glänzenden, ewig denkwürdigen Siege bei Leipzig, durch die Napoleon so geschlagen wurde, daß er am 19. Octbr. seinen Rückzug anfing in solcher Eile, daß die Straße von Leipzig bis Mainz mit Leichen von Lastthieren und Menschen, mit verlassenen Wagen und Kanonen bedeckt war, und er nicht eher Halt machte, als bis ihn,

nachdem er am 30. Oct. die Baiern und Oestreicher, welche sich ihm bei Hanau entgegenstellten, zurückgeschlagen hatte, am 1. Nov. der Rhein von den Nachsetzenden trennte. Russen und Deutsche standen am Rhein, Engländer und Spanier drohten siegreich von den Pyrenäen her; Napoleon gab nicht nach, verlangte von Frankreich neue Armeen und frische Bewaffnung. Die Gränzen wurden überschritten, Wellington drang durch die Pyrenäen gegen Bayonne vor, und nach neuen Siegen auf französischem Grund und Boden besetzte er den 12. März 1814 Bordeaux. Russen, Preußen, Oestreicher zogen gegen Paris, und da jetzt Napoleon sich zu Friedensunterhandlungen erbot, nahm man sie an und unterhandelte mit ihm, bis man erkannte, daß er nur Zeit zu gewinnen suche, und auf Abschluß drang. Da legte Napoleon, weil er einige wichtige Vortheile über Blücher erkämpft hatte, ganz als sey er völlig Sieger, mit gewohntem Hohn und Uebermuth Foderungen und Bedingungen als seine letzten und unnachläßlichen vor, die denn freilich klar erwiesen: von diesem Manne sey keine Nachgiebigkeit, von ihm kein sicherer Friede zu hoffen. Die Unterhandlungen wurden abgebrochen, alle Heeresabtheilungen der Verbündeten unter Schwarzenberg und Blücher vereinigten sich, ließen sich durch Napoleon, der sie nach dem Rhein hin locken wollte, nicht irre führen, schlugen seine Marschälle den 25. und 30. März, und den 31. März zogen Alexander von Rußland und der König von Preußen an der Spitze ihrer Garden ruhig in Paris ein. „Wir führen „keinen Krieg mit der französischen Nation, sondern einzig „mit dem, der sich ihren Kaiser nennt, den wir aber hinfort als solchen nicht weiter anerkennen, (England hat „ihn nie anerkannt und ihn daher nie anders als Bonaparte „genannt) und für unfähig zu Friedensunterhandlungen „erklären." So sprachen die Verbündeten; und den 3ten April wurde durch den Senat und den gesetzgebenden Rath, als die obersten Staatsbehörden, Napoleon und seine Familie des Kaiserthrons für verlustig erklärt, und Ludwig

XVIII., ein Bruder des 1793 hingerichteten Königs Ludwigs XVI., 58 Jahre alt, zum König von Frankreich ernannt. Dem Frieden zufolge, welcher am 30. Mai 1814 zwischen Frankreich und den verbündeten Mächten abgeschlossen wurde, blieb Frankreich von nun an unter der Herrschaft seines alten Königshauses, wurde aber auf diejenigen Gränzen eingeschränkt, die es zu Anfange des Jahres 1792 gehabt hatte; Deutschland erhielt fast alle die Länder jenseit des Rheins zurück, die es seit 1792 verloren; die vereinigten Niederlande wurden als erbliches Königreich dem Hause Oranien zugesichert; Spanien und Portugal kamen wieder unter ihre rechtmäßigen Fürsten; Oesterreich erlangte die früher besessene Lombardei, Sardinien seine alten Provinzen wieder; auch der heilige Vater in Rom ward wieder in alle seine vorigen Rechte und Besitzungen eingesetzt; Neapel allein blieb in der Gewalt seines fremden Beherrschers (Mürat). Dem seines Throns entsetzten Napoleon wurde die Insel Elba an der Westküste Italiens zum Wohnorte angewiesen.

So schien Europa endlich nach langen Stürmen wieder beruhigt, und es blieb nichts weiter zu thun übrig, als die Verhältnisse und Gränzen der einzelnen Staaten Europa's unter einander zu bestimmen und festzusetzen. Zu diesem Zwecke wurde im October 1814 zu Wien ein Kongreß eröffnet, bei welchem sich die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Baiern und Würtemberg persönlich, und außerdem die Abgesandten aller bedeutenderen Mächte Europa's einfanden. Auf diesem Kongreß, dessen Unterhandlungen monatelang dauerten, wurde, außer der Annahme der königlichen Würde von Seiten Hannovers und der Einverleibung Genua's in die Staaten des Königs von Sardinien, bloß noch jene Uebereinkunft in Hinsicht der Entschädigungen Preußens abgeschlossen (am 8. Februar 1815), nach welcher Sachsen getheilt, Polen zum Theil an Rußland abgegeben wurde, Preußen aber vorzüglich auf beiden Seiten des Rheins bedeutendes Gebiet er-

hielt. Man hoffte die übrigen Unterhandlungen des Kongresses bis zum Monat Mai völlig abgeschlossen zu sehen, als plötzlich in diese tiefe Ruhe, wie ein Blitz bei heiterem Himmel, die Kunde der Entweichung Napoleons von der Insel Elba und seiner Landung an der französischen Küste (am 1. März 1815) kam. Napoleon drang mit reißenden Schritten gegen Paris vor, der von seinen Großen und dem größern Theile des Heeres verlassene König Ludwig XVIII. verließ mit den Prinzen seine Hauptstadt am 20sten März, und Napoleon hielt noch an demselben Tage unter lautem Jubel des Volks seinen Einzug in Paris. Zwar erließen die 8 Hauptmächte des Wiener Kongresses am 13. März eine förmliche Achtserklärung gegen Napoleon, allein dieser hatte bereits das stehende Heer in Frankreich auf seine Seite gebracht und versammelte täglich größere Heerhaufen aus allen französischen Provinzen. Oesterreich, Rußland, Preußen und Großbritannien erneuerten also das schon früher unter ihnen bestandene Schutz- und Trutzbündniß, welchem alle übrigen europäischen Mächte, außer dem Könige von Neapel (Mürat), beitraten. Die Verbündeten stellten hierauf gewaltigere Heermassen als je auf, und zwar am Oberrhein unter Schwarzenberg, am Niederrhein unter Blücher, in den Niederlanden unter Wellington. Unterdeß war Mürat, in Folge einer geheimen Verbindung mit Napoleon, 29. März an der Spitze eines bedeutenden Heeres aus seinen Staaten aufgebrochen und bis Bologna vorgedrungen, allein die Oesterreicher unter Bianchi trieben den Feind in mehreren glücklichen Gefechten ohne Anstrengung zurück, zwangen durch den Sieg bei Tolentino (am 3. Mai) das neapolitanische Heer zu einem Vertrage, kraft welchem die Hauptstadt Neapel am 22. Mai von den Oesterreichern besetzt, und die Regierung des Landes an den rechtmäßigen Fürsten Ferdinand IV. zurückgegeben wurde. Mürat war nach Frankreich entflohn.

Mittlerweile hatte Napoleon am 1. Juni zu Paris ve-

einer feierlichen Versammlung des Volks die Reichsverfassung zweckmäßiger eingerichtet, und war bald darauf zum Heere abgereist. Nach mehreren unentscheidenden Vorgängen kam es bei la belle Alliance und Waterlow am 18. Juni zu einer blutigen Schlacht, in welcher die preußischen und englischen Heere unter Blücher und Wellington Napoleons Hauptmacht so gänzlich schlugen, daß der fliehende Feind nach kurzen fruchtlosen Versuchen seine Hauptstadt Paris den Händen der Sieger überlassen mußte (am 7. Juli). Napoleon hatte unterdessen von Rochefort aus zur See entfliehen wollen, mußte sich aber am 15. Juli an die dort aufgestellten englischen Schiffe ergeben, und wurde hierauf vermöge eines gemeinschaftlichen Beschlusses der verbündeten Mächte als Gefangener nach der Insel St. Helena abgeführt, wo er 5. Mai 1821 starb.

Die verbündeten Heere blieben indeß so lange in Frankreich stehen, bis der Friede am 20. November 1815 zu Paris abgeschlossen worden war. Dieser Friede bestimmte die Gränzen Frankreichs so, wie sie im Jahre 1790 gewesen waren, wodurch außer einigen bedeutenden Grenzstrichen auch noch die Vestung Landau wieder an Deutschland zurückfiel. Außerdem mußte Frankreich alle die aus andern Ländern geraubten und nach Paris zusammengebrachten Kunstwerke wieder zurückliefern, und eine Geld-Entschädigung von 175 Millionen Thalern an die verbündeten Mächte zu zahlen versprechen, bis zu deren gänzlicher Abtragung binnen 2 Jahren ein verbündetes Heer von 150,000 Mann in Frankreich stehen bleiben sollte.

Seitdem sieht das deutsche Vaterland mit Sehnsucht und Hofnung einer neuen zeitgemäßen Verfassung entgegen, die auf dem in Frankfurt am Main seit dem 5. November 1816 eröffneten Bundestage entworfen und festgestellt werden soll. Unter den einzelnen deutschen Staaten haben bis jetzt bereits Weimar, Nassau, Baiern, Baden, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Meinungen und Koburg sich eine dem Bedürfniß des Zeitalters angemes-

seine ständische Verfassung gegeben; Oesterreich und Preussen haben ein Gleiches zu thun versprochen.

Die Berathschlagungen über die Verhältnisse mit Frankreich und über das daselbst zurückgelassene Besatzungsheer veranlaßten in der letzten Hälfte Septembers 1818 den Kongreß zu Aachen, bei welchem sich die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preussen persönlich einfanden. Durch einen (am 9. Oktober) daselbst zwischen den 3 genannten Hauptmächten und Frankreich abgeschlossenen Vertrag, ward die noch von Frankreich an die verbündeten Mächte rückständige Summe auf 265 Millionen Franken (66¼ Mill. Thaler) bestimmt, und der Abzug des noch in Frankreich stehenden Besatzungsheeres auf den 30. November 1818 festgesetzt. Außerdem ward noch in den deutschen Angelegenheiten die Badensche Erbfolgestreitigkeit ausgeglichen und die neuentworfene Militärverfassung für die gesammten deutschen Bundesstaaten in Wirksamkeit gesetzt. Preussen feierte den 18. Oktober durch Stiftung einer neuen Universität für die Rheinlande zu Bonn. Der Kongreß selbst löste sich, nach einer Dauer von 8 Wochen, am 21. November wieder auf, und die Monarchen kehrten in ihre Hauptstädte zurück.

Man konnte hoffen, die Ruhe Europa's würde wenigstens einige Jahre hindurch nicht unterbrochen werden; bald aber häuften sich neue Besorgnisse. Die Ueberspannung Einzelner schien eine Gährung in den Gemüthern Vieler anzudeuten, Furcht vor allgemeinen Unruhen zu erregen und Maaßregeln nothwendig zu machen, um diesen zu begegnen, obgleich im Allgemeinen diese Befürchtungen in Deutschland nicht so gegründet seyn mochten, als in anderen Ländern, indem selbst in den deutschen Staaten, welche durch eine freie Verfassung die Regierungsgewalt der Fürsten beschränkten, sich die Völker derselben nur um so treuer und ergebener zeigten.

Desto lebhafter brach das lange schon unter der Asche glimmende Feuer bald darauf in Spanien, Portugal und Italien aus.

Der König Ferdinand VII. von Spanien hatte sogleich bei seiner Rückkehr die freie Verfassung der Kortes, welche das Volk 1812 angenommen hatte, unterdrückt, und seitdem mit so vieler Planlosigkeit, Schwäche und Härte regiert, daß ein fast allgemeiner Unwille des Volkes die Folge davon war. Da nun Viele glauben mochten, es werde die Wiederherstellung der freien Verfassung von 1812 dem Unglücke des Volkes abhelfen, so wurde der König, nachdem er mehrere deshalb versuchte Aufstände mit Gewalt unterdrückt hatte, endlich durch einen allgemeinem Aufstand vorzüglich des Heeres bewogen, am 5. März 1820 diese Verfassung anzunehmen und zu beschwören, wodurch seiner Macht sehr enge Schranken gesetzt wurden. Aber die Mönche, viele Priester, und die Anhänger der unbeschränkten königlichen Gewalt, als natürliche Feinde der Aufklärung und der Volksfreiheit, so wie die Uebertreibungen derer, welche die neue Verfassung wieder hergestellt hatten, erhielten seitdem das bedauernswürdige Land in einer Anspannung und Unruhe, deren Ende noch jetzt nicht abzusehen ist.

Ruhiger wurde, wenn gleich nicht ohne augenblicklichen Aufstand des Heeres, dieselbe Verfassung 1820 auch in Portugal von dem Volke und bald von dem Könige angenommen.

Bald nachher wurde König Ferdinand I. durch einen Aufstand in Neapel ebenfalls genöthigt, am 7. Juli 1820 die spanische Verfassung von 1812 anzunehmen und eine allgemeine Gährung schien sich über ganz Italien verbreiten zu wollen.

Nun traten die verbündeten Mächte, vorzüglich Oesterreich und Rußland mit Zustimmung der Uebrigen zusammen und ließen, nachdem zu Troppau und Laybach die Maaßregeln waren verabredet worden, Truppen marschiren. Ein österreichisches Heer nahm 1821 fast ohne allen Widerstand Neapel ein und stellte mit Vernichtung der neuen Verfassung die alten Verhältnisse des Königs wieder her, blieb auch zum Schutze desselben im Lande. Eben so leicht und schnell wur-

de durch österreichische Truppen der Versuch, im Piemontesischen den König von Sardinien zur Annahme der neuen Verfassung zu bewegen, unterdrückt. Der König Victor Emanuel verzichtete aber auf den Thron zu Gunsten seines Bruders Karl Felix. Die Urheber der Unruhen wurden überall scharf bestraft. Bald darauf rückte ein französisches Heer (1823) in Spanien ein, und stellte die unbeschränkte Herrschaft König Ferdinands wieder her. Die wüthende royalistische Parthei nahm blutige Rache an denen, welche die freie Verfassung ausgerufen hatten und noch immer ohne feste Regierungsmaaßregeln ist Spanien dem Kampfe der Partheien anheim gefallen und das unglücklichste Land in Europa. In Portugal wurde die freie Verfassung ebenfalls, doch mit mehr Schonung unterdrückt.

Kaum war in Italien die alte Ordnung der Dinge wieder hergestellt, als ein neuer unerwarteter Aufstand das Auge des ganzen Europa auf sich zog und ein schnelles allgemeines Interesse für den Menschen, wie für den Staatsmann erhielt.

Die Griechen, welche seit dem 15. und 16. Jahrhunderte fast ohne Unterbrechung unter dem harten Joche der Türken seufzten, erhoben sich 1821 plötzlich in Morea und in der Moldau und Wallachei, vorzüglich unter Anführung der Fürsten Ypsilanti. Hier wurden sie zwar, wenn gleich nicht ohne tapfere Gegenwehr geleistet zu haben, von der Uebermacht der Türken besiegt, aber in Morea im nördlichen Griechenlande und auf einigen Inseln des Archipelagus vertheidigen sie sich zu Lande und als geschickte Seeleute zu Wasser noch glücklich mit vielem Muthe.

Die rohen Türken, welche sogleich mit dem Anfange des Aufstandes zu den härtesten Maaßregeln ihre Zuflucht nahmen und mit abscheulicher Grausamkeit verfuhren, riefen dadurch die Rache der Griechen und gleiche Grausamkeit von

dieser Seite hervor, so daß dieser Krieg von beiden Völkern mit der größten Erbitterung geführt wird.

Da nun Rußland vermocht wurde, sich in einiger Hinsicht der Griechen anzunehmen, so entstanden so verschiedenartige Bewegungen unter den europäischen Mächten und die Verhältnisse verwickelten sich so, daß die friedliche Entwickelung derselben schwieriger, als je erschien. Doch sieht die christliche Welt nun seit 5 Jahren ruhig, wie Tausende von Christen durch die Türken gemordet werden, welche im Begriff zu seyn scheinen, alle Griechen auszurotten, so tapfer Maurocordato, Kanaris und andere Häupter der Griechen die werdende Freiheit auch vertheidigen, bei der ihnen die Hülfe der Gottheit weniger mangeln wird, als die ihrer Mitchristen, wenn sie fortfahren, den Tod nicht als das größeste Uebel anzusehen.

Anhang.

Chronologische Folge der wichtigsten Begebenheiten aus der allgemeinen Weltgeschichte.

2000 vor Christo: Ninus und Semiramis gründen das große Assyrische Reich.

Abraham.

1800. Joseph. Die Juden ziehen nach Aegypten.

1500. Moses führt die Juden aus Aegypten nach Palästina.

Kadmus der Phönizier bringt Buchstabenschrift nach Griechenland.

1200. Der phönizische Handel blüht.

In Aegypten werden Obelisken und Pyramiden gebaut.

Troja wird von den Griechen erobert.

Die Richter unter den Juden.

1050. David. Blüthe des jüdischen Reiches.

1000. Salomo.

Homer, griechischer Dichter.

885. Sardanapal in Assyrien.

Karthago gegründet.

Lykurgus, Gesetzgeber in Sparta.

754. Rom erbaut.

600 vor Christo: Die Assyrische Monarchie wird gestürzt. — Nebukadnezar stiftet das große Babylonische Reich.

Solon, Gesetzgeber in Athen.

555 vor Christo: Das Babylonische Reich gestürzt.

Cyrus stiftet das noch größere persische Reich von der Donau bis zum Indus.

490. Sieg der Griechen über die Perser bei Marathon, durch Miltiades.

480. Sieg der Griechen über die Perser bei Salamis, durch Themistokles.

444. Perikles, der wohlredende Grieche; Phidias, der berühmte griechische Bildhauer.

400. Sokrates. Innere Kriege zerrütten die schöne Blüthe Griechenlands.

333 vor Christo: Alexander zerstört das persische Reich, und stiftet die Griechisch-macedonische Monarchie vom adriatischen Meere bis jenseit des Indus, die aber gleich nach seinem Tode in kleinere Staaten zerfällt.

280. Rom hebt sich. Sieg über Pyrrhus.

218. Krieg mit Karthago — Hannibal.

146. Karthago und Korinth von den Römern zerstört. —

88. Rom siegt überall, aber Bürgerkriege zerrütteten den Staat im Innern.

30. Augustus siegt bei Aktium, Römer über Römer, erobert Aegypten, und wird Kaiser von Rom.

Großes Römisches Reich vom Atlantischen Meere bis zum Tigris.

Christus wird geboren.

70 Jahre nach Christo Jerusalem zerstört.

100. Blüthe der römischen Macht.

200. Das römische Reich wird kraftlos unter schlechten Kaisern, und angegriffen von deutschen Völkern.

333. Konstantin in Konstantinopel wird Christ.

374. Völkerwanderung.

395. Theodosius theilt das große Römische Reich in Abendland und Morgenland.

476. Untergang des abendländischen Kaiserthums.

555 erobern Justinians Generale, Belisar und Narses, Nordafrika und Italien.

Longobarden erobern Norditalien.

622. Mahomed. — Schnelle Ausbreitung der mahomedanischen Religion, und der arabischen Macht.

732. Die Araber geschlagen bei Tours von Karl Martell, dem Franken.

800. Karl der Große gründet das Fränkische Reich zwischen Ebro, Tiber, Raab und Eider.

900 zertheilt sich das Fränkische Reich in Deutschland, Frankreich, Norditalien.

919. Heinrich der Städteerbauer in Deutschland.

1073. Pabst Gregor VII. Simonie, Investitur, Cölibat. Heinrich IV. von Deutschland.

1095—1250. Kreuzzüge.

1200. Venedigs und Genua's Handel blühen.

1300. Schießpulver erfunden. Kompaß gebraucht.

1440. Erfindung der Buchdruckerei.

1450. Konstantinopel von den Türken erobert. Griechen flüchten nach Italien.

Heinrich der Seefahrer in Portugal. Afrika's Westküste entdeckt.

1492. Kolumbus entdeckt Amerika für Spanien.

1498. Der Seeweg nach Ostindien ums Vorgebirge der guten Hoffnung aufgefunden für Portugal.

1517. Luthers und Zwingli's Reformation des Pabstthums. — Karl V. König von Spanien und Kaiser von Deutschland.

Erfindung der Taschenuhren.

1540. Jesuiten. Erbitterung zwischen Protestanten und Katholiken.

1600. Holland erobert Ostindien. Portugal ohnmächtig. Elisabeth von England. Heinrich IV. von Frankreich.

1618 — 1648. Dreißigjähriger Krieg, schwächt Spanien und Oesterreich, hebt Frankreich und Schweden (Gustav Adolf), verschafft den Protestanten gleiche Rechte mit den Katholiken.

Kaffee, Thee, Zucker und Tabak werden häufiger in Europa.

1643 — 1715. Ludwig XIV. Frankreichs Ansehen und Erschöpfung.

Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, 1675 bei Fehrbellin.

1689 — 1725. Peter der Große von Rußland. Schwrden gedemüthiget. (Karl XII.) Schlacht bei Pultawa 1709.

1740. Friedrich II., König von Preussen. Maria Theresia von Oesterreich.

1756 — 1763. Siebenjähriger Krieg.

Frankreich erschöpft.

Preussen allgemein geachtet.

England herrscht zur See. Große Eroberungen in Ostindien und Nordamerika.

1770. Kook. Australien.

1776. Nordamerikanische Freistaaten.

1783. Washington. Franklin.

Katharina II. von Rußland herrscht im Norden, schwächt die Türken.

1789. Französische Revolution.

1799. Bonaparte. 1804. **Napoleon**, Kaiser von Frankreich.

1812. Napoleon in Moskau.

1813. Schlacht bei Leipzig. Napoleon flüchtet über den Rhein.

1814. Einzug der verbündeten Russen und Deutschen in Paris. Napoleon wird des Throns entsetzt. Friede mit Frankreich.

1815. Napoleon kehrt nach Frankreich zurück. Schlacht bei la belle Alliance. Einzug der Verbündeten in Paris. Abermaliger Friede.

1818. Kongreß zu Aachen.

1820. Revolutionen in Spanien, Portugal und Neapel.

1821. Aufstand der Griechen gegen die Türken.

Unterdrückung der Unruhen in Neapel.

1823. Herstellung der alten Verfassungen in Spanien und Portugal.

1824. Anerkennung mehrerer Freistaaten in Amerika durch England.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google